

HEYNE <

Der Autor des
Bestsellers »Hyperion«

DAN
SIMMONS
OLYMPUS

ROMAN

»DAN SIMMONS SCHREIBT WIE EIN GOTT. ICH KANN
KAUM SAGEN, WIE SEHR ICH IHN BENEIDE.«

STEPHEN KING

»EIN EINZIGARTIGES EPOS – WAS ERZÄHLERISCHE
KRAFT UND EINFALLSREICHTUM BETRIFFT, KANN ES
WOHL NIEMAND MIT DAN SIMMONS AUFNEHMEN.«

WASHINGTON POST

»ATEMBERAUBEND! DAN SIMMONS WAR NIE BESSER!«

NEW YORK TIMES

Dies ist die Geschichte von Thomas Hockenberry, Philosophie-Professor und Homer-Experte, der nach seinem Tod im Auftrag der griechischen Götter vom sagenumwobenen Trojanischen Krieg berichtet – von den tapferen Kämpfern Achill und Hektor, von der schönen Helena, vom legendären Odysseus.

Es ist die Geschichte eines Ereignisses, das die Welt für immer verändert hat. Und es ist die Geschichte unserer Zukunft...

Ein epochales Werk – nach seinem preisgekrönten Roman »Ilium« stellt Dan Simmons mit »Olympos« einmal mehr unter Beweis, dass er der bedeutendste mythenschaffende Schriftsteller unserer Zeit ist.

Das Buch

Thomas Hockenberry, einst Professor für Philosophie an der University of Indiana, wird nach seinem Tod von den Göttern des Olymp auserwählt, um im Auftrag der Muse Kalliope als Kriegsberichterstatter in Ilium tätig zu werden. Als so genannter Scholiker mit raffinierten High-Tech-Geräten ausgestattet, die es ihm erlauben, mitten im Kampfgetümmel zu erscheinen und in Sekundenbruchteilen wieder zu verschwinden, soll er der Muse Zeugnis geben von den Wechselfällen des Trojanischen Krieges. Doch Hockenberry kennt die »Ilias« zu genau, um nicht zu merken, dass sich zwischen dem, was er sieht, und den Versen Homers beträchtliche Diskrepanzen auftun. Hat sich der berühmte griechische Epiker in sträflicher Weise dichterische Freiheiten erlaubt, oder befindet er, Hockenberry, sich etwa im falschen Krieg? Doch die Wahrheit ist weitaus erschreckender: Hockenberry wurde nicht auf dem griechischen Olymp wiedererweckt, sondern auf dem Olympus Mons, dem höchsten Berg des Mars. Und es hat ihn nicht in die Antike, sondern in eine ferne Zukunft verschlagen. Was ist damit bezweckt? Wer steckt dahinter? Als durch seine Intervention der Krieg eine völlig neue Wendung nimmt, geraten die Ereignisse zunehmend außer Kontrolle...

Nach den preisgekrönten Bestsellern »Hyperion« und »Der Sturz von Hyperion« (beide Romane sind in dem im Wilhelm Heyne Verlag erschienenen Band »Die Hyperion-Gesänge« zusammengefasst) legt Dan Simmons mit »Olympos«, der lang erwarteten Fortsetzung von »Ilium«, eines der großen Science-Fiction-Werke des beginnenden 21. Jahrhunderts vor.

Der Autor

Dan Simmons wurde 1948 in Illinois geboren. Er schrieb bereits als Kind Erzählungen, die er seinen Mitschülern vorlas. Nach einigen Jahren als Englischlehrer machte er sich 1987 als freier Schriftsteller selbständig. Mit zahlreichen Romanen hat er sich inzwischen sowohl als Horror- wie auch als Science-Fiction-Autor einen Namen gemacht. Simmons lebt und arbeitet in Colorado, am Rande der Rocky Mountains.

Mehr zu Autor und Werk unter: www.dansimmons.com

DAN SIMMONS

OLYMPPOS

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Peter Robert

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
OLYMPOS
Deutsche Übersetzung von Peter Robert

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher aus
dem Heyne Verlag liefert Mochenwangen Papier.

Deutsche Erstausgabe 3/06
Redaktion: Ralf Dürr
Copyright © 2005 by Dan Simmons
Copyright © 2006 der deutschen Ausgabe und der
Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
<http://www.heyne.de>
Printed in Germany 2006
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Bercker, Kevelaer

ISBN-10: 3-453-52123-4
ISBN-13: 978-3-453-52123-0

*Dieser Roman ist für Hamid Bloom, der
mir mit seiner Verweigerungshaltung
gegenüber diesem Zeitalter des Hasses
große Freude bereitet hat.*

MICYLLUS Ehe du weitergehst, sage mir doch, ging
denn alles wirklich so vor Troja zu, wie's Homer
erzählt?

DER HAHN Woher hätte er's wissen sollen, da er
damals ein Kamel in Baktria war?

– LUKIAN, *Der Hahn oder Der Traum des Micyllus*

»Letzten Endes ist die Geschichte der Erde zweifellos
die Geschichte eines wahrhaft gnadenlosen Krieges.
Weder seine Mitmenschen noch seine Götter oder
seine Leidenschaften lassen den Menschen jemals in
Ruhe.«

– JOSEPH CONRAD, *Notes on Life and Letters*

»Ins große Leichenbuch der Erde
Schreibt Ilions Lied nicht mehr;
Der Freien Jubel nimmer werde
Von Lajus Zorne schwer;
Wenn eine neue Sphinx auch droht
Mit tiefern Rätselsprüchen Tod.

Noch einmal soll Athen erstehen
Und allerfernste Zeiten,
Wie Abendrot die Bergeshöhn
Mit seinem Glanz umkleiden;
Und kann so Schönes nicht mehr leben,
So bleibt, was Menschen fordern, Götter geben.«

– PERCY BYSSHE SHELLEY, *Hellas*

1. TEIL



Helena von Troja erwacht kurz vor Tagesanbruch vom Geheul der Luftschutzsirenen. Sie tastet über die Kissen ihres Bettes, aber ihr gegenwärtiger Liebhaber, Hockenberry, ist fort – er ist wieder in die Nacht hinausgeschlüpft, bevor ihre Dienerinnen erwachen, so wie immer nach ihren Liebesnächten, als hätte er etwas Schimpfliches getan. Zweifellos schleicht er sich jetzt gerade durch die am wenigsten vom Licht der Fackeln erhellten Gassen und Seitenstraßen nach Hause. Helena findet, dass Hockenberry ein seltsamer, trauriger Mann ist. Dann kommt die Erinnerung zurück.

Mein Gemahl ist tot.

Paris' Tod im Zweikampf mit dem gnadenlosen Apollo ist seit neun Tagen Realität – die große Bestattungszeremonie, an der sowohl die Trojaner als auch die Achäer teilnehmen werden, beginnt in drei Stunden, sofern der Streitwagen der Götter, der jetzt über der Stadt ist, Ilium in den nächsten paar Minuten nicht vollständig zerstört – aber Helena kann immer noch nicht glauben, dass ihr Paris von ihr gegangen ist. Paris, der Sohn des Priamos, soll auf dem Schlachtfeld besiegt worden sein? Paris soll tot sein, in die dunklen Höhlen des Hades geworfen, bar der Schönheit seines Körpers und der Anmut seiner Bewegungen? Unvorstellbar. Er ist doch *Paris*, ihr schöner Knabe, der sie Menelaos geraubt hat, vorbei an den Wachen und auf und davon über Lakedämoniens grünen Rasen. Er ist Paris, ihr aufmerksamster Liebhaber selbst nach dieser langen Dekade des ermüdenden Krieges, Paris, den sie oft insgeheim als ihr »satt gefressenes, dahineilendes Pferd« bezeichnet hat.

Helena schlüpft aus dem Bett und geht zum Außenbalkon hinüber. Sie teilt die hauchdünnen Vorhänge und tritt in Iliums anbrechendes Morgengrauen hinaus. Es ist tiefer Winter, und der Marmor unter ihren bloßen Füßen ist kalt. Der Himmel ist immer noch so dunkel, dass sie vierzig oder fünfzig Scheinwerfer sehen kann, die auf der Suche nach dem Gott oder der Göttin und dem fliegenden Streitwagen in die Höhe stechen. Wellen gedämpfter Plasma-Explosionen laufen über das halbkuppelförmige Energiefeld des Moravecs, das die Stadt schützt. Mit einem Mal bohren sich viele kohärente Lichtstrahlen – massive lapislazuliblaue, smaragdgrüne und blutrote Schäfte – aus den Verteidigungsstellungen um Ilium herum in den Himmel. Vor Helenas Augen erschüttert eine einzige gewaltige Explosion den nördlichen Quadranten der Stadt. Ihre Schockwelle hallt über Iliums dachlosen Türmen wider und weht Helena die langen, dunklen Locken von den Schultern. In den letzten Wochen haben die Götter in zunehmendem Maße versucht, das Kraftfeld mit massiven Bomben zu durchdringen; die aus einem einzigen Molekül bestehenden Bombenmäntel bewegen sich per Quantenphasenverschiebung durch den Schutzschirm der Moravecs. So haben es ihr Hockenberry und Mahnmut, das lustige kleine Geschöpf aus Metall, jedenfalls erklärt.

Helena von Troja interessiert sich nicht die Bohne für Maschinen.

Paris ist tot. Der Gedanke ist einfach unerträglich. Helena war bereit, zusammen mit Paris an jenem Tag zu sterben, an dem die Achäer unter Führung ihres früheren Gatten, Menelaos, und seines Bruders Agamemnon endlich eine Bresche in die Mauer schlagen, jeden Mann und jeden Knaben in der Stadt töten, die Frauen schänden und als Sklavinnen auf die griechi-

schen Inseln verschleppen würden, wie es ihre Freundin Cassandra prophezeit hat. Auf diesen Tag war Helena vorbereitet – darauf, entweder von eigener Hand oder von Menelaos' Schwert den Tod zu erleiden –, aber irgendwie hat sie nie so recht geglaubt, dass ihr geliebter, eitler, gottgleicher Paris, ihr dahineilendes Pferd, ihr schöner Krieger-Gemahl, noch vor ihr sterben könnte. Im Verlauf der mehr als neun Jahre währenden Belagerung und des glorreichen Kampfes hat Helena stets darauf vertraut, dass die Götter ihren geliebten Paris am Leben, unversehrt und in ihrem Bett lassen würden. Und das haben sie auch getan. Doch nun haben sie ihn umgebracht.

Sie denkt an den Moment zurück, als sie ihren trojanischen Gemahl zuletzt gesehen hat, vor zehn Tagen. Da verließ er soeben die Stadt, auf dem Weg zu einem Zweikampf mit dem Gott Apollo. Paris hat nie zuversichtlicher ausgesehen, in strahlendes Erz gehüllt, mit stolzem, aufrechtem Haupt, dem langen Haar, das ihm um die Schultern wehte wie die Mähne eines Hengstes, und blitzenden weißen Zähnen, während Helena und Tausende andere ihm von den Mauern über dem skäischen Tor aus jubelnd nachblickten. Seine hurtigen Füße trugen ihn fort, »dem Jugendglanze vertrauend«, wie König Priamos' Lieblingsdichter zu singen beliebte. Doch an diesem Tag trugen sie ihn zu seinem Tod von den Händen des wütenden Apoll.

Und nun ist er tot, und wenn die im Flüsterton weitergegebenen Gerüchte stimmen, die Helena zu Ohren gekommen sind, ist sein Körper ein verbranntes, verwüstetes Ding; seine Knochen sind gebrochen, sein vollkommenes, goldenes Gesicht ist zu einem obszön grinsenden Totenschädel verbrannt, die blauen Augen sind zu Talg geschmolzen, Fetzen gerösteter Haut ziehen sich von seinen versengten Wangenknochen nach hinten wie... wie bei den schwelenden Kada-

vern der Opfertiere, die zu Ehren der Götter auf den Altären verbrannt werden. Helena fröstelt im kalten Wind, der mit der Morgendämmerung aufgekommen ist, und sieht Rauch über den Dächern Trojas aufsteigen.

Aus dem Achäerlager im Süden schießen drei Luftabwehrraketen fauchend himmelwärts und setzen sich auf die Spur des flüchtenden Götter-Streitwagens – ein kurzes Aufblitzen, hell wie der Morgenstern, verfolgt von den Kondensstreifen der griechischen Raketen. Dann verschwindet der glänzende Punkt abrupt per Quantenverschiebung, und der Morgenhimmel ist wieder leer. *Flieht nur zurück zum belagerten Olympus, ihr Feiglinge,* denkt Helena von Troja.

Die Entwarnungssirenen beginnen zu heulen. Auf der Straße unter Helenas Gemächern in Paris' Anwesen ganz in der Nähe von Priamos' zerbombtem Palast wimmelt es auf einmal von Menschen, die mit Wassereimern Richtung Nordwesten laufen, wo noch immer Rauch in die Winterluft emporsteigt. Moravec-Flugmaschinen brummen über die Dächer hinweg; ihre widerhakenbewehrten Fahrwerke und hin und her schwenkenden Projektoren verleihen ihnen verblüffende Ähnlichkeit mit chitinösen schwarzen Hornissen. Wie Helena aus Erfahrung und von Hockenberrys nächtlichen Tiraden weiß, werden einige von ihnen für die Luftsicherung sorgen, wie er es nennt, während andere beim Feuerlöschen helfen. Anschließend werden Trojaner und Moravecs stundenlang verstümmelte Körper aus den Trümmern bergen. Da Helena so gut wie alle Einwohner der Stadt kennt, fragt sie sich benommen, wer von ihnen so früh an diesem Morgen in den Hades hinabgeschickt worden ist.

Am Morgen von Paris' Bestattung. Der Bestattung meines Geliebten. Meines törichtten, betrogenen Geliebten.

Helena hört, wie sich ihre Dienerinnen zu regen beginnen. Die älteste von ihnen – Aithra, die Mutter des königlichen Theseus und einstige Königin von Athen, bis sie von Helenas Brüdern zur Vergeltung für die Entführung ihrer Schwester verschleppt worden ist – steht in der Tür von Helenas Schlafgemach.

»Soll ich den Mädchen Anweisung geben, das Badewasser einzulassen, Herrin?«, fragt Aithra.

Helena nickt. Sie schaut noch einen Moment lang zu, wie der Himmel heller wird – der Rauch im Nordwesten wird erst dicker und dann schwächer, als die Feuerwehr und die fliegenden Löschmaschinen der Moravecs die Brände unter Kontrolle bringen; die Kampfhornissen der Steinvecs jagen weiter gen Osten, setzen ohne jede Aussicht auf Erfolg dem Streitwagen nach, der sich schon per Quantenteleportation in Sicherheit gebracht hat –, dann dreht sich Helena von Troja um und tappt mit ihren bloßen Füßen leise über den kalten Marmor. Sie muss sich auf Paris' Bestattungszeremonie vorbereiten, aber auch auf ihr erstes Wiedersehen seit zehn Jahren mit ihrem gehörnten Gatten, Menelaos. Außerdem werden Hektor, Achilles, Menelaos, Helena und viele andere Achäer und Trojaner zum ersten Mal gemeinsam an einem öffentlichen Ereignis teilnehmen. Alles Mögliche könnte passieren.

Nur die Götter wissen, was dieser schreckliche Tag bringen wird, denkt Helena. Und dann muss sie trotz ihrer Trauer lächeln. In diesen Tagen werden Gebete an die Götter gewiss nicht mehr erhört. In diesen Tagen haben die Götter nichts mehr für die Sterblichen übrig – jedenfalls nichts außer Tod, Verderben und

schrecklicher Zerstörung, die sie mit ihren göttlichen Händen zur Erde tragen.

Helena von Troja geht ins Haus, um zu baden und sich für die Bestattungszeremonie anzukleiden.

2

Angetan mit seiner besten Rüstung, stand der rothaarige Menelaos reglos, königlich und stolz zwischen Odysseus und Diomedes in der ersten Reihe der achäischen Delegation von Helden, die sich zum Bestattungsritual innerhalb der Mauern Iliums versammelt hatten, um seinen frauenraubenden Feind zu ehren, den Sohn des Priamos, diesen scheißefressenden Schweinehund Paris. Während er schweigend und aufrecht dort stand, sann Menelaos unablässig darüber nach, wie und wann er Helena töten würde.

Eigentlich sollte ihm das keine größeren Schwierigkeiten bereiten. Sie war keine fünfzehn Meter entfernt, gleich jenseits der breiten Gasse, gegenüber der achäischen Delegation auf dem riesigen Marktplatz von Troja, oben auf der königlichen Ehrentribüne bei dem alten Priamos. Mit etwas Glück würde er so schnell dort sein, dass niemand ihn aufhalten konnte. Und wenn er Pech hatte und die Trojaner es doch noch schafften, sich zwischen ihn und seine Gemahlin zu stellen, würde er sie wie Unkraut niedermähen.

Menelaos war kein hoch gewachsener Mann, weder ein edler Riese wie sein abwesender Bruder, Agamemnon, noch ein

unedler Riese wie dieser Ameisenpimmel Achilles. Er wusste, dass es ihm niemals gelingen würde, auf den Tribünenrand zu springen, sondern dass er sich mit Ellbogen, Schultern und Schwert einen Weg durch die dicht gedrängten Trojaner auf der Treppe bahnen musste. Aber das störte ihn nicht weiter.

Helena konnte ihm nicht entkommen. Von der Zuschauertribüne an der Mauer des Zeustempels führte nur diese eine Treppe zum Marktplatz herab. Sie konnte in den Zeustempel fliehen, aber er würde ihr dorthin folgen und sie stellen. Menelaos wusste, er würde sie töten, bevor er von Dutzenden empörter Trojaner übermannt wurde – unter ihnen auch Hektor, der den gerade in Sicht kommenden Trauerzug anführte –, und dann würden die Achäer und Trojaner wieder gegeneinander kämpfen und ihren aberwitzigen Krieg gegen die Götter aufgeben. Natürlich wäre Menelaos' Leben zweifellos verwirkt, wenn der trojanische Krieg hier und heute von neuem entbrannte – ebenso wie das von Odysseus und Diomedes, ja, vielleicht sogar das Leben des unverwundbaren Achilles –, denn an der Bestattung dieses Schweins nahmen nur dreißig Achäer teil, während sich überall auf dem Platz, auf den Mauern und erst recht zwischen den Achäern und dem skäischen Tor hinter ihnen Tausende von Trojanern drängten.

Das ist es wert.

Dieser Gedanke schoss Menelaos wie eine Lanzenspitze durch den Kopf. *Das ist es wert – kein Preis wäre zu hoch, um diese treulose Hündin zu töten.* Trotz des Wetters – es war ein kühler, grauer Wintertag – lief ihm der Schweiß in Strömen unter dem Helm herab, rann durch seinen kurzen, roten Bart, tropfte ihm vom Kinn und klatschte auf seinen bronzenen Brustharnisch. Dieses Klatschen von Tropfen auf Metall hatte er natürlich schon oft

gehört, aber es war immer das Blut seiner Feinde gewesen, das auf ihre Rüstung troff. Menelaos' rechte Hand, die leicht an seinem mit Silber verzierten Schwert lag, schloss sich mit ingrimmiger Wildheit um das Heft.

Jetzt?

Nicht jetzt.

Wieso nicht? Wenn nicht jetzt, wann dann?

Nicht jetzt.

Die beiden widerstreitenden Stimmen in seinem schmerzenden Schädel – beides seine eigenen Stimmen, denn die Götter sprachen ja nicht mehr mit ihm – machten Menelaos verrückt.

Warte, bis Hektor den Scheiterhaufen anzündet. Dann handle.

Menelaos blinzelte sich den Schweiß aus den Augen. Er wusste nicht, welche Stimme das war – diejenige, die ihn zum Handeln drängte, oder die feige, die ihn zur Zurückhaltung mahnte –, aber er war mit dem Vorschlag einverstanden. Der Trauerzug hatte das riesige skäische Tor passiert und brachte Paris' verbrannten Leichnam – der nun unter einem seidenen Leichentuch verborgen lag – auf der Hauptstraße zum Marktplatz von Troja, wo zahllose Würdenträger und Helden warteten, während die Frauen – darunter Helena – von der erhöhten Mauertribüne aus zuschauten. Nur noch ein paar Minuten, dann würde der ältere Bruder des Toten, Hektor, den Scheiterhaufen entzünden, und aller Augen würden auf die Flammen gerichtet sein, die den bereits verbrannten Körper verzehrten. *Genau der richtige Moment, um zu handeln – niemand wird mich bemerken, bis meine Klinge fünfundzwanzig Zentimeter tief in Helenas verräterischer Brust steckt.*

Traditionell dauerten die Bestattungsfeierlichkeiten für Verbliebene königlichen Geblüts wie Paris, Sohn des Priamos, einen der Prinzen von Troja, neun Tage, die größtenteils von Spielen zu Ehren des Toten eingenommen wurden – darunter Wagenrennen und sportliche Wettkämpfe, an deren Ende meist ein Speerwerfen stand. Doch Menelaos wusste, dass die rituellen neun Tage, seit Apollo Paris in Holzkohle verwandelt hatte, für die lange Reise der Karren und Holzfäller zu den verbliebenen Wäldern im Ida-Gebirge, viele Kilometer entfernt im Südosten, draufgegangen waren. Man hatte die kleinen Maschinenwesen namens Moravecs gebeten, die Holzfäller mit ihren Hornissen und magischen Geräten zu begleiten und sie mit ihrem Kraftfeld vor einem etwaigen Angriff der Götter zu schützen – der natürlich erfolgt war. Aber die Holzfäller hatten ihre Arbeit getan.

Erst jetzt, am zehnten Tag, war das gesammelte Holz in Troja eingetroffen, wo es nun für den Scheiterhaufen bereitlag. Menelaos und viele seiner Freunde, darunter auch Diomedes, der jetzt im achäischen Kontingent neben ihm stand, hielten die Verbrennung von Paris' stinkendem Kadaver auf einem Scheiterhaufen allerdings für reine Verschwendung von gutem Brennholz; sowohl in Troja als auch in den sich kilometerweit hinziehenden achäischen Lagern an der Küste gab es nämlich schon seit vielen Monaten kein Holz für Lagerfeuer mehr, weil die verkrüppelten Bäume und die Wälder in der Umgebung von Ilium nach zehn Jahren Krieg so gut wie abgeholzt waren. Auf dem Schlachtfeld wimmelte es von Baumstümpfen. Selbst die Zweige waren schon längst eingesammelt worden. Mittlerweile bereiteten die achäischen Sklaven das Essen für ihre Herren über Dungfeuern zu, was weder den Geschmack des Flei-

sches noch die schlechte Stimmung der achäischen Recken verbesserte.

Die Spitze des Leichenzugs bildete ein Korso einzelner trojanischer Streitwagen; die Hufe der Pferde waren mit schwarzem Filz umwickelt und erzeugten kaum ein Geräusch auf den großen Steinen der Hauptstraße und des Marktplatzes. Auf diesen Streitwagen, neben ihren Rosselenkern, standen schweigend einige der größten Helden Iliums, Kämpfer, die mehr als neun Jahre des ursprünglichen Krieges und nun auch noch acht Monate dieses noch schrecklicheren Krieges gegen die Götter überlebt hatten. Als Erster kam Polydoros, ein weiterer Sohn des Priamos, gefolgt von Paris' anderem Halbbruder, Mestor. Der nächste Streitwagen gehörte dem trojanischen Verbündeten Ipheus, dann kam Laodokos, Antenors Sohn. Ihnen folgten jeweils in ihrem eigenen juwelengeschmückten Streitwagen der alte Antenor selbst, wie immer unten bei den Kämpfern statt oben bei den anderen Ältesten, dann der trojanische Führer Polyphetes und schließlich Sarpedons berühmter Wagenlenker Thrasymelos, der seinen Herrn vertrat, einen der Führer der Lykier, den Patroklos vor mehreren Monaten getötet hatte, als die Trojaner noch gegen die Griechen statt gegen die Götter kämpften. Als Nächster kam der edle Pylartes – natürlich nicht der Trojaner, den der große Ajax kurz vor Beginn des Krieges gegen die Götter getötet hatte, sondern der andere Pylartes, der so oft an der Seite von Elastos und Mulios kämpfte. Auch Perimos, Megas' Sohn, sowie Epistor und Melanippos beteiligten sich an diesem Korso.

Menelaos erkannte sie alle, diese Männer, diese Helden, diese Feinde. Tausend Mal hatte er ihre verzerrten, blutbesudelten Gesichter unter den Bronzehelmen über die kleine, tödliche

Distanz des Lanzenstoßes oder Schwerthiebs hinweg gesehen, die ihn von seinen beiden Zielen trennte – Ilium und Helena.

Sie ist nur fünfzehn Meter entfernt. Und niemand wird mit meinem Angriff rechnen.

Im Anschluss an die kaum hörbaren Streitwagen führten Stallburschen die potenziellen Opfertiere vorbei: zehn Pferde, die fast zu Paris' besten gehörten, seine Jagdhunde und Scharen fatter Schafe – Letztere ein echtes Opfer, da sowohl Wolle als auch Lammfleisch unter der Belagerung der Götter knapp wurden –, dazu einige alte, schwerfällige Rinder mit krummen Hörnern. Diese Rinder waren keine stolze Opfergabe – wem sollte man schließlich opfern, wo die Götter nun Feinde waren? –, sondern ihr Fett sollte den Scheiterhaufen heller und heißer brennen lassen.

Hinter den Opfertieren kamen Tausende trojanischer Fußsoldaten, die an diesem trüben Wintertag alle ihre auf Hochglanz polierten Rüstungen trugen. Ihre Reihen erstreckten sich durchs skäische Tor bis hinaus auf die Ebene von Ilium. Mitten in dieser Menschenmasse befand sich Paris' Totenbahre, getragen von zwölf seiner engsten Waffengefährten, Männern, die für Priamos' Zweitältesten Sohn gestorben wären und die selbst jetzt weinten, während sie die schwere Bahre mit dem Toten trugen.

Paris' Leichnam war mit einem blauen Tuch bedeckt, das seinerseits schon unter abertausend Haarlocken begraben war – Zeichen der Trauer von Paris' Männern und seinen entfernteren Verwandten, da Hektor und die engeren Angehörigen ihre Locken erst unmittelbar vor der Entzündung des Scheiterhaufens abschneiden würden. Die Trojaner hatten die Achäer nicht ge-

beten, Trauerlocken beizusteuern, aber wenn sie es getan hätten – und wenn Achilles, Hektors wichtigster Verbündeter in dieser verrückten Zeit, diese Bitte weitergegeben oder, noch schlimmer, in einen Befehl verwandelt hätte, den seine Myrmidonen durchsetzen sollten –, hätte Menelaos persönlich die Revolte angeführt.

Menelaos wünschte, sein Bruder Agamemnon wäre hier. Agamemnon schien immer zu wissen, was zu tun war. Er war der wahre Oberbefehlshaber der Argeier – nicht der Usurpator Achilles, und schon gar nicht der trojanische Mistkerl Hektor, der sich derzeit anmaßte, Argeiern, Achäern, Myrmidonen und Trojanern gleichermaßen Befehle zu erteilen. Nein, Agamemnon war der wirkliche Führer der Griechen, und wenn er heute hier wäre, würde er Menelaos entweder von diesem tollkühnen Angriff auf Helena abhalten oder sich ihm bei dessen Ausführung bis in den Tod hinein anschließen. Doch Agamemnon und fünfhundert seiner loyalen Männer waren vor sieben Wochen mit ihren schwarzen Schiffen nach Sparta und zu den griechischen Inseln heimgefahren – offiziell, um neue Soldaten für diesen Krieg gegen die Götter zu rekrutieren, insgeheim jedoch, um Verbündete für eine Revolte gegen Achilles zu finden – und wurden frühestens in einem Monat zurückerwartet.

Achilles. Da kam dieses verräterische Ungeheuer anmarschiert, nur einen Schritt hinter dem weinenden Hektor, der unmittelbar hinter der Bahre herging und den Kopf seines toten Bruders in den riesigen Händen barg.

Beim Anblick von Hektor und Paris' Leichnam erhob sich ein großes Wehklagen unter den abertausend Trojanern, die sich auf den Mauern und dem Platz drängten. Frauen auf Dächern und auf der Mauer – Frauen minderen Geblüts, nicht die weib-

lichen Mitglieder von Priamos' königlicher Familie oder Helena – stimmten ein durchdringendes Geheul an. Menelaos bekam unwillkürlich eine Gänsehaut an den Unterarmen. Das Geschrei der Klageweiber hatte immer eine solche Wirkung auf ihn.

Mein gebrochener und verdrehter Arm, dachte Menelaos und schürte seinen Zorn wie ein allmählich verlöschendes Feuer.

Achilles – dieser Halbgott, der jetzt an ihm vorbeischrift, als Paris' Bahre feierlich am Ehrenkontingent der achäischen Truppenführer vorübergetragen wurde –, Achilles also hatte Menelaos vor acht Monaten den Arm gebrochen, am selben Tag, an dem der fußschnelle Männertöter allen Achäern erklärt hatte, Pallas Athene habe seinen Freund Patroklos getötet und den Leichnam auf den Olymp geschafft, um sie zu verhöhnen. Dann hatte Achilles verkündet, der Krieg zwischen Trojanern und Achäern sei vorbei; stattdessen würden sie von nun an gemeinsam den heiligen Berg Olympos belagern.

Agamemnon hatte sich dagegen gewehrt – hatte sich gegen alles gewehrt: gegen Achilles' Arroganz, dagegen, dass er Agamemnons rechtmäßige Macht als König der Könige aller hier bei Troja versammelten Griechen an sich riss, gegen die Blasphemie eines Angriffs auf die Götter, ganz gleich, wessen Freund Athene ermordet hatte – sofern Achilles überhaupt die Wahrheit sagte –, und dagegen, dass die vielen zehntausend achäischen Kämpfer Achilles' Befehl unterstellt wurden.

Achilles' Reaktion an jenem schicksalhaften Tag war kurz und schlicht gewesen: Er werde gegen jeden Mann, jeden Griechen kämpfen, der sich seinem Führungsanspruch und seiner Kriegserklärung widersetze. Er werde zum Zweikampf gegen

jeden Einzelnen von ihnen antreten oder sich mit ihnen allen zugleich messen. Sollte derjenige, der als Letzter noch auf den Beinen stand, die Achäer von diesem Morgen an führen.

Agamemnon und Menelaos, die stolzen Söhne des Atreus, hatten Achilles gemeinsam mit Lanze, Schwert und Schild angegriffen, während Hunderte achäischer Truppenführer und Tausende von Soldaten in benommenem Schweigen zusahen.

Menelaos war ein kampfgeprobter Veteran, obwohl er nicht zur ersten Garnitur der Helden vor Troja zählte, aber sein älterer Bruder galt als ungestümster Kämpfer aller Achäer – zumindest während der Wochen, in denen Achilles in seinem Zelt geschmolzt hatte. Seine Lanzenwürfe trafen so gut wie immer ihr Ziel, sein Schwert schnitt selbst durch verstärkte feindliche Schilde wie eine Klinge durch Stoff, und er ließ nicht einmal den edelsten Feinden gegenüber Gnade walten, wenn sie um ihr Leben flehten. Agamemnon war ebenso hoch gewachsen, muskulös und gottgleich wie der blonde Achilles, aber sein Körper trug die Kampfesnarben eines zusätzlichen Jahrzehnts, und an diesem Tag loderte eine dämonische Wut in seinen Augen, während Achilles gelassen abwartete, einen beinahe geistesabwesenden Ausdruck in seinem jungenhaft-männlichen Gesicht.

Achilles hatte beide Brüder entwaffnet wie kleine Kinder. Agamemnons kraftvoll geworfene Lanze prallte von Achilles' Haut ab, als wäre der Sohn des Peleus und der Göttin Thetis von einem der unsichtbaren Energieschilde der Moravecs umgeben. Agamemnons wild geschwungenes Schwert – ein so heftiger Hieb, hatte Menelaos damals gedacht, dass er einen Steinblock gespalten hätte – zersplitterte an Achilles' wunderschönem Schild.

Dann hatte Achilles sie alle beide entwaffnet, hatte ihre zusätzlichen Lanzen sowie Menelaos' Schwert ins Meer geschleudert, sie selbst in den festgestampften Sand geworfen und ihnen so mühelos, wie ein riesiger Adler Stoff von einem hilflosen Kadaver pickte, die Rüstung vom Leib gerissen. Anschließend brach der schnelle Männertöter erst Menelaos' linken Arm – die angespannt zuschauenden Truppenführer und Soldaten, die sie im Kreis umstanden, schnappten beim Grünholzknacken des Knochens nach Luft – und dann mit einem scheinbar mühelosen Stoß mit der flachen Hand Agamemnons Nase, zertrümmerte dem König der Könige mit einem Tritt die Rippen und setzte dem stöhnenden Agamemnon die Sandale auf die Brust, während Menelaos ächzend neben seinem Bruder lag.

Erst dann hatte Achilles sein Schwert gezogen.

»Ergebt euch und schwört mir eure Treue, dann werde ich euch mit dem Respekt behandeln, der den Atriden gebührt, und euch als gleichrangige Anführer und Verbündete im bevorstehenden Krieg anerkennen«, sagte Achilles. »Doch wenn ihr auch nur eine Sekunde zögert, schicke ich eure Hundeseelen schneller in den Hades, als eure Freunde zwinkern können, und werfe eure Kadaver den wartenden Geiern vor, sodass eure Körper keine letzte Ruhestätte mehr finden.«

Der keuchende, stöhnende Agamemnon hatte beinahe die Galle ausgespien, die in ihm brodelte, aber er hatte sich Achilles ergeben und ihm den Treueschwur geleistet. Gepeinigt von den mörderischen Schmerzen eines übel zugerichteten Beins, seiner ebenfalls gebrochenen Rippen und des gebrochenen Arms, hatte Menelaos es ihm eine Sekunde später gleichgetan.

Insgesamt fünfunddreißig Führer der Achäer hatten an jenem Tag beschlossen, sich Achilles zu widersetzen. Alle waren sie binnen einer Stunde besiegt worden. Die Tapfersten von ihnen wurden enthauptet, als sie es ablehnten, sich zu ergeben, und ihre Leichen wurden den Vögeln, Fischen und Hunden vorgeworfen, genau wie Achilles es angedroht hatte. Die verbliebenen achtundzwanzig ergaben sich und gelobten, ihm zu dienen. Keiner der anderen großen achäischen Helden von Agamemmons Format – nicht Odysseus, nicht Diomedes, nicht Nestor, weder der große noch der kleine Ajax, auch Teukros nicht – hatte den fußschnellen Männertöter damals herausgefordert. Alle hatten an jenem Morgen – nachdem sie mehr darüber erfahren hatten, wie Athene erst Patroklos ermordet und dann Hektors kleinen Sohn, Skamandrios, hingeschlachtet hatte – laut geschworen, den Göttern den Krieg zu erklären.

Jetzt spürte Menelaos den Schmerz in seinem Arm – trotz der intensiven Fürsorge ihres berühmten Heilers, Asklepios, waren die gerichteten Knochen nicht richtig verheilt, und der Arm machte Menelaos an feuchten, kühlen Tagen wie diesem noch immer zu schaffen –, aber er widerstand dem Drang, die schmerzende Stelle zu reiben, während Paris' Totenbahre und Achilles langsam die Achäerdelegation passierten.

Nun wird die mit einem Leichentuch verhüllte und mit Haarlocken übersäte Totenbahre neben dem Scheiterhaufen abgestellt, direkt unter der Ehrentribüne an der Mauer des Zeustempels. Die in Reih und Glied marschierenden Fußsoldaten im Trauerzug bleiben stehen. Das Klagen und Weinen der Frauen auf den anderen Mauern verebbt. In der plötzlichen Stille hört Mene-

laos das raue Atmen der Rösser und dann den Urinstrahl eines Pferdes, der auf den Stein prasselt.

Oben neben Priamos hält der alte Seher Helenos, der oberste Prophet und Berater Iliums, mit lauter Stimme eine kurze Grabrede, aber der soeben aufgekommene Wind vom Meer, der wie ein kalter, missbilligender Atemhauch der Götter heranweht, trägt seine Worte fort. Helenos reicht Priamos ein zeremonielles Messer. Obschon beinahe kahl, hat Priamos sich für solche Feierlichkeiten ein paar lange, graue Strähnen über den Ohren bewahrt. Mit der rasiermesserscharfen Klinge trennt er eine Locke dieser grauen Haare ab. Ein Sklave – viele Jahre lang Paris' persönlicher Sklave – fängt die Locke in einer goldenen Schale auf und geht weiter zu Helena, die das Messer von Priamos entgegennimmt und es für eine lange Sekunde betrachtet, als dächte sie daran, es sich in die Brust zu stoßen – ein jäher Schrecken durchfährt Menelaos, dass sie genau das tun und ihn seiner Rache berauben könnte, die jetzt nur noch Sekunden entfernt ist –, aber dann hebt Helena das Messer und schneidet ein Stück von einer ihrer langen Schläfenlocken ab. Die brünette Locke fällt in die goldene Schale, und der Sklave geht weiter zur verrückten Cassandra, einer von Priamos' vielen Töchtern.

Obwohl es eine mühevoll und gefährliche Angelegenheit war, das Holz aus dem Ida-Gebirge zu beschaffen, ist es ein würdiger Scheiterhaufen. Da man den Marktplatz nicht mit einem traditionellen königlichen Scheiterhaufen von dreißig Metern Länge pro Seite füllen konnte, wenn dort noch Platz für Menschen sein sollte, misst der Scheiterhaufen nun lediglich zehn Meter pro Seite, ist jedoch höher als sonst; er ragt bis zur Zuschauerplattform an der Mauer empor. Ausladende Holzstu-

fen, selbst schon kleine Plattformen, führen zum höchsten Punkt hinauf. Dicke Bretter aus den Mauern von Paris' Palast verleihen dem massiven Brennholzhaufen seine rechteckige Grundform und stützen ihn.

Die starken Leichenträger schleppen Paris' Totenbahre zu der kleinen Plattform oben auf dem Scheiterhaufen hinauf. Hektor wartet unten am Fuß der breiten Treppe.

Nun werden die Tiere schnell und effizient getötet. Binnen Minuten schneiden Männer, die Fachleute sowohl im Schlachten als auch im Darbringen religiöser Opfer sind – und schließlich, denkt Menelaos, wo ist da der Unterschied? –, den Schafen und Rindern die Kehle durch, lassen ihr Blut in weitere zeremonielle Schalen laufen, häuten sie und ziehen ihnen den Speck ab. Paris' Leichnam wird in Tierfett eingepackt wie verbranntes Fleisch in weiches Brot.

Dann werden die abgehäuteten Kadaver die Stufen hinaufgetragen und um Paris' verhüllten Leichnam gelegt. Aus dem Zeustempel kommen Frauen – Jungfrauen in vollem zeremoniellem Ornat, mit verschleiertem Gesicht – und bringen Amphoren mit Honig und Öl. Da sie den Scheiterhaufen selbst nicht betreten dürfen, reichen sie die Gefäße Paris' Leibwächtern, die nun als Bahrenträger fungieren. Diese bringen die Gefäße die Stufen hinauf und stellen sie mit großer Sorgfalt um die Bahre.

Paris' Lieblingsrösser werden nach vorn geführt, und Hektor schneidet den vier besten der zehn mit dem langen Messer seines Bruders die Kehle durch – so schnell geht er von einem zum anderen, dass selbst diesen intelligenten, temperamentvol-

len, hervorragend trainierten Kriegstieren keine Zeit mehr für eine Reaktion bleibt.

Achilles wirft die Kadaver der vier stattlichen Hengste mit wilder Entschlossenheit und übermenschlicher Kraft der Reihe nach auf den Scheiterhaufen. Jeder landet ein Stück weiter oben auf der Pyramide aus Bauholz und Baumstämmen.

Paris' persönlicher Sklave führt sechs der Lieblingshunde seines Herrn auf die freie Fläche beim Scheiterhaufen. Hektor geht von einem Hund zum anderen, tätschelt sie und krault sie hinter den Ohren. Dann hält er einen Moment lang sinnierend inne, als dächte er daran zurück, wie oft sein Bruder diese Hunde mit Brocken vom Tisch gefüttert und sie auf Jagdexpeditionen in die Berge oder die Sümpfe im Landesinneren mitgenommen hat.

Hektor wählt zwei der Hunde aus und befiehlt mit einer Kopfbewegung, die anderen wegzuführen. Er hält die beiden Tiere eine Minute lang liebevoll an der losen Haut im Nacken gepackt, als wollte er ihnen einen Knochen oder einen Leckerbissen anbieten, dann schneidet er jedem von ihnen so brutal den Hals durch, dass die Klinge den Kopf beinahe vom Körper trennt. Anschließend schleudert er die Kadaver der beiden Hunde eigenhändig auf den Scheiterhaufen – weit über die toten Hengste hinweg, sodass sie am Fuß der Bahre landen.

Jetzt gibt es eine Überraschung.

Zehn Trojaner und zehn achäische Lanzenträger in bronzener Rüstung geleiten einen Karren nach vorn. Auf dem Karren ist ein Käfig. In dem Käfig ist ein Gott.

Auf der königlichen Ehrentribüne an der Mauer des Zeustempels verfolgte Cassandra die Bestattungszeremonie für Paris mit immer unheilvolleren Vorahnungen. Als der Karren auf den Marktplatz gezogen wurde – von acht ausgewählten trojanischen Lanzenträgern, nicht von Pferden oder Ochsen –, ein Karren, dessen einzige Fracht ein todgeweihter Gott war, schwanden Cassandra beinahe die Sinne.

Helena packte sie am Ellbogen und hielt sie fest. »Was ist?«, flüsterte die Griechin, ihre Freundin, die zusammen mit Paris diese Tragödie ausgelöst und all dieses Leid über Troja gebracht hatte.

»Es ist Wahnsinn«, flüsterte Cassandra und lehnte sich an die Marmorwand, wobei sie Helena im Unklaren darüber ließ, ob sie *ihren* Wahnsinn, den Wahnsinn, einen *Gott* zu opfern, den Wahnsinn dieses ganzen, langen Krieges oder den Wahnsinn des Menelaos unten auf dem Platz meinte, einen Wahnsinn, der während der letzten Stunde an Stärke spürbar zugenommen hatte wie ein schreckliches, von Zeus gesandtes Gewitter. Cassandra selbst wusste ebenso wenig, was sie meinte.

Der gefangene Gott, der nicht nur hinter den in den Karren getriebenen Eisenstangen festgehalten wurde, sondern auch in dem durchsichtigen Ei des Moravec-Kraftfelds, dem er seine Gefangenschaft letztlich verdankte, hieß *Dionysos* – oder Dionysus, Sohn des Zeus und der Semele. Er war der Gott der Erfüllung im Rausch, in der körperlichen Liebe und in der Ekstase. Cassandra, deren persönlicher Gott von Kindesbeinen an der Paris-Töter Apollo gewesen war, hatte dennoch mehr als ein-

mal intime Zwiesprache mit Dionysos gehalten. Er war die einzige Gottheit, die in diesem neuen Krieg bisher im Kampf gefangen genommen worden war – niedergerungen vom gottgleichen Achilles, von der Moravec-Magie an der Quantenteleportation gehindert, vom listenreichen Odysseus zur Kapitulation bewegt, eingeschlossen im geliehenen Moravec-Kraftfeld, das ihn jetzt wie Hitzewellen an einem Sommertag umflimmerte.

Für einen Gott machte Dionysos nicht viel her – er war von kleiner Statur, nur sechs Fuß groß, blass, selbst nach menschlichen Maßstäben pummelig, mit einem dicken Schopf goldbrauner Locken und dem spärlichen Flaum eines Jungen, der sich an seinem ersten Bart versuchte.

Der Karren blieb stehen. Hektor schloss den Käfig auf und langte durch das halb durchlässige Kraftfeld, um Dionysos auf die erste Stufe der Treppe zum Scheiterhaufen zu ziehen. Achilles legte dem kleinen Gott ebenfalls die Hand ins Genick.

»Deizid«, wisperte Cassandra. »Göttermord. Wahnsinn und Deizid.«

Helena, Priamos, Andromache und die anderen auf der Zuschauertribüne ignorierten sie. Aller Augen waren auf den hellhäutigen Gott und die beiden größeren, gebräunten Sterblichen links und rechts von ihm gerichtet.

Im Gegensatz zur dünnen Stimme des Sehers Helenos, die im kalten Wind und dem Gemurmel der Menge untergegangen war, rollten Hektors dröhnende Worte über das überfüllte Stadtzentrum hinweg und hallten von den hohen Türmen und Mauern Iliums wider; höchstwahrscheinlich waren sie noch auf den Gipfeln des Ida-Gebirges etliche Kilometer im Osten deutlich zu vernehmen.

»Paris, geliebter Bruder – wir sind hier, um dir Lebewohl zu sagen, und zwar so, dass du uns selbst dort noch hörst, wo du nun wohnst, tief unten im Haus des Todes.

Wir schicken dir süßen Honig, seltenes Öl, deine Lieblingsrös-ser und deine treuesten Hunde – und nun opfere ich dir diesen Gott vom Olympos, einen Sohn des Zeus. Möge sein Fett die hungrigen Flammen nähren und deine Seele rascher in den Hades führen.«

Hektor zog sein Schwert. Das Kraftfeld flackerte und erlosch, aber Dionysos blieb an Armen und Beinen in Eisen gelegt. »Darf ich etwas sagen?«, fragte der blasse kleine Gott. Seine Stimme trug nicht so weit wie die von Hektor.

Hektor zögerte.

»Lasst den Gott sprechen!«, rief der Seher Helenos von seinem Platz neben Priamos auf der Tribüne vor der Tempelmauer herab.

»Lasst den Gott sprechen!«, rief der achäische Seher Kalchas von seinem Platz neben Menelaos.

Hektor runzelte die Stirn, nickte jedoch. »Sprich deine letzten Worte, Nebensohn des Zeus. Doch selbst wenn du deinen Vater um Hilfe anflehst, wird dich das nicht retten. Nichts wird dich heute retten. Heute bist du die Ehrengabe für das Leichenfeuer meines Bruders.«

Dionysos lächelte, aber es war ein ängstliches Lächeln – schon für einen Sterblichen, geschweige denn für einen Gott.

»Trojaner und Achäer«, rief der pummelige kleine Gott mit der struppigen, spärlichen Gesichtsbehaarung. »Ihr könnt keinen der unsterblichen Götter töten. Ich bin dem Schoß des Todes entsprungen, ihr Narren. Als Zeus' Kind und kleiner Gott

habe ich mit Dingen gespielt, die der Prophezeiung zufolge die Spielsachen des neuen Weltenherrschers waren – Würfel, Ball, Kreisel, goldene Äpfel, Rassel und Wolle.

Aber die Titanen, die mein Vater bezwungen und in den Tartaros geworfen hatte, die Hölle unter der Hölle, das Albtraum-Reich unter dem Reich der Toten, in dem dein Bruder Paris jetzt schwebt wie ein vergessener Furz, färbten sich das Gesicht mit Kreide, kamen wie die Geister der Toten und fielen mit ihren bloßen weißen Händen über mich her. Sie rissen mich in sieben Stücke und warfen mich in einen Kessel, der an einem Dreifuß über einem viel heißeren Feuer hing als dieser armselige Scheiterhaufen, den ihr heute hier errichtet habt.«

»Bist du fertig?«, fragte Hektor und hob sein Schwert.

»Fast«, sagte Dionysos. Seine Stimme klang jetzt froher und fester, und sie hallte kraftvoll von den fernen Mauern wider, die zuvor Hektors Stimme zurückgeworfen hatten.

»Sie kochten mich und brieten mich dann an sieben Speießen über dem Feuer, und der Geruch war so köstlich, dass er meinen Vater, Zeus, zum Festmahl der Titanen hinabblockte, weil er auf eine Einladung zu dem Schmaus hoffte. Doch als er meinen Kinderschädel am Speieß sah und meine Kinderhände in der Suppe, erschlug Vater die Titanen mit einem Blitz und warf sie wieder in den Tartaros, wo sie bis zum heutigen Tag in Furcht und Elend leben.«

»Ist das alles?«, fragte Hektor.

»Fast.« Dionysos hob das Gesicht zu König Priamos und den Mitgliedern der königlichen Familie auf der Tribüne vor dem Zeustempel. Die Stimme des kleinen Gottes war jetzt ein Stiergebrüll.

»Andere sagen jedoch, dass meine gekochten Glieder in die Erde gelegt wurden, wo Demeter sie einsammelte – und so kamen die ersten Reben zum Menschen und schenkten euch Wein. Nur eine meiner kindlichen Gliedmaßen überstand das Feuer und die Erde – und Pallas Athene brachte sie Zeus, der mein *kradiaios Dionysos* Hipta anvertraute, wie man in Asien die Große Mutter Rhea nannte; sie sollte es auf dem Kopf tragen. Vater benutzte diesen Ausdruck, *kradiaios Dionysos*, als eine Art Wortspiel, wisst ihr, weil *kradia* in der alten Sprache ›Herz‹ bedeutet, *krada* dagegen ›Feigenbaum‹, und darum...«

»Genug«, rief Hektor. »Endloses Geplapper wird dein Hundeleben nicht verlängern. Finde mit zehn oder weniger Worten zum Ende, oder ich tu's für dich.«

»Verspeist mich«, sagte Dionysos.

Hektor schwang sein großes Schwert mit beiden Händen und enthauptete den Gott mit einem Streich.

Der Menge aus Trojanern und Griechen stockte der Atem. Die dicht an dicht stehenden Menschen traten allesamt einen Schritt zurück. Dionysos' kopfloser Körper stand etliche Sekunden schwankend, aber immer noch aufrecht auf der untersten Plattform, bis er plötzlich niedersank wie eine Marionette, deren Fäden man durchtrennt hatte. Hektor hob den heruntergefallenen Kopf, dessen Mund noch offen stand, an dem dünnen Bart in die Höhe und warf ihn hoch hinauf auf den Scheiterhaufen, sodass er zwischen den Kadavern der Pferde und Hunde landete.

Hektor, der sein Schwert nun mit gestrecktem Arm führte wie eine Axt, hieb weiter auf den Leib ein – er schnitt Dionysos erst die Arme, dann die Beine, dann die Genitalien ab und warf je-

des Stück auf einen anderen Bereich des Scheiterhaufens. Er achtete jedoch darauf, sie nicht zu nah an Paris' Totenbahre zu werfen, weil er und die anderen die Asche später sortieren mussten, um Paris' teure Gebeine vom wertlosen Knochenmüll der Hunde, Pferde und des Gottes zu trennen. Schließlich schnitt Hektor den Rumpf in Dutzende kleiner, fleischiger Stücke und warf die meisten davon auf den Scheiterhaufen. Einige warf er jedoch auch dem Rudel von Paris' überlebenden Hunden vor, die von den Männern, die sich seit dem Trauerzug um sie gekümmert hatten, auf dem Platz freigelassen worden waren.

Als die letzten Knochen und Knorpel in Stücke zerhackt wurden, schien aus den jämmerlichen Überresten von Dionysos' Leichnam eine schwarze Wolke emporzusteigen – wie eine wirbelnde Masse unsichtbarer schwarzer Mücken, wie ein kleiner Zyklon aus schwarzem Rauch –, und zwar so stürmisch, dass selbst Hektor ein paar Sekunden lang in seinem grimmen Werk innehalten und zurücktreten musste. Die Menge, einschließlich der in Reih und Glied angetretenen trojanischen Fußsoldaten und der achäischen Helden, wich ebenfalls einen weiteren Schritt zurück. Einige der Frauen auf den Mauern schrien auf und bedeckten das Gesicht mit ihren Schleiern und Händen.

Gleich darauf war die Wolke verschwunden. Hektor warf die letzten Stücke teigig-weißen und rosafarbenen Fleisches auf den Scheiterhaufen und stieß den Brustkorb samt Rückgrat mit einem Fußtritt unter die aufgehäuften Holzbündel. Dann legte er mühsam seine blutige Bronze ab und erlaubte seinen Helfern, die beschmutzte Rüstung wegzutragen. Ein Sklave brachte ihm ein Wasserbecken, und der hoch gewachsene Mann wusch

sich damit das Blut von Armen, Händen und Stirn und ließ sich von einem anderen Sklaven ein sauberes Handtuch reichen.

Frisch gewaschen, nur mit Chiton und Sandalen bekleidet, hob Hektor die goldene Schale mit den soeben abgeschnittenen Trauerlocken in die Höhe, stieg die breiten Stufen zum Gipfel des Scheiterhaufens hinauf, wo die Totenbahre auf ihrem Katafalk aus harzigem Holz stand, und schüttete die Haare der geliebten Angehörigen, Freunde und Kameraden seines Bruders auf dessen Leichentuch. Ein Läufer – der schnellste bei allen Laufwettkämpfen in Trojas jüngerer Geschichte – kam mit einer großen Fackel durchs skäische Tor herein, lief durch die Menge aus Fußsoldaten und Zuschauern – eine Menge, die sich für ihn teilte – und sprang die breiten Stufen hinauf zum höchsten Punkt des Scheiterhaufens, wo Hektor bereits auf ihn wartete.

Der Läufer reichte Hektor die flackernde Fackel, verneigte sich tief und stieg rücklings die Stufen hinunter, ohne sich wieder aufzurichten.

Menelaos schaut nach oben, als eine dunkle Wolke über die Stadt hinwegzieht.

»Phöbus Apollo verhüllt den Tag«, flüstert Odysseus.

Ein kalter Westwind fährt just in dem Moment über den Platz, als Hektor die Fackel in das Fett und das harzgetränkte Holz unter der Totenbahre wirft. Das Holz qualmt, brennt jedoch nicht.

Menelaos, der im Kampf immer weitaus heißblütiger gewesen ist als sein Bruder Agamemnon und viele andere der stoischsten Schlächter und größten Helden unter den Griechen, spürt, wie sein Herz schneller schlägt, als der Moment zum Handeln

naht. Es macht ihm nicht viel aus, dass er vielleicht nur noch wenige Minuten zu leben hat – Hauptsache, diese Hündin Helena fährt vor ihm kreischend in den Hades hinab. Wenn es nach Menelaos, dem Atreussohn, ginge, würde die Frau in die tiefere Hölle des Tartaros geworfen, wo die Titanen, von denen der tote Gott Dionysos gerade gesprochen hat, noch immer vor Qualen schreiend in der tosenden Düsternis umherstolpern.

Hektor macht eine Handbewegung, und Achilles bringt seinem ehemaligen Feind zwei randvolle Kelche und geht dann wieder die Stufen hinunter. Hektor hebt die Kelche.

»Winde des Westens und Nordens«, ruft Hektor mit erhobenen Kelchen, »brausender Zephyr und kaltfingriger Boreas, kommt mit einem starken Windstoß und entfacht den Scheiterhaufen zum Brand, auf dem Paris gebettet liegt, den alle Trojaner und selbst die ehrenden Argeier um ihn herum betrauern! Komm, Boreas, komm, Zephyr, helft uns mit eurem Atem, diesen Scheiterhaufen zu entzünden, und ich verspreche euch schöne Opfer und viele Spenden aus goldenem Becher!«

Auf der Tribüne über ihm flüstert Helena Andromache zu: »Das ist Wahnsinn. Wahnsinn. Unser geliebter Hektor erfleht die Hilfe der Götter, mit denen wir Krieg führen, um die Leiche des Gottes zu verbrennen, den er gerade niedergemetzelt hat.«

Bevor Andromache etwas erwidern kann, lacht Cassandra im Schatten laut auf, was ihr strenge Blicke von Priamos und den alten Männern um ihn herum einträgt.

Kassandra ignoriert die tadelnden Blicke und zischt Helena und Andromache zu: »Wahnsinn, gewiss. Ich habe ja gesagt, das alles ist Wahnsinn. Es ist Wahnsinn, was Menelaos gerade

plant, Helena – deinen Tod, jetzt gleich, nicht weniger blutig als der Tod des Dionysos.«

»Wovon redest du, Cassandra?«, flüstert Helena in scharfem Ton, aber sie ist sehr bleich geworden.

Kassandra lächelt. »Ich rede von deinem Tod, Frau. Schon in wenigen Minuten – nur noch etwas aufgeschoben, weil ein Scheiterhaufen nicht Feuer fangen will.«

»Menelaos?«

»Dein ehrenwerter Gemahl«, lacht Cassandra. »Dein *ehemaliger* ehrenwerter Gemahl. Derjenige, der nicht wie verkohlter Kompost auf einem Holzhaufen verwest. Hörst du nicht Menelaos' stoßweißes Atmen, während er sich bereitmacht, dich niederzustechen? Riechst du nicht seinen Schweiß? Hörst du nicht, wie sein schändliches Herz klopft? Ich schon.«

Andromache wendet sich von der Bestattungszeremonie ab und tritt näher an Cassandra heran, bereit, sie von der Tribüne in den Tempel zu führen, wo man sie nicht mehr sehen und hören kann.

Kassandra lacht erneut und zeigt ihr einen kurzen, aber sehr spitzen Dolch in ihrer Hand. »Wenn du mich anrührst, du Dreckstück, schlitze ich dich genauso auf wie du dieses Sklavenbaby aufgeschlitzt hast, das du als dein Kind bezeichnet hast.«

»Schweig!«, zischt Andromache. Ihre Augen sind auf einmal zorngeweitet. Priamos und die anderen alten Männer drehen sich wieder zu ihnen um und schauen sie finster an. Halb taub, wie sie es in ihrem vorgerückten Alter sind, haben sie die Worte offenbar nicht verstanden, aber der Ton des zornigen Geflüsters und Gezischels muss für sie unmissverständlich sein.

Helenas Hände zittern. »Du hast mir doch selbst gesagt, Cassandra, dass all die Vorhersagen aus den Jahren deiner Untergangsprophezeiungen falsch waren. Troja steht noch, Monate nach dem Zeitpunkt seiner von dir vorhergesagten Zerstörung. Priamos lebt und ist nicht hier im Tempel des Zeus getötet worden, wie von dir prophezeit. Achilles und Hektor sind ebenfalls noch am Leben, obwohl du jahrelang behauptet hast, sie würden noch vor dem Fall der Stadt sterben. Keine von uns Frauen ist in die Sklaverei verschleppt worden, wie du vorhergesagt hast, weder du in Agamemnons Haus – wo Klytämnestra, wie du uns erzählt hast, diesen großen König ebenso erschlagen würde wie dich und deine kleinen Kinder – noch Andromache nach...«

Kassandra legt den Kopf in einem stummen Schrei in den Nacken. Unter ihnen bietet Hektor den Windgöttern immer noch Opfer und Honigwein dar, wenn sie nur den Scheiterhaufen seines Bruders entzünden. Gäbe es das Theater bereits, würden die Anwesenden dieses Drama fast schon für eine Farce halten.

»Das alles *ist fort*«, flüstert Cassandra und zieht sich die rasiermesserscharfe Klinge ihres Dolches mehrmals über den Unterarm. Blut rinnt über ihre blasse Haut und tropft auf den Marmor, aber sie schaut kein einziges Mal nach unten. Ihr Blick bleibt auf Andromache und Helena gerichtet. »Die alte Zukunft gibt es nicht mehr, Schwestern. Die Moiren haben uns verlassen. Unsere Welt und ihre Zukunft haben aufgehört zu existieren, und eine andere – ein seltsamer anderer *Kosmos* – ist ins Dasein getreten. Apollos Fluch des zweiten Gesichts ist jedoch nicht von mir genommen, Schwestern. Menelaos wird jeden Moment hier heraufgerannt kommen und dir sein Schwert in

die hübsche Brust stoßen, *Helena von Troja*.« Die letzten drei Wörter speit sie mit unverhülltem Sarkasmus hervor.

Helena packt Cassandra an den Schultern. Andromache entwindet ihr das Messer. Zusammen drängen die beiden die jüngere Frau zwischen die Säulen und in den kühlen Schatten des Zeustempels zurück. Die hellsichtige junge Frau wird gegen das Marmorgeländer gedrückt, und die beiden älteren Frauen ragen wie Erinnyen über ihr auf.

Andromache hebt die Klinge an Kassandras blasse Kehle. »Wir sind seit Jahren Freundinnen, Cassandra«, zischt Hektors Gemahlin, »aber wenn du noch ein Wort sagst, du verrücktes Weibsbild, schneide ich dir die Kehle durch wie einem zum Ausbluten aufgehängten Schwein.«

Kassandra lächelt.

Helena legt eine Hand auf Andromaches Handgelenk – obwohl schwer zu erkennen ist, ob sie Hektors Gemahlin zurückhalten oder gemeinsam mit ihr das Messer führen will – und die andere auf Kassandras Schulter.

»Kommt Menelaos, um mich zu töten?«, flüstert sie der gepeinigten Seherin ins Ohr.

»Zweimal wird er dir heute zu Leibe rücken, und beide Male wird sein Vorhaben vereitelt werden«, erwidert Cassandra mit monotoner Stimme. Ihr Blick ist auf keine der beiden Frauen gerichtet. Ihr Lächeln ist verzerrt.

»Wann kommt er?«, fragt Helena. »Und wer wird sein Vorhaben vereiteln?«

»Zum ersten Mal, wenn Paris' Scheiterhaufen brennt«, sagt Cassandra in so ausdruckslosem und desinteressiertem Ton, als

läse sie aus einem alten Kindermärchen vor. »Und zum zweiten Mal, wenn Paris' Scheiterhaufen erlischt.«

»Und wer wird sein Vorhaben vereiteln?«, wiederholt Helena.

»Beim ersten Mal wird er von Paris' Gemahlin aufgehalten werden«, sagt Cassandra. Ihre Augen haben sich nach oben verdreht, sodass man nur noch das Weiße sieht. »Beim zweiten Mal von Agamemnon und der Möchtegern-Achilles-Töterin Penthesilea.«

»Von der *Amazonen* Penthesilea?«, sagt Andromache überrascht. Ihre Stimme ist so laut, dass sie im Zeustempel widerhallt. »Die ist sehr weit von hier entfernt, ebenso wie Agamemnon. Wie können sie hier sein, wenn Paris' Scheiterhaufen erlischt?«

»Pst«, zischt Helena. Sie wendet sich an Cassandra, deren Lider flattern. »Du sagst, Paris' Gemahlin hindert Menelaos daran, mich zu ermorden, wenn der Scheiterhaufen brennt. Wie mache ich das? Wie?«

Kassandra verliert das Bewusstsein und sinkt zu Boden. Andromache lässt den Dolch in den Falten ihres Gewands verschwinden und schlägt der jüngeren Frau mehrmals hart ins Gesicht. Cassandra wacht nicht auf.

Helena verpasst der am Boden Liegenden einen Tritt. »Zum *Hades* mit ihr. Wie soll ich Menelaos daran hindern, mich zu töten? Es kann nur noch Minuten dauern, bis...«

Unter den Trojanern und Achäern auf dem Platz draußen vor dem Tempel erhebt sich lautes Geschrei. Die beiden Frauen hören das Fauchen und Tosen.

Die Winde sind gehorsam durchs skäische Tor hereingefahren. Der Zunder und das Holz haben Feuer gefangen. Der Scheiterhaufen brennt.

4

Menelaos sah zu, wie der Westwind die schwelende Glut von Paris' Scheiterhaufen anfachte. Zuerst bildeten sich ein paar flackernde Feuerzungen, dann ging das ganze Gebilde schlagartig in Flammen auf. Hektor schaffte es gerade noch, die Stufen hinunterzulaufen und sich mit einem Satz in Sicherheit zu bringen.

Jetzt, dachte Menelaos.

Die geordneten Reihen der Achäer hatten sich im Gedränge aufgelöst, als die Menge vor der Hitze des Scheiterhaufens zurückwich, und Menelaos nutzte das Durcheinander, um sich heimlich davonzustehlen. Er schlüpfte an seinen argeiischen Kameraden vorbei und durch die Reihen der trojanischen Fußsoldaten, die auf die Flammen starrten. Langsam arbeitete er sich nach links vor, zum Zeustempel und der wartenden Treppe. Er stellte fest, dass die Hitze und der Funkenflug – der Wind wehte in Richtung zum Tempel – Priamos, Helena und die anderen von der Tribüne und, was noch wichtiger war, die störenden Soldaten von der Treppe vertrieben hatten, sodass der Weg frei war.

Es ist, als würden die Götter mir helfen.

Vielleicht stimmte das ja sogar, dachte Menelaos. Man hörte jeden Tag von Kontakten zwischen Argeiern oder Trojanern und ihren alten Göttern. Nur weil Sterbliche und Götter nun miteinander im Krieg lagen, hieß das nicht, dass die Bande des Blutes und der alten Gewohnheiten vollständig zerrissen waren. Menelaos kannte Dutzende seinesgleichen, die den Göttern nachts heimlich Opfer darbrachten, wie sie es immer getan hatten, obgleich sie die Götter tagsüber bekämpften. Hatte nicht Hektor selbst soeben die Götter des West- und Nordwinds – Zephyros und Boreas – angerufen, damit sie ihm halfen, den Scheiterhaufen seines Bruders in Brand zu setzen? Und hatten die Götter seine Bitte nicht erfüllt, obwohl die Knochen und Eingeweide von Dionysos, Zeus' eigenem Sohn, auf eben jenem Scheiterhaufen verstreut worden waren wie minderwertige Brocken, die man den Hunden vorwarf?

Ich lebe in einer verwirrenden Zeit.

Mag sein, antwortete die andere Stimme in Menelaos' Kopf, die zynische Stimme, die nicht bereit gewesen war, Helena heute zu töten, *aber nicht mehr lange, mein Freund.*

Menelaos hielt am Fuß der Treppe inne und zog das Schwert aus der Scheide. Niemand bemerkte es. Aller Augen waren auf den lodernden, knisternden Scheiterhaufen zehn Meter vor ihnen gerichtet. Hunderte von Soldaten hatten die Schwerthand erhoben, um Augen und Gesicht von der Hitze der Flammen zu schützen.

Menelaos setzte den Fuß auf die erste Stufe.

Eine Frau – eine der verschleierten Jungfrauen, die zuvor das Öl und den Honig zum Scheiterhaufen gebracht hatten – kam keine zehn Fuß von Menelaos entfernt aus dem Portikus des

Zeustempels und ging geradewegs auf die Flammen zu. Alle Gesichter drehten sich zu ihr, und Menelaos musste auf der untersten Stufe reglos stehen bleiben und das Schwert senken, da er fast direkt hinter ihr stand und keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte.

Die Frau warf ihren Schleier weg. Die Trojaner auf der anderen Seite des Scheiterhaufens sogen hörbar die Luft ein.

»Oinone«, rief eine Frau von der Tribüne über ihnen.

Menelaos reckte den Hals und schaute nach oben. Priamos, Helena, Andromache und einige andere waren wieder auf die Tribüne herausgetreten, als sie die erstaunten Laute der Menge hörten. Die Ruferin war nicht Helena gewesen, sondern eine der Sklavinnen, die sie begleiteten.

Oinone? Der Name klang Menelaos vage vertraut – aus der Zeit vor diesem Jahrzehnt des Krieges –, aber er kam nicht darauf, woher. Er war mit den Gedanken bei der nächsten halben Minute. Helena befand sich am oberen Ende dieser fünfzehn Stufen, und es war niemand da, der sich zwischen sie stellen konnte.

»Ich bin Oinone, Paris' wahre Gemahlin!«, rief die Frau, deren Stimme selbst auf so kurze Distanz fast im Brausen des Windes und dem wilden Knistern des Leichenfeuers unterging.

Paris' wahre Gemahlin? Menelaos war so verduzt, dass er zögerte. Weitere Trojaner drängten aus dem Tempel und den angrenzenden Gassen, um dieses Schauspiel mit anzusehen. Mehrere Männer traten auf die Stufen neben und über Menelaos. Jetzt fiel dem rothaarigen Argeier wieder ein, dass man sich nach dem Raub Helenas in Sparta erzählt hatte, Paris sei mit einer unscheinbaren, zehn Jahre älteren Frau verheiratet gewe-

sen, die er verlassen habe, als die Götter ihm halfen, Helena zu entführen. *Oinone*.

»Phöbus Apollo hat Priamos' Sohn Paris nicht getötet«, rief diese Oinone. »Ich war es!«

Aus der Menge erschollen Rufe und sogar obszöne Bemerkungen, und einige der trojanischen Krieger neben dem brennenden Scheiterhaufen traten vor, als wollten sie diese Verrückte ergreifen, aber ihre Kameraden hielten sie zurück. Die Mehrheit wollte hören, was das Weib zu sagen hatte.

Menelaos sah Hektor durch die Flammen. Nicht einmal Iliums größter Held konnte hier eingreifen, denn das Leichenfeuer seines Bruders loderte zwischen ihm und dieser Frau mittleren Alters.

Oinone war so nah an den Flammen, dass ihre Kleider dampften. Sie sah nass aus, als hätte sie sich zur Vorbereitung auf diesen Auftritt mit Wasser übergossen. Ihre vollen, schweren Brüste zeichneten sich unter dem triefnassen Gewand deutlich ab.

»Paris ist nicht im Feuer von Phöbus Apollos Hand gestorben!«, schrie die Harpye. »Als mein Gemahl und der Gott vor zehn Tagen in die Langsame Zeit verschwanden, schossen sie mit Pfeil und Bogen aufeinander – es war ein Bogenschützen-Duell, wie Paris es geplant hatte. Beide, Mensch und Gott, verfehlten ihr Ziel. Ein Sterblicher – der Feigling Philoktet – schoss den tödlichen Pfeil ab, der meinem Gatten zum Verderben wurde!« Oinone zeigte auf die Gruppe der Achäer, wo der alte Philoktetes neben dem großen Ajax stand.

»Lügen!«, schrie der betagte Bogenschütze, den Odysseus erst kürzlich, Monate nach dem Beginn des Krieges gegen die Götter, von seiner Insel des Exils und der Krankheit gerettet hatte.

Oinone ignorierte ihn und trat noch näher an die Flammen heran. Die Haut ihrer bloßen Arme und ihres Gesichts rötete sich in der Hitze. Der Dampf, der ihren Kleidern entströmte, legte sich wie dichter Nebel um sie. »Als Apollo enttäuscht zum Olymp zurückkehrte, schoss der argeiische Feigling Philoktetes meinem Gatten, gegen den er einen alten Groll hegte, seinen giftigen Pfeil in den Unterleib!«

»Woher willst du das wissen, Frau? Niemand von uns ist Apollo und dem Sohn des Priamos in die Langsame Zeit gefolgt. Keiner von uns war bei dem Kampf dabei!«, brüllte Achilles, dessen Stimme hundertmal deutlicher zu verstehen war als die der Witwe.

»Als Apollo diese Heimtücke sah, brachte er meinen Gemahl per Quantenteleportation zu den Hängen des Ida-Gebirges, wo ich seit zehn Jahren und länger in der Verbannung lebe«, fuhr Oinone fort.

Nun ertönten ein paar Rufe, aber auf dem riesigen Marktplatz, der mit Tausenden trojanischer Krieger gefüllt war, wie auch auf den von Menschen wimmelnden Mauern und Dächern darüber herrschte weitgehend Stille. Alle warteten.

»Paris flehte mich an, ihn wieder aufzunehmen«, rief die weinende Frau, deren nasse Haare nun ebenso stark dampften wie ihre Kleider. Selbst ihre Tränen schienen zu Dampf zu werden. »Er starb am griechischen Gift, sein einst geliebtes Gemächt und der Unterleib waren bereits schwarz, aber er flehte mich an, ihn zu heilen.«

»Wie könnte ein alter Drache wie du ihn von tödlichem Gift heilen?«, rief Hektor, der zum ersten Mal das Wort ergriff. Seine Stimme dröhnte wie die eines Gottes durch die Flammen.

»Ein Orakel hatte meinem Gemahl erzählt, nur ich könne bewirken, dass er von einer solch tödlichen Verletzung geneset«, erwiderte Oinone laut, aber entweder versagte ihr nun die Stimme, oder sie verlor sich in der Hitze und im Tosen der Flammen. Menelaos hörte, was sie sagte, aber er glaubte kaum, dass die Mehrheit der Menschen auf dem Platz ihre Worte vernahm.

»In seinen Qualen hat er mich beschworen, Salbe auf seine vergiftete Wunde zu tun«, schluchzte die Frau. »Hass mich nicht«, hat er mich angefleht, »ich habe dich nur verlassen, weil die Moiren mir befohlen haben, zu Helena zu gehen. Ich wäre lieber gestorben, bevor ich diese Hündin in Priamos' Palast brachte. Ich flehe dich an, Oinone, bei der Liebe, die wir füreinander empfunden, und den Schwüren, die wir einmal abgelegt haben, vergib mir und mach mich gesund.«

Menelaos beobachtete, wie sie zwei weitere Schritte auf den Scheiterhaufen zutrat, bis Flammen sie umzüngelten, ihre Knöchel schwärzten und ihre Sandalen kräuselten.

»Ich habe ihm seine Bitte abgeschlagen!«, rief sie mit heiserer, aber wieder lauterer Stimme. »Er ist gestorben. Meine einzige Liebe, mein einziger Geliebter, mein einziger Gemahl ist gestorben. Er ist unter schrecklichen Schmerzen gestorben, mit schrillen, obszönen Flüchen auf den Lippen. Meine Dienerinnen und ich haben versucht, seinen Körper zu verbrennen – damit mein armer, von den Moiren zum Tode verurteilter Gatte die Feuerbestattung eines Helden bekam, die er verdiente –,

aber die Bäume waren stark und schwer zu fällen, wir waren Frauen und schwach, und so ist es mir nicht einmal gelungen, auch nur diese einfache Aufgabe zu erfüllen. Als Phöbus Apollo sah, wie jämmerlich wir mit Paris' sterblichen Überresten umgesprungen waren, bekam er zum zweiten Mal Mitleid mit seinem gefallenem Feind, brachte Paris' geschändeten Körper zum Schlachtfeld zurück und ließ den verbrannten Leichnam aus der Langsamen Zeit fallen, als wäre er im Kampf verbrannt. – Es tut mir Leid, dass ich ihn nicht geheilt habe«, rief Oinone. »Es tut mir alles so Leid.«

Sie drehte sich für einen kurzen Moment um und schaute zur Tribüne hinauf, aber es war fraglich, ob sie die Menschen dort durch den Hitzeschleier, den Rauch und den Schmerz ihrer tränenenden Augen deutlich sehen konnte. »Doch wenigstens hat diese Hündin Helena ihn nicht mehr lebendig zu Gesicht bekommen.«

In den Reihen der Trojaner erhob sich ein Gemurmeln, das sich zu lautem Geschrei steigerte.

Jetzt erst – zu spät – liefen ein Dutzend trojanischer Wachposten auf Oinone zu, um sie zur weiteren Befragung zurückzuzerren.

Sie stieg auf den brennenden Scheiterhaufen.

Als Erstes ging ihr Haar in Flammen auf, dann ihr Gewand. Unglaublicherweise stieg sie immer höher auf den Holzhaufen empor, selbst als ihre Haut brannte, schwarz wurde und sich aufrollte wie verbranntes Pergament. Erst in den letzten Sekunden, bevor sie fiel, wand sie sich sichtbar vor Schmerzen. Aber ihre Schreie erfüllten den Platz noch minutenlang, wie es schien, und brachten die schockierte Menge zum Schweigen.

Als die versammelten Trojaner ihre Stimme wiederfanden, schrien sie nach Philoktetes und verlangten, dass die achäische Ehrenwache ihn herausgab.

Wütend und verwirrt schaute Menelaos die Treppe hinauf. Priamos' königliche Wache hatte jetzt sämtliche Personen auf der Tribüne umringt. Der Weg zu Helena war von einer Mauer kreisrunder trojanischer Schilde und einem Zaun aus Lanzen versperrt.

Menelaos sprang von seiner Stufe herunter und lief über die freie Fläche in der Nähe des Scheiterhaufens. Er spürte die Hitze, die ihm wie eine Faust ins Gesicht schlug, und merkte, wie seine Augenbrauen weggesengt wurden. Gleich darauf hatte er sich mit erhobenem Schwert zu seinen argeiischen Kameraden gesellt. Ajax, Diomedes, Odysseus, Teukros und die anderen hatten ebenfalls einen Kreis um Philoktetes gebildet und standen kampfbereit und mit erhobenen Waffen da.

Die überwältigende Menge der Trojaner ringsum hob ihre Schilde, reckte die Lanzen und rückte auf die zwei Dutzend todgeweihten Griechen vor.

Auf einmal ließ Hektors dröhnende Stimme sie alle erstarren.

»Halt! Ich verbiete das! Oinones Geplapper – falls es überhaupt Oinone *war*, die sich heute hier entleibt hat, denn ich habe das alte Weib nicht erkannt – ist ohne jede Bedeutung. Sie war verrückt! Mein Bruder ist im tödlichen Zweikampf mit Phöbus Apollo gestorben.«

Die wütenden Trojaner wirkten nicht überzeugt. Ihre Lanzen und Schwerter blieben erhoben und einsatzbereit. Menelaos ließ den Blick über seine todgeweihte Schar schweifen. Während Odysseus die Stirn runzelte und Philoktetes sich

furchtsam duckte, grinste der große Ajax, als freute er sich schon auf das bevorstehende Gemetzel, das seinem Leben ein Ende bereiten würde.

Hektor marschierte am Scheiterhaufen vorbei und trat zwischen die trojanischen Lanzen und den Kreis der Griechen. Er trug immer noch keine Rüstung und keine Waffen, doch auf einmal schien er der eindrucksvollste Feind auf dem Feld zu sein.

»Diese Männer sind unsere Verbündeten, und ich habe sie als Gäste zur Bestattung meines Bruders geladen«, rief Hektor. »Ihr werdet ihnen kein Haar krümmen. Jeder, der meinem Befehl zuwiderhandelt, stirbt von meiner Hand. Das schwöre ich bei den Gebeinen meines Bruders!«

Achilles stieg von der Plattform und hob seinen Schild. Er trug immer noch seine beste Rüstung und war bewaffnet. Er sagte nichts und rührte sich nicht, aber es gab wohl keinen Trojaner in der Stadt, der ihn nicht bemerkt hätte.

Die aberhundert Trojaner sahen erst ihren Anführer, dann den fußschnellen Männertöter Achilles an, blickten ein letztes Mal zum Scheiterhaufen, wo der Leichnam der Frau fast schon von den Flammen verzehrt worden war, dann gaben sie nach. Menelaos spürte, wie die zusammengerotteten Haufen um sie herum der Kampfgeist verließ, und er sah die Verwirrung in den gebräunten trojanischen Gesichtern.

Odysseus führte die Achäer zum skäischen Tor. Menelaos und die anderen Männer ließen ihre Schwerter sinken, steckten sie jedoch nicht in die Scheide. Die Trojaner teilten sich wie ein widerstrebendes, aber immer noch leichengieriges Meer vor ihnen.

»Bei den Göttern...«, flüsterte Philoktetes in der Mitte ihres Kreises, als sie durchs Tor hinaus und an weiteren trojanischen Bataillonen vorbeigingen. »Ich schwöre euch, dass...«

»Halt bloß die Schnauze, alter Mann«, fuhr ihn der starke Diomedes an. »Wenn du noch ein Wort sagst, bevor wir wieder bei den schwarzen Schiffen sind, bringe ich dich eigenhändig um.«

Unter den Moravec-Krauffeldern hinter den achäischen Posten und Verteidigungsgräben herrschte an der ganzen Küste Auf-
ruhr, obwohl man in den dortigen Lagern nichts von der Bei-
nahe-Katastrophe in Troja gehört haben konnte. Menelaos trennte sich von den anderen und lief zum Strand hinunter.

»Der König ist wieder da!«, rief ein Lanzenträger, der an Menelaos vorbeilief und wie wild in eine Muscheltrompete blies. »Unser Heerführer ist wieder da.«

Nicht Agamemnon, dachte Menelaos. Er kommt frühestens in einem Monat zurück. Vielleicht erst in zwei.

Aber es war sein Bruder. Er stand im Bug des größten der dreißig schwarzen Schiffe seiner kleinen Flotte. Sein goldener Harnisch blitzte, als die Ruderer das lange, schmale Schiff durch die Brandung zum Strand trieben.

Menelaos watete in die Wellen, bis das Wasser die Bronzeschienen bedeckte, die seine Schienbeine schützten. »Bruder!«, rief er und winkte mit hoch erhobenen Armen wie ein kleiner Junge. »Welche Neuigkeiten bringst du von daheim? Wo sind die neuen Kämpfer, die du mitbringen wolltest?«

Das schwarze Schiff war immer noch zwanzig bis dreißig Meter vom Ufer entfernt, und Wasser spritzte über seinen Bug,

während es auf der langen, starken Dünung hereintrieb. Agamemnon beschirmte die Augen, als würde die Nachmittags-
sonne ihm Schmerzen bereiten, und rief zurück: »Fort, Bruder.
Sie sind alle fort!«

5

Das Leichenfeuer wird die ganze Nacht brennen.

Thomas Hockenberry, Bakkalaureat in Anglistik am Wabash College, Magister und Doktor der Altphilologie in Yale, einstmals Mitglied des Lehrkörpers der Indiana University – in Wahrheit Leiter des dortigen altphilologischen Seminars bis zu seinem Krebstod im Jahr 2006 – und in jüngerer Vergangenheit, für neun Jahre der neun Jahre und acht Monate seit seiner Wiederauferstehung, homerischer *Scholiker* der olympischen Götter, zu dessen Pflichten es in dieser Zeit gehörte, seiner Muse namens Melete täglich und mündlich Bericht über die Entwicklung des trojanischen Krieges und dessen Treue zu oder Abweichung von Homers *Ilias* zu erstatten – wie sich herausgestellt hat, können die Götter so wenig lesen und schreiben wie Dreijährige –, verlässt den Marktplatz mit Paris' loderndem Scheiterhaufen kurz vor Einbruch der Dunkelheit und steigt auf den zweithöchsten Turm Trojas, so beschädigt und gefährlich dieser auch ist, um in aller Ruhe sein Brot und seinen Käse zu essen und seinen Wein zu trinken. Für Hockenberry war es ein langer, merkwürdiger Tag.

Dieser Turm, den er häufig wählt, wenn er allein sein möchte, steht näher am skäischen Tor als am Stadtzentrum bei Priamos'

Palast, aber nicht an der Hauptstraße, und die meisten Lager Räume im unteren Bereich sind derzeit leer. Offiziell ist der Turm – einer der höchsten in Ilium vor dem Krieg, nach den Maßstäben des zwanzigsten Jahrhunderts fast vierzehn Stockwerke hoch, geformt wie ein Mohnstängel oder ein Minarett mit einer zwiebel förmigen Verdickung im obersten Bereich – für die Öffentlichkeit gesperrt. In den ersten Wochen des gegenwärtigen Krieges hat eine Bombe der Götter die obersten drei Stockwerke weggesprengt und die Zwiebel diagonal aufgerissen, sodass die kleinen Räume ganz oben keine Decken und Außenwände mehr haben. Der Hauptschacht des Turms weist alarmierende Risse auf, und die schmale Wendeltreppe ist von Mauerwerk, Putzbrocken und heruntergefallenen Steinen übersät. Vor zwei Monaten, bei seinem ersten Aufstieg auf den Turm, hat Hockenberry Stunden gebraucht, um den Weg zur Zwiebel im elften Stock freizuräumen. Auf Hektors Anweisung haben die Moravecs orangefarbenes Plastikband mit anschaulichen Piktogrammen über die Eingänge geklebt, um die Leute vor etwaigen Folgen unbefugten Betretens zu warnen – den beängstigendsten Bildern zufolge kann der ganze Turm jederzeit einstürzen –, und andere Symbole befahlen ihnen bei Strafe von König Priamos' Zorn, draußen zu bleiben.

Anschließend haben die Plünderer den Turm binnen zweiundsiebzig Stunden ausgeräumt, und danach hielten sich die Stadtbewohner *wirklich* von ihm fern – welchen Nutzen hatte schließlich ein leeres Bauwerk? Nun schlüpft Hockenberry zwischen den Bändern durch, knipst seine Taschenlampe an und beginnt mit dem langen Aufstieg, ohne sich große Sorgen zu machen, dass er hier festgenommen, ausgeraubt oder gestört werden könnte. Er ist mit Messer und Kurzschwert bewaffnet.

Außerdem ist er weithin bekannt: Thomas Hockenberry, Sohn des Duane, gelegentlich Freund... nein, nicht Freund, aber zumindest Gesprächspartner... sowohl von Achilles als auch von Hektor, darüber hinaus eine Person des öffentlichen Lebens, mehr als flüchtig mit den Moravecs und Steinvecs bekannt... deshalb würden es sich die meisten Griechen oder Trojaner garantieren zweimal überlegen, bevor sie sich an ihm vergreifen.

Aber die Götter... nun ja, das ist etwas anderes.

Im dritten Stock schnauft Hockenberry bereits, im zehnten keucht er heftig und macht eine Pause, um Atem zu schöpfen, und als er das zerstörte elfte Stockwerk erreicht, gibt er Geräusche von sich wie der 1947er Packard, den sein Vater einmal besessen hat. Über neun Jahre lang hat er diese menschlichen Halbgötter – Griechen wie Trojaner – beim Kämpfen, Tafeln, Lieben und Orgienfeiern beobachtet, als wären sie einem wirkungsvollen Werbespot für den erfolgreichsten Fitnessclub der Welt entsprungen, ganz zu schweigen von den Göttinnen und Göttern, die wandelnde Reklame für den besten Fitnessclub im ganzen *Universum* sind, aber Doktor Thomas Hockenberry hat nie Zeit gefunden, sich selbst in Form zu bringen. *Typisch*, denkt er.

Die Treppe windet sich im Zentrum des kreisrunden Bauwerks in engen Spiralen nach oben. Es gibt keine Türen, und durch Fenster in den winzigen, tortenstückförmigen Räumen zu allen Seiten fällt etwas Abendlicht in den zentralen Treppenschacht, aber er steigt trotzdem im Dunkeln nach oben. Er vergewissert sich mit Hilfe der Taschenlampe, dass die Stufen dort sind, wo sie sein sollen, und dass kein neuer Schutt in den Treppenschacht gefallen ist. Wenigstens sind die Wände frei von *Graffiti* – eine der vielen Segnungen einer vollkommen

analphabetischen Bevölkerung, denkt Professor Thomas Hockenberry.

Als er seine kleine Nische im jetzigen obersten Stockwerk erreicht – die Trümmer und den schlimmsten Gipsstaub hat er längst weggeräumt, aber die Räume sind dem Regen und dem Wind ausgesetzt –, findet er wie immer, dass sich der mühevollen Aufstieg gelohnt hat.

Hockenberry setzt sich auf seinen Lieblingssteinblock, stellt seinen Rucksack ab, legt die Taschenlampe weg, die er sich vor Monaten von einem der Moravecs geliehen hat, und holt sein kleines Päckchen mit frischem Brot und muffigem Käse sowie den Weinschlauch hervor. Er spürt, wie die Abendbrise vom Meer durch seinen neuen Bart und die langen Haare fährt, schneidet mit seinem Kampfmesser müßig Käsestücke und Brotscheiben ab und lässt den Blick über die Szenerie schweifen, bis die Anspannung des Tages allmählich von ihm abfällt.

Die Aussicht ist grandios. Sie erstreckt sich über beinahe dreihundert Grad – nur ein stehen gebliebenes Mauerstück hinter ihm verwehrt ihm vollständige Rundumsicht – und gewährt ihm freien Blick auf den größten Teil der Stadt – Paris' Scheiterhaufen ist nur ein paar Blocks weiter östlich und scheint aus dieser Höhe direkt unter ihm zu sein – sowie auf die Stadtmauern ringsum, auf denen gerade die Fackeln und Lagerfeuer angezündet werden, und das Achäerlager, das sich im Norden und Süden kilometerweit an der Küste entlangzieht. Die Lichter der aberhundert Kochfeuer rufen bei Hockenberry Erinnerungen an den Blick aus einem Flugzeug wach, das nach Einbruch der Dunkelheit über dem Lake Shore Drive in Chicago herunterging; der Uferstrich des Sees war mit einer Halskette aus sich bewegenden Scheinwerferlichtern und zahllosen erleuchteten

Wohngebäuden geschmückt. Auf dem weindunklen Meer jenseits des Lagers zeichnen sich – eben noch sichtbar – die rund fünfzig schwarzen Schiffe ab, mit denen Agamemnon soeben zurückgekehrt ist. Die meisten sind noch nicht auf den Strand gezogen worden, sondern liegen noch schaukelnd vor Anker. In Agamemnons Lager, das in den letzten anderthalb Monaten so gut wie leer war, herrscht an diesem Abend hektischer Betrieb, und überall brennen Feuer.

Hier ist der Himmel nicht leer. Im Nordosten schneidet das letzte der Raumverzerrungslöcher, der Wurmlöcher oder was immer sie sind – die Leute haben das verbliebene in den letzten sechs Monaten einfach »das Loch« genannt –, eine Scheibe aus dem trojanischen Himmel. Es verbindet die Ebene von Ilium mit dem Marsmeer. Braune Kleinasienenerde geht direkt in roten Marsstaub über, ohne dass sie auch nur ein Spalt im Boden trennen würde. Auf dem Mars ist es noch etwas früher am Abend; dort hält sich noch ein rotes Zwielficht, das die Konturen des Lochs vom dunkleren Himmel der alten Erde abhebt.

Rote und grüne Navigationslichter blinken an einem Dutzend Moravec-Hornissen, die über dem Loch und der Stadt Nachtpatrouille fliegen; sie ziehen Kreise über dem Meer und streifen bis zu den nur undeutlich sichtbaren Schatten der bewaldeten Gipfel des Ida-Gebirges im Osten.

Obwohl die Sonne gerade untergegangen ist – früh in dieser Winternacht –, herrscht in den Straßen von Troja noch reges Treiben. Die letzten Händler auf dem Marktplatz bei Priamos' Palast haben ihre Planen zusammengefaltet und schaffen ihre Waren in Karren fort – selbst in dieser Höhe hört Hockenberry die knarrenden Holzräder, die lauter sind als der Wind –, aber die angrenzenden Straßen, in denen es von Bordellen, Restau-

rants, Badehäusern und weiteren Bordellen nur so wimmelt, erwachen zum Leben und füllen sich mit drängelnden Gestalten und flackernden Fackeln. Wie es trojanischer Brauch ist, wird jede große Straßenkreuzung in der Stadt, ebenso wie jede Biegung und jeder Winkel der ausladenden Mauern, die ganze Nacht hindurch von riesigen bronzenen Kohlebecken erhellt, in denen Öl- oder Holzfeuer brennen, und die letzten dieser Kohlebecken werden jetzt von Wachposten angezündet. Hockenberry sieht dunkle Gestalten, die sich um diese Feuer drängen, um sich zu wärmen.

Um alle bis auf eines. Paris' Scheiterhaufen auf dem großen Platz von Ilium überstrahlt alle anderen Feuer in der Stadt und rings herum, doch nur eine dunkle Gestalt steht ganz nah bei ihm, als suchte sie Wärme – Hektor, der laut klagt und weint und seinen Soldaten, Dienern und Sklaven befiehlt, mehr Holz in die heulenden Flammen zu werfen, während er mit einem großen Kantharos immer wieder Wein aus einer goldenen Schale schöpft und auf den Boden beim Scheiterhaufen gießt, bis die Erde dort so durchtränkt ist, dass es den Anschein hat, als würde sie Blut ausschwitzen.

Hockenberry ist fast mit seinem Abendbrot fertig, als er die Schritte auf der Wendeltreppe hört.

Auf einmal schlägt ihm das Herz bis zum Hals, und er schmeckt die Furcht im Mund. Jemand ist ihm hier herauf gefolgt – daran besteht kaum ein Zweifel. Die Schritte auf den Stufen sind zu leicht, als wollte sich die Person, die die Treppe heraufsteigt, an ihn anschleichen.

Vielleicht eine Frau auf der Suche nach irgendetwas Brauchbarem, denkt Hockenberry, aber noch während die Hoffnung auf-

keimt, wird sie auch schon zerstört; er hört ein leises metallisches Echo im Treppenschacht, wie vom Klirren einer bronzenen Rüstung. Außerdem weiß er, dass die Trojanerinnen tödlicher sein können als die meisten Männer, die er in seiner Welt des zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhunderts gekannt hat.

Hockenberry steht so leise wie möglich auf, legt Wein-schlauch, Brot und Käse weg, steckt das Messer in die Scheide, zieht lautlos sein Schwert und tritt an die einzige noch stehende Mauer zurück. Der Wind wird stärker und lässt seinen roten Umhang rascheln, als er das Schwert in dessen Falten verbirgt.

Mein QT-Medaillon. Er legt die linke Hand an das kleine Quantenteleportationsgerät, das unter dem Chiton auf seiner Brust hängt. *Wieso habe ich gedacht, ich hätte nichts Wertvolles bei mir? Selbst wenn ich dieses Ding nicht mehr benutzen kann, ohne von den Göttern entdeckt und verfolgt zu werden, ist es einzigartig. Von unschätzbarem Wert.* Hockenberry packt die Taschenlampe und hält sie mit ausgestrecktem Arm, so wie er immer mit seinem Taserstab gezielt hat, als er noch einen besaß. Er wünscht, er hätte jetzt einen.

Ihm kommt der Gedanke, dass es ein Gott sein könnte, der direkt unter ihm die letzte der elf Treppen heraufkommt. Die Herren des Olymp waren dafür bekannt, dass sie sich, als Sterbliche verkleidet, in Ilium einschlichen. Die Götter hatten jedenfalls Grund genug, ihn zu töten und sich ihr QT-Medaillon zurückzuholen.

Die Gestalt kommt die letzten paar Stufen herauf und tritt ins Freie. Hockenberry schaltet die Taschenlampe ein, und der Neuankömmling wird voll vom Lichtkegel erfasst.

Es ist eine kleine und nur andeutungsweise humanoide Gestalt – die Knie zeigen nach hinten, die Arme sind falsch gegliedert, die Hände austauschbar, und sie hat kein Gesicht im eigentlichen Sinne –, knapp einen Meter groß, in dunklen Kunststoff und grau-schwarz-rotes Metall gehüllt.

»Mahnmut«, sagt Hockenberry erleichtert und senkt die Taschenlampe, um dem kleinen europaschen Moravec nicht in die Sichtscheibe zu leuchten.

»Hast du da ein Schwert unter dem Umhang«, fragt Mahnmut auf Englisch, »oder freust du dich bloß, mich zu sehen?«

Hockenberry hat sich angewöhnt, in seinem Rucksack etwas Brennstoff für ein kleines Feuer mit heraufzubringen. In den letzten Monaten waren es häufig getrocknete Kuhfladen, aber heute hat er eine Menge wohlriechendes Anmachholz dabei, das von den Holzfällern, die das Holz für Paris' Scheiterhaufen besorgt haben, überall auf dem Schwarzmarkt verkauft worden ist. Nun füttert Hockenberry das kleine Feuer, zu dessen beiden Seiten er und Mahnmut sich auf Steinblöcken gegenüber sitzen. Der Wind ist kalt, und zumindest Hockenberry ist froh über das Feuer.

»Ich habe dich seit ein paar Tagen nicht mehr gesehen«, sagt er zu dem kleinen Moravec. Ihm fällt auf, wie Mahnmuts glänzende Kunststoff-Sichtscheibe die Flammen reflektiert.

»Ich war oben auf Phobos.«

Es dauert ein paar Sekunden, bis Hockenberry wieder einfällt, dass Phobos einer der Marsmonde ist. Der nähere, denkt er. Oder vielleicht der kleinere. Jedenfalls ein Mond. Er dreht den Kopf und schaut zu dem riesigen Loch ein paar Kilometer nor-

döstlich von Troja hinüber: Auf dem Mars ist es jetzt ebenfalls Nacht – die Scheibe des Lochs verschmilzt fast schon mit dem Nachthimmel und ist nur noch deshalb zu erkennen, weil die Sterne dort ein wenig anders aussehen – sie leuchten heller oder stehen enger beisammen, vielleicht auch beides. Keiner der beiden Marsmonde ist zu sehen.

»Irgendwas Interessantes heute passiert, während ich weg war?«, fragt Mahnmut.

Das bringt Hockenberry zum Schmunzeln. Er erzählt dem Moravec von dem Bestattungsritual und Oinones Selbstopfer.

»Ach, du dicke Scheiße«, sagt Mahnmut. Der ehemalige Scholiker kann nur vermuten, dass der Moravec bewusst idiomatische Redewendungen benutzt, die seiner Ansicht nach typisch für Hockenberrys Zeit und Welt sind. Manchmal klappt es; manchmal – so wie jetzt – ist es einfach lächerlich.

»Ich kann mich gar nicht entsinnen, dass Paris in der *Ilias* eine ehemalige Gattin hatte«, fährt Mahnmut fort.

»Ich glaube nicht, dass sie in der *Ilias* erwähnt wird.« Hockenberry versucht sich ins Gedächtnis zu rufen, ob er sich in seinen Seminaren jemals mit diesem Thema befasst hat. Wahrscheinlich nicht.

»Das muss ein ziemlich dramatischer Anblick gewesen sein.«

»Ja«, sagt Hockenberry, »aber ihre Anschuldigungen, in Wirklichkeit habe Philoktetes Paris getötet, waren sogar noch dramatischer.«

»Philoktetes?« Mahnmut legt den Kopf auf eine Weise schief, die Hockenberry fast an einen Hund erinnert. Mittlerweile verbindet er diese Bewegung – warum auch immer – mit der Vor-

stellung, dass Mahnmut auf Datenbanken zugreift. »Aus dem Stück von Sophokles?«, fragt Mahnmut nach einer Sekunde.

»Ja. Er war der ursprüngliche Heerführer der Thessalier aus Methone.«

»Ich erinnere mich nicht, dass er in der *Ilias* vorkommt«, sagt Mahnmut. »Und ich glaube auch nicht, dass ich ihm hier begegnet bin.«

Hockenberry schüttelt den Kopf. »Agamemnon und Odysseus haben ihn vor Jahren auf der Insel Lemnos ausgesetzt, als sie hierher unterwegs waren.«

»Warum das denn?« Mahnmuts Stimme mit ihrem so menschlichen Timbre klingt interessiert.

»Vor allem, weil er übel gerochen hat.«

»Übel gerochen? Die meisten dieser menschlichen Helden stinken erbärmlich.«

Hockenberry hält einen Moment lang verdutzt inne. Ihm fällt ein, dass er vor zehn Jahren, kurz nach seiner Wiederauferstehung auf dem Olympos, bei seinen ersten Einsätzen als Scholiker genau dasselbe gedacht hat. Aber so ungefähr nach den ersten sechs Monaten war es ihm irgendwie gar nicht mehr aufgefallen. Ob *er* wohl stinkt? »Philoktetes roch wegen seiner eiternden Wunde besonders übel«, sagt er.

»Wunde?«

»Ein Schlangenbiss. Er wurde von einer giftigen Schlange gebissen, als er... na ja, ist eine lange Geschichte. Die übliche Diebstahl-von-den-Göttern-Nummer eben. Der Biss hatte schlimme Folgen für Philoktetes' Bein – der Eiter lief nur so heraus; es stank unablässig, und der Bogenschütze bekam in re-

gelmäßigen Abständen Schreikrämpfe und Ohnmachtsanfälle. Denk daran, das war auf der Fahrt nach Troja, vor zehn Jahren. Also hat Agamemnon den alten Mann auf Odysseus' Rat hin schließlich einfach auf der Insel Lemnos ausgesetzt und ihn dort buchstäblich verrotten lassen.«

»Aber er hat überlebt?«

»Offensichtlich. Wahrscheinlich weil die Götter ihn aus irgendeinem Grund am Leben erhielten. Aber sein fauliges Bein hat ihm die ganze Zeit qualvolle Schmerzen bereitet.«

Mahnmut legt den Kopf wieder schief. »Na schön... ich erinnere mich jetzt an das Stück von Sophokles. Odysseus holt Philoktetes zurück, als der Seher Helenos den Griechen erklärt, ohne Philoktetes' Bogen würden sie Troja nicht besiegen – den Bogen hatte er von... von wem?... von Herakles bekommen. Herkules.«

»Ja, er hat den Bogen geerbt.«

»Ich kann mich aber nicht erinnern, dass Odysseus ihn hergeholt hat. Im wirklichen Leben, meine ich. Während der letzten acht Monate.«

Hockenberry schüttelt erneut den Kopf. »Es ist in aller Stille geschehen. Odysseus war nur ungefähr drei Wochen weg, und niemand hat es an die große Glocke gehängt. Als er zurückkam, war es wie... hey, seht mal, auf dem Rückweg vom Weinholen habe ich rasch noch Philoktetes an Bord genommen.«

»In Sophokles' Stück«, sagt Mahnmut, »war Achilles' Sohn Neoptolemos eine zentrale Figur. Aber er ist seinem Vater zu dessen Lebzeiten nicht begegnet. Sag mir nicht, dass er auch hier ist?«

»Nicht dass ich wüsste. Nur Philoktetes. Und sein Bogen.«

»Und nun hat Oinone ihn beschuldigt, Paris getötet zu haben.«

»Jawoll.« Hockenberry wirft noch ein paar Scheite Holz ins Feuer. Funken wirbeln im Wind und steigen zu den Sternen empor. Draußen über dem Meer ist der Himmel ganz schwarz; dort ziehen Wolken auf. Hockenberry schätzt, dass es noch vor dem Morgen regnen könnte. In manchen Nächten schläft er hier oben – mit seinem Rucksack als Kissen und seinem Umhang als Decke –, aber heute Nacht nicht.

»Aber wie ist es Philoktetes gelungen, in die Langsame Zeit überzugehen?«, fragt Mahnmut. Der Moravec steht auf und geht im Dunkeln zum zerklüfteten Rand der Plattform. Anscheinend hat er keine Angst davor, mehr als dreißig Meter in die Tiefe zu stürzen. »Die Nanotechnologie, die diesen Übergang ermöglicht, ist doch vor diesem Zweikampf nur Paris injiziert worden, stimmt's?«

»Das musst du doch wissen«, sagt Hockenberry. »Ihr Moravecs habt Paris schließlich mit den Nanodüngern geimpft, damit er gegen den Gott kämpfen konnte.«

Mahnmut kommt zum Feuer zurück, bleibt jedoch stehen. Er streckt die Hände aus, als wollte er sie an den Flammen wärmen. Vielleicht wärmt er sie wirklich, denkt Hockenberry. Er weiß, dass einzelne Teile der Moravecs organisch sind.

»Einige der anderen Helden – Diomedes zum Beispiel – haben noch Langsamzeit-Nanocluster im Körper, die Athene oder einer der anderen Götter ihnen damals injiziert hat«, sagte Mahnmut. »Aber du hast Recht, nur bei Paris sind sie vor zehn Tagen für den Zweikampf mit Apollo aufgefrischt worden.«

»Und Philoktetes war während der letzten zehn Jahre nicht hier«, sagt Hockenberry. »Aus welchem Grund sollte ihn also einer der Götter mit den Langsamzeit-Nanomemen beschleunigt haben? Und es *ist* eine Beschleunigung, keine Verlangsamung der Zeit, stimmt's?«

»Stimmt«, sagt der Moravec. »»Langsame Zeit« ist eine falsche Bezeichnung. Dem Langsamzeit-Reisenden kommt es so vor, als wäre die Zeit stehen geblieben – als wäre alles und jeder in Bernstein erstarrt –, aber in Wirklichkeit wird der Körper auf ein wahnwitziges Tempo beschleunigt, sodass er in Millisekunden reagiert.«

»Wieso verbrennt der Betreffende nicht einfach?«, fragt Hockenberry. Er hätte Apollo und Paris in die Langsame Zeit folgen können, um sich den Kampf anzusehen – und wenn er an jenem Tag hier gewesen wäre, hätte er das auch getan. Die Götter hatten sein Blut und seine Knochen genau zu diesem Zweck mit Nanomemen durchsetzt, und er war viele Male in die Langsame Zeit gegangen, um den Göttern dabei zuzusehen, wie sie einen ihrer achäischen oder trojanischen Helden auf den Kampf vorbereiteten. »Durch die Reibung«, setzt er hinzu. »Mit der Luft oder womit auch immer...« Er brach lahm ab. Wissenschaft war nicht seine starke Seite.

Mahnmut nickt jedoch, als hätte der Scholiker etwas Kluges gesagt. »Der Körper des Langsamzeit-Beschleunigten würde tatsächlich verbrennen – schon allein wegen der inneren Hitze –, wenn die maßgeschneiderten Nanocluster sich darum nicht ebenfalls kümmern würden. Das gehört alles zum nanogenerierten Kraftfeld des Körpers.«

»Wie bei Achilles?«

»Ja.«

»Könnte Paris nicht dadurch verbrannt sein?«, fragt Hockenberry. »Durch irgendeine Nanotech-Fehlfunktion?«

»Sehr unwahrscheinlich.« Mahnmut setzt sich auf den kleineren Steinblock. »Aber weshalb sollte dieser Philoktetes Paris töten? Welches Motiv könnte er haben?«

Hockenberry zuckt die Achseln. »In den nicht-homerischen Geschichten über Troja – denen, die nicht aus der *Ilias* stammen – ist es Philoktetes, der Paris tötet. Mit seinem Bogen... und einem vergifteten Pfeil. Genau wie Oinone es beschrieben hat. Homer spricht sogar davon, dass Philoktetes geholt wurde, um die Prophezeiung zu erfüllen, dass Ilium nur fallen werde, wenn er mit von der Partie sei – im zweiten Gesang, glaube ich.«

»Aber die Trojaner und Griechen sind jetzt Verbündete.«

Hockenberry muss lächeln. »Mit Ach und Krach. Du weißt so gut wie ich, dass sich in beiden Lagern Verschwörungen und Rebellionen zusammenbrauen. Niemand außer Hektor und Achilles ist glücklich über diesen Krieg mit den Göttern. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis es zu einer weiteren Rebellion kommt.«

»Aber Hektor und Achilles bilden ein nahezu unschlagbares Team. Und es gibt Zehntausende von Trojanern und Achäern, die loyal zu ihnen stehen.«

»Bis jetzt«, sagt Hockenberry. »Aber vielleicht haben die Götter selbst intrigiert.«

»Indem sie Philoktetes geholfen haben, in die Langsame Zeit zu gehen? Aber wozu? Wenn sie Paris tot sehen wollten, hätten sie ihn gemäß Ockhams Rasiermesser einfach von Apollo töten

lassen können. Es haben ja ohnehin alle geglaubt, dass er es war. Bis heute. Bis zu Oinones Anklagen. Warum sollten sie ihn von einem Griechen ermorden lassen...« Er hält inne und sagt dann leise: »Ah, ja.«

»Genau«, sagt Hockenberry. »Die Götter wollen die nächste Meuterei beschleunigen. Sie wollen Hektor und Achilles aus dem Weg schaffen, dieses Bündnis zerstören und die Griechen und Trojaner dazu bringen, sich wieder gegenseitig abzuschlachten.«

»Deshalb das Gift«, sagt der Moravec. »Damit Paris gerade noch lange genug lebt, um seiner Frau – seiner ersten Frau – zu erzählen, wer ihn in Wirklichkeit getötet hat. Jetzt werden die Trojaner Rache nehmen wollen, und selbst die Griechen, die Achilles gegenüber loyal sind, werden kampfbereit sein, um sich zu verteidigen. Sehr geschickt. Sind heute noch mehr so interessante Sachen passiert?«

»Agamemnon ist wieder da.«

»Kein Scheiß?«, sagt Mahnmut.

Ich muss mal mit ihm über sein umgangssprachliches Vokabular reden, denkt Hockenberry. Das ist ja, als würde ich mit einem meiner Erstsemester damals an der Uni sprechen.

»Ja, richtig, kein Scheiß«, sagt Hockenberry. »Er ist ein oder zwei Monate früher von seiner Heimreise zurückgekommen und hat ein paar wirklich überraschende Neuigkeiten mitgebracht.«

Mahnmut beugt sich erwartungsvoll vor. Oder zumindest interpretiert Hockenberry einen erwartungsvollen Ausdruck in die Körpersprache des kleinen humanoiden Cyborgs hinein.

Das glatte Gesicht aus Metall und Kunststoff zeigt nichts als die Widerspiegelung des Feuers.

Hockenberry räuspert sich. »Die Menschen in seiner Heimat sind fort«, sagt er. »Einfach verschwunden.«

Hockenberry hat mit einem Ausruf der Überraschung gerechnet, aber der kleine Moravec wartet stumm.

»Sie sind alle weg«, fährt Hockenberry fort. »Nicht nur in Mykene, wohin Agamemnon zuerst gefahren ist – nicht nur seine Frau, Klytämnestra, und sein Sohn, Orestes, sowie der ganze Rest dieses Ensembles, sondern *alle*. Menschenleere Städte. Speisen, die ungegessen auf dem Tisch standen. Pferde, die in den Ställen verhungerten. Hunde, die auf leeren Feuerstellen vor Gram vergingen. Kühe, die ungemolken auf der Weide standen. Ungeschorene Schafe. Überall auf dem Peloponnes und dahinter, wo Agamemnon mit seinen Schiffen angelegt hat – Menelaos' Königreich Lakedämonien, leer. Odysseus' Ithaka, leer.«

»Ja«, sagt Mahnmut.

»Moment mal«, sagt Hockenberry. »Du bist nicht im Mindesten überrascht. Du hast es *gewusst*. Ihr Moravecs wusstet, dass sich die griechischen Städte und Königreiche geleert hatten. Wieso?«

»Meinst du, woher wir das wussten?«, fragt Mahnmut. »Ganz einfach. Wir haben diese Orte seit unserer Ankunft von der Erdumlaufbahn aus im Auge behalten. Wir haben ferngesteuerte Drohnen runtergeschickt, um Daten aufzuzeichnen. Auf dieser Erde, dreitausend Jahre vor deiner Zeit – das heißt, dreitausend Jahre vor dem zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhundert –, gibt es eine Menge zu lernen.«

Hockenberry ist sprachlos. Ihm ist noch nie der Gedanke gekommen, dass die Aufmerksamkeit der Moravecs noch etwas anderem gelten könnte als Troja und den umliegenden Schlachtfeldern, dem Verbindungsloch, dem Mars, dem Olympus Mons, den Göttern, vielleicht ein oder zwei marsianischen Monden... lieber Himmel, *reicht* das etwa nicht?

»Wann sind sie... verschwunden?«, bringt er schließlich heraus. »Agamemnon erzählt allen, die zurückgelassenen Speisen seien teilweise noch genießbar gewesen.«

»Das hängt vermutlich davon ab, wie man ›genießbar‹ definiert. Unseren Überwachungsgeräten zufolge sind die Menschen ungefähr vor viereinhalb Wochen verschwunden. Gerade als Agamemnons kleine Flotte sich dem Peloponnes näherte.«

»Heilige Mutter Gottes«, flüstert Hockenberry.

»Ja.«

»Habt ihr gesehen, wie sie verschwunden sind? Mit euren Satellitenkameras, euren Sonden oder was auch immer?«

»Eigentlich nicht. Eben waren sie noch da, und im nächsten Moment waren sie weg. Es ist ungefähr um zwei Uhr morgens griechischer Zeit passiert, da gab es nicht viel zu überwachen... in den griechischen Städten, meine ich.«

»In den griechischen Städten...«, wiederholt Hockenberry dumpf. »Soll das heißen... ich meine... gibt es... sind auch noch andere Menschen verschwunden? Zum Beispiel in... China?«

»Ja.«

Auf einmal peitscht der Wind um ihren Horst und lässt Funken in alle Richtungen stieben. Hockenberry schlägt während des Funkenregens die Hände vors Gesicht und wischt sich

dann Asche von Umhang und Chiton. Als der Wind sich legt, wirft er die letzten Scheite ins Feuer.

Abgesehen von Troja und dem Olymp – der sich, wie er vor acht Monaten herausgefunden hat, gar nicht auf der Erde befindet – ist Hockenberry bisher nur zu einem einzigen anderen Ort auf dieser früheren Erde gereist, nämlich ins prähistorische Indiana. Bei den dortigen Indianern hat er den einzigen anderen überlebenden Scholiker, Keith Nightenhelser, untergebracht, damit ihm nichts passierte, als die Muse jeden tötete, der ihr vor die Nase kam. Jetzt berührt Hockenberry ohne bewusste Absicht das QT-Medaillon unter seinem Kittel. *Ich muss nach Nightenhelser schauen.*

Als läse er seine Gedanken, sagt der Moravec: »Alle anderen sind fort – alle außerhalb eines Hundertfünfzig-Kilometer-Radius um Troja herum. Afrikaner. Nordamerikanische Indianer. Südamerikanische Indianer. Die Chinesen und die Aborigines in Australien. Polynesier. Nordeuropäische Hunnen, Dänen und künftige Wikinger. Die Proto-Mongolen. Alle. Jedes andere menschliche Wesen auf dem Planeten – unserer Schätzung nach waren es ungefähr zweiundzwanzig Millionen – ist verschwunden.«

»Das ist unmöglich«, sagt Hockenberry.

»Ja. Sollte man meinen.«

»Was für eine Macht...«

»Eine göttliche.«

»Aber bestimmt nicht diese olympischen Götter. Die sind bloß... bloß...«

»Machtvollere Humanoiden?«, sagt Mahnmut. »Ja, das dachten wir auch. Hier sind andere Energien am Werk.«

»Gott?«, flüstert Hockenberry, der in einer strengen Baptistenfamilie in Indiana aufgewachsen ist, bevor er den Glauben gegen Bildung eingewechselt hat.

»Kann schon sein«, sagt der Moravec, »aber wenn, dann lebt er auf dem Planeten Erde oder in dessen näherer Umgebung. Zur selben Zeit, als Agamemnons Frau und Kinder verschwunden sind, wurden auf der Erde oder im erdnahen Orbit gewaltige Mengen Quantenenergie freigesetzt.«

»Die Energie kam von der Erde?«, wiederholt Hockenberry. Er lässt den Blick durch die Nacht schweifen, über den Scheiterhaufen unten, das städtische Nachtleben, das sich unter ihnen entfaltet, die fernen Lagerfeuer der Achäer und die noch fernerer Sterne. »Von hier?«

»Nicht von dieser Erde«, sagt Mahnmut. »Von der anderen Erde. Deiner. Und es sieht so aus, als würden wir dorthin fliegen.«

Eine Minute lang klopft Hockenberrys Herz so heftig, dass er befürchtet, ihm könnte übel werden. Dann wird ihm klar, dass Mahnmut in Wirklichkeit nicht von *seiner* Erde redet – von der Welt des einundzwanzigsten Jahrhunderts mit ihren halb erinnerten Bruchstücken seines früheren Lebens, bevor die Götter ihn aus alter DNA, Büchern und Gott weiß was noch wiedererweckt haben, jener langsam ins Bewusstsein zurückkehrenden Welt der Universität von Indiana, seiner Frau und seiner Studenten –, sondern von der gleichzeitig mit dem terraformierten Mars existierenden Erde fast viertausend Jahre *nach* Thomas Hockenberrys kurzem, nicht übermäßig glücklichem Leben.

Da er einfach nicht still sitzen kann, steht er auf und marschiert im zerstörten elften Stock des Bauwerks auf und ab, geht zur zertrümmerten Mauer auf der Nordostseite hinüber, dann zu den Rändern im Süden und Westen, wo sich der Abgrund erstreckt. Ein von seiner Sandale losgerissener Kieselstein fällt über dreißig Meter tief in die dunklen Straßen hinunter. Der Wind weht seinen Umhang und die langen, ergrauenden Haare nach hinten. Vom Verstand her weiß er seit acht Monaten, dass der Mars, der jetzt durch das Loch zu sehen ist, in einem zukünftigen Sonnensystem neben der Erde und den anderen Planeten existiert, aber er hat diese simple Tatsache niemals wirklich mit der Vorstellung verbunden, dass diese andere Erde tatsächlich *da* ist und auf ihn wartet.

Die Gebeine meiner Frau sind mit dem Staub dort vermischt, denkt er, den Tränen nahe, dann muss er fast lachen. *Zum Teufel, meine Gebeine sind mit dem Staub dort vermischt*.

»Wie kommt man denn zu dieser Erde?«, fragt er und erkennt sofort, wie töricht die Frage ist. Er hat die Geschichte gehört, wie Mahnmüt und sein riesiger Freund Orphu mit ein paar anderen Moravecs, die ihre erste Begegnung mit den Göttern nicht überlebt haben, vom Jupiterraum zum Mars gereist sind. *Die haben Raumschiffe, Hockenberry*. Obwohl die meisten Raumfahrzeuge der Moravecs und Steinvecs wie durch Zauberei durch die Quantenlöcher gekommen sind, die dank Mahnmuts tätiger Mithilfe entstanden waren, sind es immer noch Raumfahrzeuge.

»Wir bauen auf und in der Nähe von Phobos ein Schiff nur für diesen Zweck«, sagt der Moravec leise. »Diesmal fliegen wir nicht allein – oder unbewaffnet.«

Hockenberry kann nicht aufhören, hin und her zu laufen. Wenn er zum Rand des zerstörten Stockwerks kommt, verspürt er den Drang, in den Tod zu springen – einen Drang, der ihn schon als Kind in Versuchung geführt hat, wenn er sich an hoch gelegenen Orten befand. *Komme ich deshalb so gern hier herauf? Weil ich daran denke zu springen? Weil ich an Selbstmord denke?* Ihm wird klar, dass die Antwort ja lautet, und er merkt, wie einsam er in den letzten acht Monaten gewesen ist. *Und jetzt ist auch noch Nightenhelser fort – wahrscheinlich zusammen mit den Indianern, geschluckt von dem wie auch immer gearteten kosmischen Staubsaugen der in diesem Monat alle Menschen auf der Erde bis auf diese armen, angeschissenen Trojaner und Griechen aufgesaugt hat.* Hockenberry weiß, wenn er das QT-Medaillon an seiner Brust dreht, kann er in null Komma nichts in Nordamerika sein und seinen alten Scholikerfreund in jenem Teil des prähistorischen Indiana suchen, wo er ihn vor acht Monaten zurückgelassen hat. Aber er weiß auch, dass die Götter ihn durch die Lücken des Planck-Raums aufspüren könnten. Deshalb hat er seit acht Monaten nicht mehr qtet.

Er kehrt zum Feuer zurück und bleibt über dem kleinen Moravec stehen. »Weshalb, zum Teufel, erzählst du mir das alles?«

»Wir möchten dich einladen, mit uns zu kommen«, sagt Mahnmut.

Hockenberry lässt sich schwer auf den Steinklotz sinken. Nach einer Minute bringt er heraus: »Wozu denn, um Himmels willen? Was könnte ich euch denn auf so einer Expedition nützen?«

Mahnmut zuckt auf fast menschliche Weise die Achseln. »Du kommst von dieser Welt«, sagt er schlicht. »Wenn auch nicht

aus dieser Zeit. Auf dieser anderen Erde gibt es Menschen, weißt du.«

»Wirklich?« Hockenberry hört, wie verblüfft und dumm seine Stimme klingt. Er ist nie auf die Idee gekommen, danach zu fragen.

»Ja. Nicht viele – die meisten Menschen haben offenbar ein posthumanes Stadium erreicht und sind vor über vierzehnhundert Jahren vom Planeten in orbitale Ringstädte gezogen –, aber unsere Beobachtungen lassen darauf schließen, dass noch ein paar Hunderttausend Altmenschen übrig sind.«

»Altmenschen«, wiederholt Hockenberry ohne den geringsten Versuch, seine Verblüffung zu verbergen. »Wie ich.«

»Genau«, sagt Mahnmut. Er steht auf. Seine Sichtscheibe kommt nicht weit über Hockenberrys Gürtel hinaus. Hockenberry, selbst alles andere als hoch gewachsen, erkennt auf einmal, wie sich die olympischen Götter in Gegenwart normaler Sterblicher fühlen müssen. »Wir denken, du solltest mitkommen. Du könntest uns eine enorme Hilfe sein, wenn wir den Menschen auf deiner zukünftigen Erde begegnen und mit ihnen sprechen.«

»Heilige Mutter Gottes«, wiederholt Hockenberry. Er geht erneut zum Rand und merkt wieder, wie leicht es wäre, einen weiteren Schritt über diesen Rand hinaus in die Dunkelheit zu tun. Diesmal würden die Götter ihn nicht mehr zum Leben erwecken. »Heilige Mutter Gottes«, sagt er noch einmal.

Hockenberry sieht die schattenhafte Gestalt von Hektor bei Paris' Scheiterhaufen. Er gießt noch immer Wein auf den Boden, befiehlt den Männern noch immer, mehr Holz in die Flammen zu werfen.

Ich habe Paris getötet, denkt Hockenberry. Ich habe alle Männer, Frauen, Kinder und Götter getötet, die gestorben sind, seit ich die Gestalt von Athene angenommen, die Ermordung von Patroklos vorgetäuscht und ihn entführt habe, um Achilles zu einem Angriff auf die Götter zu provozieren. Hockenberry lacht auf einmal bitter. Es macht ihm nichts aus, dass die kleine Maschinenperson hinter ihm denken wird, er hätte den Verstand verloren. *Ich habe den Verstand verloren. Das ist Wahnsinn. Wenn ich nicht schon früher von diesem verdammten Sims gesprungen bin, dann zum Teil deshalb, weil es mir wie eine Pflichtverletzung vorkäme... als müsste ich weiter beobachten, als wäre ich immer noch ein Scholiker und müsste der Muse Bericht erstatten, die ihrerseits den Göttern Bericht erstattet.* Ich habe total den Verstand verloren. Ihm ist nicht zum ersten Mal zum Weinen zumute, auch nicht zum fünfzigsten Mal.

»Kommst du mit uns zur Erde, Hockenberry?«, fragt Mahnmüt leise.

»Ja, klar, verdammt, warum nicht? Wann?«

»Wie wär's mit jetzt gleich?«

Die Hornisse muss lautlos hundert Meter oder mehr über ihnen gegangen haben, aber mit ausgeschalteten Navigationslichtern. Jetzt stößt die schwarze, stachelige Maschine so plötzlich aus der Dunkelheit herab, dass Hockenberry beinahe vom Rand des Bauwerks fällt.

Eine besonders starke Bö hilft ihm, das Gleichgewicht zu wahren, und er tritt vom Rand zurück, als eine mit Stufen versehene Rampe summend aus dem Bauch der Hornisse herabfährt und mit einem dumpfen Laut auf dem Stein aufsetzt. Hockenberry sieht ein rotes Leuchten im Inneren des Schiffes.

»Nach dir«, sagt Mahnmüt.

Es war kurz nach Sonnenaufgang, und Zeus war allein in der Großen Halle der Götter, als seine Gemahlin, Hera, mit einem Hund an einer goldenen Leine hereinkam.

»Ist es dieser?«, fragte der Herr der Götter, der brütend auf seinem goldenen Thron saß.

»Ja«, sagte Hera. Sie nahm dem Hund die Leine ab. Er setzte sich hin.

»Hol deinen Sohn«, sagte Zeus.

»Welchen?«

»Den großen Handwerker. Den, der Athene so sehr begehrt, dass er ihr Bein umklammert hat, wie dieser Hund es täte, wenn er keine Manieren hätte.«

Hera wandte sich zum Gehen. Der Hund machte Anstalten, ihr zu folgen.

»Lass den Hund hier«, sagte Zeus.

Hera gab dem Hund ein Zeichen, dass er bleiben sollte, und er blieb.

Der Hund war groß, grau, kurzhaarig und geschmeidig, mit sanften braunen Augen, die irgendwie zugleich einfältig und verschlagen dreinschauten. Er begann, hin und her zu laufen, und seine Krallen kratzten über den Marmor, als er mehrmals Zeus' goldenen Thron umrundete. Er schnüffelte an den Sandalen und nackten Zehen des Blitzeschleuderers, des Kroniden.

Dann klackerte er gemächlich zum Rand des riesigen Holovisions-Pools, schaute hinein, sah nichts Interessantes im dunklen Schneegestrudel an der Oberfläche, verlor das Interesse und wanderte zu einer viele Meter entfernten Säule.

»Komm hierher!«, befahl Zeus.

Der Hund schaute sich zu Zeus um und wandte dann den Blick ab. Er schnupperte wie zur Vorbereitung am Fuß der riesigen, weißen Säule.

Zeus pfiff.

Der Hund hob den Kopf und wandte sich zu ihm um. Seine Ohren zuckten, aber er kam nicht.

Zeus pfiff erneut und klatschte in die Hände.

Da kam der graue Hund rasch zu ihm. Er lief mit schaukelnden Bewegungen, hängender Zunge und glücklichem Blick.

Zeus stieg von seinem Thron herab und tätschelte das Tier. Dann zog er eine Klinge aus seinem Gewand und schnitt dem Hund mit einer einzigen, schwungvollen Bewegung seines kräftigen Arms den Kopf ab. Der Hundekopf rollte fast bis zum Rand des Bilderpools, während der Körper sofort auf den Marmor sank, die Vorderläufe ausgestreckt, als hätte man ihm befohlen, Platz zu machen, und er würde in Erwartung einer Belohnung gehorchen.

Hera und Hephaistos betraten die Große Halle und kamen über die endlos weite Marmorfläche näher.

»Spielst du wieder mit den Haustieren, mein Gebieter?«, fragte Hera, als sie fast bei ihm war.

Zeus winkte nur ärgerlich ab, steckte den Dolch in den Ärmel seines Gewands und kehrte zu seinem Thron zurück.

Hephaistos war stämmig und mit seinen knapp ein Meter achtzig geradezu zwergenhaft klein für einen Gott. Er hatte starke Ähnlichkeit mit einem großen, haarigen Fass. Außerdem hinkte der Gott des Feuers; er zog sein linkes Bein nach, als wäre es ein totes Ding, was es auch war. Er hatte einen wilden Haarschopf, einen noch wilderen Bart, der mit den Haaren auf seiner Brust zu verschmelzen schien, und rot geränderte, unsteife Augen. Er schien eine Rüstung zu tragen, aber bei genauem Hinsehen erkannte man, dass die Rüstung eine kompakte Hülle aus Hunderten winziger Schachteln, Säckchen, Werkzeugen und Gerätschaften war – einige aus kostbarem Metall geschmiedet, andere aus unedlem Metall geformt, wieder andere aus Leder gefertigt und weitere offenbar aus Haaren gewoben –, die alle an kreuz und quer über seinen haarigen Leib gespannten Bändern und Gurten hingen. Hephaistos, der Inbegriff des Schmiedekünstlers, war auf dem Olymp berühmt dafür, dass er einmal Frauen aus Gold geschaffen hatte, junge, mechanische Jungfrauen, die sich bewegen und lächeln und Männern Vergnügen bereiten konnten, fast so, als wären sie lebendig. Angeblich hatte er in seinen alchemistischen Bottichen auch die erste Frau – Pandora – erzeugt.

»Willkommen, Handwerker«, dröhnte Zeus. »Ich hätte dich schon früher zu mir gerufen, aber es gab keine Zinnkrüge oder Spielzeugschilde zu reparieren.«

Hephaistos kniete neben dem kopflosen Hundeleib nieder. »Das hättest du nicht zu tun brauchen«, murmelte er. »Es war nicht nötig. Absolut nicht nötig.«

»Er hat mich geärgert.« Zeus hob einen Kelch von der Armlehne seines goldenen Throns und trank einen kräftigen Schluck.

Hephaistos rollte den kopflosen Körper auf die Seite, fuhr mit seiner plumpen Hand an dessen Brustkorb entlang, als wollte er dem toten Hund den Bauch kraulen, und drückte. Eine Abdeckung aus Haut und Haaren klappte auf. Der Gott des Feuers griff in die Eingeweide des Hundes und holte einen durchsichtigen Beutel heraus, der mit Fleischfetzen und anderen Dingen gefüllt war. Hephaistos holte ein feuchtes, rosafarbenes Stück Fleisch aus dem Gedärmbeutel.

»Dionysos«, sagte er.

»Mein Sohn.« Zeus rieb sich die Schläfen, als hätte er das alles satt.

»Soll ich diesen Fetzen zum Heiler und seinen Bottichen bringen, o Kronide?«, fragte der Feuergott.

»Nein. Einer der Unseren soll ihn essen, damit mein Sohn seinen Wünschen gemäß wiedergeboren werden kann. Eine solche Kommunion ist schmerzhaft für den Wirt, aber vielleicht wird das die Götter und Göttinnen hier auf dem Olymp lehren, besser auf meine Kinder Acht zu geben.«

Zeus schaute auf Hera hinunter, die näher gekommen war und nun auf der zweiten Steinstufe seines Throns saß. Sie hatte den rechten Arm liebevoll auf seinen Schenkel gelegt, und ihre weiße Hand berührte sein Knie.

»Nein, mein Gemahl«, sagte sie leise. »Bitte nicht.«

Zeus lächelte. »Dann wähle du, Weib.«

»Aphrodite«, sagte Hera, ohne zu zögern. »Die ist es gewohnt, sich Körperteile von Männern in den Mund zu stopfen.«

Zeus schüttelte den Kopf. »Nicht Aphrodite. Seit sie in den Bottichen war, hat sie nichts getan, was mein Missfallen erregt

hätte. Wie wär's mit Pallas Athene, der Unsterblichen, die in ihrer unbeherrschten Art nicht nur Achilles' geliebten Patroklos, sondern auch Hektors kleinen Sohn getötet und uns damit diesen Krieg mit den Sterblichen eingebracht hat?«

Hera nahm ihren Arm weg. »Athene leugnet diese Taten, Sohn des Kronos. Und die Sterblichen behaupten, Aphrodite und Athene hätten Hektors Baby gemeinsam gemeuchelt.«

»Wir haben die Ermordung des Patroklos im Bilderpool gesehen, Weib. Soll ich sie dir noch einmal zeigen?« In Zeus' Stimme, so tief, dass schon sein Flüstern fernem Donnergrollen ähnelte, vibrierte nun wachsender Zorn. Es war, als würde ein Sturm durch den großen, hallenden Raum fegen.

»Nein, mein Gebieter«, sagte Hera. »Aber du weißt, dass Athene darauf beharrt, der vermisste Scholiker namens Hockenberry müsse ihre Gestalt angenommen und diese Dinge getan haben. Sie schwört bei ihrer Liebe zu dir, dass...«

Zeus stand ungeduldig auf und entfernte sich ein paar Schritte vom Thron. »Die Morpharmbänder der Scholiker hätten keinem Sterblichen die Macht eines Gottes gewährt oder es ihm auch nur erlaubt, seine Gestalt anzunehmen«, blaffte er. »Das ist nicht möglich. Nicht einmal für einen kurzen Moment. Ein Gott oder eine Göttin vom Olymp hat diese Taten begangen – entweder Athene oder jemand aus unserer Familie, der Athenes Gestalt angenommen hat. Nun... entscheide dich, wer den Körper und das Blut meines Sohnes Dionysos empfangen soll.«

»Demeter.«

Zeus rieb sich den kurzen, weißen Bart. »Demeter. Meine Schwester. Die Mutter meiner über alles geliebten Persephone?«

Hera stand auf, trat zurück und zeigte ihre weißen Hände. »Gibt es einen Gott auf diesem Berg, der *nicht* mit dir verwandt ist, mein Gemahl? Ich bin deine Gattin, aber auch deine Schwester. Demeter hat zumindest Erfahrung darin, seltsame Dinge zu gebären. Und sie hat derzeit wenig zu tun, weil die Sterblichen gegenwärtig keine Saat ausbringen und auch kein Getreide ernten.«

»Dann sei es«, sagte Zeus. Er wandte sich an Hephaistos. »Bring Demeter das Fleisch meines Sohnes«, befahl er, »und sag ihr, es sei der Wille ihres Herrn, Zeus, dass sie dieses Fleisch esse und meinen Sohn wieder lebendig mache. Beauftrage drei meiner Erinnyen, über sie zu wachen, bis diese Geburt vollbracht ist.«

Der Gott des Feuers zuckte die Achseln und steckte das Stück Fleisch in einen seiner Beutel. »Willst du Bilder von Paris' Scheiterhaufen sehen?«

»Ja«, sagte Zeus. Er kehrte zu seinem Thron zurück, setzte sich hin und klopfte mit der flachen Hand auf die Stufe, die Hera verlassen hatte, als sie aufgestanden war.

Sie kam gehorsam zurück und nahm Platz, legte ihm jedoch nicht wieder den Arm aufs Bein.

In sich hineingrummelnd, ging Hephaistos zum Kopf des Hundes hinüber, hob ihn an den Ohren hoch und trug ihn zum Bilderpool. Am Rand des Pools hockte er sich hin, zog ein gekrümmtes Metallwerkzeug aus einem seiner Brustgurte und pulte den linken Augapfel des Hundes aus seiner Höhle, ohne dass dabei Blut floss. Er bekam das Auge problemlos heraus, aber in die leere Augenhöhle führten rote, grüne und weiße Sehnervenstränge, die sich abwickelten, als der Feuergott an

ihnen zog. Nachdem er etwas mehr als einen halben Meter der glänzenden Stränge freigelegt hatte, holte er ein weiteres Werkzeug aus seinem Gurt und schnitt sie durch.

Hephaistos zog Schleim und Isolationsmaterial mit den Zähnen ab und legte dünne, glänzende goldene Drähte frei. Diese drehte er zusammen und schloss sie an einem Gerät aus einem seiner Beutel an, das wie eine kleine Metallkugel aussah. Er warf den Augapfel und die farbigen Nervenstränge in den Pool, behielt die Kugel jedoch bei sich.

Sofort füllte sich der Pool mit dreidimensionalen Bildern. Der dazugehörige Ton kam aus piezoelektrischen Mikrolautsprechern, die in die Wände und Säulen eingelassen waren, und hüllte die drei Götter ein.

Die Bilder aus Ilium waren aus dem Blickwinkel eines Hundes aufgenommen – aus der Froschperspektive, viele bloße Knie und bronzene Beinschienen.

»Ich hätte unsere alten Bilder vorgezogen«, maulte Hera.

»Die Moravecs haben all unsere Drohnen entdeckt und abgeschossen, sogar die verdammt Insektenaugen.« Hephaistos spulte noch immer im Schnellvorlauf durch Paris' Trauerzug. »Wir haben Glück, dass wir...«

»Schweigt«, befahl Zeus. Das Wort hallte wie Donner von den Wänden wider. »Da. Das. Ton.«

Die drei sahen sich die letzten Minuten des Bestattungsrituals an, einschließlich Dionysos' grausigem Tod von Hektors Hand.

Sie sahen, wie Zeus' Sohn den Hund in der Menge direkt anschaute, als er sagte: »Verspeist mich.«

»Du kannst das abschalten«, sagte Hera, als die Bilder Hektor zeigten, der die Fackel auf den wartenden Scheiterhaufen warf.

»Nein«, sagte Zeus. »Lass es weiterlaufen.«

Gleich darauf hielt es den Blitzeschleuderer nicht mehr auf seinem Thron. Mit gefurchter Stirn, wütendem Blick und geballten Fäusten ging er zum Holobilderpool. »Wie kann dieser Sterbliche namens Hektor es *wagen*, Boreas und Zephyros anzurufen, damit sie das Feuer anfachen, das die Eingeweide, die Genitalien und das Gedärm eines Gottes verzehrt! WIE KANN ER ES WAGEN!!«

Zeus verschwand per Quantenteleportation, und es gab einen Donnerschlag, als die Luft in das Loch rauschte, wo der riesige Gott noch eine Mikrosekunde zuvor gewesen war.

Hera schüttelte den Kopf. »Er sieht sich den Ritualmord an seinem Sohn Dionysos in aller Ruhe an, bekommt jedoch einen Wutanfall, wenn Hektor die Götter des Windes zu Hilfe ruft. Der Vater ist nicht mehr ganz bei Sinnen, Hephaistos.«

Ihr Sohn grunzte, holte den Augapfel ein und steckte ihn mit-samt der Metallkugel in einen Beutel. Den Kopf des Hundes steckte er in einen größeren Sack. »Kann ich heute Morgen sonst noch etwas für dich tun, Tochter des Kronos?«

Sie machte eine Kopfbewegung zum Kadaver des Hundes, dessen Bauchklappe noch immer offen stand. »Nimm das mit.«

Als ihr misshandelter Sohn fort war, legte Hera die Hand an die Brust und qtete aus der Großen Halle der Götter.

Niemand konnte in Heras innerstes Schlafgemach qten, nicht einmal sie selbst. Vor langer Zeit – wenn ihr unsterbliches Ge-

dächtnis nicht trog, denn heutzutage waren alle Erinnerungen mit Vorsicht zu genießen – hatte sie ihrem Sohn Hephaistos befohlen, ihre Räume mit seinen Handwerkerfähigkeiten zu sichern: Quantenfluss-Kraftfelder, fast, aber nicht ganz identisch mit jenen, welche die Moravec-Geschöpfe zum Schutz Trojas und der Achäerlager vor göttlichen Übergriffen benutzten, pulsierten in den Wänden; die Tür zu ihrem Raum bestand aus quantenverstärktem Titan, stark genug, um selbst einen zornigen Zeus in Schach zu halten, und Hephaistos hatte sie dicht zwischen die Quanten-Türpfosten gefügt und alles mit einem geheimen Riegel aus einem telepathischen Passwort verschlossen, das Hera täglich änderte.

Nun öffnete sie diesen Riegel mit einem mentalen Befehl, schlüpfte hinein, verschloss die nahtlose, glänzende Metallbarriere hinter ihr und ging ins Badezimmer. Unterwegs entledigte sie sich ihres Gewands und ihrer hauchdünnen Unterwäsche.

Als Erstes ließ sich die rinderäugige Hera ein tiefes Bad einlaufen, genährt von den reinsten Quellen des Olympos-Eises und erwärmt von Hephaistos' Höllenmaschinen, die den Hitzekern des alten Vulkans anzapften. Mit Ambrosia schrubbte sie sich all die kaum wahrnehmbaren Flecken oder Schatten der Unvollkommenheit von der leuchtenden, weißen Haut.

Dann salbte die weißellbogige Hera ihren ewig anbetungswürdigen und verführerischen Körper mit einem Duftöl. Auf dem Olymp hieß es, dass der Duft dieses allein Hera vorbehalten Öls nicht nur jede männliche Gottheit im Haus des Zeus mit der ehernen Schwelle erregen, sondern sogleich zur Erde hinabdringen und bei nichtsahnenden Sterblichen Anfälle unkontrollierbaren Begehrens auslösen würde.

Dann arrangierte die Tochter des mächtigen Kronos ihre glänzenden, ambrosianischen Locken um ihr Gesicht mit den ausgeprägten Wangenknochen und schlüpfte in ein ambrosianisches Gewand, das Athene vor langer Zeit eigens für sie angefertigt hatte, als die beiden Freundinnen gewesen waren. Das Gewand war überaus elegant, reich geschmückt und verziert, unter anderem mit einem wunderschönen Brokatmuster aus Rosen, das Athene mit ihren Fingern und dem magischen Webstuhl eingewoben hatte. Hera befestigte diesen göttlichen Stoff mit goldenen Nadeln über ihren hohen Brüsten und band ihn direkt unter ihren Brüsten mit einem Gürtel zusammen, der mit hundert Quasten verziert war.

In die gut durchlöchernten Ohrläppchen, die wie helle, scheue Meeresgeschöpfe aus ihren dunklen, duftigen Locken lugten, steckte sie ihre Gehänge, dreifach mit Perlen und maulbeerförmig; ihr silberner Schimmer würde sich unter Garantie wie mit Haken tief in jedem männlichen Herzen festsetzen.

Dann hüllte sie sich in einen schönen, neu gefertigten Schleier aus fein verteilten Goldfäden, der wie Sonnenlicht neben ihren rosigen Wangenknochen glitzerte. Zu guter Letzt befestigte sie schöne Sandalen unter ihren weichen, weißen Füßen und band die goldenen Schnüre kreuzweise über ihre glatten Waden.

Nachdem sie den ganzen Schmuck umgelegt hatte, blieb Hera vor der verspiegelten Wand neben ihrer Badezimmertür stehen, betrachtete einen Moment lang schweigend ihr Spiegelbild und sagte leise: »Noch ganz die Alte.«

Dann verließ sie ihre Gemächer, trat in den hallenden Flur hinaus, legte die Hand an ihre linke Brust und quantenteleportierte fort.

Hera fand Aphrodite, die Göttin der Liebe, auf den grasbewachsenen Südhängen des Olymps, wo sie allein lustwandelte. Es war kurz vor Sonnenuntergang, die Tempel und Häuser der Götter auf der Ostseite der Caldera waren in Licht getaucht, und Aphrodite hatte den goldenen Glanz auf dem Marsmeer im Norden wie auch auf den Eisfeldern nahe der Gipfel dreier riesiger Schildvulkane weit im Osten bewundert, dort, wohin der Olymp seinen riesigen, über zweihundert Kilometer langen Schatten warf. Die Aussicht war ein wenig verschwommen, nicht nur wegen des üblichen Kraftfelds um den Olymp herum, dank dessen sie in fast normaler Erdschwerkraft hier so nah am Weltraumvakuum über dem terraformierten Mars atmen, überleben und herumlaufen konnten, sondern auch wegen der schimmernden *Ägis*, die Zeus zu Beginn des Krieges um den Olymp errichtet hatte.

Das Loch dort unten – ein aus dem Schatten des Olymps geschnittener Kreis, in dessen Inneren der Sonnenuntergang einer anderen Welt glühte und der von Reihen bewegter Lichter erfüllt war, den Feuern der Sterblichen sowie Moravec-Transportern im Einsatz – war eine Erinnerung an diesen Krieg.

»Liebes Kind«, rief Hera der Göttin der Liebe zu, »würdest du etwas für mich tun, wenn ich dich darum bäte, oder würdest du ablehnen? Zürnst du mir immer noch, weil ich in diesen vergangenen zehn Erdjahren den Danaern geholfen habe, du hingegen deinen geliebten Trojanern?«

»Erhabene Göttin«, sagte Aphrodite, »Geliebte des Zeus, du kannst mich um alles bitten. Gern erfülle ich dir deinen

Wunsch, sofern ich ihn einer so mächtigen Göttin wie dir erfüllen *kann*.«

Die Sonne war fast schon hinter dem Horizont verschwunden. Beide Göttinnen standen im Schatten, aber Hera bemerkte, dass Aphrodites Haut und ihr allgegenwärtiges Lächeln aus sich selbst heraus zu leuchten schienen. Bei Hera als Frau löste das eine geradezu sinnliche Reaktion aus; sie konnte sich nicht vorstellen, wie die männlichen Götter sich in Aphrodites Gegenwart fühlten, geschweige denn die Sterblichen mit ihrem schwachen Willen.

Hera holte tief Luft – mit ihren nächsten Worten würde sie sich auf den gefährlichsten Plan festlegen, den sie jemals ersonnen hatte, und sie hatte schon viele ersonnen – und sagte: »Gib mir deine Macht, Liebe und Begehren zu erwecken, mit der du immer alle Unsterblichen überwältigst und auch die sterblichen Menschen!«

Aphrodite lächelte weiter, aber ihre klaren Augen wurden ein klein wenig schmaler. »Natürlich werde ich das tun, Tochter des Kronos, wenn du es verlangst – doch wozu braucht jemand, der bereits in den Armen des Zeus ruht, des Ersten und Besten, meine wenigen Schliche?«

Hera bemühte sich um einen ruhigen, gelassenen Ton, während sie log. Wie bei den meisten Lügnern war ihre Lüge viel zu detailreich. »Dieser Krieg ermüdet mich, Göttin der Liebe. Das ewige Ränkespiel unter den Göttern wie auch unter den Danaern und Trojanern tut meinem Herzen weh. Ich gehe nun zu den Grenzen der großzügigen anderen Erde, um nach dem Ursprung der Götter, Okeanos, und Mutter Tethys zu schauen. Diese beiden haben mich in ihrem Haus voller Freundlichkeit

erzogen; Rhea brachte mich zu ihnen, als Zeus, der weithin Donnernde, Kronos unter die Erde und unter das wogende Meer hinabsandte und uns hier auf dieser kalten, roten Welt eine neue Heimat schuf.«

»Aber weshalb, Hera«, fragte Aphrodite leise, »brauchst du meine armseligen Reize, um Okeanos und Tethys zu besuchen?«

Hera lächelte in ihrer Heimtücke. »Die Alten haben sich voneinander entfernt, ihr Ehebett ist erkaltet. Ich werde sie besuchen, um ihren alten Hader zu schlichten und ihre Zwietracht zu heilen. Zu lange schon bleiben sie einander und ihrem Lager fern – ich möchte sie bewegen, ihre warmen Körper wieder in Liebe zu vereinen, und Worte allein werden da nicht genügen. Deshalb bitte ich dich, Aphrodite, als deine dich liebende Freundin, die möchte, dass zwei alte Freunde ihre Liebe zueinander wieder entdecken, leih mir eines der Geheimnisse deiner Reize, damit ich Tethys heimlich helfen kann, Okeanos' Begehren zurückzugewinnen.«

Aphrodites bezauberndes Lächeln wurde noch strahlender. Die Sonne war jetzt hinter dem Marshorizont untergegangen, der Gipfel des Olymps lag im Schatten, aber das Lächeln der Liebesgöttin wärmte sie beide. »Wie könnte ich dir deinen Wunsch verweigern, o Gattin des Zeus, wo doch dein Gemahl, unser Herr, über uns alle gebietet.«

Mit diesen Worten löste Aphrodite das geheime Busenband von ihrer Brust und hielt das dünne Netz aus Stoff und Mikroschaltkreisen in ihrer Hand.

Hera starrte es an. Ihr Mund war auf einmal trocken. *Kann ich es riskieren weiterzumachen? Wenn Aphrodite herausfindet, was ich*

im Schilde führe, werden sie und ihre Mitverschwörer unter den Göttern mich gnadenlos angreifen. Wenn Zeus meinen Verrat erkennt, wird er mich auf eine Weise vernichten, dass es weder einem Heilbotich noch einem fremden Heiler jemals gelingen wird, mich auch nur zu einem Abklatsch des olympischen Lebens wiederzuerwecken. »Sag mir, wie es funktioniert«, flüsterte sie.

»Dieses Band enthält all die betörenden Elemente der Verführung«, sagte Aphrodite leise. »Es enthält Liebe und Liebesverlangen, das zischelnde Gleiten der körperlichen Vereinigung, die drängenden Schreie der Liebenden und das zärtliche Flüstern.«

»All das ist in diesem kleinen Busenband?«, sagte Hera.

»Es verfügt über den Zauber, der jedem Mann vor Lust die Sinne berückt«, flüsterte Aphrodite.

»Ja, ja, aber wie *funktioniert* es?« Hera hörte die Ungeduld in ihrer Stimme.

»Woher soll ich das wissen?« Die Göttin der Liebe lachte. »Es gehörte zu dem Paket, das ich bekommen habe, als... *er* uns zu Göttern gemacht hat. Ein breites Spektrum von Pheromonen? Nanogetriggerte Hormonausschütter? Mikrowellenenergie, die direkt auf das Sex- und Lustzentrum des Gehirns gerichtet ist? Spielt doch keine Rolle... Dies ist zwar nur einer meiner vielen Tricks, aber er funktioniert. Leg es um, Gattin des Zeus.«

Ein Lächeln erschien auf Heras Gesicht. Sie steckte das Band zwischen und unter ihre hohen Brüste, sodass es knapp von ihrem Gewand verdeckt wurde. »Wie aktiviere ich es?«

»Du meinst, wie kannst du Mutter Tethys helfen, es zu aktivieren?«, sagte Aphrodite, immer noch lächelnd.

»Ja, ja.«

»Berühre im richtigen Moment deine Brust, so als würdest du die QT-Nanotrigger aktivieren, aber statt dir einen fernen Ort vorzustellen, wohin du teleportieren möchtest, lege einen Finger auf das mit Schaltkreisen versehene Gewebe im Busenband und hege lustvolle Gedanken.«

»Und weiter? Ist das alles?«

»Das ist alles«, sagte Aphrodite, »aber es wird genügen. Im Gewebe dieses Bandes ist alles enthalten.«

»Danke, Göttin der Liebe«, sagte Hera förmlich. Laserlanzen stachen durch das Kraftfeld über ihnen nach oben. Eine Hornisse oder ein Raumschiff der Moravecs war durch das Loch gekommen und stieg nun zum Weltraum empor.

»Ich weiß, du wirst nicht erfolglos zurückkehren«, sagte Aphrodite. »Was immer du im Sinn hast, ich bin sicher, es wird dir gelingen.«

Hera lächelte. Dann legte sie die Hand an die Brust – darauf bedacht, nicht das Busenband zu berühren, das sich direkt unter den Brustwarzen an ihre Haut schmiegte – und teleportierte fort. Sie folgte der Quantenspur, die Zeus in der gefalteten Raumzeit hinterlassen hatte.

7

Bei Anbruch des Morgengrauens befahl Hektor, das Leichenfeuer mit Wein zu löschen. Dann scharfte er zusammen mit Paris' treuesten Kampfgefährten in der Glutasche, wobei er mit unendlicher Sorgfalt versuchte, die Gebeine von Priamos' ande-

rem Sohn zu finden und sie zugleich von der Asche und den verkohlten Knochen der Hunde, Hengste und des schwächlichen Gottes zu trennen. Diese minderwertigen Knochen waren alle weiter außen am Rande des Scheiterhaufens gelandet, während Paris' verkohlte Überreste eher in der Mitte lagen.

Weinend bargen Hektor und seine Kampfgefährten Paris' Knochen in einem goldenen Gefäß und verschlossen es mit einer doppelten Fettschicht, wie es bei den Tapferen und Edlen Brauch war. Dann trugen sie das Gefäß in einer feierlichen Prozession durch die geschäftigen Straßen und über die belebten Marktplätze – Bauern und Krieger traten gleichermaßen beiseite, um sie schweigend passieren zu lassen – und brachten die sterblichen Überreste zu dem Feld, wo vor dem ersten, acht Monate zurückliegenden Bombenangriff der Olympier der Südflügel von Priamos' Palast gestanden hatte. Der Schutt war fortgeschafft worden, und in der Mitte des mit Kratern übersäten Feldes erhob sich ein provisorisches Grabmal aus Steinblöcken, die während der Bombardierung verstreut worden waren. Die wenigen noch auffindbaren Gebeine von Hekabe, Priamos' Gemahlin, Königin und Mutter von Hektor und Paris, lagen bereits darin, und nun bedeckte Hektor Paris' Urne mit einem leichten Leintuch und trug sie eigenhändig in die Grabstätte.

»Hier, Bruder, will ich fürs Erste deine Gebeine lassen«, sagte Hektor vor den Männern, die ihm gefolgt waren, »damit die Erde hier dich umarmen kann, bis ich selbst dich im düsteren Haus des Hades umarme. Wenn dieser Krieg vorbei ist, werden wir dir und unserer Mutter und all den anderen Gefallenen – höchstwahrscheinlich also auch mir – ein größeres Grabmal

errichten, das ans Haus des Todes selbst gemahnt. Bis dahin leb wohl, Bruder.«

Dann kamen Hektor und seine Männer heraus, und hundert wartende trojanische Helden bedeckten das provisorische Grabmal aus Stein mit Erde und häuften noch mehr Schutt und Steine darauf.

Und dann machte sich Hektor, der zwei Nächte lang nicht geschlafen hatte, auf den Rückweg zum Palast. Obwohl er es kaum erwarten konnte, wieder in den Kampf mit den Göttern zu ziehen, und mehr denn je danach lechzte, ihr goldenes Blut zu vergießen, war er doch vernünftig genug, um zu wissen, dass dies noch ein paar Stunden warten musste.

Kassandra erwachte bei Tagesanbruch und stellte fest, dass sie so gut wie nackt war. Ihr Gewand war zerrissen und in unordentlichem Zustand, ihre Hand- und Fußgelenke waren mit Seidenbändern an die Pfosten eines fremden Bettes gebunden. *Was soll dieser Unfug?*, dachte sie und versuchte sich zu erinnern, ob sie sich wieder einmal betrunken hatte und an irgendeinen perversen Soldaten geraten war.

Dann erinnerte sie sich an den Scheiterhaufen und dass sie Andromache und Helena bewusstlos in die Arme gesunken war, als er in Flammen aufging.

Scheiße, dachte Cassandra. *Meine große Klappe hat mich mal wieder in Schwierigkeiten gebracht.* Sie blickte sich in dem Raum um – keine Fenster, riesige Steinquader, der Eindruck von unterirdischer Feuchtigkeit. Durchaus möglich, dass sie sich in einer privaten Folterkammer befand. Cassandra zappelte und zerrte

an den Seidenschnüren. Sie waren glatt, aber fest und gut gebunden, und sie gaben nicht nach.

Scheiße, dachte Cassandra erneut.

Andromache, Hektors Gemahlin, kam herein und schaute auf die Sibylle herab. Andromaches Hände waren leer, aber Cassandra konnte sich mühelos den Dolch im Ärmel des Gewands der älteren Frau vorstellen. Beide Frauen schwiegen eine ganze Weile. Schließlich sagte Cassandra: »Bitte mach mich los, alte Freundin.«

Andromache sagte: »Ich sollte dir den Hals durchschneiden, alte Freundin.«

»Dann tu's doch, du Hündin«, sagte Cassandra. »Und rede nicht darüber.« Sie hatte wenig Angst, weil sie selbst in den sich kaleidoskopisch verändernden Bildern der Zukunft in den vergangenen acht Monaten, seit die alten Zukünfte gestorben waren, nie vorhergesehen hatte, dass Andromache sie töten würde.

»Weshalb hast du das über den Tod meines Babys gesagt, Cassandra? Du weißt doch, dass Pallas Athene und Aphrodite vor acht Monaten ins Zimmer meines kleinen Sohnes gekommen sind und ihn sowie seine Amme abgeschlachtet haben. Sie haben erklärt, sein Opfer sei eine Warnung – die Götter auf dem Olymp seien nicht erfreut darüber gewesen, dass mein Gatte es nicht geschafft habe, die Danaerschiffe zu verbrennen, und der kleine Astyanax, den mein Vater und ich Skamandrios nannten, solle das jährige Kalb sein, das sie als Schlachtopfer auserwählt hatten.«

»Quatsch«, sagte Cassandra. »Binde mich los.« Ihr Kopf tat weh. Nach den lebhaftesten Prophezeiungen hatte sie immer einen Kater.

»Erst wenn du mir sagst, weshalb du behauptet hast, ich hätte Astyanax in diesem blutbesudelten Kinderzimmer durch ein Sklavenbaby ersetzt«, sagte die kaltäugige Andromache. Nun lag der Dolch in ihrer Hand. »Wie hätte ich das tun können? Woher hätte ich wissen sollen, dass die Göttinnen kamen? Und weshalb hätte ich es tun sollen?«

Kassandra seufzte und schloss die Augen. »Da waren gar keine Göttinnen«, sagte sie müde, aber voller Verachtung. Sie schlug die Augen wieder auf. »Als du erfahren hast, dass Pallas Athene Achilles' geliebten Freund Patroklos getötet hatte – was sich vielleicht auch noch als Lüge erweisen wird –, hast du beschlossen oder dich mit Hekabe und Helena verschworen, das Kind der Amme zu töten, das im selben Alter war wie Astyanax, und die Amme dann ebenfalls zu ermorden. Dann hast du Hektor, Achilles und all den anderen, die sich auf deine Schreie hin versammelt haben, erklärt, die Göttinnen hätten deinen Sohn getötet.«

Andromaches Augen waren so blau, kalt und unnachgiebig wie das Eis an der Oberfläche eines Gebirgsbachs im Frühling. »Weshalb hätte ich das tun sollen?«

»Du hast die Chance gesehen, den Plan der ›Trojanerinnen‹ zu verwirklichen. Unseren Plan in all diesen Jahren. Unsere trojanischen Männer irgendwie vom Krieg gegen die Argeier abzubringen – einem Krieg, der, wie ich prophezeit hatte, mit unser aller Tod oder Vernichtung enden würde. Es war brilliant, Andromache. Mein Beifall für deinen Mut, etwas zu unternehmen.«

»Aber wenn es stimmt, was du sagst, habe ich nur dazu beigetragen, uns in einen noch aussichtsloseren Krieg gegen die Götter zu stürzen. In deinen früheren Visionen haben wenig-

tens noch einige von uns Frauen überlebt – zwar nur als Sklavinnen, aber immerhin sind sie am Leben geblieben.«

Kassandra zuckte die Achseln, eine unbeholfene Bewegung, da ihre Arme ausgestreckt und an die Bettpfosten gebunden waren. »Du hast nur daran gedacht, deinen Sohn zu retten, der schändlich ermordet worden wäre, wie wir wissen, wenn die alte Vergangenheit zu unserer jetzigen Gegenwart geworden wäre. Ich verstehe das, Andromache.«

Andromache streckte das Messer aus. »Es würde den Tod meiner gesamten Familie bedeuten – ja, sogar Hektors Tod –, wenn du jemals wieder darüber sprächest und wenn der Pöbel – Trojaner wie Achäer – dir glauben würde. Dein Tod ist meine einzige Sicherheit.«

Kassandra begegnete dem ausdruckslosen Blick der anderen Frau. »Meine Sehergabe kann dir immer noch gute Dienste leisten, *alte Freundin*. Sie könnte dich sogar retten – dich, deinen Hektor und deinen versteckten Astyanax, wo immer er sein mag. Du weißt, wenn mich meine Visionen befallen, habe ich keine Macht über das, was ich sage. Du, Helena und wer sonst noch an dieser Verschwörung beteiligt ist – bleibt bei mir oder stellt mir mörderische Sklavinnen zur Seite – und schließt mir den Mund, wenn ich wieder anfangen, solche Wahrheiten auszulaudern. Wenn ich es anderen verrate, dann tötet mich.«

Andromache zögerte, biss sich leicht auf die Unterlippe, beugte sich dann vor und schnitt das Seidenband durch, mit dem Kassandras rechtes Handgelenk ans Bett gebunden war. Während sie die anderen Bänder durchtrennte, sagte sie: »Die Amazonen sind da.«

Menelaos verbrachte die ganze Nacht damit, seinem Bruder zuzuhören und dann mit ihm zu reden, und als die Morgenröte ihre Rosenfinger ausbreitete, war er entschlossen, etwas zu unternehmen.

Die ganze Nacht hindurch war er von einem Achäer- und Danaerlager an der Bucht und entlang der Küste zum anderen gegangen und hatte Agamemnon zugehört, der die schreckliche Geschichte ihrer leeren Städte, leeren Felder und verlassenen Häfen erzählte – von unbemannten griechischen Schiffen, die in Marathon, Eretria, Chalkis, Aulis, Hermione, Tiryns, Helos und einem Dutzend anderer Küstenstädte vor Anker lagen. Er hörte zu, wie Agamemnon den entsetzten Achäern, Argeiern, Kretern, Ithakern, Lakedämoniern, Kalydnäern, Buprasiern, Dulichioniden, Pylosiern, Pharisern, Spartanern, Messenern, Thrakern und Oichaliern – all den Hunderten verbündeter Gruppen diverser Griechen vom Festland, den felsigen Inseln und vom Peloponnes – berichtete, dass ihre Städte leer und ihre Häuser verlassen waren, als hätten die Götter es so gewollt – Speisen, die auf Tischen verdarben, auf Klinen ausgebreitete Kleidungsstücke, lauwarmer und mit Algenschauum bedeckte Bäder und Schwimmbecken, herumliegende blanke Waffen. In der Ägäis, so schilderte es Agamemnon mit seiner vollen, kräftigen, dröhnenden Stimme – leere Schiffe, gegen deren Bäuche die Wellen klatschten, geblähte, aber zerrissene Segel, ohne jeden Hinweis darauf, dass sie eingeholt worden waren oder dass es einen Sturm gegeben hatte – der Himmel sei während ihrer monatelangen Reise blau gewesen, der Seegang niemals stärker als üblich, erklärte Agamemnon –, aber die Schiffe waren leer: athenische Schiffe, die Bäuche voller Fracht oder noch geschmückt von Reihen unbemannter Ruder; große persische Galeeren ohne

ihre tollpatschigen Besatzungen und behelmten, miserablen Lanzenkämpfer; elegante ägyptische Schiffe, die Getreide zu den Heimatinseln brachten.

»Die Welt ist ihrer Männer, Frauen und Kinder beraubt worden«, rief Agamemnon in jedem achäischen Lager, »nur wir sind noch da, die verschlagenen Trojaner und wir. Während wir den Göttern den Rücken gekehrt haben – noch schlimmer, uns mit Herz und Hand gegen sie gestellt –, haben die Götter das Licht unserer Herzen verschleppt: unsere Frauen und Kinder, unsere Väter und Sklaven.«

»Sind sie tot?«, rief ein Mann nach dem anderen in einem Lager nach dem anderen. Die Rufe wurden stets von kummervollem Jammern begleitet. Wehklagen erfüllten die Winternacht überall an der Kette der griechischen Feuer.

Agamemnon hob jedes Mal die Hände und ließ einen schrecklichen Moment lang Stille einkehren, bevor er antwortete. »Es gab keine Kampfspuren«, sagte er schließlich. »Kein Blut. Keine verwesenden Leichen, die den hungernden Hunden und kreisenden Vögeln als Nahrung dienten.«

Und immer, in jedem Lager, führten die tapferen argeiischen Besatzungen, Leibwachen, Fußsoldaten und Anführer, die Agamemnon nach Hause begleitet hatten, ihre eigenen privaten Gespräche mit anderen ihresgleichen. Bei Tagesanbruch hatte jeder die furchtbaren Neuigkeiten gehört, und die Schreckensstarre wich ohnmächtigem Zorn.

Menelaos wusste, dass ihnen – den Atriden, den Brüdern Agamemnon und Menelaos – nichts Besseres passieren konnte, wenn sie die Achäer nicht nur erneut gegen die Trojaner hetzen und diesen Krieg beenden, sondern auch die Tyrannei des fuß-

schnellen Achilles stürzen wollten. Binnen Tagen, wenn nicht Stunden, würde Agamemnon wieder Oberbefehlshaber sein.

Bei Tagesanbruch hatte Agamemnon seine Pflicht erfüllt, allen Griechen Bericht zu erstatten. Die großen Heerführer waren davongegangen – Diomedes zurück zu seinem Zelt, der große Telamonier Ajax, der wie ein Kind geweint hatte, als er hörte, dass Salamis ebenso leer vorgefunden worden war wie all die anderen Heimatländer, Odysseus, Idomeneus, der kleine Ajax, der zusammen mit all seinen Männern aus Lokris vor Kummer laut aufgeschrien hatte, als Agamemnon ihnen die Neuigkeiten mitteilte, selbst der schwatzhafte alte Nestor –, alle waren sie in der Morgendämmerung davongegangen, um sich noch ein paar Stunden in unruhigem Schlaf zu wälzen.

»Also, was gibt es Neues vom Krieg gegen die Götter?«, wollte Agamemnon von Menelaos wissen, als die beiden Brüder allein in der Mitte ihres lakedämonischen Lagers saßen, umringt von loyalen Truppenführern, Leibwächtern und Lanzenkämpfern. Die Männer hielten so viel Abstand, dass ihre Führer unter vier Augen miteinander reden konnten.

Der rothaarige Menelaos erzählte seinem Bruder, was inzwischen geschehen war. Er berichtete von den schändlichen täglichen Scharmützeln zwischen Moravec-Zauberei und den Waffen der Götter, den gelegentlichen Zweikämpfen, dem Tod von Paris und hundert unbedeutenderen Kämpfern auf trojanischer wie achäischer Seite und der soeben beendeten Bestattungszeremonie. Erst vor einer Stunde war der Rauch des Leichenfeuers verfliegen und der Schein der Flammen über den Mauern Trojas verblasst.

»Schön, dass wir den endlich los sind«, sagte der königliche Agamemnon, während er mit seinen starken weißen Zähnen an einem Stück Spanferkel nagte, das man ihm zum Frühstück geröstet hatte. »Nur schade, dass Apollo Paris getötet hat... das wollte ich eigentlich selbst erledigen.«

Menelaos lachte, aß selbst etwas von dem Spanferkel und spülte es mit Frühstückswein hinunter. Er erzählte seinem geliebten Bruder von Paris' erster Frau, der aus dem Nichts aufgetauchten Oinone, und ihrem Selbstopfer.

Agamemnon lachte darüber. »Wenn doch nur diese Hündin Helena, deine Gemahlin, so gerührt gewesen wäre, dass sie sich in die Flammen gestürzt hätte, Bruder.«

Menelaos nickte, aber er spürte, wie ihm das Herz bei der Erwähnung von Helenas Namen stockte. Er erzählte Agamemnon von Oinones wirrem Gerede, nicht Apollo, sondern Philoktetes sei für Paris' Tod verantwortlich, und von dem Zorn, der die Trojaner erfasst und das kleine achäische Kontingent veranlasst hatte, in aller Eile aus der Stadt zu verschwinden.

Agamemnon schlug sich auf den Schenkel. »Wunderbar! Das ist der vorletzte Stein im Mosaik. Ich werde dafür sorgen, dass diese Unzufriedenheit überall in den Reihen der Achäer binnen zweier Tage in offenen Aufruhr umschlägt. Wir werden wieder Krieg gegen die Trojaner führen, bevor die Woche um ist, Bruder. Das schwöre ich auf die Steine und die Erde von unseres Vaters Grab.«

»Aber die Götter...«, begann Menelaos.

»Die Götter werden wieder so sein wie zuvor«, sagte er, und es klang, als wäre er seiner Sache absolut sicher. »Zeus neutral. Einige auf Seiten der jammernden, zum Untergang verurteilten

Trojaner. Die meisten mit uns verbündet. Aber diesmal bringen wir die Sache zu Ende. Ilium wird binnen vierzehn Tagen in Schutt und Asche liegen... so sicher, wie Paris heute Morgen nur noch aus Knochen und Asche besteht.«

Menelaos nickte. Er wusste, dass er seinen Bruder fragen sollte, wie er den Frieden mit den Göttern wieder herzustellen gedachte und wie er den unbesiegbaren Achilles stürzen wollte, aber er brannte darauf, ein dringlicheres Thema mit ihm zu besprechen.

»Ich habe Helena gesehen«, sagte er und hörte, wie seine Stimme über den Namen seiner Gemahlin stolperte. »Ich war ganz kurz davor, sie zu töten.«

Agamemnon wischte sich Fett vom Mund und aus dem Bart, trank aus einem silbernen Becher und zog eine Augenbraue hoch, um zu zeigen, dass er zuhörte.

Menelaos berichtete ihm von seiner festen Entschlossenheit und der Gelegenheit, sich an Helena heranzupirschen, und erzählte, wie beides von Oinones plötzlichem Erscheinen und den Anschuldigungen, die sie kurz vor ihrem Tod gegen Philoktetes erhoben hatte, zunichte gemacht worden war. »Wir hatten Glück, dass wir lebendig aus der Stadt gekommen sind«, wiederholte er.

Agamemnon schaute mit zusammengekniffenen Augen zu den fernen Mauern hinüber. Irgendwo heulte eine Moravec-Sirene, und Raketen jagten gen Himmel, zu einem unsichtbaren olympischen Ziel. Das Summen des Kraftfelds über dem Hauptlager der Achäer wurde tiefer, ein Zeichen für seine erhöhte Bereitschaft.

»Du solltest sie heute töten«, sagte Menelaos' älterer und klügerer Bruder. »Jetzt gleich. Noch an diesem Vormittag.«

»An diesem Vormittag?« Menelaos fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Trotz des Schweinefetts waren sie trocken.

»An diesem Vormittag«, wiederholte der ehemalige und künftige Oberbefehlshaber aller griechischen Heere, die hier versammelt waren, um Troja zu plündern. »Schon morgen wird die neu entstandene Kluft zwischen unseren Männern und diesen sabbernden Trojanern so groß sein, dass die Feiglinge ihr verdammtes skäisches Tor wieder schließen und verrammeln werden.«

Menelaos schaute zur Stadt hinüber. Im Licht der aufgehenden Wintersonne waren ihre Mauern rosarot. Er war sehr verwirrt. »Sie werden mich nicht hineinlassen, wenn ich ganz allein...«, begann er.

»Verkleide dich«, unterbrach ihn Agamemnon. Der große König trank erneut und rülpste. »Denke wie Odysseus... wie ein gerissenes Wiesel.«

Menelaos, auf seine Weise ein ebenso stolzer Mann wie sein Bruder oder jeder andere achäische Held, war nicht sicher, dass ihm dieser Vergleich gefiel. »Wie kann ich mich verkleiden?«

Agamemnon machte eine Handbewegung zu seinem königlichen Zelt, dessen scharlachrote Seide wieder in der Nähe wogte. »Ich besitze das Löwenfell und die alte, rundum mit Eberzähnen besetzte Kappe, die Diomedes und Odysseus trugen, als sie letztes Jahr das Palladion aus Troja zu stehlen versuchten«, sagte er. »Dank dieser seltsamen Kappe, die dein rotes Haar verdeckt, und der Eberhauer, die deinen Bart verbergen – ganz zu schweigen von dem Löwenfell, das deine prächtige achä-

ische Rüstung tarnt –, werden die schlafmützigen Wachposten am Tor denken, du seist einer ihrer vielen barbarischen Verbündeten, und dich ohne Anruf passieren lassen. Aber geh rasch – vor dem Wachwechsel, und bevor uns die Tore für die restliche Dauer von Iliums dem Untergang geweihten Dasein verschlossen bleiben.«

Menelaos musste noch ein paar Sekunden darüber nachdenken. Dann stand er auf, legte seinem Bruder mit festem Griff die Hand auf die Schulter und ging ins Zelt, um sich zu verkleiden und mit weiteren tödlichen Klingen zu bewaffnen.

8

Der Mond Phobos ähnelte einer riesigen, geriffelten, staubigen Olive mit einem hellen Lichterkreis um das konkave Ende. Mahnmut erklärte Hockenberry, die ausgehöhlte Spitze sei ein riesiger Krater namens Stickney und die Lichter seien die Moravec-Basis.

Der Flug hatte bei Hockenberry eine nicht eben geringe Adrenalinausschüttung zur Folge gehabt. Er hatte schon einige Moravec-Hornissen aus der Nähe gesehen und festgestellt, dass sie keine Fenster oder Luken zu haben schienen; daher vermutete er, es würde ein Blindflug werden – vielleicht abgesehen von ein paar Monitoren. Aber er hatte die Technologie der Moravecs aus dem Asteroidengürtel unterschätzt – Mahnmut zufolge stammten nämlich sämtliche Hornissen von den Steinvecs. Des Weiteren war Hockenberry davon ausgegangen, dass es Andruckliegen oder Sessel mit riesigen Gurten und Schnallen

im Stil der Space-Shuttles des zwanzigsten Jahrhunderts geben würde.

Es gab keine Sessel. Überhaupt keine sichtbaren Körperstützen. Hockenberry und der kleine Moravec saßen einfach im Leeren, umschlossen von unsichtbaren Kraftfeldern. Hologramme – oder irgendwelche dreidimensionalen Projektionen, die so real waren, dass sie nicht wie Projektionen aussahen – umgaben sie auf drei Seiten und zwischen ihnen. Sie saßen nicht nur in unsichtbaren Sesseln, die unsichtbaren Sessel und ihre Körper hingen auch noch in drei Kilometer Höhe in der Luft, während die Hornisse durch das Loch schoss und südlich vom Olympus Mons nach oben stieg.

Hockenberry stieß einen Schrei aus.

»Stört dich das Display?«, fragte Mahnmut.

Hockenberry schrie erneut auf.

Der Moravec betätigte rasch holografische Kontrollen, die wie durch Zauberei erschienen. Die Distanz zum Boden unter ihnen schrumpfte, bis er nur noch wie ein Bild auf einem riesigen Bildschirm im Metallboden der Hülle wirkte. Überall um sie herum entfaltete sich das Panorama weiter, während der von einem Kraftfeld verhüllte Gipfel des Olympus Mons vorbeischoss – Laserstrahlen oder irgendwelche Energielanzten tasteten nach ihnen und prallten auf das Energiefeld der Hornisse. Der blaue Marshimmel wurde erst rosa, dann schwarz, und schon war die Hornisse oberhalb der Atmosphäre und neigte sich – obwohl der gewaltige Rand des Mars heraufzukommen schien, bis er die virtuellen Fenster füllte.

»Schon besser«, keuchte Hockenberry, der verzweifelt nach etwas tastete, woran er sich festhalten konnte. Der Kraftfeldses-

sel hinderte ihn nicht daran, ließ ihn jedoch auch nicht los. »Großer Gott«, keuchte er, als das Schiff eine Rolle um hundertachtzig Grad machte und seine Triebwerke zündete. Phobos taumelte ins Blickfeld, fast direkt über ihnen.

Es war nichts zu hören. Nicht das leiseste Geräusch.

»Tut mir Leid«, sagte Mahnmut. »Ich hätte dich warnen sollen. Phobos, der jetzt unseren Heckfensterschirm füllt, ist der kleinere der beiden Marsmonde, mit einem Durchmesser von nur etwa zwölf Kilometern... obwohl er keineswegs eine Kugel ist, wie du siehst.«

»Sieht aus wie eine Kartoffel, in die eine Katze die Krallen geschlagen hat«, brachte Hockenberry hervor. Der Mond kam *sehr* schnell näher. »Oder wie eine riesige Olive.«

»Olive, ja«, sagte Mahnmut. »Das liegt an dem Krater am uns zugewandten Ende. Er heißt Stickney – nach der Frau von Asaph Hall, Angeline Stickney Hall.«

»Wer war... Asaph... Hall?«, stieß Hockenberry hervor. »Ein Astronaut... oder... ein Kosmonaut... oder was?« Er fand etwas, woran er sich festhalten konnte. Mahnmut. Der kleine Moravec schien nichts dagegen zu haben, dass seine Metall- und Kunststoffschultern gepackt wurden. Auf dem Heckholo leuchteten Flammen auf, als lautlose Korrektur- oder Haupttriebwerke zündeten. Es gelang Hockenberry nur mit Mühe, nicht mit den Zähnen zu klappern.

»Asaph Hall war Astronom am United States Naval Observatory in Washington, D.C.«, sagte Mahnmut in seinem üblichen sanften Plauderton. Die Hornisse neigte sich erneut. Und drehte sich. Phobos und das Loch des Stickney-Kraters füllten erst das eine, dann das andere Holofenster.

Hockenberry war so gut wie sicher, dass das Ding abstürzte und dass er in weniger als einer Minute tot sein würde. Er versuchte, sich ein Gebet aus seiner Kindheit in Erinnerung zu rufen – zum Teufel mit all den Jahren als intellektueller Agnostiker! –, aber das Einzige, was ihm einfiel, war: »Müde bin ich, geh zur Ruh...«

Es kam ihm durchaus passend vor. Hockenberry sprach es innerlich nach.

»Ich glaube, Hall hat beide Marsmonde im Jahr 1877 entdeckt«, erklärte Mahnmut währenddessen. »Soweit ich weiß, gibt es keine Unterlagen darüber, ob Mrs. Hall es zu schätzen wusste, dass ein Krater nach ihr benannt wurde. Natürlich war es ihr Mädchenname.«

Hockenberry erkannte plötzlich, weshalb sie außer Kontrolle geraten waren und abstürzen und sterben würden. Niemand flog das gottverdammte Schiff. In der Hornisse saßen nur sie beide, und das einzige reale oder virtuelle Bedienungselement, das Mahnmut betätigt hatte, war das zur Einstellung der holografischen Bilder gewesen. Er erwog, den kleinen organischen Roboter auf dieses Versäumnis aufmerksam zu machen, aber da der Stickney-Krater jetzt sämtliche vorderen Fenster füllte und so schnell auf sie zukam, dass sie keine Chance mehr hatten, vor dem Aufschlag abzubremsen, hielt Hockenberry den Mund.

»Es ist ein seltsamer kleiner Mond«, sagte Mahnmut. »Eigentlich ein eingefangener Asteroid – genauso wie Deimos, natürlich. Sie unterscheiden sich aber sehr stark voneinander. Phobos hier kreist keine sechstausend Kilometer über der Marsoberfläche – er streift sozusagen fast die Atmosphäre – und wird in

ungefähr dreiundachtzig Millionen Jahren auf den Mars stürzen, wenn niemand etwas dagegen unternimmt.«

»Wo wir gerade vom Abstürzen sprechen...«, begann Hockenberry.

In diesem Moment ging die Hornisse abrupt in den Schwebeflug über, sank in den taghell erleuchteten Krater hinunter und setzte in der Nähe eines komplexen Netzwerks aus Trägern, Kränen, leuchtenden gelben Blasen, blauen Kuppeln, grünen Türmen, sich bewegenden Fahrzeugen und Hunderten geschäftiger Moravecs auf, die im Vakuum herumwimmelten. Die Landung selbst war so sanft, dass Hockenberry durch den Metallboden und den Kraftfeldsessel nur andeutungsweise etwas davon merkte.

»Wieder daheim, wieder daheim«, intonierte Mahnmut. »Na ja, natürlich nicht wirklich *daheim*, aber... Pass beim Aussteigen auf deinen Kopf auf. Die Luke ist ein bisschen niedrig für menschliche Köpfe.«

Bevor Hockenberry etwas dazu sagen oder erneut aufschreien konnte, öffnete sich die Luke, der Deckel klappte nach unten, und die ganze Luft in dem kleinen Abteil entwich fauchend ins Vakuum.

Hockenberry war in seinem früheren Leben Professor für Altphilologie gewesen; seine naturwissenschaftlich-technischen Kenntnisse hatten sich in Grenzen gehalten. Aber er hatte zu seiner Zeit genug Science-Fiction-Filme gesehen, um die Folgen explosiver Dekompression zu kennen: Augen, die sich bis zur Größe von Grapefruits aufblähten, Trommelfelle, die in Sturzbächen von Blut platzten, Fleisch und Haut, die kochten, auf-

quollen und zerrissen, wenn der Innendruck im nicht vorhandenen Außendruck des Hochvakuums keinen Widerstand fand.

Nichts von alledem geschah.

Mahnmut blieb auf der Rampe stehen. »Kommst du nicht mit?« In den Ohren des Menschen klang die Stimme des kleinen Moravecs blechern.

»Wieso bin ich nicht tot?«, fragte Hockenberry. Ihm war, als wäre er plötzlich in unsichtbare Blasenfolie gehüllt.

»Dein Sessel schützt dich.«

»Mein *Sessel*?« Hockenberry blickte sich um, aber es war nicht einmal ein Schimmern zu sehen. »Du meinst, ich muss für alle Zeiten hier sitzen bleiben oder sterben?«

»Nein.« Mahnmuts Stimme klang belustigt. »Komm schon raus. Der Kraftfeldsessel wird dich begleiten. Er sorgt schon jetzt für Wärme und Kühlung, reinigt per Osmose deinen Sauerstoff und bereitet ihn wieder auf – genug für ungefähr dreißig Minuten – und dient noch dazu als Druckanzug.«

»Aber der... Sessel... ist Teil des Schiffes«, sagte Hockenberry, während er vorsichtig aufstand und spürte, wie die unsichtbare Blasenfolie seine Bewegungen mitmachte. »Wie kann er die Hornisse verlassen?«

»In Wahrheit ist die Hornisse eher ein Teil des Sessels«, sagte Mahnmut. »Vertrau mir. Aber gib Acht hier draußen. Der Sesselanzug verleiht dir ein wenig Bodenhaftung, sobald du auf der Oberfläche bist, aber die Schwerkraft auf Phobos ist so schwach, dass man mit einem kräftigen Sprung die Fluchtgeschwindigkeit erreichen könnte. Dann hieße es für Thomas Hockenberry: *Adios*, Phobos.«

Hockenberry hielt auf der obersten Stufe der Rampe inne und umklammerte den Metallrahmen der Luke.

»Na komm«, sagte Mahnmut. »Der Sessel und ich werden schon verhindern, dass du davonschwebst. Gehen wir rein. Da sind andere Moravecs, die mit dir reden wollen.«

Nachdem er Hockenberry bei Asteague/Che und den anderen Hauptintegratoren des Fünf-Monde-Konsortiums abgeliefert hatte, verließ Mahnmut die auf Normaldruck gehaltene Kuppel und unternahm einen Spaziergang im Stickney-Krater. Die Aussicht war spektakulär. Phobos' Längsachse zeigte permanent zum Mars, und die Moravec-Ingenieure hatten dafür gesorgt, dass der rote Planet immer direkt über Stickney hing und den größten Teil des schwarzen Himmels füllte, da die steilen Kraterwände die Sicht zu den Seiten versperrten. Der kleine Mond drehte sich alle sieben Stunden um seine Achse – ebenso lange brauchte er für einen Umlauf um den Mars –, sodass die riesige rote Scheibe mit ihren blauen Meeren und weißen Vulkanen langsam über Mahnmut rotierte.

Er fand seinen Freund Orphu von Io mehrere hundert Meter weiter oben inmitten des Spinnennetzes aus Kränen, Trägern und Seilen, mit dem das Schiff, das sie zur Erde bringen würde, am Startkrater festgemacht war. Hochvakuum-Moravecs, Ingenieurroboter, küchenschabenartige Steinvecs und kallistanische Aufseher krabbelten und kletterten wie glitzernde Blattläuse auf dem Schiff und den Verbindungsträgern herum. Das Licht von Scheinwerfern und Arbeitslampen spielte über die dunkle Hülle des riesigen Erdschiffes. Funken fielen in Kaskaden von Batterien umherstreifender Schweißautomaten. In der Nähe,

besser als sie durch das Netz einer Metallwiege gesichert, lag die *Dark Lady*, Mahnmuts Tiefenmeer-U-Boot von Europa. Vor Monaten hatten die Moravecs das beschädigte Fahrzeug, dessen Energieversorgung ausgefallen war, aus seinem Versteck an der marsianischen Küste des nördlichen Tethys-Meeres geborgen, es mit Schleppern zum Phobos gebracht und das unverwüstliche kleine U-Boot dann repariert, mit einem neuen Reaktor ausgestattet und für den Einsatz bei der Erdmission modifiziert.

Orphu krabbelte in hundert Meter Höhe an Stahlseilen unter dem Bauch des Raumschiffs entlang. Mahnmut rief ihn auf ihrem alten privaten Kanal.

»Wen sehe ich da? Ist das Orphu? Vormals vom Mars, von Ilium und immer von Io? *Dieser* Orphu?«

»Eben jener«, sagte Orphu. Selbst auf den Funk- oder Engstrahlkanälen schien Orphus Rumpeln an Infraschall zu grenzen. Der Hochvakuum-Moravec sprang mit Hilfe der Triebwerke in seinem Rumpf dreißig Meter von den Seilen zu dem Träger, auf dem Mahnmut balancierte. Er verankerte sich mit seinen Manipulatorzangen an einem Träger und hing ein paar Meter weit draußen.

Einige der Moravecs – Asteague/Che zum Beispiel, auch die chitinösen Gürtel-Moravecs, Mahnmut selbst allerdings weniger – sahen durchaus menschlich aus. Nicht jedoch Orphu von Io. Der Moravec, von seiner Konstruktion und Evolution her für die Arbeit im Schwefel-Torus von Io geeignet – in den Magnet-, Gravitations- und Strahlungstürmen des Jupiterrums, die zur Erblindung führen konnten –, war ungefähr sechs Meter lang und rund drei Meter hoch. Er hatte entfernte Ähnlichkeit

mit einer Königskrabbe; einer Königskrabbe mit zusätzlichen Beinen, Sensorpaketen, Triebwerksgehäusen und Manipulatoren, die fast – wenn auch nicht ganz – als Hände dienen konnten, sowie einer behaarten, zernarbten Panzerschale, die so oft geborsten und ausgebessert worden war, dass sie aussah, als wäre sie mit Spachtelmasse zusammenzementiert worden.

»Dreht sich der Mars noch immer da oben, alter Freund?«, rumpelte Orphu.

Mahnmut hob den Kopf zum Himmel. »Ja. Wie ein riesiger, roter Schild. Ich kann den Olympus Mons sehen. Er überquert gerade den Terminator.«

»Ah, wunderschön«, rumpelte Orphu. »Wunderschön.«

Mahnmut zögerte einen Moment. »Tut mir Leid, das mit dem Ergebnis der letzten Operation«, sagte er schließlich. »Schade, dass sie's nicht hingekriegt haben.«

Orphu zuckte mit vier gegliederten Arm-Beinen. »Spielt keine Rolle, alter Freund. Wer braucht schon organische Augen, wenn er Wärmebildsensoren, hochnäsige kleine Gaschromatograf-Massenspektrometer an den Knien, Tiefen- und Zielverfolgungsradar, Sonar und einen Laser-Kartografen sein Eigen nennt? Das Einzige, was ich mit all diesen hübschen Sensororganen nicht richtig erkennen kann, sind solche nutzlosen, weit entfernten Dinge wie die Sterne und der Mars.«

»Ja«, sagte Mahnmut. »Aber es tut mir trotzdem Leid.« Sein Freund hatte seinen organischen Sehnerv verloren, als er bei ihrer ersten Begegnung mit einem olympischen Gott in der Marsumlaufbahn – jenem Gott, der ihr Schiff samt zweien ihrer Kameraden in eine Gas- und Trümmerwolke verwandelt hatte – fast zerstört worden wäre. Mahnmut wusste, dass Orphu froh

sein konnte, überhaupt noch am Leben und in solchem Maße reparabel zu sein, aber trotzdem...

»Hast du Hockenberry hergebracht?«, rumpelte Orphu.

»Ja. Die Hauptintegratoren instruieren ihn gerade.«

»Bürokraten«, rumpelte der große Ionier. »Soll ich dich zum Schiff bringen?«

»Klar.« Mahnmut sprang auf Orphus Schale und hielt sich mit seiner besten Griffzange an einer geeigneten Stelle fest, während der Hochvakuum-Moravec von dem Montageturm zum Schiff hinaufflog und es dann umkreiste. Sie befanden sich hier fast einen Kilometer über dem Kraterboden, und die wahre Größe des Erdschiffes, das wie ein ellipsoider Heliumballon am Montageturm befestigt war, wurde zum ersten Mal sichtbar. Es war mit Leichtigkeit fünfmal so groß wie das Raumfahrzeug, das die vier Moravecs vor über einem Standardjahr vom Jupiteraum zum Mars gebracht hatte.

»Eindrucksvoll, was?«, sagte Orphu. Zusammen mit den Gürtel- und Fünf-Monde-Ingenieuren arbeitete er bereits seit über zwei Monaten an dem Schiff.

»Es ist groß«, bemerkte Mahnmut. Als er Orphus Enttäuschung spürte, fügte er hinzu: »Und ziemlich schön – auf seine dralle, deformierte, dumpfe, düstere, dämonische Weise.«

Orphu ließ sein rumpelndes Lachen hören – Töne, bei denen Mahnmut immer an die Erschütterungen im Anschluss an europasche Eisbeben oder an Folgewellen eines Tsunamis denken musste. »Das sind aber allerhand Alliterationen für einen angsterfüllten Astronauten«, sagte er.

Mahnmut zuckte die Achseln, fühlte sich eine Sekunde lang schlecht, weil sein Freund die Geste nicht sehen konnte, und

erkannte dann, dass Orphu sie gesehen hatte. Das neue Radar des großen Moravecs war ein sehr gutes Instrument; sein einziges Manko war, dass es keine Farben wahrnehmen konnte. Orphu hatte ihm erzählt, mit dem Feinradar sei es ihm möglich, kaum merkliche Veränderungen im Gesicht eines Menschen auszumachen. *Nützlich, falls Hockenberry tatsächlich an dieser Mission teilnimmt*, dachte Mahnmut.

Als läse er seine Gedanken und in seinen Datenbanken, sagte Orphu: »Ich habe in letzter Zeit viel über die menschliche Traurigkeit nachgedacht, verglichen mit der Art und Weise, wie wir Moravecs mit einem Verlust umgehen.«

»O nein«, sagte Mahnmut, »du hast schon wieder diesen Franzosen gelesen.«

»Proust«, sagte Orphu. »Dieser ›Franzose‹ heißt Proust.«

»Ich weiß. Aber warum tust du das? Du weißt doch, dass du immer Depressionen kriegst, wenn du *Erinnerungen an die Vergangenheit* liest.«

»*Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*«, verbesserte Orphu von Io. »Ich habe jenen Abschnitt gelesen, der im französischen Original den Titel ›Le Chagrin et l'Oubli‹ trägt, ›Kummer und Vergessen‹. Du weißt schon, den Teil nach Albertines Tod, in dem Marcel, der Erzähler, sie zu vergessen versucht, es aber nicht schafft?«

»Ah ja«, sagte Mahnmut. »Das hat dich bestimmt enorm aufgemuntert. Wie wär's, wenn ich dir zur Abwechslung mal *Hamlet* leihe?«

Orphu ignorierte das Angebot. Sie waren jetzt so hoch oben, dass sie das ganze Schiff unter sich sehen und über die Wände des Stickney-Kraters hinwegschauen konnten. Mahnmut wuss-

te, dass Orphu problemlos viele tausend Kilometer durch den Weltraum fliegen konnte, aber das Gefühl, dass sie außer Kontrolle geraten waren und Phobos und die Stickney-Basis verließen – genau das, wovor er Hockenberry gewarnt hatte –, war sehr stark.

»Um sich von Albertine abzunabeln«, sagte Orphu, »muss der arme Erzähler noch einmal in seine Erinnerungen und seine Gedankenwelt eintauchen und sich *allen* Albertines stellen – denen, an die er sich erinnert, ebenso wie den imaginären, die er begehrt hat und auf die er eifersüchtig war –, all diesen *virtuellen* Albertines, die er in seinem Kopf erschaffen hat, als er sich mit der Frage herumquälte, ob sie sich hinter seinem Rücken davonschlich, um sich mit anderen Frauen zu treffen. Ganz zu schweigen von den verschiedenen Albertines, die er begehrt hat – dem Mädchen, das er kaum kannte, der Frau, die er erobert hatte, aber nicht besaß, der Frau, deren er überdrüssig geworden war.«

»Klingt ja unheimlich spannend«, sagte Mahnmut und versuchte, durch seinen Ton über Funk zu vermitteln, wie satt er die ganze Proust-Sache hatte.

»Und das ist noch längst nicht alles«, sagte Orphu, ohne die Ironie zu beachten – oder vielleicht, ohne sie zu bemerken. »Um in seiner Trauerarbeit voranzukommen, muss der arme Marcel – die Erzählerfigur hat denselben Namen wie der Autor, weißt du... Moment mal, du hast das doch gelesen, oder, Mahnmut? Das hast du mir jedenfalls versichert, als wir letztes Jahr ins Innere des Systems geflogen sind.«

»Ich hab's... *überflogen*«, sagte der europasche Moravec.

Selbst Orphus Seufzer lag beinahe schon im Infraschallbereich. »Also, wie gesagt, der arme Marcel muss sich nicht nur dieser Legion von Albertines in seinem Kopf stellen, bevor er sie loslassen kann, er muss sich auch all den Marcells stellen, die diese mannigfaltigen Albertines wahrgenommen haben – denjenigen, die sie mehr als alles auf der Welt begehrten, den irrsinnig eifersüchtigen Marcells, den gleichgültigen Marcells, den Marcells, deren Urteilsfähigkeit vom Begehren getrübt war, den...«

»Gibt's da irgendeine Pointe?«, fragte Mahnmut. Sein eigenes Interessengebiet während der vergangenen anderthalb Standardjahrhunderte waren Shakespeares Sonette gewesen.

»Nur die Schwindel erregende Komplexität des menschlichen Bewusstseins«, sagte Orphu. Er drehte seine Schale um hundertachtzig Grad, zündete seine Korrekturtriebwerke, und sie machten sich auf den Rückflug zum Schiff, zum Montageturm und zur relativen Sicherheit des Stickney-Kraters. Mahnmut reckte seinen kurzen Hals, um während der Drehung zum Mars hinaufzuschauen. Er wusste, dass es eine Illusion war, aber er schien ihm näher zu sein. Olympus und die Tharsis-Vulkane waren fast schon außer Sicht, während Phobos auf den anderen Rand des Planeten zuraste.

»Hast du dich schon mal gefragt, wie sich unsere Trauer von der von... sagen wir... Hockenberry unterscheidet? Oder von Achilles' Trauer?«, fragte Orphu.

»Eigentlich nicht. Hockenberry scheint ebenso sehr um den Verlust der Erinnerungen an den größten Teil seines früheren Lebens zu trauern wie um seine tote Frau oder seine toten Freunde, Studenten und so weiter. Aber wer kann das bei die-

sen Menschen schon sagen? Und Hockenberry ist nur ein rekonstruierter Mensch – jemand oder etwas hat ihn aus DNA, RNA, seinen alten Büchern und wer weiß was für Wahrscheinlichkeitsprogrammen wiedererschaffen. Und was Achilles betrifft – wenn er traurig ist, geht er los und massakriert jemanden. Oder einen ganzen Haufen.«

»Ich wünschte, ich wäre im ersten Kriegsmonat dort gewesen, um seinen Angriff auf die Götter mit anzusehen«, sagte Orphu. »Nach deinen Schilderungen zu urteilen, war es ein unglaubliches Blutbad.«

»Kann mal wohl sagen«, bestätigte Mahnmut. »Ich habe den freien Zugriff auf diese Dateien in meinem nicht-organischen Gedächtnis blockiert, weil sie so erschreckend sind.«

»Das ist noch so ein Element bei Proust, über das ich nachgedacht habe«, sagte Orphu. Sie landeten auf der Oberseite des Erdschiffes, und der große Moravec trieb winzige Verbindungshaken in die dicke Hülle aus Tarnmaterial. »Wir können auf unser nichtorganisches Gedächtnis zurückgreifen, wenn wir unsere neuralen Erinnerungen für fragwürdig halten. Die Menschen hingegen können sich nur auf diese verwirrende, chemisch gesteuerte neurologische Speichermasse stützen. Ihre Erinnerungen sind vollkommen subjektiv und emotional gefärbt. Wie können sie ihnen vertrauen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Mahnmut. »Wenn Hockenberry mit uns zur Erde fliegt, bekommen wir vielleicht einen kleinen Einblick in die Funktionsweise seines Verstandes.«

»Allerdings werden wir weder mit ihm allein sein noch viel Zeit zum Reden haben«, sagte Orphu. »Wir werden mit hohen g-Kräften beschleunigen und mit noch höheren g-Kräften ab-

bremsen, und diesmal werden wir eine ziemlich große Truppe sein – mindestens ein Dutzend Fünf-Monde-Vecs und hundert Steinvec-Soldaten.«

»Diesmal sind wir auf alles vorbereitet, hm?«

»Das bezweifle ich. Obwohl dieses Schiff genug Waffen an Bord hat, um die Erde zu Asche zu verbrennen. Aber bis jetzt hat unsere Planung nicht mit den Überraschungen Schritt gehalten.«

Mahnmut verspürte dieselbe Übelkeit wie damals, als er erfahren hatte, dass ihr Marsschiff insgeheim Waffen mitführte. »Trauerst du jemals so um Koros III. und Ri Po, wie dein Proust-Erzähler um seine Toten trauert?«, fragte er den Ionier.

Orphus Feinradarantenne richtete sich auf den kleineren Moravec, als wollte er in Mahnmuts Gesicht lesen, so wie er behauptet hatte, den Gesichtsausdruck eines Menschen lesen zu können. Aber Mahnmut verfügte natürlich über keinen Gesichtsausdruck.

»Eigentlich nicht«, sagte Orphu. »Wir haben sie vor der Mission nicht gekannt und waren während der Mission – bevor Zeus uns... erwischt hat – nicht mit ihnen zusammen untergebracht. Deshalb waren sie für mich in erster Linie Stimmen im Funk, obwohl ich manchmal auf das nicht-organische Gedächtnis zugreife, um mir Bilder von ihnen anzusehen... einfach, um ihr Andenken zu ehren, vermute ich.«

»Ja«, sagte Mahnmut. Er tat dasselbe.

»Weißt du, was Proust über Konversation gesagt hat?«

Mahnmut unterdrückte einen weiteren Seufzer. »Was denn?«

»Er hat gesagt: ›Wenn wir mit anderen reden, sind nicht wir mehr die Sprechenden... wir formen uns nach dem Bild jener Fremden und nicht nach einem Ich, das von dem ihren verschieden ist.«

»Wenn ich also mit dir rede«, sagte Mahnmut auf ihrer privaten Frequenz, »forme ich mich in Wirklichkeit nach dem Bild einer sechs Tonnen schweren Königskrabbe mit ramponierter Schale, zu vielen Beinen und ohne Augen?«

»Gib die Hoffnung nicht auf«, rumpelte Orphu von Io. »Man sollte immer weiter schauen, als man greift.«

9

Eine Stunde nach Tagesanbruch hielt Penthesilea hoch zu Ross Einzug in Ilium, gefolgt von zwölf ihrer besten Kriegerinnen, die jeweils zu zweit nebeneinander herritten. Trotz der frühen Stunde und des kalten Windes waren Tausende von Trojanern auf den Mauern und säumten die Straße, die vom skäischen Tor zu Priamos' provisorischem Palast führte, und alle jubelten, als käme die Amazonenkönigin mit einem ganzen Heer statt lediglich mit zwölf ihrer Schwestern. Die Menschen winkten mit Taschentüchern, schlugen mit Lanzen auf Leder-schilde, weinten, schrien Hurra und warfen den Pferden Blumen unter die Hufe.

Penthesilea nahm das alles entgegen, als stünde es ihr zu.

Deiphobos, König Priamos' Sohn, Bruder von Hektor und dem toten Paris, der Mann, der, wie alle Welt wusste, Helenas

nächster Gemahl sein würde, empfing die Amazonenkönigin und ihre Kriegerinnen unmittelbar vor den Mauern von Paris' Palast, wo Priamos gegenwärtig residierte. Der stämmige Mann stand in glänzender Rüstung und rotem Umhang da, mit steifem, goldenem Helmbusch, die Arme verschränkt, bis er eine Hand zum Gruß erhob. Fünfzehn Mitglieder von Priamos' privater Garde standen in Habtachtstellung hinter ihm.

»Sei begrüßt, Penthesilea, Tochter des Ares, Königin der Amazonen«, rief Deiphobos. »Ich heiße dich und deine zwölf Kriegerinnen willkommen. Ganz Ilium entbietet dir heute seinen Dank und erweist dir die Ehre, weil du als Verbündete und Freundin kommst, um uns in unserem Krieg gegen die Götter des Olympos zur Seite zu stehen. Tritt ein, bade, nimm unsere Geschenke entgegen und lerne den wahren Reichtum von Trojas Gastfreundschaft und Wertschätzung kennen. Hektor, unser edelster Held, wäre hier, um dich persönlich willkommen zu heißen, aber er ruht für ein paar Stunden, nachdem er die ganze Nacht hindurch den Scheiterhaufen seines Bruders gehütet hat.«

Penthesilea schwang sich graziös von ihrem riesigen Streitross. Trotz ihrer schweren Rüstung und des glänzenden Helms bewegte sie sich mit vollendeter Anmut. Sie packte Deiphobos mit ihren beiden starken Händen am Unterarm und begrüßte ihn mit dem Freundschaftsgriff einer Kampfgefährtin. »Danke, Deiphobos, Sohn des Priamos, Held von tausend Zweikämpfen. Ich und meine Begleiterinnen danken dir, sprechen dir, deinem Vater und Priamos' ganzem Volk unser Beileid zu Paris' Tod aus – die Nachricht hat uns vor zwei Tagen erreicht –, und wir nehmen eure großzügige Gastfreundschaft gerne an. Doch bevor ich Paris' Heim, jetzt Priamos' Palast, betrete, muss ich dir

sagen, dass ich nicht komme, um an eurer Seite gegen die Götter zu kämpfen, sondern um euren Krieg gegen die Götter ein für alle Mal zu beenden.«

Deiphobos, dessen Augen schon unter normalen Umständen dazu neigten, wie Fischeaugen hervorzutreten, glotzte diese schöne Amazone jetzt buchstäblich an. »Wie willst du das erreichen, Königin Penthesilea?«

»Um euch das zu erklären und es dann zu tun, bin ich hier«, sagte Penthesilea. »Komm, bring mich hinein, mein Freund Deiphobos. Ich muss mit deinem Vater sprechen.«

Deiphobos erklärte der Amazonenkönigin und ihrer Leibwächterinnen-Garde, sein Vater, der königliche Priamos, residiere in diesem Flügel von Paris' kleinerem Palast, weil die Götter seinen eigenen Palast am ersten Tag des Krieges vor acht Monaten zerstört hätten; dabei sei auch seine Gattin Hekabe, die Königin der Stadt, ums Leben gekommen.

»Auch dafür hast du das Beileid der Amazonen, Deiphobos«, sagte Penthesilea. »Die Trauer über die Nachricht vom Tod der Königin reichte bis in unsere fernen Inseln und Hügel.«

Als sie das Königsgemach betraten, räusperte sich Deiphobos. »Da wir gerade von eurem fernen Land sprechen, Tochter des Ares, wie kommt es, dass ihr in diesem Monat den Zorn der Götter überlebt habt? Überall in der Stadt hat sich über Nacht die Kunde verbreitet, dass Agamemnon die griechischen Inseln während seiner Heimreise menschenleer vorgefunden hat. Selbst die tapferen Verteidiger Iliums zittern am heutigen Morgen bei dem Gedanken, die Götter könnten alle Völker außer

den Argeiern und uns ausgelöscht haben. Wie kommt es, dass dein Volk verschont blieb?»

»Mein Volk ist nicht verschont geblieben«, antwortete Penthesilea mit ausdrucksloser Stimme. »Wir fürchten, dass das Land der tapferen Amazonen ebenso leer ist wie jenes andere Land, das wir letzte Woche auf unserer Reise durchquert haben. Doch Athene hat uns verschont, damit wir unsere Mission erfüllen können. Und die Göttin hat uns eine wichtige Botschaft an die Menschen von Ilium mitgegeben.«

»Bitte erzähle uns, was sie gesagt hat«, bat Deiphobos.

Penthesilea schüttelte den Kopf. »Die Botschaft ist für die Ohren des königlichen Priamos bestimmt.«

Wie aufs Stichwort ertönten Trompeten, Vorhänge wurden zurückgezogen, und Priamos kam langsam herein, auf den Arm eines seiner königlichen Gardisten gestützt.

Penthesilea hatte Priamos vor weniger als einem Jahr in seiner königlichen Halle gesehen, als sie mit fünfzig ihrer Frauen der achäischen Belagerung getrotzt und nach Troja gekommen war, um ihm Mut zuzusprechen und ihm ein Bündnis anzubieten. Priamos hatte ihr damals erklärt, die Hilfe der Amazonen werde nicht benötigt, hatte sie jedoch mit Gold und anderen Geschenken überschüttet. Doch nun war die Amazonenkönigin derart schockiert von Priamos' Erscheinung, dass ihr die Worte fehlten.

Der immer schon ehrwürdige, aber energiegeladene König schien in den letzten zwölf Monaten um zwanzig Jahre gealtert zu sein. Sein stets kerzengerader Rücken war nun gekrümmt. Seine Wangen, immer von Wein oder Aufregung gerötet, wenn Penthesilea ihn während ihrer fünfundzwanzig Lebensjahre

gesehen hatte – schon als sie noch ein Kind gewesen war und sich mit ihrer Schwester, Hippolyte, hinter den Vorhängen im Thronzimmer ihrer Mutter versteckt hatte, wenn die Delegation des Königs aus Ilium zu Besuch kam, um ihre Hochachtung zu bezeigen –, waren jetzt eingefallen, als hätte der alte Mann sämtliche Zähne verloren. Seine ehemals grau melierten Haare waren struppig und von einem traurigen Weiß, und seine wässrigen Augen blickten auf Geister.

Der alte Mann sackte beinahe auf seinen Thron aus Gold und Lapislazuli.

»Sei mir begrüßt, Priamos, Sohn des Laomedon, edler Herrscher in der Tradition des Dardanos, Vater des tapferen Hektor, des bemitleidenswerten Paris und des freundlichen Deiphobos«, sagte Penthesilea, während sie auf ein beinschienengeschütztes Knie sank. Ihre jugendliche Frauenstimme war melodisch, aber auch mehr als stark genug, um in dem riesigen Raum widerzuhallen. »Ich, Königin Penthesilea, vielleicht die letzte der Amazonenköniginnen, und meine zwölf erzgepanzerten Kriegerinnen bringen dir Lobpreis, Beileidsbekundungen, Geschenke und unsere Speere.«

»Euer Beileid und eure Loyalität sind eure kostbarsten Geschenke für uns, liebe Penthesilea.«

»Ich bringe euch auch eine Botschaft von Pallas Athene und den Schlüssel für die Beendigung eures Krieges mit den Göttern«, sagte Penthesilea.

Der König legte den Kopf schief. Einige in seinem Gefolge schnappten hörbar nach Luft.

»Pallas Athene war noch nie eine Freundin Iliums, geliebte Tochter. Stets hat sie sich mit unseren Danaerfeinden ver-

schworen, um diese Stadt und alle in ihren Mauern zu vernichten. Heute ist die Göttin jedoch unsere Erzfeindin. Sie und Aphrodite haben das kleine Kind meines Sohnes Hektor ermordet, Astyanax, den jungen Stadtherrn – mit den Worten, wir und unsere Kinder seien für sie lediglich Schlachtopfer. Es wird keinen Frieden mit den Göttern geben, bis entweder ihre oder unsere Gattung ausgelöscht ist.«

Penthesilea hatte immer noch das Knie gebeugt, hielt den Kopf jedoch hoch erhoben, und ihre blauen Augen blitzten herausfordernd. »Die Vorwürfe gegen Athene und Aphrodite sind falsch«, sagte sie. »Der Krieg ist falsch. Die Götter, die Ilium lieben, möchten uns wieder ihre Liebe und Unterstützung zuteil werden lassen – auch Vater Zeus selbst. Sogar die grau-äugige Pallas Athene ist wegen der erbärmlichen Hinterhältigkeit der Achäer und insbesondere dieses Lügners Achilles auf Iliums Seite gewechselt, denn Achilles hat die Verleumdung ersonnen, dass Athene seinen Freund Patroklos ermordet habe.«

»Senden die Götter uns ein Friedensangebot?«, fragte Priamos. Die Stimme des alten Mannes war sehr leise; sie klang beinahe sehnsüchtig.

»Athene bietet mehr als den Frieden«, sagte Penthesilea und erhob sich. »Sie und die Götter, die Troja lieben, bieten euch den Sieg.«

»Den Sieg über wen?«, rief Deiphobos und trat an die Seite seines Vaters. »Die Achäer sind jetzt unsere Verbündeten. Sie und die künstlichen Wesen, die Moravecs, die unsere Städte und Lager vor Zeus' Blitzen schützen.«

Penthesilea lachte. In diesem Moment staunte jeder Mann im Raum über die Schönheit der Amazonenkönigin – sie war jung und blond, mit geröteten Wangen und den beseelten Zügen eines kleinen Mädchens, und ihr Körper unter der schön geformten bronzenen Rüstung war geschmeidig und üppig zugleich. Aber Penthesileas Augen und ihre gespannte Miene hatten nichts Kleinmädchenhaftes mehr – sie waren von überschäumender Vitalität, animalischem Temperament und scharfer Intelligenz, und aus ihnen sprach auch die Kampfeslust der Kriegerin.

»Den Sieg über Achilles, der deinen Sohn, den edlen Hektor, in die Irre geführt hat und nun sogar Ilium in den Untergang führt«, rief Penthesilea. »Den Sieg über die Argeier, die Achäer, die jetzt gerade planen, dich zu stürzen, die Stadt in Schutt und Asche zu legen, deine anderen Söhne und Enkelsöhne zu töten und eure Frauen und Töchter zu versklaven.«

Priamos schüttelte beinahe traurig den Kopf. »Niemand kann den fußschnellen Achilles im Zweikampf besiegen, Amazone. Nicht einmal Ares, der dreimal von Achilles' eigenen Händen getötet worden ist. Nicht einmal Athene, die bei seinem Angriff geflohen ist. Nicht einmal Apollo, der in Stücken voller goldenem Blut zum Olymp zurückgebracht wurde, nachdem er Achilles herausgefordert hatte. Nicht einmal Zeus, der sich davor fürchtet, zum Zweikampf mit dem Halbgott herabzusteigen.«

Penthesilea schüttelte den Kopf, und ihre goldenen Locken blitzten. »Zeus fürchtet niemanden, edler Priamos, Stolz der Dardaniden. Und er könnte Troja – ja, die ganze Erde, auf der Troja steht – mit einer einzigen schnellen Bewegung seiner Ägis vernichten.«

Lanzenkämpfer erbleichten, und sogar Priamos zuckte bei der Erwähnung der *Ägis* zusammen, Zeus' mächtigster, göttlichster und geheimnisvollster Waffe. Allen war klar, dass selbst die anderen olympischen Götter im Nu vernichtet werden konnten, wenn Zeus beschloss, die *Ägis* zu benutzen. Dies war keine bloße thermonukleare Waffe, wie sie der Donnergott im Anfangsstadium des Krieges ohne Erfolg auf die Kraftfelder der Moravecs geworfen hatte. Die *Ägis* musste man fürchten.

»Ich lege folgenden Schwur vor dir ab, edler Priamos«, sagte die Amazonenkönigin. »Achilles wird tot sein, noch bevor heute auch nur auf einer der beiden Welten die Sonne untergeht. Ich schwöre beim Blut meiner Schwestern und meiner Mutter, dass...«

Priamos hob die Hand, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Schwöre mir nichts, junge Penthesilea. Du bist wie eine Tochter für mich, schon seit du ein kleines Kind warst. Achilles zu einem tödlichen Zweikampf herauszufordern bedeutet den Tod. Was veranlasst dich, nach Troja zu kommen, um auf diese Weise den Tod zu finden?«

»Nicht den Tod, mein Fürst«, sagte die Amazone mit vernehmlicher Anspannung in der Stimme. »Sondern Ruhm und Ehre.«

»Das ist oftmals ein und dasselbe«, sagte Priamos. »Komm, setz dich zu mir. Sprich leise mit mir.« Er schickte seinen Leibwächter und Sohn, Deiphobos, mit einer Handbewegung außer Hörweite. Die zwölf Amazonen traten ebenfalls mehrere Schritte von den beiden Thronsesseln zurück.

Penthesilea nahm auf dem hochlehnigen Thron Platz, der einmal Hekabe gehört hatte. Er war aus den Trümmern des al-

ten Palasts geborgen worden und stand nun leer in diesem Saal, zum Gedenken an die Königin. Die Amazone legte ihren glänzenden Helm auf die breite Armlehne des Throns und beugte sich näher zu dem alten Mann.

»Ich werde von Erinnyen verfolgt, Vater Priamos. Seit drei Monaten werde ich von den Erinnyen verfolgt, bis auf den heutigen Tag.«

»Weshalb?«, fragte Priamos. Er beugte sich näher zu ihr, wie ein Priester einer künftigen Zeit zu einer noch ungeborenen Beichtenden. »Diese Rachegeister fordern nur dann Blut für Blut, wenn kein menschlicher Rächer mehr am Leben ist, der dies tun kann, meine Tochter – besonders wenn ein Familienmitglied von einem anderen verletzt worden ist. Und du hast doch gewiss keinem Angehörigen deiner königlichen Amazonenfamilie etwas zuleide getan.«

»Ich habe meine Schwester, Hippolyte, getötet«, sagte Penthesilea mit bebender Stimme.

Priamos wich zurück. »Du hast Hippolyte ermordet? Die Königin der Amazonen? Theseus' königliche Gemahlin? Wir haben gehört, sie sei bei einem Jagdunfall gestorben, als jemand eine Bewegung gesehen und die Königin Athens irrtümlich für einen Hirsch gehalten habe.«

»Ich wollte sie nicht töten, Priamos. Doch nachdem Theseus meine Schwester entführt hatte – er lockte sie während eines Staatsbesuchs an Bord seines Schiffes, setzte die Segel und fuhr mit ihr fort –, haben wir Amazonen auf Rache gesonnen. In diesem Jahr, während jedermann auf den Heimatinseln und dem Peloponnes nur Augen und Ohren für euren Kampf hier bei Troja hatte, die Helden fort waren und Athen ungeschützt da-

lag, haben wir eine kleine Flotte zusammengestellt, unsere eigene Belagerung durchgeführt – wenn sie auch in den Erzählungen nicht annähernd so großartig und unsterblich sein wird wie die Belagerung Iliums durch die Danaer – und sind in Theseus' Festung eingedrungen.«

»Davon haben wir natürlich gehört«, murmelte der alte Priamos. »Aber der Kampf endete sehr bald mit einem Friedensvertrag, und die Amazonen fuhren ab. Wir hörten, Königin Hippolyte sei kurz danach gestorben, bei einer großen Jagd zur Feier des Friedens.«

»Sie starb durch meinen Speer«, sagte Penthesilea, und es klang, als presste sie die Wörter mit Gewalt aus sich heraus. »Ursprünglich waren die Athener auf der Flucht, Theseus war verwundet, und wir glaubten, wir hätten die Stadt in der Hand. Unser einziges Ziel war es, Hippolyte vor diesem Mann zu retten – ob sie gerettet werden wollte oder nicht –, und wir waren kurz davor, dieses Ziel zu erreichen, als Theseus einen Gegenangriff anführte und uns einen ganzen blutigen Tag lang zu unseren Schiffen zurücktrieb. Viele meiner Schwestern wurden getötet. Nun kämpften wir um unser Leben, und wieder einmal trug der Wagemut der Amazonen den Sieg davon – wir trieben Theseus und seine Kämpfer einen Tagesmarsch weit zu seinen Mauern zurück. Aber mein letzter Speer, der auf Theseus selbst gezielt war, fand seinen tödlichen Weg ins Herz meiner Schwester, die in ihrer prunkvollen athenischen Rüstung wie ein Mann aussah, als sie neben ihrem Herrn und Gemahl kämpfte.«

»Gegen die Amazonen«, flüsterte Priamos. »Gegen ihre Schwestern.«

»Ja. Sobald wir entdeckten, wen ich getötet hatte, war der Kampf zu Ende. Wir schlossen Frieden. Zum Andenken an meine edle Schwester errichteten wir eine weiße Säule in der Nähe der Akropolis, und wir fuhren voller Trauer und Scham heim.«

»Und nun jagen dich die Erinnyen, weil du das Blut deiner Schwester vergossen hast.«

»Jeden Tag«, sagte Penthesilea. Ihre strahlenden Augen waren feucht. Ihre jugendlichen Wangen, die sich während ihrer Erzählung gerötet hatten, waren jetzt bleich. Sie war außerordentlich schön.

»Aber was haben Achilles und unser Krieg mit dieser Tragödie zu tun, meine Tochter?«, fragte Priamos leise.

»In diesem Monat, Sohn des Laomedon und Dardanidenspross, ist mir Athene erschienen. Sie hat mir erklärt, kein Opfer für die Erinnyen werde diese Höllengeschosse jemals besänftigen, aber ich könne Hippolytes Tod wieder gutmachen, wenn ich mit zwölf ausgewählten Gefährtinnen nach Ilium reise und Achilles im Zweikampf besiegen würde, um dadurch diesen verfehlten Krieg zu beenden und wieder Frieden zwischen den Göttern und Menschen zu schaffen.«

Priamos rieb sich das Kinn mit den grauen Stoppeln, die er sich seit Hekabes Tod hatte wachsen lassen. »Niemand kann Achilles besiegen, Amazone. Mein Sohn Hektor – der beste Krieger, den Troja je hervorbrachte – hat es acht Jahre lang versucht, aber vergeblich. Jetzt ist er ein Verbündeter und Freund des fußschnellen Männertöters. Die Götter selbst haben es über acht Monate lang versucht, aber vor Achilles' Zorn sind sie alle gescheitert oder gefallen – Ares, Apollo, Poseidon, Hermes,

Hades, Athene selbst –, alle haben sie sich mit Achilles messen wollen und haben versagt.«

»Weil keiner von ihnen seine schwache Stelle kannte«, flüsterte die Amazone Penthesilea. »Seine Mutter, die Göttin Thetis, fand eine geheime Möglichkeit, ihrem sterblichen Sohn Unverwundbarkeit im Kampf zu verleihen, als er ein Säugling war. Er kann nicht im Kampf fallen, es sei denn durch eine Verletzung an diesem einen schwachen Punkt.«

»Welcher ist es?«, stieß Priamos atemlos hervor. »Wo ist er?«

»Ich habe Athene bei meinem Leben geschworen, es niemandem zu verraten, Vater Priamos – sondern Achilles mit Hilfe dieses Wissens von eigener Amazonenhand zu töten und dadurch diesen Krieg zu beenden.«

»Wenn Athene Achilles' schwachen Punkt kennt, warum hat sie dieses Wissen dann nicht benutzt, um seinem Leben bei ihrem eigenen Zweikampf ein Ende zu machen, Frau? Einem Duell, an dessen Ende Athene verwundet floh; voller Schmerz und Angst ist sie zum Olymp zurückgetet.«

»Als Achilles ein kleines Kind war, haben die Moiren bestimmt, dass seine geheime Schwachstelle nur von einem anderen Sterblichen entdeckt werden könne, und zwar im Verlauf dieses Kampfes um Ilium. Aber das Werk der Moiren wurde zunichte gemacht.«

Priamos lehnte sich in seinem Thron zurück. »Also war es Hektor doch bestimmt, den fußschnellen Achilles zu töten«, sagte er leise. »Hätten wir nicht diesen Krieg mit den Göttern begonnen, wäre dieses Schicksal erfüllt worden.«

Penthesilea schüttelte den Kopf. »Nein, nicht Hektor. Ein anderer Sterblicher – ein Trojaner – hätte Achilles das Leben ge-

nommen, nachdem dieser Hektor getötet hätte. Eine der Musen hatte dies von einem Sklaven erfahren, den sie als Scholiker bezeichneten – einem Menschen, der die Zukunft kannte.«

»Ein Seher«, sagte Priamos. »Wie unser hoch geschätzter Helenos oder der achäische Prophet Kalchas.«

Die Amazone schüttelte erneut ihre goldenen Locken. »Nein, die Scholiker sahen die Zukunft nicht – irgendwie kamen sie aus der Zukunft. Athene zufolge sind sie jedoch alle tot. Aber Achilles' Schicksal harrt seiner Erfüllung. Und ich werde es erfüllen.«

»Wann?« Offenkundig überdachte der alte Priamos sorgfältig alle möglichen Konsequenzen dieser Geschichte. Nicht ohne Grund war er seit über fünf Dekaden König der größten Stadt auf der Erde. Sein Sohn Hektor war jetzt Achilles' Blutsbruder, aber Hektor war nicht der König. Hektor war Iliums edelster Krieger, doch obwohl er einst das Schicksal der Stadt und ihrer Einwohner in seinem Schwertarm getragen haben mochte, hatte er sich nie als dessen Sachwalter betrachtet. Das war Priamos vorbehalten geblieben.

»Wann?«, wiederholte Priamos. »Wie bald kannst du Achilles mit deinen zwölf Amazonen töten?«

»Heute«, versprach Penthesilea. »Wie ich es gelobt habe. Noch bevor die Sonne entweder in Ilium oder über dem Olympos untergeht, der durch dieses Loch in der Luft zu sehen ist, das wir auf dem Herweg passiert haben.«

»Was verlangst du, Tochter? Waffen? Gold? Reichtümer?«

»Nur deinen Segen, edler Priamos. Und etwas zu essen. Und ein Lager für meine Frauen und mich, damit wir ein paar Stunden schlafen können, bevor wir baden, uns wieder mit unserer

Rüstung wappnen und hinausgehen, um diesem Krieg mit den Göttern ein Ende zu bereiten.«

Priamos klatschte in die Hände. Deiphobos, die vielen Wächter, seine Höflinge und die zwölf Amazonen traten näher, bis sie wieder in Hörweite waren.

Er befahl, den Frauen die besten Speisen aufzutischen und ihnen dann ein weiches Lager für ihr kurzes Nickerchen zu bereiten. Anschließend sollten ihnen warme Bäder eingelassen werden, und Sklavinnen sollten bereitstehen, die sie nach dem Bad mit Ölen, Salben und Massagen verwöhnten. Und schließlich sollten die Pferde der dreizehn Frauen gefüttert, gestriegelt und gesattelt werden, sobald Penthesilea an diesem Nachmittag bereit war, in den Kampf zu ziehen.

Penthesilea lächelte voller Zuversicht, als sie ihre zwölf Gefährtinnen aus der königlichen Halle führte.

10

Die Quantenteleportation durch den Planck-Raum – ein Ausdruck, den die Göttin Hera nicht kannte – sollte eigentlich in Nullzeit erfolgen, aber im Planck-Raum hatten derartige Begriffe wenig Bedeutung. Der Transit durch solche Lücken im Gewebe der Raumzeit hinterließ Spuren, und die Götter und Göttinnen wussten dank der Nanomemen und der zellulären Rekonstruktion, die zu ihrer Schöpfung gehörte, wie sie solchen Spuren so leicht folgen konnten wie ein Jäger, so mühelos wie die Göttin Artemis einem Hirsch durch den Wald.

Hera folgte Zeus' gewundener Spur durchs Planck-Nichts. Sie merkte nur, dass es keiner der regulären String-Kanäle zwischen dem Olymp und Ilium oder dem Ida-Gebirge war; sie führte zu einem anderen Ort auf der alten Erde Iliums.

Sie landete in einer großen Halle. An einer Wand hingen ein riesiger Köcher voller Pfeile und ein gewaltiger Bogen, und auf einer langen, niedrigen Tafel standen Dutzende filigraner Kelche, Servierschalen und goldener Teller.

Zeus, der seine Größe in diesem von Menschen gemachten Saal auf etwa zwei Meter reduziert hatte, blickte überrascht von seinem Platz an der Tafel auf, wo er einen Hund mit grauer Schnauze müßig hinter den Ohren kraulte.

»Mein Herr und Gebieter«, sagte Hera. »Wirst du auch diesem Hund den Kopf abschneiden?«

Zeus lächelte nicht. »Ich sollte es tun«, grollte er. »Es wäre eine Gnade für ihn.« Seine Stirn war immer noch gefurcht. »Erkennst du diesen Ort und diesen Hund, Weib?«

»Ja. Es ist das Heim von Odysseus, auf dem zerklüfteten Ithaka. Der Hund heißt Argos. Er wurde von dem jüngeren Odysseus gezüchtet, kurz bevor dieser nach Troja aufbrach. Er hat den Welpen abgerichtet.«

»Und der wartet noch immer auf ihn«, sagte Zeus. »Doch nun ist Penelope fort, ebenso wie Telemachos, und sogar die Freier, die soeben begonnen haben, sich wie Aaskrähen in Odysseus' Heim zu versammeln und um Penelopes Hand anzuhalten, um ihre Ländereien und ihren Reichtum an sich zu reißen, sind rätselhafterweise zusammen mit Penelope, Telemachos und all den anderen Sterblichen außer diesen wenigen Tausend bei

Troja verschwunden. Es ist niemand mehr da, der diesen alten Köter füttert.«

Hera zuckte die Achseln. »Du könntest ihn nach Ilium schicken. Dort könnte er sich an Dionysos gütlich tun, deinem nichtsnutzigen Sohn.«

Zeus schüttelte den Kopf. »Weshalb bist du so hart zu mir, Weib? Und warum bist du mir hierher gefolgt, obwohl ich allein sein möchte, um über diesen seltsamen Diebstahl aller Menschen der Welt nachzudenken?«

Hera trat näher an den weißbärtigen Gott der Götter heran. Sie fürchtete seinen Zorn – von allen Göttern und Sterblichen konnte nur Zeus sie vernichten. Sie hatte Angst wegen ihres Vorhabens, war aber fest entschlossen, es in die Tat umzusetzen.

»Kronide, du schrecklicher, ich bin nur gekommen, um mich für ein paar Sols zu verabschieden. Ich wollte unseren letzten Streit nicht mit einem solchen Ton der Zwietracht enden lassen.« Sie trat noch einen Schritt näher und berührte heimlich Aphrodites Busenband unter ihrer rechten Brust. Hera spürte den Strom sexueller Energie, die den Raum erfüllte; spürte, wie die Pheromone von ihr ausgingen.

»Wohin willst du für mehrere Sols, wenn sowohl auf dem Olymp als auch im Krieg um Troja ein solches Durcheinander herrscht, Weib?«, knurrte Zeus. Aber seine Nasenflügel weiteten sich, und er blickte mit neuem Interesse zu ihr auf, ohne den Hund Argos zu beachten.

»Mit Nyx' Hilfe begeben sich mich zu den Grenzen dieser leeren Welt, zu Okeanos und Mutter Tethys, die diese Welt unserem kalten Mars vorziehen, wie du weißt, mein Gemahl.« Sie trat

drei Schritte näher an ihn heran, sodass Zeus sie fast schon berühren konnte.

»Weshalb willst du sie gerade jetzt besuchen, Hera? In den Jahrhunderten, seit wir die rote Welt gezähmt haben und den Olymp bewohnen, sind sie auch ohne dich sehr gut zurechtgekommen.«

»Ich hoffe, dass es mir gelingt, ihren dauernden Hader zu beenden«, sagte Hera auf ihre listige Weise. »Zu lange schon bleiben sie einander und ihrem Lager fern, weil sie Zorn im Herzen tragen. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, wohin ich gehe, damit du mir nicht zürnst, weil du denkst, ich wäre heimlich zu des tief hinströmenden Okeanos' Haus gegangen.«

Zeus erhob sich. Hera spürte die Erregung, die in ihm aufkeimte. Nur die Falten seines göttlichen Gewandes verbargen seine Lust.

»Warum so eilig, Hera?« Er verschlang sie nun mit seinen Blicken. Seine Miene erinnerte Hera daran, wie sich die Zunge und die Hände ihres Bruders, Liebhabers und Gemahls an ihren empfindlichsten Stellen angefühlt hatten.

»Warum noch zögern, mein Gemahl?«

»Du kannst die Reise zu Okeanos und Tethys auch morgen oder übermorgen noch antreten, oder nie«, sagte Zeus, während er auf Hera zuging. »Hier und heute wollen wir beide uns an der Liebe erfreuen! Komm, Weib...«

Zeus erhob die Hand und fegte die Kelche, das Essbesteck und die verdorbenen Speisen mit einem unsichtbaren Energiestrahle von der langen Tafel. Er riss eine großflächige Stickerei von der Wand und warf sie über den grob gezimmerten Holztisch.

Hera trat einen Schritt zurück und fasste sich an die Brust, als wollte sie fortqten. »Was redest du da, Zeus, mein Gebieter? Hier willst du mich lieben? In Odysseus' und Penelopes verlassenen Heim, vor den Augen dieses Hundes? Wer weiß, ob uns nicht alle Götter durch ihre Pools, ihre Bildbetrachter und Hollowände beobachten? Wenn dir der Sinn nach Liebe steht, dann warte, bis ich von Okeanos' nassem Haus zurückkehre, und wir lieben uns in meinem Schlafgemach, das durch Hephaistos' Kunstfertigkeit fremden Blicken verschlossen bleibt...«

»Nein!«, brüllte Zeus. Er wuchs nun auf mehr als nur eine Weise; seine grauen Locken streiften die Decke. »Sorge dich nicht um neugierige Blicke. Ich lege eine so dichte goldene Wolke um die Insel Ithaka und Odysseus' Heim, dass nicht einmal die schärfsten Augen im Universum, weder die eines Gottes noch die eines Sterblichen, ja, nicht einmal die Augen von Prospero oder Setebos den Nebel durchdringen und uns zusehen könnten. Leg deine Kleider ab!«

Zeus wedelte erneut mit seiner kurzfingerigen Hand, und das ganze Haus vibrierte von der Energie des Kraftfelds, das es umgab, und der goldenen Wolke, die es verbarg. Der Hund, Argos, lief hinaus, das Fell gestäubt von den entfesselten Energien.

Zeus packte Hera am Handgelenk und zog sie mit der rechten Hand näher zu sich heran, während er ihr mit der linken Hand zugleich das Gewand von den Brüsten herunterzog. Aphrodites Busenband fiel zusammen mit dem Gewand zu Boden, das Athene für sie angefertigt hatte, aber es spielte keine Rolle – die Luft war so dick von Lust und Pheromonen, dass die Königin glaubte, darin schwimmen zu können.

Zeus hob sie mit einem Arm hoch und warf sie auf den mit dem Wandbehang bedeckten Tisch. Es war gut, dachte Hera, dass Odysseus seine lange Speisetafel aus den dicken, soliden Brettern vom Deck eines Schiffes gefertigt hatte, das auf Ithakas trügerischen Felsen auf Grund gelaufen war. Er zog ihr das Gewand von den Beinen, sodass sie nackt war. Dann stieg er aus seinem eigenen Gewand.

So oft Hera auch den göttlichen Phallus ihres Gemahls aufrecht stehen gesehen hatte, ihr stockte immer noch jedes Mal der Atem. Alle männlichen Götter waren... nun ja, eben *Götter*, aber bei ihrer fast vergessenen Verwandlung in Olympier hatte Zeus die eindrucksvollsten Attribute für sich selbst reserviert. Dieser Stab mit seinem purpurnen Knauf, der sich nun gegen ihre blassen Knie drückte, war das einzige Szepter, das dieser König der Götter jemals brauchen würde, um bei den Sterblichen Ehrfurcht und bei seinen Mitgöttern Neid auszulösen, und obwohl Hera fand, dass er ihn zu häufig vorzeigte – seine Lust entsprach seiner Größe und Virilität –, war sie der Ansicht, dass dieser Teil ihres schrecklichen Gebieters ihr allein gebührte.

Doch auf die Gefahr hin, blaue Flecken oder Schlimmeres davonzutragen, hielt Hera ihre nackten Knie und Schenkel fest geschlossen.

»Begehrst du mich, mein Gemahl?«

Zeus atmete durch den Mund. Seine Augen waren wild. »Ich begehre dich, Weib. Noch nie hat das Verlangen nach einer Frau oder Göttin so das Gemüt mir erfüllt und mein Herz bezwungen. Öffne die Beine!«

»Noch nie?« Hera hielt ihre Beine geschlossen. »Nicht einmal, als du mit Ixions Gemahlin das Lager geteilt hast, die dir Peirithoos gebar, an Weisheit den Göttern ähnlich und...«

»Nicht einmal da, mit Ixions Gemahlin und ihren blau geäderten Brüsten«, keuchte Zeus. Er spreizte ihr gewaltsam die Knie und trat zwischen ihre weißen Schenkel. Sein Phallus reichte bis zu ihrem bleichen, festen Bauch und vibrierte vor Lust.

»Auch nicht, als du Acrisius' Tochter Danae geliebt hast?«, fragte Hera.

»Auch bei ihr nicht«, sagte Zeus und beugte sich weit vor, um an Heras aufgerichteten Brustspitzen zu lutschen, erst an der linken, dann an der rechten. Seine Hand glitt zwischen ihre Beine. Sie war feucht – das Werk des Busenbands, aber auch Folge ihrer eigenen Begierde. »Obwohl, bei allen Göttern«, fügte er hinzu, »allein schon Danaes Knöchel einen Mann kommen lassen konnten!«

»Das muss ihnen bei dir mehr als einmal gelungen sein, mein Gebieter«, keuchte Hera, als Zeus seine breite, flache Hand unter ihre Pobacken legte und sie zu sich heraufhob. Der dicke, heiße Knauf seines Szepters schlug jetzt gegen ihre Schenkel und benetzte sie mit seiner eigenen erwartungsfrohen Nässe. »Gebar sie dir doch ein Musterexemplar von einem Mann.«

Zeus war so erregt, dass er nicht in sie hineinfand, sondern wie ein kleiner Junge bei seinem ersten Mal in ihrer Wärme herumstocherte. Als er seine linke Hand von ihrer Brust löste, um sich selbst einzuführen, hielt ihn Hera am Handgelenk fest.

»Begehrst du mich mehr, als du Europa begehrt hast, Phoinix' Tochter?«, flüsterte sie drängend.

»Mehr als Europa, ja«, hauchte Zeus. Er packte ihre Hand und legte sie an sich. Sie drückte zu, führte ihn aber nicht. Noch nicht.

»Willst du lieber bei mir liegen als bei Semele, Dionysos' unwiderstehlicher Mutter?«

»Lieber als bei Semele, ja.« Er legte ihre Hand fester um sich und stieß zu, war aber derart angeschwollen, dass es eher der Stoß eines Widderkopfes war als eine Penetration. Hera wurde einen halben Meter über den Tisch geschoben. Er zog sie zurück. »Und auch lieber als bei Alkmene in Theben«, keuchte er, »obwohl mein Samen an jenem Tag den unbesiegbaren Herakles in die Welt brachte.«

»Begehrt du mich mehr, als du die hellhaarige Demeter begehrt hast, als...«

»Ja, ja, gottverdammt, mehr als Demeter.« Er spreizte Heras Beine noch weiter und hob ihren Rücken nur mit seiner rechten Hand ein Stück weit vom Tisch. Sie konnte nicht anders, als sich ihm jetzt zu öffnen.

»Und begehrt du mich auch mehr als Leto an jenem Tag, an dem du die Gestalt eines Schwans angenommen hast, um dich mit ihr zu vereinigen – du hast sie mit deinen großen Schwannenschwingen niedergeworfen und festgehalten und bist mit deinem großen Schwanen...«

»Ja, ja«, keuchte Zeus. »Nun sei endlich still.«

Dann drang er in sie ein. Er öffnete sie, wie ein riesiger Sturmbock das skäische Tor öffnen würde, wenn sich die Griechen je Zutritt zu Ilium verschafft hätten.

In den nächsten zwanzig Minuten war Hera zweimal kurz davor, ohnmächtig zu werden. Zeus war leidenschaftlich, aber

nicht schnell. Er vergnügte sich ungestüm mit ihr, wartete jedoch mit der ganzen Knauserigkeit eines hedonistischen Asketen den Höhepunkt ab. Beim zweiten Mal spürte Hera, wie ihr unter den eingeölkten, verschwitzten Stößen die Sinne schwanden – der Tisch erzitterte und kippte beinahe um, obwohl er knapp zehn Meter lang war, die Stühle und Liegesofas purzelten durch die Gegend, Staub rieselte von der Decke, Odysseus' altes Heim wäre beinahe um sie herum eingestürzt – und Hera dachte: *So wird das nichts – ich muss bei Besinnung sein, wenn Zeus zum Höhepunkt kommt, sonst waren all meine Pläne vergebens.*

Sie zwang sich, selbst nach vier eigenen Orgasmen aufmerksam zu bleiben. In den letzten Sekunden von Zeus' machtvollen Stößen fiel Odysseus' großer Köcher mit Pfeilen von der Wand, und mit Widerhaken versehene und möglicherweise vergiftete Pfeile ergossen sich über die Fliesen. Zeus musste Hera festhalten – die eine Hand unter ihr drückte so kraftvoll nach oben, dass sie ihre göttlichen Hüftknochen knirschen hörte, die andere umfasste ihre Schulter –, damit sie nicht über den zitternden, überstrapazierten Tisch rutschte.

Dann explodierte er in ihr. Hera schrie laut auf und fiel für ein paar Sekunden unwillkürlich in Ohnmacht.

Als sich ihre Lider flatternd öffneten, spürte sie sein gewaltiges Gewicht auf ihr – in seinen unkontrollierbaren letzten Sekunden der Leidenschaft war er auf eine Größe von fast fünf Metern gewachsen – sein Bart kratzte an ihrer Brust, sein Scheitel – die Haare schweißnass – lag an ihrer Wange.

Hera hob ihren heimtückischen Finger mit der Injektionsampulle, die der kunstfertige Hephaistos ihr in den falschen Nagel eingesetzt hatte. Während sie mit ihrer kühlen Hand Zeus' Na-

ckenlocken streichelte, bog sie den Nagel zurück und aktivierte den Injektor – es gab nur ein ganz leises Zischen, das in seinem stoßweisen Atmen und dem Klopfen ihrer beider göttlicher Herzen unterging.

Die Droge hieß Absoluter Schlaf, und sie wurde ihrem Namen binnen Mikrosekunden gerecht.

Fast übergangslos schnarchte Zeus und sabberte auf ihre rot gescheuerte Brust.

Hera brauchte ihre ganze göttliche Kraft, um ihn von sich wegzuschieben, sein erschlaffendes Glied aus ihrem Schoß zu entfernen und unter ihm herauszuschlüpfen.

Ihr einzigartiges, von Athene gefertigtes Gewand lag in Fetzen. Nicht viel anders als sie selbst, erkannte Hera. Mit blauen Flecken übersät, zerkratzt und zerschlagen, außen wie innen. Als sie aufstand, lief ihr der göttliche Samen des Götterkönigs über den Schenkel. Hera wischte ihn mit den Fetzen ihres ruinierten Gewandes weg.

Sie klaubte Aphrodites Busenband aus der zerrissenen Seide und ging ins Ankleidezimmer von Odysseus' Gemahlin Penelope neben dem Schlafgemach mit dem großen Ehebett – ein Pfosten bestand aus einem lebenden Ölbaum, der Rahmen war mit Intarsien aus Gold, Silber und Elfenbein verziert, purpurne Gurte aus Rindsleder zogen sich von einem Ende zum anderen und hielten weiche Vliese und dicke Decken. Aus den nach Kampfer duftenden Truhen neben Penelopes Bad zog Hera ein Gewand nach dem anderen – Odysseus' Gemahlin hatte ungefähr ihre Größe gehabt, und die Göttin konnte ihre Gestalt in ausreichendem Maße morphen, um den Schnitt zu perfektionieren – und entschied sich schließlich für einen pfirsichfarbe-

nen Chiton aus Seide mit einem bestickten Band, das ihre arg mitgenommenen Brüste hochhalten würde. Doch bevor sie sich anzog, bereitete sich Hera, so gut sie konnte, ein Bad mit den Kupferkesseln voller kaltem Wasser, die vor Tagen oder Wochen für ein heißes Bad hingestellt worden waren, das Penelope nicht mehr genommen hatte.

Als sie den Speisesaal wieder betrat, bekleidet und mit behutsamen Schritten, starrte Hera auf den riesigen, gebräunten, nackten Hünen, der mit dem Gesicht nach unten auf der langen Tafel schnarchte. *Könnte ich ihn jetzt töten?* Es war nicht das erste und auch nicht das tausendste Mal, dass der Königin dieser Gedanke kam, während sie ihren schlafenden Gebieter ansah und seinem Schnarchen lauschte. Sie wusste, dass sie nicht die Einzige war, die sich diese Frage stellte. Wie vielen Frauen – Göttinnen und Menschen, längst toten und noch ungeborenen – war dieser Gedanke durch den Kopf gegangen wie ein Wolken-schatten über felsigen Grund? *Wenn ich ihn töten könnte, würde ich es tun? Wenn es möglich wäre, würde ich jetzt handeln?*

Stattdessen machte sich Hera bereit, zur Ebene von Ilium zu quantenteleportieren. Bisher lief alles plangemäß. Poseidon, der Erdenerschütterer, würde Agamemnon und Menelaos gleich Mut machen, in Aktion zu treten. Binnen Stunden, wenn nicht früher, war Achilles vielleicht tot – erschlagen von den Händen einer bloßen Frau, wenngleich einer Amazone, seine Ferse durchbohrt von einer vergifteten Lanzenspitze – und Hektor auf sich allein gestellt. Und wenn Achilles die Frau tötete, die ihn angriff, hatten Athene und Hera dennoch ihre Pläne für ihn. Die Revolte der Sterblichen würde vorbei sein, wenn Zeus erwachte, falls Hera ihn überhaupt jemals wieder erwachen ließ – Absoluter Schlaf benötigte ein Gegenmittel, sonst würde er sei-

ne Wirkung tun, bis diese hohen Mauern von Odysseus' Heim verrotteten und einstürzten. Vielleicht würde Hera Zeus aber auch schon bald wecken, wenn sie ihre Ziele früher erreicht hatte als geplant, und der Herr der Götter würde nicht einmal merken, dass er von Drogen niedergestreckt worden war statt von bloßer Lust und seinem Schlafbedürfnis. Nun, wann auch immer sie ihren Gatten zu wecken beschloss, der Krieg zwischen Göttern und Menschen würde vorbei sein, der trojanische Krieg würde weitergehen, der Status quo wäre wieder hergestellt und der *fait*, den Hera und ihre Mitverschwörerinnen gewählt hatten, zweifellos *accompli*.

Hera drehte dem schlafenden Kroniden den Rücken zu, verließ Odysseus' Haus – denn niemand, nicht einmal eine Königin, konnte durch das Tarnkraftfeld qten, das Zeus drum herum gelegt hatte –, zwängte sich durch die wässrige Wand aus Energie, wie sich ein Neugeborenes aus seiner Glückshaube befreite, und teleportierte triumphierend zurück nach Troja.

11

Hockenberry kannte keinen der Moravecs, die ihn in der blauen Kuppel im Stickney-Krater auf dem Mond Phobos empfangen. Als sich das Sesselkraftfeld abschaltete, sodass er den Elementen ausgesetzt war, geriet er zunächst in Panik und hielt ein paar Sekunden lang die Luft an – er glaubte immer noch, sich im Hochvakuum zu befinden –, aber dann spürte er den Luftdruck an der Haut und die angenehme Temperatur, deshalb tat er einen tiefen Atemzug, während der kleine Mahnmut

ihn den größeren Moravecs vorstellte, die wie ein offizielles Empfangskomitee vorgetreten waren. Es war wirklich peinlich. Dann ging Mahnmut hinaus, und Hockenberry war mit diesen seltsamen organischen Maschinen allein.

»Willkommen, Dr. Hockenberry«, sagte derjenige der fünf Moravecs vor ihm, der ihm am nächsten stand. »Ich hoffe, Ihr Herflug vom Mars ist ohne Zwischenfälle verlaufen.«

Für eine Sekunde verspürte Hockenberry fast so etwas wie einen Anflug von Übelkeit, als er hörte, wie ihn jemand mit »Doktor« anredete. Es war lange her, dass... nein, es war noch *nie* in seinem zweiten Leben passiert. Nur sein Scholikerfreund Nightenhelser hatte seinen Titel im vergangenen Jahrzehnt ein- oder zweimal scherzhaft benutzt.

»Danke, ja... ich meine... tut mir Leid, ich habe eure Namen nicht alle verstanden«, sagte Hockenberry. »Ich muss mich entschuldigen. Ich war... abgelenkt.« *Weil ich dachte, ich würde sterben, als der Sessel mich im Stich ließ*, dachte Hockenberry.

Der kleine Moravec nickte. »Das bezweifle ich nicht«, sagte er. »In dieser Kuppel herrscht Hochbetrieb, und die Atmosphäre überträgt gewiss den Lärm.«

Das tat sie. Und Hochbetrieb war das richtige Wort. In der riesigen blauen Kuppel, die mindestens zwei oder drei Acres bedeckte – Hockenberry war schon immer schlecht im Schätzen von Größen und Entfernungen gewesen, was seiner Ansicht nach daran lag, dass er nie Sport getrieben hatte –, wimmelte es von montageturmähnlichen Gebilden, Maschinenbänken, die größer waren als die meisten Gebäude in seinem alten Revier in Bloomington, Indiana, pulsierenden organischen Klecksen, die wie zerlaufener Pudding von Tennisplatzgröße aussahen,

Hundertern von Moravecs – alle mit der einen oder anderen Aufgabe beschäftigt – sowie schwebenden Kugeln, die Licht abgaben und schneidende, schweißende, schmelzende und dann weiterziehende Laserstrahlen ausspielen. Das Einzige in dem riesigen Raum, was ihm auch nur halbwegs vertraut, wenn auch völlig deplatziert vorkam, war ein runder Rosenholztisch in etwa zehn Meter Entfernung. Sechs unterschiedlich hohe Hocker standen um ihn herum.

»Mein Name ist Asteague/Che«, sagte der kleine Moravec.
»Ich bin Europäer, wie ihr Freund Mahnmut.«

»Europäer?«, wiederholte Hockenberry begriffsstutzig. Er war in den Ferien einmal in Frankreich gewesen, und in Athen hatte er einmal an einer altphilologischen Tagung teilgenommen, aber obwohl die Männer und Frauen da wie dort... *anders* gewesen waren, hatten sie allesamt nicht die geringste Ähnlichkeit mit diesem Asteague/Che gehabt: größer als Mahnmut, mindestens einen Meter zwanzig, und humanoider – insbesondere um die Hände herum –, aber trotzdem mit demselben metallischen Kunststoff-Material überzogen wie Mahnmut, wenngleich es bei Asteague/Che größtenteils in einem leuchtenden, schickigen Gelb gefärbt war. Der Moravec erinnerte Hockenberry an einen schicken Regenmantel mit gelber Gummibeschichtung, den er als Kind sehr geliebt hatte.

»Europa«, sagte Asteague/Che ohne jede Andeutung von Ungeduld. »Der von Eis und Wasser bedeckte Jupitermond. Mahnmuts Heimat. Und meine.«

»Natürlich.« Hockenberry errötete, merkte es und errötete darum erneut. »Verzeihung. Natürlich. Ich wusste, dass

Mahnmut von irgendeinem Mond da draußen kam. Tut mir Leid.«

»Mein Titel... obwohl ›Titel‹ ein zu förmliches und protziges Wort ist, vielleicht wäre ›Arbeitsfunktion‹ eine angemessenere Übersetzung«, fuhr Asteague/Che fort, »lautet Hauptintegrator des Fünf-Monde-Konsortiums.«

Hockenberry verbeugte sich leicht. Ihm wurde klar, dass er einem Politiker gegenüberstand. Oder zumindest einem Spitzenbürokraten. Er hatte keine Ahnung, wie die anderen vier Monde heißen mochten. In seinem anderen Leben hatte er von Europa gehört, und er glaubte sich zu erinnern, dass sie damals, Ende des zwanzigsten und Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts, alle paar Wochen einen neuen Jupitermond gefunden hatten – so war es ihm jedenfalls vorgekommen –, aber die Namen fielen ihm momentan nicht ein. Vielleicht waren sie zum Zeitpunkt seines Todes noch nicht benannt worden, er konnte sich nicht erinnern. Außerdem hatte Hockenberry immer das Griechische dem Lateinischen vorgezogen, und er fand, dass der größte Planet des Sonnensystems Zeus und nicht Jupiter heißen sollte... obwohl das unter den gegenwärtigen Umständen verwirrend sein mochte.

»Erlauben Sie mir, meine Kollegen noch einmal vorzustellen«, sagte Asteague/Che.

Die Stimme des Moravecs hatte Hockenberry an jemanden erinnert, und jetzt kam ihm zu Bewusstsein, an wen: den Filmschauspieler James Mason.

»Der große Gentleman zu meiner Rechten ist General Beh bin Adee, Oberbefehlshaber des Kampfmoravec-Kontingents aus dem Asteroidengürtel.«

»Dr. Hockenberry«, sagte General Beh bin Adee. »Ist mir ein Vergnügen, Sie endlich kennen zu lernen.« Die große Gestalt gab ihm nicht die Hand, weil sie keine besaß – nur stachelige Zangen mit einer Unzahl feinmotorischer Manipulatoren.

Gentleman, dachte Hockenberry. *Steinvec*. In den vergangenen acht Monaten hatte er Tausende der Soldaten-Steinvecs sowohl auf der Ebene von Ilium als auch auf der Marsoberfläche beim Olympus gesehen – immer groß, ungefähr zwei Meter, so wie dieser, immer schwarz, wie der General, und immer massenhaft Stacheln, Haken, chitinöse Grate und scharfe Zacken. *Im Asteroidengürtel legt man bei der Aufzucht... oder der Konstruktion... offenbar keinen Wert auf Schönheit*, dachte Hockenberry.

»Ganz meinerseits, General... Beh bin Adee«, sagte er laut und verneigte sich leicht.

»Zu meiner Linken«, fuhr Hauptintegrator Asteague/Che fort, »ist Integrator Cho Li vom Mond Callisto.«

»Willkommen auf Phobos, Dr. Hockenberry«, sagte Cho Li mit einer so sanften Stimme, dass sie ganz und gar feminin klang. *Haben Moravecs ein Geschlecht?*, fragte sich Hockenberry. Er hatte sich Mahnmut und Orphu immer als männliche Roboter vorgestellt – und an der testosterongeschwängerten Haltung der Steinvec-Soldaten bestand kein Zweifel. Aber diese Schöpfungen hatten ausgeprägte Persönlichkeiten, also warum nicht auch ein Geschlecht?

»Integrator Cho Li«, wiederholte Hockenberry und verbeugte sich erneut. Der Callistaner – Callistoide? Callistonier? – war kleiner als Asteague/Che, aber wuchtiger und weit weniger humanoid. Noch weniger humanoid als der abwesende Mahnmut. Was Hockenberry ein wenig aus der Fassung brach-

te, war das kurze Aufblitzen von ungeschützter, rosafarbener Haut zwischen Platten aus Kunststoff und Stahl. Hätte man Quasimodo – den Glöckner von Notre-Dame – aus Fleischstücken und gebrauchten Autoteilen zusammengesetzt, mit knochenlosen Armen, einer Vielzahl beweglicher Augen in unterschiedlichen Größen und einem kleinen Maul, das wie ein Briefkastenschlitz aussah, und ihn anschließend verkleinert – er hätte ein Bruder von Integrator Cho Li sein können. Wegen des Namens fragte sich Hockenberry, ob diese callistodoinalen Moravecs von den Chinesen konstruiert worden waren.

»Hinter Cho Li ist Suma IV.«, sagte Asteague/Che mit seiner weichen James-Mason-Stimme. »Suma IV. kommt vom Mond Ganymed.«

Suma IV. war von seiner Größe und seinen Proportionen her sehr menschlich, sah aber trotzdem ganz anders aus. Etwas über einen Meter achtzig groß, hatte der Ganymeder richtig proportionierte Arme und Beine, eine Taille, eine flache Brust und die korrekte Anzahl von Fingern – alles von einer flüssigen, gräulichen, ölartigen Schicht überzogen, die Mahnmut einmal als Buckykarbon bezeichnet hatte. Aber das war auf der Hülle einer Hornisse gewesen. Auf der Haut eines Menschen – oder eines wie ein Mensch geformten Moravecs – wirkte das einigermaßen beunruhigend.

Noch beunruhigender waren die übergroßen Augen dieses Moravecs mit ihren vielen hundert glänzenden Facetten. Hockenberry kam nicht umhin, sich zu fragen, ob Suma IV. oder solche wie er zu seiner Zeit auf der Erde gelandet waren... beispielsweise in Roswell, New Mexiko? Hatte in der Area 51 ein Verwandter von Suma IV. auf Eis gelegen?

Nein, rief er sich in Erinnerung, diese Geschöpfe sind keine Aliens. Sie sind robot-organische Wesen, die Menschen entwickelt und gebaut und im Sonnensystem verstreut haben. Viele Jahrhunderte nach meinem Tod.

»Wie geht es Ihnen, Suma IV.?«, sagte Hockenberry.

»Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Dr. Hockenberry«, sagte der große ganymedische Moravec. Kein James-Mason-Gesäusel, keine Kleinmädchentöne... die Stimme der glänzenden schwarzen Gestalt mit den glitzernden Fliegenaugen klang, als würden kleine Jungen einen hohlen Dampfkessel mit Backsteinen bewerfen.

»Darf ich Ihnen den letzten Vertreter unseres Konsortiums vorstellen«, sagte Asteague/Che. »Retrograde Sinopessen von Amalthea.«

»Retrograde Sinopessen?«, wiederholte Hockenberry und unterdrückte den plötzlichen Drang, Tränen zu lachen. Er wollte sich hinlegen, ein Nickerchen machen und in seinem Arbeitszimmer in dem alten weißen Haus nahe der Universität von Indiana wieder aufwachen.

»Retrograde Sinopessen, ja«, sagte Asteague/Che mit einem Nicken.

Der dreimal genannte Moravec huschte auf silbernen Spinnenbeinen nach vorn. Hockenberry stellte fest, dass Mr. Sinopessen ungefähr von der Größe eines Märklin-Trafos war, allerdings viel glänzender, wie aus poliertem Aluminium, und seine acht Beine waren so dünn, dass man sie kaum sah. An verschiedenen Stellen auf und in der Box leuchteten Augen, Dioden oder winzige kleine Lämpchen.

»Freut mich sehr, Dr. Hockenberry«, sagte die glänzende kleine Box mit so tiefer Stimme, dass sie Orphu von Ios infraschallähnlichem Rumpeln Konkurrenz machte. »Ich habe all Ihre Bücher und Artikel gelesen. Zumindest alles, was wir in unseren Archiven haben. Sie sind brilliant. Es ist mir eine Ehre, Sie persönlich kennen zu lernen.«

»Vielen Dank«, sagte Hockenberry stupide. Er sah die fünf Moravecs an, die vielen hundert anderen, die an anderen unverständlichen Maschinen in der riesigen, luftgefüllten Kuppel arbeiteten, richtete den Blick dann wieder auf Asteague/Che und sagte: »Und was nun?«

»Warum setzen wir uns nicht an diesen Tisch und sprechen über die unmittelbar bevorstehende Expedition zur Erde und Ihre eventuelle Teilnahme daran?«, schlug der europasche Hauptintegrator des Fünf-Monde-Konsortiums vor.

»Klar doch«, sagte Thomas Hockenberry. »Warum nicht?«

12

Helena war allein und unbewaffnet, als Menelaos sie schließlich in die Enge trieb.

Der Tag nach Paris' Bestattung begann bizarr und wurde im weiteren Verlauf nur noch bizarrer. Der Winterwind trug einen Hauch von Angst und Apokalypse heran.

Früh am Morgen, noch während Hektor die Gebeine seines Bruders in ihre Grabstätte brachte, wurde Helena von einem Boten zu Andromache gerufen. Hektors Gemahlin und eine

Dienerin, eine Sklavin von der Insel Lesbos, der vor vielen Jahren die Zunge herausgerissen worden war und die nun dem ehemals als »die Trojanerinnen« bekannten Geheimbund zu dienen gelobt hatte, hielten die irre dreinschauende Cassandra in Andromaches geheimer Wohnung in der Nähe des skäischen Tores gefangen.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Helena, als sie in die Wohnung kam. Cassandra wusste nichts von diesem Haus; sie hätte auch nie etwas von diesem Haus erfahren sollen. Nun saß Priamos' Tochter, die wahnsinnige Prophetin, mit hängenden Schultern auf einem hölzernen Liegesofa. Die Dienerin, deren Sklavinnenname Hypsipyle lautete – nach Euneos' berühmter Mutter, der Gemahlin von Jason –, hielt ein Messer mit langer Klinge in ihrer mit einem Brandzeichen versehenen Hand.

»Sie weiß Bescheid'«, sagte Andromache. Hektors Gemahlin klang müde, als wäre sie die ganze Nacht wach gewesen. »Sie weiß über Astyanax Bescheid.«

»Woher?«

Diesmal antwortete Cassandra, ohne den Kopf zu heben. »Ich habe es in einem meiner Trancezustände gesehen.«

Helena seufzte. Auf dem Höhepunkt ihrer Verschwörung waren sie zu siebt gewesen – Andromache, Hektors Gattin, und deren Schwiegermutter, Hekabe, Priamos' Königin, hatten den Plan ausgeheckt. Dann hatte sich Theano zu der Gruppe gesellt – Gattin des Rosselenkers Antenor, zugleich jedoch auch Hohepriesterin im Athene-Tempel –, und schließlich war noch Hekabes Tochter, Laodike, in ihren geheimen Kreis aufgenommen worden. Diese vier hatten Helena in ihr Geheimnis und ihre Ziele eingeweiht – den Krieg zu beenden, das Leben ihrer

Männer und Kinder zu retten und sich selbst vor der Versklavung durch die Achäer zu bewahren.

Helena hatte sich geehrt gefühlt, eine der geheimen »Trojanerinnen« zu werden – schließlich war sie keine Trojanerin, sondern nur die Quelle der Kümmernisse der echten »Trojanerinnen« –, und wie Hekabe, Andromache, Theano und Laodike hatte sie jahrelang nach einem dritten Weg gesucht, einem ehrenvollen Ende des Krieges, doch ohne einen solch schrecklichen Preis.

Ihnen war keine andere Wahl geblieben, als auch Cassandra, Priamos' hübscheste, aber auch verrückteste Tochter, ins Vertrauen zu ziehen. Die junge Frau hatte von Apollo die Gabe des zweiten Gesichts geschenkt bekommen, und sie brauchten ihre Visionen für ihre Pläne und Intrigen. Außerdem war Cassandra ihnen in einem ihrer verrückten Trancezustände bereits auf die Schliche gekommen – sie hatte schon von den »Trojanerinnen« und ihren geheimen Treffen im Kellergewölbe unter dem Athene-Tempel gebrabbelt –, sodass sie sie aufnahmen, um sie zum Schweigen zu bringen.

Die siebte, letzte und älteste »Trojanerin« war Herophile, »die Geliebte der Hera«, die älteste und weiseste Sibylle und Priesterin von Apollo Smintheus. Als Sibylle deutete Herophile Kassandras wilde Träume oftmals richtiger als diese selbst.

Und als Achilles dann Agamemnon stürzte und die Achäer mit der Behauptung, Pallas Athene selbst habe seinen besten Freund, Patroklos, ermordet, in einen blutigen Krieg gegen die Götter führte, hatten die »Trojanerinnen« ihre Chance gesehen. Ohne Cassandra in ihre Pläne einzuweihen – die Prophetin war in diesen letzten Tagen vor dem von ihr prophezeiten Fall Tro-

ja einfach zu labil –, ermordeten sie Andromaches Amme und deren Kind, woraufhin Andromache laut schreiend und hysterisch schluchzend behauptete, es seien Pallas Athene und die Göttin Aphrodite gewesen, die den kleinen Astyanax, Hektors Sohn, hingschlachtet hätten.

Wie zuvor Achilles hatte auch Hektor vor Kummer und Zorn gerast. Der trojanische Krieg endete. Der Krieg gegen die Götter begann. Die Achäer und Trojaner marschierten durch das Loch, um zusammen mit ihren neuen Verbündeten, den kleinen Göttern namens Moravecs, den Olymp zu belagern.

Und an jenem ersten Tag der Bombenangriffe seitens der Götter – bevor die Moravecs Ilium mit ihren Kraftfeldern schützten – war Hekabe gestorben. Ebenso wie ihre Tochter Laodike. Und Theano, Athenes meistgeliebte Priesterin.

Drei der sieben »Trojanerinnen« hatten schon an jenem ersten Tag des Krieges, der ihretwegen ausgebrochen war, den Tod gefunden. Dann Hunderte anderer Krieger und Bürger, die ihnen lieb und teuer gewesen waren.

Und nun noch eine?, dachte Helena, und das Herz wurde ihr so schwer, dass es in eine Region des Kummers unter dem Kummer sank. Sie wandte sich an Andromache. »Wirst du Kassandra töten?«

Hektors Gemahlin richtete ihren kalten Blick auf Helena. »Nein«, sagte sie schließlich, »ich werde ihr Skamandrios zeigen, meinen Astyanax.«

In seiner plumpen Verkleidung – der Eberzahnkappe und dem Löwenfellumhang – gelangte Menelaos unbehelligt in die Stadt. Zusammen mit Dutzenden anderer Barbaren, allesamt trojani-

sche Verbündete, schob er sich nicht lange vor der lauthals verkündeten Ankunft der Amazonen an den Torwächtern vorbei.

Es war noch früh. Er mied den Bereich um Priamos' zerbombten Palast, weil er wusste, dass Hektor und seine Heerführer dort sein würden, um Paris' Gebeine zu bestatten, und dass zu viele dieser trojanischen Helden die Kappe mit den Wildschweinzähnen oder Diomedes' Löwenfell erkennen konnten. Er drückte sich an dem Menschengewimmel auf dem Marktplatz vorbei, schlich durch Gassen und kam schließlich auf dem kleinen Platz vor Paris' Palast heraus – König Priamos' provisorischem Quartier und nach wie vor Helenas Heim. An der Tür standen natürlich Elitewächter, weitere auf den Mauern und auf jeder Terrasse. Odysseus hatte ihm einmal erklärt, welche zurückgesetzte Terrasse jene Helenas war, und Menelaos musterte die wogenden Vorhänge mit schrecklicher Intensität, aber seine Gemahlin ließ sich nicht blicken. Zwei Lanzenkämpfer in funkelnder Bronze standen dort, was darauf hindeutete, dass Helena an diesem Morgen nicht daheim war – in ihrem bescheideneren Palast in Lakedämonien hatte sie keine Leibwachen in ihren Privatgemächern geduldet.

Auf der anderen Seite des Platzes, gegenüber von Paris' Palast, war ein Wein- und Käseladen. Grobe Tische standen draußen in der sonnigen Gasse, und Menelaos brach dort sein Fasten und bezahlte mit den trojanischen Goldstücken, die er in weiser Voraussicht aus Agamemnons Truhe genommen hatte, während er sich ankleidete. Er lauschte für eine Weile dem Klatsch und Tratsch der Menge auf dem Platz und der Stadtbewohner auf den angrenzenden Bänken.

»Ist die Dame des Hauses heute da?«, fragte ein altes Weib ein anderes.

»Nee, nicht seit heute Morgen. Meine Phoebe sagt, Ihre Lochheit wär beim ersten Morgengrauen raus, aber nicht, um bei der Bestattung der Gebeine ihres Göttergatten dabei zu sein, wie sich's gehören würde, nein.«

»Wo ist sie denn dann hin?«, schnatterte die zahnlosere der beiden alten Vetteln, die ihren Käse verdrückten. Sie beugte sich näher zu ihrer Freundin, als wollte sie sich die Antwort zuraunen lassen, aber die andere Alte – so schwerhörig wie die erste – brüllte ihr geradezu ins Ohr.

»Wie's heißt, besteht der alte Priamos darauf, dass die so überaus edle Helena, diese verflixte fremde Schlampe, seinen anderen Sohn heiratet – keinen von den Heerscharen der Priamos-Bastarde, die überall rumlaufen, man kann ja nicht mal 'nen gottverdammten Stein werfen, ohne einen von denen zu treffen, sondern seinen fetten, dämlichen, rechtmäßigen Sohn, Deiphobos –, und zwar innerhalb von achtundvierzig Stunden nach Paris' Grillfest.«

»Also schon bald.«

»Ja, bald. Vielleicht heute schon. Seit der Woche, als Paris die dickärschige Edelnutte hergeschleppt hat – mögen die Götter diesen Tag verfluchen –, hat Deiphobos brav gewartet, bis er an der Reihe war, sie zu pimpern, also ist er wahrscheinlich schon mitten in den dionysischen Riten, wenn nicht der Hochzeit, während wir uns hier unterhalten, Schwester.«

Die alten Vetteln gackerten so laut, dass ihnen Brot- und Käsebröckchen aus dem Mund spritzten.

Menelaos stand abrupt auf und marschierte durch die Straßen, die Lanze in der linken Hand, die rechte am Heft seines Schwerts.

Deiphobos? Wo wohnt Deiphobos?

Vor dem Krieg gegen die Götter war alles einfacher gewesen. Priamos' unverheiratete Söhne und Töchter, einige von ihnen bereits in den Fünfzigern, hatten in dem riesigen Palast in der Stadtmitte gewohnt – die Achäer hatten sorgfältig geplant, nach dem Durchbruch durch die trojanischen Mauern dort mit dem Gemetzel zu beginnen –, aber diese eine glückliche Bombe am ersten Tag des neuen Krieges hatte die Prinzen und ihre Schwestern in ebenso üppige Wohnquartiere überall in der riesigen Stadt verstreut.

Bevor Menelaos jedoch dazu kam, sich auf die Suche zu machen, ritt die Amazone Penthesilea mit ihren zwölf Kämpferinnen an ihm vorbei, und die Menge geriet außer Rand und Band.

Menelaos musste beiseite treten, sonst wäre er vom Streitross der Amazone an der Spitze niedergetrampelt worden. Ihr geschientes Bein streifte beinahe seinen Umhang. Sie schaute kein einziges Mal nach unten oder zur Seite.

Penthesileas Schönheit beeindruckte Menelaos derart, dass er sich fast an Ort und Stelle auf das von Pferdeäpfeln übersäte Kopfsteinpflaster gesetzt hätte. Bei Zeus, was für eine zerbrechliche Schönheit in einer solch prächtigen, glänzenden Kriegsrüstung! Diese Augen! Menelaos, der noch nie gegen den Amazonenstamm oder an dessen Seite Krieg geführt hatte, hatte so etwas noch nie gesehen.

Wie in der Trance eines Sehers stolperte er hinter dem Zug her und folgte der Menge und den Amazonen zu Paris' Palast. Dort wurde die Amazone von Deiphobos empfangen – Helena gehörte nicht zu seinem Gefolge, also schienen sich die Käse-

Vetteln geirrt zu haben. Zumindest was Helenas gegenwärtigen Aufenthaltsort betraf.

Nachdem Menelaos wie ein bis über beide Ohren verknallter Hirtenjunge eine ganze Weile auf die Tür gestarrt hatte, hinter der Penthesilea verschwunden war, riss er sich endlich los und wanderte stundenlang durch die Straßen. Schließlich war es fast Mittag. Er wusste, er hatte nur noch wenig Zeit – Agamemnons Plan sah vor, dass die Erhebung gegen Achilles' Herrschaft um die Mittagszeit beginnen und die Kämpfe bis zum Einbruch der Dunkelheit beendet sein sollten –, und ihm wurde zum ersten Mal bewusst, was für eine große Stadt Ilium war. Welche Chancen hatte er, hier noch rechtzeitig genug auf Helena zu stoßen, um etwas unternehmen zu können? Fast keine, erkannte er, denn beim ersten Kriegsgeschrei unter den Argeiertruppen würde man das große skäische Tor schließen und die Wachen auf den Mauern verdoppeln. Dann saß er in der Falle.

Er machte sich auf dem Weg zum skäischen Tor, erfüllt von der dreifachen Übelkeit, die sein Versagen, der Hass und die Liebe in ihm auslösten. Er rannte beinahe, einerseits froh, dass er sie nicht gefunden hatte, zugleich aber auch zutiefst niedergeschlagen, dass es ihm nicht gelungen war, sie aufzuspüren und zu töten. In der Nähe des Tors geriet er in eine Art Aufstand hinein.

Er schaute ein bisschen zu, stellte Fragen und konnte sich nicht von dem Schauspiel losreißen, obwohl es ihn in sich hineinzuziehen drohte, während es allmählich außer Kontrolle geriet.

Es hatte den Anschein, als wären die Frauen Trojas irgendwie von der bloßen Ankunft Penthesileas und ihrer kleinen Schar von Amazonen – die jetzt vermutlich alle auf Priamos' weichen Liegesofas schliefen – inspiriert worden, und aus dem provisorischen Palast war durchgesickert, dass Penthesilea geschworen hatte, Achilles zu töten – und Ajax auch, wenn sie die Zeit dazu hatte, sowie jeden anderen achäischen Truppenführer, der ihr in die Quere kam. Nun, dies hatte etwas Schlafendes, aber gewiss nicht Passives in den Frauen Trojas (ganz anders als bei den wenigen überlebenden »Trojanerinnen«) geweckt, und sie waren auf die Straße, auf die Mauern und sogar auf die Zinnen geeilt, wo die verwirrten Wächter vor den schreienden Gemahlinnen, Töchtern, Schwestern und Müttern die Waffen gestreckt hatten.

Dann schien eine Frau namens Hippodameia – nicht die wohlbekannte Gemahlin von Peirithoos, sondern vielmehr die Gattin des Tisiphonos, eines so unbedeutenden trojanischen Anführers, dass Menelaos ihm auf dem Schlachtfeld noch nie begegnet war und auch an den Lagerfeuern noch nie etwas von ihm gehört hatte – die Frauen Trojas mit ihrer lautstarken Redekunst zu wilder Mordlust aufzustacheln. Menelaos hielt inne und gaffte grinsend, blieb dann jedoch, um zuzuhören.

»Schwestern!«, schrie Hippodameia, eine keineswegs reizlose Frau mit kräftigen Armen und schweren Hüften. Ihr zurückgebundenes Haar hatte sich gelöst und tanzte ihr nun um die Schultern, während sie mit lauter Stimme gestikulierte. »Weshalb haben wir nicht an der Seite unserer Männer gekämpft? Weshalb haben wir über das Schicksal Iliums geweint – über das Schicksal unserer Kinder gejammert –, aber dennoch nichts getan, um dieses Schicksal zu ändern? Sind wir so viel schwä-

cher als die bartlosen Knaben Trojas, die in diesem letzten Jahr hinausgegangen sind, um für ihre Stadt zu sterben? Sind wir nicht ebenso geschmeidig und ebenso ernst zu nehmen wie unsere Söhne?«

Die Frauenmenge brüllte.

»Wir teilen Nahrung, Licht, Luft und unsere Betten mit den Männern unserer Stadt«, rief die vollhüftige Hippodameia. »Warum teilen wir dann nicht auch ihr Schicksal im Kampf? Sind wir so schwach?«

»Nein!«, brüllten tausend Frauen Trojas von den Mauern.

»Gibt es auch nur eine unter uns, die keinen Gemahl, Bruder, Vater, Sohn oder anderen Angehörigen in diesem Krieg gegen die Achäer verloren hat?«

»Nein!«

»Zweifelt irgendeine von uns daran, was für ein Schicksal uns Frauen bestimmt wäre, wenn die Achäer diesen Krieg gewonnen hätten?«

»Nein!«

»Dann lasst uns hier keine Sekunde länger zaudern«, rief Hippodameia über das Gebrüll hinweg. »Die Amazonenkönigin hat gelobt, Achilles heute noch vor Sonnenuntergang zu töten, und sie ist von weither gekommen, um für eine Stadt zu kämpfen, die nicht ihre Heimat ist. Können wir da für unsere Heimat, unsere Männer und Kinder, unser eigenes Leben und unsere Zukunft weniger geloben und weniger tun?«

»Nein!« Diesmal nahm das Gebrüll kein Ende mehr, und die Frauen auf dem Platz setzten sich in Bewegung, sprangen von

den Stufen auf die Mauer; einige hätten Menelaos in ihrer Begeisterung beinahe umgerannt.

»Bewaffnet euch!«, schrie Hippodameia. »Werft eure Spinnwirteln und eure Wolle fort, verlasst eure Webstühle, rüstet euch und gesellt euch draußen vor diesen Mauern zu mir!«

Die Männer auf den Mauern und auf dem Platz, Männer, die während des ersten Teils der Tirade von Tisiphonos' Gattin noch anzüglich gegrinst und gelacht hatten, verdrückten sich nun in Hauseingänge und Gassen, um der heranstürmenden Menge auszuweichen. Menelaos folgte ihrem Beispiel.

Er hatte sich gerade zum Gehen gewandt und steuerte auf das skäische Tor in der Nähe zu – Gott sei Dank war es noch offen –, als er Helena an einer nahe gelegenen Ecke stehen sah. Sie blickte in die andere Richtung und sah ihn nicht. Er beobachtete, wie sie zwei Frauen zum Abschied küsste und dann die Straße entlangging. Allein.

Menelaos blieb stehen, holte Luft, legte die Hand ans Heft seines Schwertes, machte kehrt und folgte ihr.

»Theano hat diesem Irrsinn ein Ende gemacht«, sagte Kassandra. »Theano hat zu der Menge gesprochen und diesen Frauenmob zur Vernunft gebracht.«

»Theano ist seit über acht Monaten tot«, erwiderte Andromache kalt.

»In dem anderen Jetzt.« Kassandras Stimme klang unerträglich monoton, wie immer, wenn sie halb in Trance war. »In der anderen Zukunft. Theano hat dem ein Ende gemacht. Alle haben der Oberpriesterin des Athene-Tempels gehorcht.«

»Nun, Theano ist Würmerfutter. So tot wie Paris' Schwanz«, sagte Helena. »Diesen Mob hat niemand aufgehalten.«

Die ersten Frauen kehrten bereits auf den Platz zurück und marschierten in einer Parodie militärischer Ordnung zum Tor hinaus. Offensichtlich waren sie in ihre verstreuten Wohnungen und Häuser zurückgekehrt und hatten sich mit allen erdenklichen seltsamen Rüstungen und Waffen ausgestattet, die sie im Haus finden konnten – mit dem stumpfen Bronzehelm eines Vaters, dessen Helmbusch schlaff herabhing oder sich bereits lichtete, dem abgelegten Schild eines Bruders, der Lanze oder dem Schwert eines Gemahls oder Sohnes. Die Rüstungsteile waren allesamt zu groß, die Lanzen zu schwer, und die meisten Frauen, die scheppernd und klappernd vorbeigingen, sahen aus wie verkleidete Kinder.

»Das ist Wahnsinn«, sagte Andromache leise. »Wahnsinn.«

»Seit dem Tod von Achilles' Patroklos war alles reiner Wahnsinn«, sagte Cassandra. Ihre hellen Augen glühten wie vom Fieber oder ihrem eigenen Wahnsinn. »Unwahr. Falsch. Brüchig.«

Über zwei Stunden hatten die Frauen in Andromaches sonniger Wohnung im obersten Geschoss eines Hauses an der Mauer mit dem achtzehn Monate alten Skamandrios verbracht, dem »von den Göttern ermordeten« Kind, um das die ganze Stadt getrauert hatte, dem Baby, dessentwegen Hektor in den Krieg gezogen war, um an sämtlichen olympischen Göttern Rache zu nehmen. Skamandrios – Astyanax, der »Herr der Stadt« – war in bester Verfassung. Seine neue Amme behielt ihn stets sorgsam im Auge, und an der Tür hielten loyale cicilianische Wächter aus dem gefallenen Theben tagein, tagaus Wache. Diese

Männer hatten versucht, ihr Leben für Andromaches Vater, König Eetion, zu geben, der beim Fall der Stadt von Achilles getötet worden war. Dass sie verschont geblieben waren, lag nicht an ihnen, sondern an einer von Achilles' Launen, und nun lebten sie nur für Eetions Tochter und deren verborgenen Sohn.

Das Baby, das inzwischen schon Wörter brabbelte und überall herumtapste, erkannte seine Tante Cassandra nach all diesen Monaten – fast der Hälfte seines kurzen Lebens – wieder und kam mit ausgebreiteten Armen auf sie zugelaufen.

Kassandra ließ sich von ihm umarmen, weinte und umarmte ihn ebenfalls, und dann spielten und redeten die drei »Trojanerinnen« und die beiden Sklavinnen – eine Säugamme, eine Mörderin aus Lesbos – fast zwei Stunden lang mit dem kleinen Jungen, und als er ins Bett gelegt wurde, um ein kleines Schläfchen zu machen, unterhielten sie sich noch etwas länger.

»Du verstehst, weshalb du diese Trance Worte nicht noch einmal laut aussprechen darfst«, sagte Andromache am Ende des Besuchs leise. »Wenn das falsche Ohr sie hört – wenn irgendwelche Ohren außer unseren diese verborgene Wahrheit hören –, wird Skamandrios sterben, genau wie du es einmal prophezeit hast. Man wird ihn vom höchsten Punkt der Mauer werfen, und sein Gehirn wird über die Steine spritzen.«

Kassandra erbleichte noch mehr als sonst und vergoss erneut ein paar Tränen. »Ich werde lernen, meine Zunge im Zaum zu halten«, sagte sie schließlich, »selbst wenn ich keine Macht über sie habe. Deine allzeit wachsame Dienerin wird dafür sorgen.« Sie machte eine Kopfbewegung zu der ausdruckslosen Hypsipyle.

Dann hatten sie den wachsenden Tumult und die Schreie der Frauen von der nahen Mauer und dem Platz vernommen und waren zusammen hinausgegangen, den Schleier übers Gesicht gezogen, um zu sehen, worum es bei der ganzen Aufregung ging.

Im Verlauf von Hippodameias Tirade war Helena mehrmals versucht gewesen, sich einzumischen. Erst als es zu spät war – die vielen hundert Frauen zerstreuten sich bereits, um zu Hause Rüstung und Waffen zu holen, und schossen durcheinander wie ein Schwarm hysterischer Bienen –, erkannte sie, dass Cassandra Recht hatte. Theano, ihre alte Freundin, die Hohepriesterin des nach wie vor verehrten Tempels der Athene, hätte diesen Unsinn verhindert. Mit ihrer geübten Tempeldienerinnenstimme hätte Theano »Was für eine Torheit!« gedonnert, die Aufmerksamkeit der Menge auf sich gelenkt und die Frauen mit ihren Worten ernüchtert. Theano hätte erklärt, diese Penthesilea – die bisher nichts für Troja getan habe, außer dessen alterndem König Versprechungen zu machen und zu schlafen – sei die Tochter des Kriegsgottes. Treffe das auch nur für eine der krakeelenden Frauen auf diesem Platz zu? Könnten sie behaupten, Ares sei ihr Vater?

Darüber hinaus hätte Theano der plötzlich verstummenden Menge dann sicher klar gemacht, dass die Griechen nicht fast zehn Jahre lang gekämpft hatten – manchmal ebenso gut wie solche Helden wie Hektor, manchmal sogar besser als sie –, um sich nun ungeübtem weiblichem Pöbel zu beugen. Wenn ihr nicht heimlich gelernt habt, wie man Pferde bändigt, mit Streitwagen umgeht, Lanzen mehrere Stadien weit wirft und mit dem Schild heftige Schwerthiebe abwehrt, und wenn ihr nicht bereit seid, Männern die schreienden Köpfe von den kräf-

tigen Körpern zu trennen, dann geht nach Hause – all dies hätte Theano gesagt, da war Helena sicher –, tauscht eure geborgten Lanzen gegen Spindeln ein und überlasst es euren Männern, uns zu beschützen und ihren Männerkrieg zu entscheiden. Und die Menge hätte sich zerstreut.

Aber Theano war nicht hier. Theano war – mit Helenas einfühlenden Worten – so tot wie Paris' Schwanz.

Also zogen nun Scharen halb gerüsteter Frauen in den Krieg, lenkten ihre Schritte zum Loch und begaben sich in der Gewissheit zu den Ausläufern des Olympos, dass sie Achilles erschlagen würden, noch bevor die Amazone Penthesilea aus ihrem Schönheitsschlaf erwachte. Hippodameia eilte verspätet durchs skäische Tor hinaus; ihre geliehene Rüstung saß schief – sie schien noch aus einer früheren Zeit zu stammen, der Zeit des Krieges gegen die Kentauren –, der Bronzeharnisch war schlecht befestigt, er klapperte und schlug gegen ihren großen Busen. Die Aufhetzerin hatte die Kontrolle über ihre Massen verloren. Wie alle Politiker beeilte sie sich – vergeblich –, um sich an die Spitze des Zuges zu setzen.

Helena, Andromache und Cassandra – die Mördersklavin Hypsipyle behielt die rotäugige Prophetin bereits im Auge – hatten sich zum Abschied geküsst, und Helena war ihrer Wege gegangen. Sie wusste, dass Priamos den Termin ihrer Vermählung mit dem dicken Deiphobos noch vor dem Ende dieses Tages festlegen wollte.

Doch auf dem Rückweg zu dem Palast, den sie gemeinsam mit Paris bewohnt hatte, löste sich Helena aus der Menge und betrat den Athene-Tempel. Er war natürlich leer – in diesen Tagen beteten nur noch wenige offen die Göttin an, die angeblich

Astyanax getötet und die Welt der Sterblichen in einen Krieg mit den Olympiern gestürzt hatte –, und Helena hielt inne, um in den dunklen, nach Weihrauch riechenden Raum hineinzugehen, die Ruhe einzuatmen und zu der riesigen, goldenen Statue der Göttin aufzublicken.

»Helena.«

Einen Moment lang war Helena von Troja sicher, dass die Göttin mit der Stimme ihres früheren Gemahls gesprochen hatte. Dann drehte sie sich langsam um.

»Helena.«

Menelaos war dort, keine drei Meter von ihr entfernt, die Beine leicht gespreizt, die Sandalen fest auf den dunklen Marmorboden gesetzt. Selbst im flackernden Licht der Votivkerzen konnte Helena seinen roten Bart, seine finstere Miene, das Schwert in seiner rechten Hand und eine mit Eberzähnen besetzte Kappe sehen, die er locker in der linken Hand hielt.

»Helena.«

Es schien, als wäre dies alles, was der gehörnte König und Krieger nun, da sein Moment der Rache gekommen war, herausbrachte.

Helena überlegte, ob sie weglaufen sollte, wusste aber, dass es nichts nützen würde. Sie würde niemals an Menelaos vorbei auf die Straße gelangen, und ihr Gatte war schon immer einer der schnellsten Läufer in ganz Lakedämonien gewesen. Sie hatten stets gescherzt, ihr künftiger Sohn werde so schnell sein, dass keiner von ihnen ihn fangen konnte, um ihm den Hintern zu versohlen. Sie hatten nie einen Sohn gehabt.

»Helena.«

Helena hatte geglaubt, bereits jede Art männlichen Stöhnens gehört zu haben – vom Orgasmus bis zum Tod und alles dazwischen –, aber noch nie hatte sie bei einem Mann eine solche Kapitulation vor dem Schmerz gehört. Und schon gar nicht schluchzend hervorgestoßen in drei vertrauten, aber völlig fremdartigen Silben wie diesen.

»Helena.«

Menelaos kam mit schnellen Schritten auf sie zu und erhob sein Schwert.

Helena machte keine Anstalten wegzulaufen. Im Schein der Kerzen und dem Glanz der goldenen Göttin sank sie auf die Knie und schaute zu ihrem rechtmäßigen Gatten auf. Dann senkte sie den Blick, zog ihr Gewand herunter, entblößte die Brüste und wartete auf die Klinge.

13

»Um Ihre letzte Frage zu beantworten«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che, »wir müssen zur Erde, weil sich das Zentrum all dieser Quantenaktivität auf der Erde oder in deren unmittelbarer Umgebung zu befinden scheint.«

»Mahnmut hat mir kurz nach unserer ersten Begegnung erzählt, ihr hättet ihn und Orphu zum Mars geschickt, weil der Mars – insbesondere der Olympus Mons – die Quelle all dieser... Quanten?... Aktivität sei«, sagte Hockenberry.

»Das haben wir geglaubt, als wir die QT-Fähigkeit der Olympier bemerkten, mit deren Hilfe sie diese Löcher durchqueren

konnten, und als wir aus dem Gürtel und dem Jupiterrraum zum Mars kamen. Doch nun deutet unsere Technologie darauf hin, dass die Erde die Quelle und das Zentrum dieser Aktivität ist, der Mars hingegen der Empfänger... oder vielleicht wäre ›Ziel‹ das bessere Wort.«

»Eure Technologie hat sich binnen acht Monaten so stark verändert?«, fragte Hockenberry.

»Wir haben unsere Kenntnisse der einheitlichen Quantentheorie mit Sicherheit verdreifacht, seit wir huckepack durch die Quantentunnels der Olympier gereist sind«, sagte Cho Li. Der Callistaner schien der Experte für technische Dinge zu sein. »So haben wir in den letzten acht Standardmonaten beispielsweise das Meiste von dem gelernt, was wir über Quantengravitation wissen.«

»Und was *habt* ihr gelernt?« Hockenberry rechnete nicht damit, dass er die wissenschaftlichen Ausführungen verstehen würde, aber er verspürte zum ersten Mal ein gewisses Misstrauen gegen die Moravecs.

Retrograde Sinopessen, der spinnenbeinige Transformator, antwortete mit seiner unpassend tiefen Stimme. »Alles, was wir gelernt haben, ist erschreckend. Absolut erschreckend.«

Dieses Wort verstand Hockenberry. »Weil die Quanten-was-auch-immer instabil ist? Mahnmut und Orphu haben mir erzählt, dass ihr das schon wusstet, bevor ihr sie zum Mars geschickt habt. Ist es schlimmer, als ihr dachtet?«

»Nicht nur das«, sagte Asteague/Che. »Es liegt auch an unserem wachsenden Wissen darüber, wie die Macht oder die Mächte hinter den so genannten Göttern diese Quantenfeldenergie benutzen.«

Macht oder Mächte hinter den Göttern. Hockenberry merkte sich das, verfolgte es jedoch für den Augenblick nicht weiter. »Und wie benutzen sie sie?«

»Die Olympier benutzen im Grunde Kräuselungen – Falten – im Quantenfeld, um ihre Streitwagen zu fliegen«, sagte der Ganymeder, Suma IV. Die facettierten Augen des großen Geschöpfs fingen das Licht in einem Prisma von Reflexionen ein.

»Ist das schlecht?«

»Nur in dem Sinne, wie es schlecht wäre, wenn man zur Stromversorgung einer Glühbirne bei sich zu Hause eine thermonukleare Waffe einsetzen würde«, sagte Cho Li mit seiner/ihrer weichen Stimme. »Die angezapften Energien sind beinahe unermesslich.«

»Warum haben die Götter diesen Krieg dann nicht gewonnen?«, fragte Hockenberry. »Eure Technologie hat sie doch offenbar schachmatt gesetzt... sogar Zeus' Ägis.«

Beh bin Adee, der Oberbefehlshaber der Steinvecs, antwortete. »Die Götter nutzen nur einen winzig kleinen Bruchteil der Quantenenergie, die auf dem Mars, um ihn herum und in Ilium im Spiel ist. Wir glauben nicht, dass sie die Technologie hinter ihrer Macht verstehen. Sie ist ihnen... geliehen worden.«

»Von wem?« Hockenberry war auf einmal sehr durstig. Er fragte sich, ob die Moravecs in ihrer auf Normaldruck gebrachten Kuppel auch über irgendwelche menschlichen Speisen oder Getränke verfügten.

»Das wollen wir mit unserem Flug zur Erde herausfinden«, sagte Asteague/Che.

»Und warum benutzt ihr ein Raumschiff?«, wollte Hockenberry wissen.

»Verzeihung?«, sagte Cho Li mit sanfter Stimme. »Wie sollten wir sonst von einer Welt zur anderen reisen?«

»Genauso, wie ihr bei eurer Invasion zum Mars gekommen seid«, sagte Hockenberry. »Durch eines der Löcher.«

Asteague/Che schüttelte den Kopf auf ganz ähnliche Weise wie Mahnmut. »Zwischen dem Mars und der Erde gibt es keine Quantentunnel-Branlöcher.«

»Aber ihr habt eure eigenen Löcher erzeugt, um vom Jupiter-raum und dem Gürtel hierher zu kommen, stimmt's?«, sagte Hockenberry. Er hatte Kopfschmerzen. »Warum macht ihr das nicht noch mal?«

Cho Li antwortete. »Es ist Mahnmut gelungen, unseren Transponder genau am Quincunx Locus des Quantenflusses auf dem Olymp zu platzieren. Wir haben jetzt aber niemanden auf der Erde oder im erdnahen Orbit, der das für uns erledigen könnte. Das ist eines der Ziele unserer Mission. Wir werden einen ähnlichen, allerdings verbesserten Transponder mitnehmen.«

Hockenberry nickte, war jedoch nicht ganz sicher, worauf sich diese Geste der Zustimmung bezog. Er versuchte, sich an die Definition von »quincunx« zu erinnern. War es ein Rechteck mit einem fünften Punkt in der Mitte? Oder hatte es etwas mit Blättern oder Blütenblättern zu tun? Er wusste nur, dass die Zahl fünf dabei eine Rolle spielte.

Asteague/Che beugte sich ein wenig über den Tisch. »Dr. Hockenberry, darf ich Ihnen einen Hinweis geben, weshalb uns diese leichtfertige Nutzung der Quantenenergie erschreckt?«

»Bitte.« *Was für Manieren*, dachte Hockenberry, der zu lange von trojanischen und griechischen Helden umgeben gewesen war.

»Ist Ihnen während Ihrer mehr als neunjährigen Reisen zwischen dem Mars und Ilium etwas an der Schwerkraft des Olymps und des übrigen Mars aufgefallen, Doktor?«

»Nun... ja, sicher... Auf dem Olymp kam ich mir immer ein bisschen leichter vor. Und zwar noch bevor ich erkannt habe, dass ich mich auf dem Mars befand – was mir erst klar wurde, als ihr aufgetaucht seid. Na? Das ist richtig, nicht wahr? Hat der Mars nicht eine geringere Schwerkraft als die Erde?«

»Eine sehr viel geringere«, flötete Cho Li... und ihre Stimme klang für Hockenberrys Ohren tatsächlich sehr stark nach Flöten. Panflöten. »Ungefähr dreihundertzweiundsiebzig Kilometer pro Sekunde pro Sekunde.«

»Übersetzen Sie mir das, bitte«, sagte Hockenberry.

»Das sind achtunddreißig Prozent des Schwerefeldes der Erde«, erklärte Retrograde Sinopessen. »Und Sie haben jeden Tag zwischen der vollen Schwerkraft der Erde und des Olymps gewechselt – oder vielmehr quantenteleportiert. Ist Ihnen dabei ein zweiundsechzigprozentiger Schwerkraftunterschied aufgefallen, Dr. Hockenberry?«

»Bitte nennt mich doch alle Thomas«, sagte Hockenberry ein wenig zerstreut. *Ein zweiundsechzigprozentiger Unterschied? Da würde ich auf dem Mars ja fast wie ein Ballon schweben... und mit einem Sprung zwanzig Meter überwinden. Unsinn.*

»Sie haben keinen solchen Schwerkraftunterschied bemerkt«, sagte Asteague/Che. Es war keine Frage.

»Eigentlich nicht«, stimmte ihm Hockenberry zu. Nach einem langen Tag als Beobachter des trojanischen Krieges hatte er sich bei seiner Rückkehr zum Olymp immer ein wenig leichter gefühlt – und nicht nur auf dem Berg, sondern auch in der Scholiererkaserne am Fuß des riesigen Massivs. Ein wenig leichter – vor allem, wenn er herumlief oder etwas trug –, aber ein Unterschied von zweiundsechzig Prozent? Nie im Leben. »Es gab einen Unterschied«, fügte er hinzu, »aber keinen so großen.«

»Sie haben keinen großen Unterschied bemerkt, Dr. Hockenberry, weil die Schwerkraft des Mars, auf dem Sie in den vergangenen zehn Jahren gelebt haben – und auf dem wir während der vergangenen acht Erd-Standardmonate gekämpft haben –, dreiundneunzig Komma acht zwei eins Prozent der Erdschwerkraft beträgt.«

Hockenberry dachte einen Moment lang darüber nach. »Na und?«, sagte er schließlich. »Die Götter haben die Schwerkraft verändert, während sie die Luft und die Meere hinzugefügt haben. Sie sind schließlich Götter.«

»Sie sind irgendetwas«, stimmte ihm Asteague/Che zu, »aber nicht, was sie zu sein scheinen.«

»Ist die Veränderung der Schwerkraft eines Planeten denn so eine große Sache?«, fragte Hockenberry.

Ein Schweigen trat ein, und obwohl Hockenberry nicht sah, dass auch nur einer der Moravecs den Kopf, die Augen oder was auch immer drehte, um einen der anderen Moravecs anzusehen, hatte er den Eindruck, dass sie alle eifrig auf dem einen oder anderen Funkkanal kommunizierten. *Wie sollen wir das diesem Dummkopf von einem Menschen erklären?*

Schließlich sagte Suma IV. der baumlange Ganymeder: »Es ist eine *sehr* große Sache.«

»Eine noch größere als die Terraformierung einer Welt wie der ursprüngliche Mars in nicht einmal anderthalb Jahrhunderten«, bemerkte Cho Li. »Was unmöglich ist.«

»Schwerkraft ist gleich Masse«, erklärte Retrograde Sinopesen.

»Tatsächlich?« Hockenberry hörte, wie dumm das klang, aber es störte ihn nicht. »Ich dachte immer, sie sorgt dafür, dass alles unten bleibt.«

»Schwerkraft ist eine Wirkung der Masse auf die Raumzeit«, fuhr die silberne Spinne fort. »Der gegenwärtige Mars hat die drei-Komma-neun-sechsfache Dichte von Wasser. Der ursprüngliche Mars – die Welt vor der Terraformierung, die wir noch vor nicht viel mehr als einem Jahrhundert beobachtet haben – hatte nur die drei-Komma-neun-vierfache Dichte von Wasser.«

»Das klingt nicht gerade nach einer großen Veränderung«, meinte Hockenberry.

»Ist es auch nicht«, pflichtete ihm Asteague/Che bei. »Es erklärt in keiner Weise eine Zunahme der Schwerkraftanziehung um fast sechshundert Prozentpunkte.«

»Schwerkraft ist auch Beschleunigung«, sagte Cho Li mit ihrer musikalischen Stimme.

Nun konnte Hockenberry ihnen überhaupt nicht mehr folgen. Er war hierher gekommen, um etwas über den bevorstehenden Besuch auf der Erde zu erfahren und zu hören, weshalb sie ihn dabei haben wollten, aber nicht, um wie ein besonders langsamer Achtklässler im Physikunterricht belehrt zu werden.

»Also haben sie – irgendjemand, nicht die Götter – die Schwerkraft des Mars verändert«, sagte er. »Und ihr meint, das sei eine große Sache.«

»Es ist eine sehr große Sache, Dr. Hockenberry«, sagte Asteague/Che. »Wer oder was auch immer die Marsschwerkraft auf diese Weise manipuliert hat, beherrscht die Quantengravitation. Die Löcher, wie man sie mittlerweile nennt, sind Quantentunnels, und auch sie verändern und manipulieren die Schwerkraft.«

»Wurmlöcher«, sagte Hockenberry. »Darüber weiß ich Bescheid.« *Von Star Trek*, dachte er, sprach es aber nicht aus. »Schwarze Löcher«, setzte er hinzu. Dann: »Und weiße Löcher.« Damit hatte er sein gesamtes Vokabular zu diesem Thema erschöpft. Am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts hatten selbst den Naturwissenschaften abholde Figuren wie der alte Dr. Hockenberry gewusst, dass das Universum voller Wurmlöcher war, die weit entfernte Orte in dieser Galaxie und anderen verbanden, und dass der Weg durch ein Wurmloch in ein schwarzes Loch hinein und aus einem weißen Loch heraus führte. Oder vielleicht auch andersherum.

Asteague/Che schüttelte auf seine mahnmuttypische Weise den Kopf. »Keine Wurmlöcher. *Branlöcher*... von dem Wort *Membran*. Es sieht so aus, als hätten die Nachmenschen im Erdorbit mit Hilfe von schwarzen Löchern höchst temporäre Wurmlöcher erschaffen, aber die Branlöcher – und denken Sie daran, es gibt nur noch eines, das den Mars mit Ilium verbindet, die anderen haben ihre Stabilität verloren und sind zerfallen – sind keine Wurmlöcher.«

»Es wäre Ihr Tod, wenn Sie versuchen würden, ein Wurmloch oder ein schwarzes Loch zu durchqueren«, sagte Cho Li.

»Sie würden spaghettifiziert«, sagte General Beh bin Adee. Der Steinvec klang, als gefiele ihm das Konzept der Spaghettifizierung.

»Spaghettifiziert zu werden...«, begann Retrograde Sinopesen.

»Schon kapiert«, sagte Hockenberry. »Dieser Umgang mit der Quantengravitation und den Quanten-Branlöchern macht den Gegner also noch furchteinflößender, als ihr befürchtet hattet.«

»Ja«, sagte Asteague/Che.

»Und ihr fliegt mit diesem großen Raumschiff zur Erde, um herauszufinden, wer oder was diese Löcher erzeugt, den Mars terraformiert und wahrscheinlich auch die Götter erschaffen hat.«

»Ja.«

»Und ihr wollt, dass ich mitkomme.«

»Ja.«

»Warum? Welchen Beitrag könnte ich leisten, um...« Er hielt inne und berührte den Klumpen unter seinem Chiton, das schwere, kreisrunde Ding an seiner Brust. »Das QT-Medaillon.«

»Ja«, sagte Asteague/Che.

»Damals, als ihr gekommen seid, habe ich euch das Medaillon für sechs Tage geliehen. Ich hatte Angst, ihr würdet es nicht mehr zurückgeben. Und ihr habt auch Tests mit mir durchgeführt... Blut, DNA, das ganze Programm. Ich dachte, ihr hättet mittlerweile tausend QT-Medaillons nachgebaut.«

»Wenn wir imstande wären, ein Dutzend... ein halbes Dutzend... nur ein einziges nachzubauen«, knurrte General Beh bin Adee, »wäre der Krieg mit den Göttern schon vorbei, und wir hätten den Olymp besetzt.«

»Es ist uns nicht möglich, ein Duplikat des QT-Geräts zu bauen«, sagte Cho Li.

»Wieso nicht?« Die Kopfschmerzen brachten Hockenberry um.

»Das QT-Medaillon ist speziell auf Ihren Geist und Ihren Körper abgestimmt worden«, sagte Asteague/Che in seinem honigsüßen James-Mason-Ton. »So wie auch Ihr Geist und Ihr Körper speziell auf das QT-Medaillon abgestimmt wurden.«

Hockenberry dachte darüber nach. Schließlich schüttelte er den Kopf und berührte erneut das schwere Medaillon unter seinem Chiton. »Das ergibt keinen Sinn. Dieses Ding war keine Standardausgabe, wisst ihr. Wir Scholiker mussten zu festgelegten Stellen gehen, um zum Olymp zurückzukommen – die Götter haben uns dann per Quantenteleportation zurückgeholt. Es war so eine Art ›Beam mich rauf, Scotty‹-Nummer, wenn ihr versteht, was ich meine, aber wie solltet ihr.«

»Doch, wir verstehen ganz genau«, entgegnete der Märklin-Transformator auf seinen millimeterdünnen silbernen Spinnenbeinen. »Ich liebe diese Serie. Ich habe alle Folgen aufgezeichnet. Besonders die erste Staffel... Ich habe mich immer gefragt, ob es irgendeine Art von geheimer, körperlicher, romantischer Liaison zwischen Captain Kirk und Mr. Spock gab.«

Hockenberry setzte zu einer Antwort an, hielt dann jedoch inne. »Hört mal«, sagte er schließlich, »die Göttin Aphrodite hat mir dieses QT-Medaillon gegeben, damit ich Athene nachspio-

nieren konnte; Aphrodite wollte sie nämlich umbringen. Aber da hatte ich schon mehr als neun Jahre lang als Scholiker gearbeitet und war in dieser Zeit ständig zwischen dem Olymp und Ilium hin- und herqtet. Wie hätte mein Körper da speziell auf das Medaillon abgestimmt worden sein können? Schließlich kann ja niemand gewusst haben, dass...« Er brach ab. Ein Anflug von Übelkeit mischte sich unter die Kopfschmerzen. Er fragte sich, ob die Luft in dieser blauen Kuppel gut war.

»Sie wurden bei Ihrer... Rekonstruktion von vornherein auf das QT-Medaillon programmiert«, sagte Asteague/Che. »So wie die Götter befähigt wurden, aus eigener Kraft zu qten. Dessen sind wir sicher. Die Antwort auf das Warum liegt vielleicht auf der Erde oder in einer der vielen hunderttausend nachmensschlichen Apparaturen und Städte in der Erdumlaufbahn.«

Hockenberry lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Als sie am Tisch Platz genommen hatten, war ihm aufgefallen, dass sein Hocker der einzige mit einer Lehne war. Was das betraf, waren die Moravecs äußerst aufmerksam.

»Ihr wollt, dass ich auf eure Expedition mitkomme«, sagte er, »damit ich hierher zurückqten kann, wenn es schief geht. Ich bin wie eine dieser Notfallbojen, die Atom-U-Boote zu meiner Zeit auf der Erde an Bord hatten. Sie haben sie nur gestartet, wenn sie wussten, dass sie im Eimer waren.«

»Ja«, sagte Asteague/Che. »Genau deshalb wollen wir Sie auf der Reise dabeihaben.«

Hockenberry machte ein verdutztes Gesicht. »Ihr seid ja wirklich ehrlich... das muss ich zugeben. Was sind die Ziele dieser Expedition?«

»Ziel Nummer eins – die Quelle der Quantenenergie finden«, sagte Cho Li. »Und sie möglichst versiegeln. Sie bedroht das gesamte Sonnensystem.«

»Ziel Nummer zwei – Kontakte mit überlebenden Menschen oder Nachmenschen auf dem Planeten oder in dessen Umgebung aufnehmen, um sie zu befragen, was hinter dieser Götter-Ilium-Verbindung und den gefährlichen Quantenmanipulationen in deren Umfeld steckt«, sagte der ölig-graue Ganymeder, Suma IV.

»Ziel Nummer drei – die bestehenden und etwaige weitere, verborgene Quantentunnels – Branlöcher – verzeichnen und feststellen, ob sie für interplanetare oder interstellare Reisen nutzbar gemacht werden können«, sagte Retrograde Sinopesen.

»Ziel Nummer vier – die fremden Wesen finden, die vor ein-tausendvierhundert Jahren in unser Sonnensystem eingedrungen sind, die wahren Götter hinter diesen olympischen Götter-zwergen sozusagen, und vernünftig mit ihnen reden«, sagte General Beh bin Ade. »Und wenn sie der Vernunft nicht zugänglich sind, sie vernichten.«

»Ziel Nummer fünf«, sagte Asteague/Che leise mit seinem langsamen, gedehnten britischen Akzent, »alle Besatzungsmitglieder, Menschen wie Moravecs, zum Mars zurückbringen... lebendig und funktionsfähig.«

»Zumindest dieses Ziel gefällt mir«, sagte Hockenberry. Sein Herz klopfte, und die Kopfschmerzen hatten sich zu jener Form der Migräne entwickelt, die ihn während seines Studiums gequält hatte, in der unerfreulichsten Phase seines früheren Lebens. Er stand auf.

Die fünf Moravecs erhoben sich rasch.

»Wie viel Zeit habe ich, um mich zu entscheiden?«, fragte Hockenberry. »Denn wenn ihr in einer Stunde abfliegt, komme ich nicht mit. Ich möchte darüber nachdenken.«

»Das Schiff ist frühestens in achtundvierzig Stunden startbereit und mit den erforderlichen Vorräten ausgestattet«, antwortete Asteague/Che. »Möchten Sie hier bleiben, während Sie darüber nachdenken? Wir haben in einem ruhigen Teil der Kuppel eine passende Unterkunft für Sie...«

»Ich möchte nach Ilium zurück. Dort kann ich besser nachdenken.«

»Dann machen wir Ihre Hornisse sofort startbereit. Aber den aktuellen Informationen zufolge, die ich von unseren diversen Monitoren bekomme, geht es dort heute ziemlich hektisch zu, fürchte ich.«

»Ist das nicht immer so?«, sagte Hockenberry. »Ich bin für ein paar Stunden weg und verpasse das Beste.«

»Mag sein, dass Sie die Entwicklungen in Ilium und auf dem Olymp so interessant finden, dass Sie nicht fort möchten, Dr. Hockenberry«, meinte Retrograde Sinopessen. »Ich hätte jedenfalls Verständnis dafür, wenn ein *Ilias*-Experte beschlösse, dazubleiben und zu beobachten.«

Hockenberry seufzte und schüttelte den schmerzenden Kopf. »Wo immer wir uns in der Abfolge der Geschehnisse in Ilium und auf dem Olymp auch befinden«, sagte er, »sie haben nur noch herzlich wenig mit der *Ilias* zu tun. Ich bin meistens genauso ratlos wie die arme Cassandra.«

Eine Hornisse kam durch die gekrümmte Wand der blauen Kuppel, blieb über ihnen in der Luft stehen und landete dann lautlos. Die Rampe fuhr herab. Mahnmut stand in der Luke.

Hockenberry nickte der Moravec-Delegation förmlich zu, erklärte: »Ich gebe euch Bescheid, bevor die achtundvierzig Stunden um sind«, und ging auf die Rampe zu.

»Dr. Hockenberry?«, sagte die James-Mason-Stimme hinter ihm.

Hockenberry drehte sich um.

»Wir möchten einen Griechen oder Trojaner auf diese Expedition mitnehmen«, sagte Asteague/Che. »Wir würden Ihre Empfehlung zu schätzen wissen.«

»Weshalb? Ich meine, weshalb wollt ihr einen Menschen aus der Bronzezeit mitnehmen? Jemanden, der siebentausend Jahre vor der Zeit, in der ihr die Erde besucht, gelebt hat und gestorben ist?«

»Wir haben unsere Gründe«, sagte der Hauptintegrator. »Wen würden Sie ganz spontan für die Reise vorschlagen?«

Helena von Troja, dachte Hockenberry. *Gebt uns auf der Reise zur Erde die Hochzeitssuite, dann könnte das eine geradezu himmlische Expedition werden.* Er versuchte sich Sex mit Helena in der Schwerelosigkeit vorzustellen. Seine Kopfschmerzen verhinderten es.

»Wollt ihr einen Krieger?«, fragte Hockenberry. »Einen Helden?«

»Nicht unbedingt«, sagte General Beh bin Ade. »Wir nehmen selbst tausend Krieger mit. Einfach jemanden aus der Zeit des

trojanischen Krieges, der sich als Bereicherung erweisen könnte.«

Helena von Troja, dachte er erneut. *Sie hat eine tolle...* Er schüttelte den Kopf. »Ich würde als Erstes an Achilles denken«, sagte er laut. »Er ist unverwundbar, wisst ihr.«

»Ja, das ist uns bekannt«, sagte Cho Li sanft. »Wir haben ihn insgeheim analysiert und wissen, weshalb er – wie Sie sagen – unverwundbar ist.«

»Es kommt daher, dass seine Mutter, die Göttin Thetis, ihn in den Fluss getaucht hat...«, begann Hockenberry.

»In Wahrheit«, fiel ihm Retrograde Sinopessen ins Wort, »kommt es daher, dass jemand... oder *etwas*... die Quantenwahrscheinlichkeitsmatrix um Mr. Achilles in einem geradezu unwahrscheinlichen Ausmaß verzerrt hat.«

»Na schön«, sagte Hockenberry, der kein Wort von diesem Satz verstand. »Also, wollt ihr Achilles?«

»Ich glaube nicht, dass Achilles bereit wäre, mit uns zu kommen – Sie, Dr. Hockenberry?«, sagte Asteague/Che.

»Äh... nein. Könntet ihr ihn dazu zwingen?«

»Das wäre vermutlich riskanter als alle anderen mit dem Besuch auf dem dritten Planeten verbundenen Gefahren zusammen«, rumpelte General Beh bin Adee.

Ein Steinvec mit Sinn für Humor?, dachte Hockenberry. »Wenn nicht Achilles«, sagte er, »wer dann?«

»Wir haben uns gefragt, ob Sie jemanden vorschlagen würden. Eine mutige, aber auch intelligente Person. Einen Forscher, der zugleich Vernunft besitzt. Jemanden, mit dem wir kommu-

nizieren können. Eine flexible Persönlichkeit, könnte man vielleicht sagen.«

»Odysseus«, sagte Hockenberry, ohne zu zögern. »Ihr wollt Odysseus.«

»Glauben Sie, er wäre einverstanden?«, fragte Retrograde Sinopessen.

Hockenberry holte Luft. »Wenn ihr ihm sagt, dass Penelope am anderen Ende auf ihn wartet, wird er mit euch durch die Hölle gehen.«

»Wir können ihn nicht belügen«, sagte Asteague/Che.

»Ich schon«, sagte Hockenberry. »Es wäre mir sogar ein Vergnügen. Ob ich selbst mitkomme oder nicht, ich werde euren Mittelsmann spielen und Odysseus mit List und Tücke dazu bewegen, sich euch anzuschließen.«

»Das wäre großartig«, sagte Asteague/Che. »Und wir freuen uns schon darauf, in den nächsten achtundvierzig Stunden von Ihnen zu erfahren, ob Sie sich uns ebenfalls anschließen wollen.« Der Europäer streckte den Arm aus, und Hockenberry stellte fest, dass an dessen Ende eine ziemlich humanoide Hand saß.

Er schüttelte sie und stieg hinter Mahnmut in die Hornisse. Die Rampe fuhr ein. Der unsichtbare Sessel packte ihn. Sie verließen die Kuppel.

Ungeduldig und wutentbrannt marschiert Achilles an der Küstenlinie am Fuß des Olymps vor seinen tausend besten Myrmidonen auf und ab und wartet darauf, dass die Götter ihren Kämpfen des Tages herunterschicken, damit er ihn töten kann. Er erinnert sich an den ersten Monat des Krieges – eine Zeit, die alle Trojaner und Argeier noch immer »Zorn des Achilles« nennen.

Damals waren sie in Scharen von den olympischen Höhen herabqttet, diese Götter, voller Vertrauen in ihre Kraftfelder und Blutmaschinen, bereit, dem Zorn der Sterblichen mit einem Sprung in die Langsame Zeit zu entinnen, ohne zu wissen, dass die kleinen mechanischen Moravec-Leute, Achilles' neue Verbündete, ihre eigenen Formeln und Zaubermittel besaßen, um solchen Göttertricks entgegenzuwirken.

Ares, Hades und Hermes waren als Erste gesprungen. Abrupt tauchten sie in den Reihen der Achäer und Trojaner auf, während der Himmel explodierte. Flammen folgten Kraftfeldlinien, bis sich sowohl der Olymp als auch das Heer der Sterblichen in Kuppeln, Türme und schimmernde Wellen von Flammen verwandelten. Das Meer kochte. Die kleinen grünen Männchen zerstreuten sich und liefen zu ihren Feluken. Zeus' Ägis erbebt und wurde sichtbar, als sie die Megatonnen des Moravec-Angriffs absorbierte.

Achilles hatte nur Augen für Ares und seine soeben herbeiqteten Konsorten, den rotäugigen Hades in seiner schwarzen Bronze und den schwarzäugigen Hermes in seiner stacheligen roten Rüstung.

»Lehrt die Sterblichen, wie es ist, zu sterben!«, brüllte Ares, der schimmernde, dreieinhalb Meter große Gott des Krieges, während er die Truppen der Argeier im Sturmschritt angriff. Hades und Hermes folgten ihm. Alle drei schleuderten göttliche Lanzen, die ihr Ziel nicht verfehlen konnten.

Sie verfehlten ihr Ziel. Achilles war es nicht bestimmt, an diesem Tag zu sterben. Und an keinem Tag von den Händen eines Unsterblichen.

Die Lanze eines Unsterblichen streifte den starken rechten Arm des fußschnellen Männertöters, aber die Wunde blutete nicht einmal. Eine weitere grub sich in seinen schönen Schild, doch die von einem Gott geschmiedete Schicht aus polarisiertem Gold hielt sie auf. Die dritte prallte von Achilles' goldenem Helm ab, ohne auch nur einen Kratzer zu hinterlassen.

Die drei Götter feuerten Energiestöße aus ihren Götterhänden ab. Achilles' eigene Nanofelder zerstreuten die Millionen Volt, wie ein Hund Wasser abschüttelt.

Ares und Achilles prallten wie kollidierende Berge aufeinander. Das Beben warf Hunderte von Trojanern, Griechen und Göttern zu Boden, noch während sich die Kampflinien ineinander verzahnten. Ares wich als Erster zurück. Er hob sein rotes Schwert und schwang es in einem gewaltigen Hieb, um diesen sterblichen Emporkömmling zu enthaupten.

Achilles duckte sich unter der Klinge weg, durchbohrte den Kriegsgott und schnitt durch göttliche Rüstung und göttliches Gedärm, bis Ares' Bauch aufplatzte. Goldener Ichor bedeckte den Sterblichen wie den Unsterblichen, und die göttlichen Eingeweide des Kriegsgottes ergossen sich auf den roten marsianischen Stechginster. Zu verblüfft, um zu fallen, zu empört, um

zu sterben, starrte Ares seine eigenen Innereien an, die immer noch aus ihm hervorquollen und in den Dreck schlitterten.

Achilles langte nach oben, packte Ares am Helm und zerrte ihn ruckartig herunter und nach vorn, bis sein menschlicher Speichel die perfekten Züge des Gottes bespritzte. »Schmeck *du* den Tod, du kraftloses Abbild!« Dann hackte er Ares wie ein Marktschlachter am Beginn eines langen Arbeitstages erst die Hände an den Handgelenken, dann die Beine über den Knien und schließlich die Arme ab.

Kreischendes Schwarz strudelte um die Leiche. Andere Götter schauten mit offenem Mund zu. Ares' Haupt schrie weiter, noch nachdem Achilles es vom Rumpf getrennt hatte.

Der entsetzte, aber auch beidhändig geschickte und unfehlbare Hermes hob seine zweite Lanze.

Achilles sprang so schnell vor, dass jeder annahm, er hätte teleportiert. Er packte die Lanze des zweiten Gottes und zog sie mit einem Ruck zu sich heran. Hermes versuchte, sie zurückzuziehen. Hades hieb mit seinem schwarzen Schwert nach Achilles' Knien, aber der Männertöter sprang in die Höhe und wich dem nur verschwommen sichtbaren schwarzen Kohlenstoffstahl aus.

Hermes, der das Tauziehen um seine Lanze verlor, sprang zurück und versuchte, sich per Quantenteleportation zu retten. Doch die Moravecs hatten ihr Feld um sie gelegt. Niemand würde herein- oder herausteleportieren, bis dieser Kampf beendet war.

Hermes zog sein Schwert, ein gekrümmtes, bösartiges Ding. Achilles schnitt dem Argostöter den Arm am Ellbogen ab, und

der Schwertarm mit der immer noch fest geschlossenen Hand fiel auf die fruchtbare rote Erde des Mars.

»Gnade!«, schrie Hermes, warf sich auf die Knie und fasste Achilles um die Taille. »Gnade, ich flehe dich an!«

»Die gibt es nicht«, sagte Achilles und zerhackte den Gott in ebenso viele zitternde, golden blutende Stücke.

Hades wich von dem Gemetzel zurück. Furcht stand in seinen roten Augen. Hunderte weiterer Götter gingen den Menschen in die Falle, und Hektor, seine trojanischen Heerführer, Achilles' Myrmidonen sowie sämtliche Helden der Griechen stellten sie zum Kampf. Die Kraftfelder der Moravecs verhinderten, dass die Götter wieder fortzogen konnten, wenn sie einmal gekommen waren. Zum ersten Mal, so lange alle auf dem Schlachtfeld zurückdenken konnten, kämpften Götter und Helden, Halbgötter und Sterbliche, Legenden und einfache Fußsoldaten unter halbwegs gleichen Bedingungen.

Hades wechselte in die Langsame Zeit.

Die Welt hörte auf, sich zu drehen. Die Luft wurde dicker. Die Wellen, die gegen das felsige Ufer brandeten, erstarrten. Vögel blieben im Flug stehen. Hades keuchte und würgte vor Erleichterung. Kein Sterblicher konnte ihm hierher folgen.

Achilles wechselte nach ihm in die Langsame Zeit.

»Das... ist... nicht... möglich«, sagte der Herrscher der Toten in der sirupträgen Luft.

»Stirb, Tod«, rief Achilles und trieb dem Gott die Lanze seines Vaters Peleus durch den Hals, knapp unterhalb der Stelle, wo die schwarzen Backenstücke sich wieder zu Hades' totenkopfartigen Wangenknochen emporbogen. Goldener Ichor spritzte in Zeitlupe hervor.

Achilles schob Hades' schwarz verzierten Schild beiseite und stieß dem Todesgott die Klinge durch Bauch und Rückgrat. Noch im Tod reagierte Hades auf den Stoß mit einem Hieb, der einen Berghang hätte spalten können. Die schwarze Klinge glitt jedoch von Achilles' Brust ab, als hätte sie ihn gar nicht berührt. Es war Achilles nicht bestimmt, an diesem Tag zu sterben, und schon gar nicht von den Händen eines Unsterblichen. Hades war es jedoch bestimmt, an diesem Tag zu sterben – auch wenn er nach menschlichen Maßstäben nur für sehr kurze Zeit tot sein würde. Er stürzte schwer, und Schwärze umstrudelte ihn, während er in einem Onyxzyklon verschwand.

Achilles, der die neue Nanotechnologie ohne bewusste Anstrengung manipulierte und den ohnehin schon ramponierten Wahrscheinlichkeitsquantenfeldern ein weiteres Mal arg zusetzte, kam abrupt aus der Langsamen Zeit zurück und beteiligte sich wieder am Kampf. Zeus hatte das Schlachtfeld verlassen. Die anderen Götter flohen und vergaßen in ihrer Panik, die Ägis hinter sich zu errichten. Ein weiterer an diesem Morgen injizierter Moravec-Zauber ermöglichte es Achilles, diese schwächeren Energiefelder zu durchdringen und sie über die Klippen des Olymps bis auf die unteren Festungswälle zu verfolgen.

Dann begann sein Gemetzel an den Göttern und Göttinnen erst richtig.

All das ist jedoch in der Anfangsphase des Krieges geschehen. Heute – am Tag nach Paris' Bestattung – kommen keine Götter zum Kampf herab.

Da sein Verbündeter Hektor fort ist und unter den Trojanern an ihrem Abschnitt der Front heute Ruhe herrscht – Hektors

kleinerer Bruder Äneas hat dort jetzt das Kommando über die vielen tausend Trojaner –, trifft sich Achilles mit seinen achäischen Truppenführern sowie Artilleriespezialisten der Moravecs, um einen baldigen Angriff auf den Olymp zu planen.

Der Angriff wird einfach sein: Während die Energie- und Atomwaffen der Moravecs die *Ägis* auf den unteren Hängen aktivieren, werden Achilles und fünfhundert seiner besten Männer den Energieschirm in einem schwächeren Abschnitt, viele hundert Kilometer entfernt auf der Rückseite des Olymps, mit dreißig Transporthornissen durchdringen, den Gipfel stürmen und die Fackel zu den Göttern in ihren Häusern tragen. Jene Achäer, die beim Kampf in der Zitadelle des Zeus und der Götter verwundet werden oder den Mut verlieren, werden von den Hornissen fortgebracht, nachdem das Überraschungsmoment vorbei ist. Achilles will bleiben, bis der Gipfel des Berges Olympos in ein Beinhaus verwandelt worden ist und all seine weißen Tempel und Götterbehausungen geschwärzte Ruinen sind. Schließlich, denkt er, hat Herakles einmal eigenhändig die Mauern Iliums niedergerissen, als er zornig war, und die Stadt im Alleingang eingenommen – weshalb sollten die Hallen des Olymps da sakrosankt sein?

Den ganzen Vormittag über hat Achilles damit gerechnet, dass Agamemnon und sein schlichterer Bruder, Menelaos, an der Spitze einer Horde loyaler Männer auftauchen und versuchen würden, die Macht über die achäischen Truppen zurückzuerobern, die Uhren des Krieges zurückzudrehen, sodass wieder Sterbliche gegen Sterbliche kämpfen, und von neuem Freundschaft mit den mordgierigen, heimtückischen Göttern zu schließen, aber bisher hat sich dieser hundsäugige, hirschherzige ehemalige Oberbefehlshaber nicht blicken lassen. Achilles

hat beschlossen, ihn zu töten, wenn er tatsächlich eine Revolte inszeniert. Ihn, dieses rotbärtige Jüngelchen Menelaos und jeden, der den beiden Atriden folgt. Die Nachricht, dass es in den Heimatstädten kein Leben mehr gibt, ist Achilles' felsenfester Überzeugung nach nur eine List Agamemnons, um die unruhigen und feigen Achäer zur Revolte aufzustacheln.

Darum ist Achilles nicht überrascht, als Zenturio Mep Ahoo, der für das Artillerie- und Energiebombardement zuständige stachelige Steinvec, von der Karte aufblickt, die sie unter dem Seidentuch eines provisorischen Unterstands studieren, und verkündet, seine Binokularsicht habe eine seltsam aussehende Armee ausgemacht, die aus Iliums Richtung durchs Loch komme.

Ein paar Minuten später ist er dann doch überrascht, als Odysseus – der Scharfsichtigste in ihrer Führungsgruppe, die sich unter dem flatternden Zeltdach zusammendrängt – sagt: »Das sind Frauen. Trojanerinnen.«

»Amazonen, meinst du?« Achilles tritt in den olympischen Sonnenschein hinaus. Antilochos, der Sohn des Nestor, Achilles' alter Freund von zahllosen Feldzügen, ist mit seinem Streitwagen vor etwa einer Stunde ins hiesige Lager gekommen und hat jedem von der Ankunft der dreizehn Amazonen und von Penthesileas Schwur erzählt, Achilles im Zweikampf zu töten. Der fußschnelle Männertöter hat unbekümmert gelacht und dabei seine makellosen Zähne gezeigt. Er hat nicht gegen zehntausend Trojaner und zahllose Götter gekämpft und gesiegt, um sich von den Prahlereien einer Frau ins Bockshorn jagen zu lassen.

Odysseus schüttelt den Kopf. »Es müssen an die zweihundert Weiber sein, alle mit schlecht sitzenden Rüstungen, Pelide. Keine Amazonen. Sie sind zu dick, zu klein und zu alt, einige hinken sogar.«

»Tag für Tag«, brummt der mürrische Diomedes, Sohn des Tydeus, Herrscher von Argos, »scheinen wir auf eine noch tiefere Stufe des Wahnsinns hinabzusteigen.«

Der meisterhafte Bogenschütze Teukros, Nebensohn des Telamon und Halbbruder des großen Ajax, fragt: »Soll ich die Lagerwachen vorrücken lassen, edler Achilles? Damit sie diese Frauen abfangen, welche Narretei sie auch hierher geführt haben mag, und sie zu ihren Webstühlen zurückschaffen?«

»Nein«, sagt Achilles. »Gehen wir hinaus und empfangen wir sie – mal sehen, was die ersten Frauen, die sich durch das Loch zum Olymp wagen, in ein achäisches Lager führt.«

»Vielleicht sind sie auf der Suche nach Äneas und ihren trojanischen Männern, ein paar Meilen zu unserer Linken«, sagt der große Ajax, Sohn des Telamon, Führer des Heers aus Salamis, das an diesem Marsmorgen die linke Flanke der Myrmidonen deckt.

»Vielleicht.« Achilles klingt belustigt und ein wenig irritiert, aber nicht überzeugt. An der Spitze der Gruppe achäischer Könige, Truppenführer, Unterführer und ihrer loyalsten Kämpfer tritt er ins schwächere olympische Sonnenlicht hinaus.

Es ist in der Tat ein Haufen trojanischer Frauen. Als sie keine hundert Meter mehr entfernt sind, macht Achilles mit seinem Kontingent von rund fünfzig Helden Halt und wartet auf die scheppernde, schreiende Truppe, die da auf sie zukommt. Für den fußschnellen Männertöter klingen sie wie eine Gänseschar.

»Siehst du unter den Frauen jemanden von hoher Geburt?«, fragt Achilles den scharfäugigen Odysseus, während sie darauf warten, dass die Rasselbande die letzten hundert Meter des von rotem Stechginster bedeckten Marsbodens überquert, die sie trennen. »Irgendwelche Frauen oder Töchter von Helden? Andromache, Helena, Cassandra mit dem wilden Blick, Medesikaste oder die ehrwürdige Kastianeira?«

»Keine von ihnen«, antwortet Odysseus sofort. »Niemand von Rang, weder durch Geburt noch durch Eheschließung. Ich erkenne nur Hippodameia – die große mit dem Speer und dem uralten Langschild ähnlich dem, den der große Ajax so gern trägt –, und sie auch nur, weil sie mich in Ithaka einmal mit ihrem Gemahl besucht hat, dem weit gereisten Trojaner Tisiphonos. Penelope hat sie durch unseren Garten geführt, aber später meinte sie, die Frau sei so säuerlich wie ein unreifer Granatapfel und habe keine Freude an Schönheit.«

Achilles, der die Frauen jetzt deutlich genug sehen kann, sagt: »Nun, sie selbst ist jedenfalls keine Schönheit, an der man Freude haben könnte. Philoktetes, geh zu ihnen, halte sie auf und frage sie, was sie hier am Schauplatz unseres Kampfes mit den Göttern wollen.«

»Muss das sein, Peleussohn?«, jammert der ältere Bogenschütze. »Nach den Verleumdungen, die gestern bei Paris' Bestattung über mich verbreitet wurden, glaube ich kaum, dass ich derjenige sein sollte, der...«

Achilles dreht sich um und bringt den Mann mit einem mahnenden Blick zum Schweigen.

»Ich komme mit und halte dir die Hand«, poltert der große Ajax. »Komm, Teukros. Zwei Bogenschützen und ein meister-

hafter Lanzenkämpfer sollten für diesen schwanzlosen Haufen reichen, selbst wenn sie noch hässlicher werden, als sie's schon sind.«

Die drei Männer lösen sich aus Achilles' Kontingent.

Dann geht alles sehr schnell.

Philoktetes, Teukros und der große Ajax bleiben rund zwanzig Schritt vor der locker formierten Linie offensichtlich atemloser, keuchender, gepanzerter Frauen stehen, und der ehemalige Führer der Thessalier und spätere Ausgesetzte tritt mit Herakles' berühmtem Bogen in der linken Hand vor und erhebt die rechte Hand zu einem friedlichen Gruß.

Eine der jüngeren Frauen rechts von Hippodameia wirft ihre Lanze. Unglaublicherweise, erstaunlicherweise, trifft sie Philoktetes – der zehn Jahre lang den Zorn der Götter und einen giftigen Schlangenbiss überlebt hat – direkt über seiner leichten Bogenschützenrüstung mitten in die Brust, durchbohrt ihn und durchtrennt ihm das Rückgrat, sodass er leblos auf die rote Erde stürzt.

»Tötet die Hündin!«, schreit Achilles empört, stürmt nach vorn und zieht sein Schwert aus der Scheide.

Teukros, der nun von einem Hagel wild geschleuderter Lanzen und ungezielter Pfeile eingedeckt wird, braucht keine solche Aufforderung. Schneller, als die Augen der meisten Sterblichen ihm folgen können, legt er einen Pfeil ein, strafft die Sehne des Bogens und jagt der Frau, die Philoktetes niedergestreckt hat, einen meterlangen Schaft durch den Hals.

Hippodameia und zwanzig oder dreißig Frauen gehen auf den großen Ajax los, stoßen versuchsweise mit Lanzen nach

ihm und schwingen die schweren Schwerter ihrer Männer, Väter oder Söhne unbeholfen mit beiden Händen.

Ajax, Sohn des Telamon, schaut sich einen Moment lang nach Achilles um und wirft den anderen Männern einen beinahe belustigten Blick zu, dann zieht er sein langes Schwert, stößt Hippodameias Klinge und Schild mit einem lässigen Schulterzucken beiseite und schlägt der Frau den Kopf ab, als würde er in seinem Garten Unkraut jäten. Die anderen Frauen, deren Wut nun die Oberhand über ihre Furcht gewonnen hat, stürzen sich auf die beiden stehenden Männer. Teukros jagt ihnen einen Pfeil nach dem anderen in Augen, Beine, wippende Brüste und – binnen weniger Sekunden – Rücken, als sie die Flucht ergreifen. Der große Ajax erledigt diejenigen, die so töricht sind, noch zu zögern; er watet durch sie hindurch wie ein hochgewachsener Mann inmitten von Kindern und lässt nichts als Leichen zurück.

Als Achilles, Odysseus, Diomedes, Nestor, Chromios, der kleine Ajax, Antilochos und die anderen eintreffen, liegen rund vierzig Frauen tot oder sterbend am Boden. Ein paar wälzen sich schreiend in Todesqualen auf der rot getränkten roten Erde, die anderen fliehen zum Loch zurück.

»Was in Hades' Namen sollte das?«, keucht Odysseus, als er zum großen Ajax kommt und zwischen die Leichen tritt, die in all den anmutigen und würdelosen – aber Odysseus allzu vertrauten – Haltungen eines gewaltsamen Todes daliegen.

Der Sohn des Telamon grinst. Sein Gesicht ist vom Blut trojanischer Frauen bespritzt, seine Rüstung und sein Schwert sind triefend rot. »Das ist nicht das erste Mal, dass ich Frauen getötet

habe«, sagt der sterbliche Riese, »aber bei den Göttern, es hat mir noch nie so viel Spaß gemacht!«

Kalchas, Sohn des Thestor und ihr fähigster Wahrsager, kommt von hinten herbeigehumpelt. »Das ist nicht gut. Das ist schlecht. Das ist ganz und gar nicht gut.«

»Sei still«, sagt Achilles. Er beschirmt die Augen und schaut zum Loch, wo gerade die letzten Frauen verschwinden, jedoch umgehend von einer kleinen Gruppe größerer Gestalten ersetzt werden. »Was ist das?«, sagt der Sohn des Peleus und der Göttin Thetis. »Die sehen wie Kentauren aus. Ist mein alter Freund und Lehrer Chiron gekommen, um uns zu unterstützen?«

»Keine Kentauren«, sagt der scharfäugige, scharfsinnige Odysseus. »Weitere Frauen. Zu Pferde.«

»Zu *Pferde*?« Nestor kneift seine alten Augen zusammen, um besser zu sehen. »Nicht in Streitwagen?«

»Sie reiten auf Pferden wie die sagenhaften Reitertruppen der alten Zeiten«, sagt Diomedes, der sie jetzt sieht. Niemand reitet in diesen modernen Zeiten mehr auf einem Pferd, man lässt die Tiere nur noch Streitwagen ziehen – obwohl Odysseus wie auch Diomedes selbst erst vor einigen Monaten, noch vor dem Waffenstillstand, bei einem mitternächtlichen Beutezug aus einem trojanischen Lager entkommen sind, indem sie auf ungesattelten, ungezäumten Streitwagenrössern durch Hektors halb erwachtes Heer geritten sind.

»Die Amazonen«, sagt Achilles.

Athene-Tempel. Menelaos im Anmarsch, mit rotem Gesicht, schwer atmend – Helena auf den Knien, das blasse Gesicht gesenkt, die noch blasseren Brüste entblößt. Er ragt über ihr auf. Er hebt sein Schwert. Ihr blasser, dargebotener Hals wirkt so dünn wie ein Schilfrohr. Die unablässig geschärfte Klinge wird nicht einmal innehalten, wenn sie durch Haut, Fleisch, Knochen fährt.

Menelaos hält inne.

»Zögere nicht, mein Gemahl«, flüstert Helena. Ihre Stimme zittert nur leicht. Menelaos sieht ihren heftigen Pulsschlag unten an ihrer schweren, blau geäderten linken Brust. Er packt das Heft mit beiden Händen.

Doch noch lässt er die Klinge nicht herabsausen. »Zum Hades mit dir«, haucht er. »Zum Hades mit dir.«

»Ja«, flüstert Helena, das Gesicht immer noch gesenkt. Das goldene Götzenbild der Athene ragt über ihnen beiden in die weihrauchgeschwängerte Dunkelheit.

Menelaos umklammert das Heft des Schwertes mit der Inbrunst eines Würgers. Seine Arme vibrieren unter der doppelten Anspannung – sie machen sich bereit, seine Gemahlin zu enthaupten, und verhindern die Tat zugleich.

»Weshalb sollte ich dich nicht töten, du treulose Fotze?«, zischt Menelaos.

»Dafür gibt es keinen Grund, mein Gemahl. Ich bin eine treulose Fotze. Sie und ich waren beide treulos. Mach ein Ende. Vollstrecke deine rechtmäßige Todesstrafe.«

»Nenn mich nicht Gemahl, verdammt!«

Helena hebt das Gesicht. Ihre dunklen Augen sind genau die Augen, von denen Menelaos seit über zehn Jahren träumt. »Du bist mein Gemahl. Du warst es immer. Mein einziger Gemahl.«

Da tötet er sie fast, so schmerzhaft sind diese Worte. Schweiß tropft ihm von Stirn und Wangen und fällt auf ihr schlichtes Gewand. »Du hast mich verlassen – du hast mich und unsere Tochter verlassen«, bringt er hervor, »für diesen... diesen... Jungen. Diesen Gecken. Dieses Glitzerhemdchen mit Schwanz.«

»Ja«, sagt Helena und senkt das Gesicht wieder. Menelaos sieht das kleine, vertraute Muttermal in ihrem Nacken, ganz unten am Hals, genau dort, wo die Schneide der Klinge sie treffen wird.

»Warum?«, stößt Menelaos hervor. Es ist das Letzte, was er sagen wird, bevor er sie tötet oder ihr vergibt... oder beides.

»Ich verdiene den Tod«, flüstert sie. »Weil ich mich gegen dich, gegen unsere Tochter und unser Land versündigt habe. Aber ich habe unseren Palast in Sparta nicht aus freien Stücken verlassen.«

Menelaos knirscht so wild mit den Zähnen, dass er sie knacken hören kann.

»Du warst fort«, flüstert Helena, seine Gemahlin, seine Peinigerin, das Miststück, das ihn verraten hat, die Mutter seines Kindes. »Du warst immer fort. Mit deinem Bruder. Auf der Jagd. Im Krieg. Bei Huren. Zum Plündern. Du und Agamemnon, ihr wart das eigentliche Paar – ich war nur die Zuchtsau, die du zu Hause zurückgelassen hast. Als Paris, dieser Schwindler, dieser listenreiche Odysseus ohne Odysseus‘

Klugheit, mich mit Gewalt nahm, hatte ich keinen Ehemann im Haus, der mich beschützt hätte.«

Menelaos atmet durch den Mund. Das Schwert scheint ihm etwas zuzuflüstern, als wäre es lebendig, als verlangte es nach dem Blut der Hündin. Das vielstimmige Zorneschrei in seinem Ohr ist so laut, dass er ihre leisen Worte kaum hören kann. Die Erinnerung an ihre Stimme hat ihn viertausend Nächte lang gequält; jetzt treibt sie ihn über den Wahnsinn hinaus.

»Ich bereue«, sagt sie, »aber das spielt jetzt gewiss keine Rolle. Ich bin demütig, aber auch das ist ohne Belang. Soll ich dir von den hundert Malen in den letzten zehn Jahren erzählen, in denen ich ein Schwert erhoben oder eine Schlinge aus Seil geknüpft habe, nur um von meinen Kammerzofen und Paris' Spionen zurückgerissen zu werden, die mich inständig baten, an unsere Tochter und nicht nur an mich zu denken? Diese Entführung und meine lange Gefangenschaft hier waren Aphrodités Werk, mein Gemahl, nicht mein eigenes. Aber du kannst mich nun mit einem einzigen Hieb deiner vertrauten Klinge befreien. Tu es, mein geliebter Menelaos. Sag unserem Kind, dass ich es geliebt habe und immer noch liebe. Und wisse selbst, dass ich dich geliebt habe und immer noch liebe.«

Menelaos schreit auf, wirft das Schwert weg, das klappernd auf den Boden des Tempels fällt, und sinkt neben seiner Frau auf die Knie. Er schluchzt wie ein Kind.

Helena nimmt ihm die Kappe ab, legt ihm die Hand auf den Hinterkopf und zieht sein Gesicht an ihre bloßen Brüste. Sie lächelt nicht. Nein, sie lächelt nicht, und sie ist auch nicht versucht zu lächeln. Sie spürt das Kratzen seines kurzen Bartes, seine Tränen, die Hitze seines Atems an ihren Brüsten, die das

Gewicht von Paris, Hockenberry, Deiphobos und anderen getragen haben, seit Menelaos sie zuletzt berührt hat. *Treulose Fotze, ja*, denkt Helena von Troja. *Das sind wir alle*. Sie hält die letzte Minute nicht für einen Sieg. Sie war bereit zu sterben. Sie ist sehr, sehr müde.

Menelaos steht auf. Zornig wischt er sich Tränen und Rotz aus dem roten Schnurrbart, hebt sein Schwert auf und steckt es wieder in die Scheide. »Leg deine Furcht ab, Weib. Was geschehen ist, ist geschehen – das böse Werk von Aphrodite und Paris, nicht deines. Auf dem Marmor dort drüben liegen der Umhang und der Schleier einer Tempeljungfrau. Leg beides an, dann verlassen wir ein für alle Mal diese zum Untergang verurteilte Stadt.«

Helena erhebt sich, berührt die Schulter ihres Mannes unter dem seltsamen Löwenfell, das sie einmal an Diomedes gesehen hat, während er Trojaner erschlug, und legt schweigend den weißen Umhang und den spitzenbesetzten weißen Schleier an.

Gemeinsam gehen sie in die Stadt hinaus.

Helena kann nicht glauben, dass sie Ilium einfach so verlässt. Nach über zehn Jahren durchs skäische Tor hinauszugehen und all das endgültig hinter sich zu lassen – was ist mit Cassandra? Mit den Plänen, die sie zusammen mit Andromache und den anderen geschmiedet hat? Mit ihrer Verantwortung für den Krieg gegen die Götter, den sie – Helena – durch ihre Machenschaften anzuzetteln geholfen hat? Ja sogar mit dem armen, traurigen Hockenberry und ihrer kleinen Liebe?

Helena spürt, wie ihre Lebensgeister sich gleich freigelassenen Tempeltauben emporschwingen, als ihr klar wird, dass nichts von alledem noch ihr Problem ist. Sie wird mit ihrem rechtmä-

ßigen Gemahl nach Sparta heimkehren – sie hat Menelaos vermisst, seine... Schlichtheit –, sie wird ihre Tochter sehen, die inzwischen zu einer Frau herangewachsen ist, und sie wird die letzten zehn Jahre als bösen Traum betrachten, während sie ins letzte Viertel ihres Lebens eintritt, natürlich ohne dass ihre Schönheit welkt, was sie nur dem Willen der Götter, nicht ihrem eigenen zu verdanken hat. Ihr ist auf jede nur denkbare Weise eine Gnadenfrist gewährt worden.

Die beiden gehen draußen auf der Straße dahin, als würden sie immer noch träumen, als auf einmal die Stadtglocken läuten, die großen Trompeten auf den Wachmauern erklingen und öffentliche Ausrufer losschreien. Fast alle Alarmsysteme der Stadt ertönen zugleich.

Die Rufe werden verständlicher. Menelaos starrt Helena durch die Lücke in seiner absurden Eberzahnkappe an, und Helena erwidert den Blick durch den schmalen Schlitz ihres Tempeljungfrauenschleiers. In diesen Sekunden gelingt es ihnen irgendwie, mit ihren Blicken Entsetzen, Verwirrung und sogar grimmige Belustigung über die Ironie der ganzen Situation zu vermitteln.

Das skäische Tor ist geschlossen und verriegelt. Die Achäer greifen wieder an. Der trojanische Krieg hat von neuem begonnen.

Sie sitzen in der Falle.

»Könnte ich das Schiff sehen?«, fragte Hockenberry. Die Hornisse war aus der blauen Kuppel im Stickney-Krater herausgekommen und stieg nun zur roten Scheibe des Mars empor.

»Das Erdschiff?«, sagte Mahnmut. Auf Hockenberrys Nicken hin sagte er: »Natürlich.«

Der Moravec erteilte der Hornisse per Funk Befehle, und sie wendete und umkreiste den Montageturm des Erdschiffs, dann stieg sie in die Höhe und dockte schließlich an einer Luke im oberen Bereich des langen, gegliederten Raumfahrzeugs an.

Hockenberry will sich das Schiff ansehen, sandte Mahnmut per Engstrahl an Orphu von Io.

Ein ganz kurzes Hintergrundrauschen, dann – Tja, warum nicht? Wir bitten ihn, auf dieser Reise sein Leben zu riskieren. Warum sollte er sich da nicht das Schiff ansehen dürfen? Asteague/Che und die anderen hätten es ihm selbst vorschlagen sollen.

»Wie lang ist dieses Ding?«, fragte Hockenberry leise. Durch die Holofenster schien das Schiff kilometerlang unter ihnen wegzufallen.

»Fast so hoch wie euer Empire State Building aus dem zwanzigsten Jahrhundert«, sagte Mahnmut. »Aber hier und dort etwas runder und klobiger.«

Er hat sich bestimmt noch nie in der Schwerelosigkeit aufgehalten, sendete Mahnmut. Die Phobos-Schwerkraft wird ihn nur verwirren.

Die Dislokationsfelder sind bereit, sendete Orphu. Ich stelle sie auf null Komma acht g im äußeren Bereich des Schiffes ein und gehe auf

erdnormalen Innendruck. Wenn ihr in der vorderen Luftschleuse seid, wird für ihn alles atembar und angenehm sein.

»Ist das nicht zu groß für die Mission, über die wir gesprochen haben?«, sagte Hockenberry. »Selbst mit mehreren hundert Steinvec-Soldaten an Bord kommt mir das Schiff reichlich überdimensioniert vor.«

»Kann sein, dass wir auf dem Rückflug was mitnehmen wollen«, sagte Mahnmut. *Wo bist du?*, sendete er an Orphu.

Momentan im unteren Bereich der Hülle, aber wir treffen uns im Großen Kolbenraum.

»Was denn? Steine? Bodenproben?« In der Woche, als Menschen zum ersten Mal den Mond betreten hatten, war Hockenberry ein junger Mann gewesen. Nun kamen Erinnerungen daran zurück, wie er im Garten seines Elternhauses gesessen und in einem kleinen Fernseher auf dem Picknicktisch, von dem ein Verlängerungskabel zum Sommerhaus lief, die geisterhaften Schwarzweißbilder aus dem Mare Tranquilitatis betrachtet hatte, während der halbe Mond selbst durch die Blätter der Eiche über ihm zu sehen gewesen war.

»Menschen«, sagte Mahnmut. »Vielleicht sehr viele Menschen. Festhalten, wir docken an.« Der Moravec schaltete die Holoports mit einem lautlosen Befehl ab; bei dem Anblick, wie sie in über dreihundert Meter Höhe rechtwinklig an der senkrechten Hülle eines Raumschiffs anlegten, würde jedem schwindlig werden.

Auf dem Rundgang durchs Schiff stellte Hockenberry wenige Fragen und sagte noch weniger. Er hatte sich eine Technologie vorgestellt, die sein Vorstellungsvermögen überstieg – virtuelle

Kontrolltafeln, die auf einen mentalen Befehl hin verschwanden, weitere Energiefeldsessel, eine für die Schwerelosigkeit konstruierte Umgebung ohne oben und unten –, aber was er sah, erinnerte ihn an ein riesiges Dampfschiff aus dem neunzehnten oder frühen zwanzigsten Jahrhundert. Er fühlte sich wie auf einem Rundgang durch die RMS *Titanic*.

Die Schaltelemente waren materiell; sie bestanden aus Metall und Kunststoff. Die Liegen waren klobige, materielle Gebilde, genug für eine Besatzung von ungefähr dreißig Moravecs, wie es schien – keine von ihnen war von den Proportionen her wirklich für Menschen geeignet –, und es gab große Lagerräume voller Kojen aus Metall und Nylon, die sich an Schotts entlangzogen. Ganze Ebenen waren Gestellen mit High-Tech-Optik und Sarkophagen für tausend Steinvec-Soldaten vorbehalten, die, wie Mahnmut erklärte, die Reise in einen Zustand oberhalb des Todes, aber unterhalb des Bewusstseins absolvieren würden. Im Gegensatz zu ihrer Reise zum Mars, erklärte der Moravec, seien sie diesmal bewaffnet und kampfbereit.

»Kälteschlaf«, sagte Hockenberry, der durchaus den einen oder anderen Sci-fi-Film gesehen hatte. Er und seine Frau hatten gegen Ende Kabel gehabt.

»Nicht ganz«, sagte Mahnmut. »Aber so ähnlich.«

Es gab Leitern, breite Treppen und Fahrstühle sowie alle möglichen anachronistischen mechanischen Gerätschaften. Es gab Luftschleusen, Wissenschaftsräume und Waffenschränke. Die Möbel – es gab Möbel – waren groß und klobig, als wäre Gewicht kein Problem. Es gab Astrogationskuppeln mit Ausblick auf die Kraterwände von Stickney, nach oben zum Mars und nach unten zu den Lichtern des Montageturms und dem Ge-

wimmel der Moravecs. Es gab Speisesäle, Kombüsen, Schlafkabinen und Badezimmer, die alle, wie Mahnmut eilig erklärte, für menschliche Passagiere gedacht waren, sei es auf dem Hinflog oder dem Rückflug.

»Für wie viele menschliche Passagiere?«, fragte Hockenberry.

»Bis zu zehntausend«, sagte Mahnmut.

Hockenberry stieß einen Pfiff aus. »Ist das so eine Art Arche Noah?«

»Nein«, sagte der kleine Moravec. »Noahs Boot war dreihundert Cubiti lang, fünfzig Cubiti breit und dreißig Cubiti hoch. Das sind ungefähr hundertdreiunddreißig Meter Länge, zweiundzwanzig Meter Breite und dreizehn Meter Höhe. Die Arche Noah hatte drei Decks mit einem Volumen von ungefähr achtunddreißigtausend Kubikmetern und einem Bruttotonnengehalt von dreizehntausendneunhundertsechzig Tonnen. Dieses Schiff ist mehr als doppelt so lang, hat den anderthalbfachen Durchmesser – obwohl du gesehen hast, dass einige Sektionen, wie die Wohnzylinder und Laderäume, knolliger sind – und eine Masse von über sechsvierzigtausend Tonnen. Die Arche Noah war ein Ruderboot, verglichen mit diesem Schiff.«

Hockenberry wusste nicht, wie er darauf reagieren sollte. Also reagierte er gar nicht.

Mahnmut führte ihn in einen kleinen, stählernen Fahrstuhlkäfig, und sie fuhren Ebene um Ebene in die Tiefe, vorbei an den Laderäumen, in denen Mahnmuts Worten zufolge sein europäisches U-Boot *Dark Lady* Platz finden würde, und weiter hinab durch »Sprengladungs magazine«, wie der Moravec sie nannte. Für Hockenberry hatte dieses Wort ausgesprochen militärische

Konnotationen, aber er beruhigte sich mit dem Gedanken, dass das nicht sein konnte. Seine Fragen hob er sich für später auf.

Sie trafen Orphu von Io im Maschinenraum, den der größere Moravec als »Großen Kolbenraum« bezeichnete. Hockenberry brachte seine Freude darüber zum Ausdruck, Orphu mit einem kompletten Satz neuer Beine und Sensoren zu sehen – *ohne* echte Augen, wie er erfuhr –, und die beiden redeten ein paar Minuten über Proust und Trauer, bevor der Rundgang weiterging.

»Ich weiß nicht«, sagte Hockenberry schließlich. »Ihr habt mir mal das Schiff beschrieben, mit dem ihr vom Jupiter gekommen seid, und das klang so hochtechnologisch, dass es mein Begriffsvermögen überstieg. Aber alles, was ich hier sehe, scheint mir... sieht so... ich weiß nicht.«

Orphu rumpelte laut. Als er sprach, dachte Hockenberry nicht zum ersten Mal, dass der riesige Moravec ein bisschen nach Falstaff klang.

»Wahrscheinlich sieht es für dich hier wie im Maschinenraum der *Titanic* aus«, sagte Orphu.

»Ja, irgendwie schon. Ist das *Absicht*?« Hockenberry bemühte sich, nicht übermäßig ahnungslos zu klingen. »Ich meine, eure Moravec-Technologie muss doch viertausend Jahre weiter sein als zur Zeit der *Titanic*. Sogar viertausend Jahre weiter als zur Zeit meiner letzten Tage im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert. Warum also dieses... das hier?«

»Weil es weitgehend auf Plänen aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts basiert«, rumpelte Orphu von Io. »Unsere Ingenieure wollten etwas Schnelles und Schmutziges, das uns so schnell wie irgend möglich zur Erde bringt. In diesem Fall in ungefähr fünf Wochen.«

»Aber Mahnmut und du, ihr habt mir einmal erzählt, ihr wäret binnen *Tagen* aus dem Jupiterrraum hierher gekommen«, erwiderte Hockenberry. »Und ich erinnere mich, dass ihr von Bor-Sonnensegeln, Fusionstriebwerken und lauter solchem Zeug geredet habt, von dem ich nichts verstanden habe. Gibt es das alles auch in diesem Schiff?«

»Nein«, sagte Mahnmut. »Beim Flug ins innere Planetensystem hatten wir den Vorteil, dass wir die Energie der Flussröhre des Jupiter sowie einen Linearbeschleuniger im Jupiterorbit nutzen konnten – ein Gerät, an dem unsere Ingenieure über zweihundert Jahre lang gearbeitet haben. Hier im Marsorbit können wir leider auf nichts dergleichen zurückgreifen. Wir mussten dieses Schiff von Grund auf neu bauen.«

»Aber weshalb Technologie aus dem zwanzigsten Jahrhundert?« Hockenberry musterte die riesigen, glänzenden Kolben und Antriebswellen, die bis zur achtzehn oder zwanzig Meter hohen Decke des riesigen Raumes hinaufreichten. Es sah wirklich aus wie im Maschinenraum der *Film-Titanic*, nur in noch stärkerem Maße: größer, mehr Kolben, mehr glänzendes Metall – Bronze, Stahl und Eisen. Mehr Hebel. Mehr Ventile. Und es gab Gebilde, die riesigen Stoßdämpfern ähnelten. Und die allgegenwärtigen Messgeräte sahen aus, als würden sie Dampfdruck messen, aber nicht Fusionsreaktoren oder dergleichen. Der Geruch von Öl und Stahl hing in der Luft.

»Wir hatten die Pläne«, sagte Orphu. »Wir hatten die Rohstoffe, teils von den Asteroiden im Gürtel hergeschafft, teils direkt auf Phobos und Deimos abgebaut. Wir hatten die Impulseinheiten...« Er hielt inne.

»Was sind Impulseinheiten?«, fragte Hockenberry.

Quasselstrippe, sendete Mahnmut.

Was, soll ich ihm etwa verheimlichen, dass wir die an Bord haben?, sendete Orphu.

Na klar... zumindest bis wir ein paar Millionen Kilometer von hier entfernt und auf dem Weg zur Erde sind, vorzugsweise mit Hockenberry an Bord.

Er könnte die Wirkungsweise der Impulseinheiten beim Abflug bemerken und neugierig werden, sendete Orphu von Io.

»Die Impulseinheiten sind... kleine Kernspaltungsvorrichtungen«, sagte Mahnmut laut zu Hockenberry. »Atombomben.«

»Atombomben?«, sagte Hockenberry. »Atombomben? An Bord dieses Schiffes? Wie viele?«

»Neunundzwanzigtausendsiebenhundert in den Sprengladungsmagazinen, an denen du auf dem Weg zum Maschinenraum vorbeigekommen bist«, sagte Orphu. »Weitere dreitausendacht lagern als Reserve unter dem Maschinenraum hier.«

»Zweiunddreißigtausend Atombomben«, sagte Hockenberry leise. »Ihr rechnet wohl mit einem Kampf, wenn ihr zur Erde kommt.«

Mahnmut schüttelte seinen schwarz-roten Kopf. »Die Impulseinheiten dienen als Treibladungen. Um uns zur Erde zu bringen.«

Hockenberry hob die Hände, um zu zeigen, dass er kein Wort verstand.

»Diese riesigen Kolbendinger sind... nun ja... Kolben«, sagte Orphu. »Auf dem Weg zur Erde werden wir anfangs ungefähr einmal pro Sekunde eine Bombe durch ein Loch in der Mitte

der Schubplatte unter uns ausstoßen, danach während des restlichen Fluges in immer größeren zeitlichen Abständen.«

»Für jeden Impulszyklus«, fügte Mahnmut hinzu, »werfen wir eine Treibladung aus – draußen im Weltraum sähe man nur eine Dampf Wolke –, wir sprühen Öl auf die Schubplatte da draußen, als Ablationsschutz für die Platte und die Mündung des Auswurfrohrs, dann explodiert die Bombe, und dann gibt es einen Plasmablitzz, der gegen die Schubplatte knallt.«

»Wird die Platte dadurch nicht zerstört?«, fragte Hockenberry. »Und das Schiff auch?«

»Keineswegs«, sagte Mahnmut. »Eure Wissenschaftler haben das alles in den fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts ausgearbeitet. Der Plasmadruck stößt die Schubplatte nach vorn und bewegt diese riesigen Kolben hin und her. Schon nach wenigen hundert Explosionen hinter unserem Heck wird das Schiff ganz schön Fahrt aufnehmen.«

»Und diese Messgeräte?«, sagte Hockenberry und legte die Hand auf eines, das wie ein Dampfdruckmesser aussah.

»Das ist ein Dampfdruckmesser«, sagte Orphu von Io. »Der daneben ist ein Öldruckmesser. Der da über dir ist ein Spannungsregler. Du hattest Recht, Hockenberry... ein Ingenieur von der *Titanic* des Jahres 1912 fände sich in diesem Raum schneller zurecht als ein NASA-Ingenieur aus deiner Zeit.«

»Wie stark sind die Bomben?«

Sollen wir's ihm sagen?, sendete Mahnmut.

Natürlich, antwortete Orphu per Engstrahl. *Es ist ein bisschen spät, unserem Gast jetzt mit Lügen zu kommen.*

»Jede Treibladung hat etwas über fünfundvierzig Kilotonnen«, sagte Mahnmut.

»Fünfundvierzig Kilotonnen pro Stück – rund vierundzwanzigtausend Bomben«, murmelte Hockenberry. »Werden die nicht eine radioaktive Spur zwischen dem Mars und der Erde hinterlassen?«

»Es sind ziemlich saubere Bomben«, erwiderte Orphu. »Jedenfalls für Kernspaltungsbomben.«

»Wie groß sind sie?« Hockenberry merkte, dass es im Maschinenraum wärmer sein musste als im Rest des Schiffes. Auf seinem Kinn, seiner Oberlippe und seiner Stirn standen Schweißperlen.

»Komm mit auf die nächsthöhere Ebene«, sagte Mahnmut und ging zu einer Wendeltreppe voran, die so breit war, dass Orphu zusammen mit ihnen die breiten Stufen hinaufschweben konnte. »Wir zeigen sie dir.«

Hockenberry schätzte, dass der Raum einen Durchmesser von ungefähr fünfzig Metern hatte und halb so hoch war. Er war fast vollständig mit Gestellen, Förderbändern, Zwischenebenen aus Metall, ratschenden Ketten und Rutschen gefüllt. Mahnmut drückte auf einen übergroßen roten Knopf, und die Förderbänder, Ketten und Sortiervorrichtungen setzten sich surrend in Bewegung. Sie transportierten Hunderte oder Tausende kleiner, silberner Behältnisse, die für Hockenberry allergrößte Ähnlichkeit mit Coca-Cola-Dosen ohne Etikett hatten.

»Hier sieht's aus wie im Inneren eines Coca-Cola-Automaten«, sagte Hockenberry im Versuch, sein Gefühl drohenden Unheils mit einem schlechten Scherz zu lindern.

»Es ist ja auch von der Coca-Cola-Company, so ungefähr aus dem Jahr 1959«, rumpelte Orphu von Io. »Die Entwürfe und Pläne stammen aus einer ihrer Abfüllanlagen in Atlanta, Georgia.«

»Man steckt einen Vierteldollar rein und kriegt eine Cola raus«, brachte Hockenberry hervor. »Nur dass es statt einer Cola eine Fünfundvierzig-Kilotonnen-Bombe ist, die unmittelbar hinter dem Heck des Schiffes explodiert. Und nicht nur eine, sondern Tausende.«

»Richtig«, sagte Mahnmut.

»Nicht ganz«, sagte Orphu von Io. »Denk daran, das ist eine Konstruktion von 1959. Da steckt man nur ein Zehncentstück rein.«

Der Ionier rumpelte, bis die Silberdosen auf dem fahrenden Förderband in ihren Metallringen klapperten.

Als Hockenberry wieder allein mit Mahnmut in der Hornisse saß und sie zu der größer werdenden Scheibe des Mars hinaufstiegen, sagte er: »Was ich noch fragen wollte... hat es einen Namen? Das Schiff?«

»Ja«, sagte Mahnmut. »Einige von uns fanden, dass es einen Namen brauchte. Zuerst haben wir an *Orion* gedacht...«

»Weshalb *Orion*?« Hockenberrys Blick war auf das Heckfenster gerichtet, wo Phobos, der Stickney-Krater und das riesige Schiff schnell verschwanden.

»Das war der Name, den eure Wissenschaftler Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts dem Schiff und dem Bombenantriebsprojekt gaben«, sagte der kleine Moravec. »Aber letztend-

lich haben die für die Reise zur Erde verantwortlichen Hauptintegratoren den Namen akzeptiert, den Orphu und ich schließlich vorgeschlagen haben.«

»Nämlich?« Hockenberry drückte sich tiefer in seinen Kraftfeldsessel, als sie brausend und zischend in die Marsatmosphäre eintraten.

»*Queen Mab*«, sagte Mahnmut.

»Aus *Romeo und Julia*«, sagte Hockenberry. »Das muss dein Vorschlag gewesen sein. Du bist der Shakespeare-Fan.«

»Seltsamerweise war es Orphus Vorschlag«, sagte Mahnmut. Sie befanden sich jetzt in der Atmosphäre und flogen über die Tharsis-Vulkane in Richtung Olympus Mons und des Bran-Lochs nach Ilium.

»Inwiefern passt er zu eurem Schiff?«

Mahnmut schüttelte den Kopf. »Orphu hat diese Frage nie beantwortet, aber er hat Asteague/Che und den anderen einen Abschnitt aus dem Stück zitiert.«

»Welchen Abschnitt?«

»MERCUTIO: Königin Mab war bei euch, das ist klar.

Sie ist der Elfen Kindbettfrau und kommt,
Nicht größer von Gestalt als der Achat am
Ringfinger eines Rats Herrn, und kutschiert
Mit 'nem Gespann von kleinen Sonnenstäubchen
Den Schläfern quer über die Nasen hin.
Aus Spinnenbein sind ihrer Räder Speichen
Ihr Wagenplan besteht aus Heuschreckflügeln
Ihr Zaumzeug ist aus feinstem Spinnenweb

Und ihr Geschirr aus wasserhellem Mondstrahl.
Aus Grillenknochen ist ihr Peitschengriff,
Die Peitschenschnur Altweibersommerfaden,
Ihr Kutscher eine grauberockte Mücke,
Nicht halb so groß wie jene runden Würmchen,
Die man aus fauler Dirnen Fingern sticht.
Ihr Wagen ist 'ne leere Haselnuss
Vom Tischler Eichhorn oder von der Raupe,
Die stets der Elfen Kutschenmacher sind.
So flitzt sie Nacht für Nacht nun durch die Hirne
Der Liebenden, die dann von Liebe träumen,
Über die Knie der Höflinge, die knicksen
Im Traum gleich; über Advokatenfinger,
Die träumen dann von Honoraren; über
Der Damen Lippen, die von Küssen träumen,
Doch plagt die zornige Mab sie auch mit Bläschen...

... und so weiter und so fort«, schloss Mahnmüt.

»Und so weiter und so fort«, wiederholte Dr. phil. Thomas Hockenberry. Olympus Mons, der Olympos der Götter, füllte sämtliche vorderen Fenster. Mahnmüt zufolge erhob sich der Vulkan nur 21288 Meter über den marsianischen Meeresspiegel – rund 4600 Meter weniger, als man zu Hockenberrys Zeit gedacht hatte –, aber er war trotzdem noch groß genug. *Nun, lasst gut sein*, dachte Hockenberry.

Und dort oben, auf dem Gipfel, dem grasbewachsenen Gipfel unter der leuchtenden Ägis, die nun das Spätvormittagslicht einfing – dort gab es Leben. Und zwar keine x-beliebigen Lebewesen, sondern Götter. Die Götter. Krieg führende, atmende, streitende, intrigierende, sich paarende Geschöpfe, nicht so viel

anders als die Menschen, die Hockenberry in seinem früheren Leben gekannt hatte.

All die Wolken der Niedergeschlagenheit, die sich seit Monaten um Hockenberry gesammelt hatten, lichteten sich in diesem Moment wie die weißen Wolkenfetzen, die er im zunehmenden Wind vom Nordmeer, dem Tethys-Meer, vom Olymp aus südwärts davonsegeln sah – und in diesem Moment war Thomas C. Hockenberry, Doktor der Altphilologie, einfach nur vollkommen glücklich, am Leben zu sein. Ob er sich nun entschied, an dieser Expedition zur Erde teilzunehmen oder nicht – ihm wurde klar, dass er in diesem Moment mit niemandem zu irgendeiner anderen Zeit oder an irgendeinem anderen Ort tauschen wollte.

Mahnmut legte die Hornisse in die Kurve, flog östlich am Olympus Mons vorbei und hielt auf das Bran-Loch und Ilium zu.

17

Hera sprang von außerhalb des Exklusionsfeldes, das Odysseus' Haus auf Ithaka umgab, direkt zum Gipfel des Olymps. Die grasbewachsenen Hänge und weißen Säulenbauten, die sich vom riesigen Caldera-See aus in alle Richtungen erstreckten, glänzten im schwächeren Licht einer fernerer Sonne.

Poseidon, der Erdenerschütterer, qtete ganz in der Nähe ins Dasein. »Ist es vollbracht? Der Donnerer schläft?«

»Der einzige Donner, den er gegenwärtig hervorbringt, ist sein Schnarchen«, sagte Hera. »Und auf der Erde?«

»Wie wir es geplant haben, Tochter des Kronos. Nach all diesen Wochen, in denen wir Agamemnon und seinen Heerführern mit Einflüsterungen und Ratschlägen in den Ohren gelegen haben, ist nun der große Augenblick gekommen. Achilles ist wie immer fort – er ist dort unter uns auf der roten Ebene –, und darum wiegelt der Atreussohn just in diesem Moment seine zornigen Massen gegen die Myrmidonen und andere treue Anhänger von Achilles auf, die im Lager geblieben sind. Danach marschieren sie dann geradewegs zu Iliums Mauern und offenen Toren.«

»Und die Trojaner?«

»Hektor schläft noch nach seiner Nachtwache bei den brennenden Gebeinen seines Bruders. Äneas ist am Fuß des Olymps, unternimmt jedoch in Hektors Abwesenheit nichts gegen uns. Deiphobos ist noch bei Priamos; sie sprechen über das Vorhaben der Amazonen.«

»Und Penthesilea?«

»Vor nicht einmal einer Stunde ist sie erwacht und hat sich – ebenso wie ihre zwölf Gefährtinnen – für den bevorstehenden Kampf zwischen den Sterblichen gerüstet. Erst vor kurzem sind sie unter lautem Jubel aus der Stadt geritten und haben das Bran-Loch durchquert.«

»Ist Pallas Athene bei ihr?«

»Ich bin hier.« Athene, prächtig anzuschauen in ihrer goldenen Kampfrüstung, hatte soeben direkt neben Poseidon feste Gestalt angenommen. »Penthesilea ist auf dem Weg in ihr Ver-

derben... und das von Achilles. Überall sind die Sterblichen in einem Zustand heftiger Verwirrung.«

Hera legte der prachtvollen Göttin die Hand auf das von Metall umschlossene Handgelenk. »Ich weiß, das war schwer für dich, Waffenschwester. Achilles war dein Liebling, seit seiner Geburt.«

Pallas schüttelte ihr strahlendes, behelmtes Haupt. »Nicht mehr. Der Sterbliche hat die Lüge verbreitet, ich hätte seinen Freund Patroklos getötet und fortgebracht. Er hat das Schwert gegen mich und all meine olympischen Brüder und Schwestern erhoben. Wenn es nach mir geht, kann er nicht schnell genug ins schattige Haus des Hades hinabsteigen.«

»Es ist Zeus, den ich nach wie vor fürchte«, fiel ihr Poseidon ins Wort. Seine tiefseegrüne Kampfkränzung war mit kunstvoll verschlungenen Wellen, Fischen, Polypen, Leviathanen und Haien verziert. Sein Helm umfasste seine Augen mit den erhobenen Kampfscheren von Krebsen.

»Hephaistos' Trank wird dafür sorgen, dass unser gefürchteter Herrscher sieben Tage und Nächte lang schnarcht wie ein Schwein«, sagte Hera. »Es ist von entscheidender Bedeutung, dass wir in dieser Zeit all unsere Ziele erreichen – Achilles' Tod oder Verbannung, Agamemnons Wiedereinsetzung als Anführer der Argeier, den Fall Iliums oder zumindest die Wiederaufnahme des zehnjährigen Krieges ohne Aussicht auf Frieden. Dann ist Zeus mit Tatsachen konfrontiert, die er nicht ändern kann.«

»Sein Zorn wird trotzdem schrecklich sein«, sagte Athene.

Hera lachte. »Du lässt dich herbei, *mir* etwas über den Zorn des Kroniden zu erzählen? Gegen den Zorn des Zeus ist der

Zorn des mächtigen Achilles wie das Schmollen eines mürri-schen, Steine kickenden, bartlosen Knaben. Überlass den Vater nur mir. Ich werde schon mit Zeus fertig, wenn wir all unsere Ziele erreicht haben. Nun müssen wir...«

Bevor sie den Satz beenden konnte, materialisierten andere Götter und Göttinnen auf der langgestreckten Rasenfläche vor der Halle der Götter am Ufer des Caldera-Sees. Fliegende Streitwagen mit ihren holografischen Zugpferden kamen aus allen Himmelsrichtungen herbei und landeten in der Nähe, bis die Rasenfläche mit Wagen übersät war. Die Götter und Göttinnen sortierten sich in drei Gruppen – die einen gesellten sich zu Hera, Athene, Poseidon und die anderen Fürsprecher der Griechen, andere füllten die Reihen hinter dem finster dreinschauenden Apollo, dem obersten Fürsprecher der Trojaner – Apollos Schwester Artemis, dann Ares, seine Schwester Aphrodite, ihre Mutter Leto, Demeter und andere, die ebenfalls lange für den Triumph Trojas gekämpft hatten –, und die dritte Gruppe umfasste jene, die noch nicht Partei ergriffen hatten. Immer mehr kamen per Quantenteleportation und Streitwagen herbei, bis sich schließlich Hunderte von Unsterblichen auf der Rasenfläche drängten.

»Weshalb seid ihr alle hier?«, rief Hera in belustigtem Ton. »Bewacht denn heute niemand die Schutzwälle des Olympos?«

»Sei still, Intrigantin!«, rief Apollo. »Diesen Plan, Ilium heute zu Fall zu bringen, hast du ausgeheckt. Und niemand findet Zeus, unsern Herrn, damit er dem ein Ende bereitet.«

»Oh«, sagte die weißellbogige Hera, »jagen unvorhergesehene Ereignisse dem Herrn des silbernen Bogens solche Furcht ein, dass er zu seinem Vater laufen muss?«

Ares, der Kriegsgott, der nach seinen unbesonnenen Kämpfen mit Achilles gerade zum dritten Mal aus den Genesungs- und Wiederauferstehungsbottichen kam, trat vor und stellte sich neben Phöbus Apollo. »Weib«, knirschte der stürmische Gott des Krieges, während er zu seiner vollen Kampfgröße von über viereinhalb Metern wuchs, »nur deshalb ertragen wir weiterhin deine Existenz, weil du die blutschänderische Gattin unseres Herrschers Zeus bist. Einen anderen Grund gibt es nicht.«

Hera ließ ihn bewusst ihr aufreizendstes Lachen hören. »Blutschänderisches Weib«, spottete sie. »Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, diese Worte aus dem Munde eines Gottes zu hören, der öfter mit seiner Schwester das Lager teilt als mit jeder anderen Frau, sei's eine Göttin oder eine Sterbliche.«

Ares hob seinen langen, tödlichen Speer. Apollo zückte seinen mächtigen Bogen und legte einen Pfeil ein. Aphrodite machte ihren kleineren, aber nicht weniger tödlichen Bogen bereit.

»Wollt ihr zur Gewalt gegen unsere Königin aufstacheln?«, fragte Athene und trat zwischen Hera und die gezückten Waffen. Bei dem Anblick, wie sie in Anschlag gebracht wurden, hatte jeder Gott auf dem Gipfel sein persönliches Kraftfeld auf volle Leistung gestellt.

»Rede du mir nicht von Aufstachelung zur Gewalt!«, rief Ares mit rotem Gesicht Pallas Athene zu. »Was für eine Frechheit! Weißt du nicht mehr, dass du erst vor ein paar Monaten den Sohn des Tydeus, Diomedes, dazu angespornt hast, mich mit seiner Lanze zu verletzen? Oder dass du deinen eigenen Speer – den einer Unsterblichen! – nach mir geworfen und mich verwundet hast, weil du glaubtest, die Wolke um dich herum würde dich verbergen?«

Athene zuckte die Achseln. »Das war auf dem Schlachtfeld. Mein Blut war in Wallung.«

»Ist *das* deine Entschuldigung dafür, dass du versucht hast, mich zu töten, du unsterbliche Hündin?«, brüllte Ares. »*Dein Blut war in Wallung?*«

»Wo ist Zeus?«, wandte sich Apollo an Hera.

»Ich bin nicht die Hüterin meines Gemahls«, sagte die weißellbogige Hera. »Obwohl er hin und wieder eine brauchte.«

»Wo ist Zeus?«, wiederholte Apollo, der Herr des silbernen Bogens.

»Zeus wird noch viele Tage lang nichts mehr mit den Gehehnissen bei den Menschen und Göttern zu tun haben«, sagte Hera. »Vielleicht kommt er nie mehr zurück. Was in der Welt dort unten als Nächstes geschieht, werden wir auf dem Olympos entscheiden.«

Apollo spannte die Sehne mit dem schweren Wärmesucherpfeil, hielt den Bogen jedoch weiterhin gesenkt.

Thetis, Meeresgöttin, Nereide – Tochter des Nereus, des wahren alten Mannes im Meere – und Achilles' unsterbliche Mutter, geschwängert von dem Sterblichen Peleus, trat zwischen die beiden zornigen Gruppen. Sie trug keine Rüstung, sondern lediglich ihr kunstvolles Gewand, das wie mit Mustern aus Seegras und Muscheln bestickt aussah.

»Schwestern, Brüder, Verwandte«, begann sie, »macht ein Ende mit dieser Zurschaustellung von Missmut und Stolz, bevor wir uns selbst oder unsere sterblichen Kinder verletzen und unseren allmächtigen Vater tödlich beleidigen, der zurückkehren wird – ganz gleich, wo er ist, er wird zurückkehren –, den

Zorn über unseren Trotz auf der edlen Stirn und todbringende Blitze in den Händen.«

»Ach, halt den Mund«, schrie Ares und verlagerte den langen, tödlichen Speer in seiner rechten Hand in die Wurfposition. »Wenn du deinen winselnden sterblichen Bengel nicht in den heiligen Fluss getaucht hättest, um ihn so gut wie unsterblich zu machen, hätte Ilium schon vor zehn Jahren triumphiert.«

»Ich habe niemanden in den Fluss getaucht.« Thetis richtete sich zu ihrer vollen Größe auf und verschränkte die etwas schuppigen Arme vor den Brüsten. »Nicht ich, sondern die Moiren haben meinem geliebten Achilles sein großes Schicksal bestimmt. Gleich nach seiner Geburt legte ich den Kleinen, dem nur durch Gedanken übermittelten dringenden Ratschlag der Moiren folgend, jede Nacht ins Himmlische Feuer, um ihn durch seinen Schmerz und sein Leid von den sterblichen Teilen seines Vaters zu reinigen (und obgleich er noch ein Baby war, hat mein Achilles schon damals nie geschrien!). Nachts fügte ich ihm furchtbare Narben und Brandwunden zu. Tagsüber heilte ich seine verbrannte, geschwärzte Babyhaut mit demselben Ambrosia, mit dem wir unsere unsterblichen Körper verschönern – nur dass dieses Ambrosia dank der geheimen Alchemie der Moiren noch wirkungsvoller war. Und es wäre mir gelungen, mein Baby unsterblich zu machen – Achilles' Göttlichkeit von allen Verunreinigungen zu befreien –, wenn ich nicht von meinem Gemahl bespitzelt worden wäre, dem Menschen namens Peleus, der, als er unser einziges Kind zuckend und zappelnd in den Flammen braten sah, es nur Minuten vor dem Abschluss der Vergöttlichungsprozedur an der Ferse packte und aus dem Himmlischen Feuer zog.

Dann brachte Peleus, der sich – wenn auch mit guten Absichten – ungefragt eingemischt hatte und meinen Einwänden ebenso wenig Beachtung schenkte wie jeder andere Gemahl, unser Kind zu Chiron, dem Weisesten der gesamten Zentaurengattung, der die Menschen am wenigsten hasste – er hatte selbst menschliche Helden großgezogen –, und Chiron kümmerte sich um Achilles, als dieser noch ein Kind war, heilte ihn mit Kräutern und Salben, die nur die Weisen der Kentauren kannten, und sorgte dafür, dass er groß und stark wurde, indem er ihn mit Löwenleber und dem Knochenmark von Bären nährte.«

»Wäre der kleine Mistkerl doch bloß in den Flammen verreckt«, sagte Aphrodite.

Daraufhin geriet Thetis außer sich und stürzte sich ohne jegliche Waffen außer den langen Fischgrätennägeln an ihren Fingerspitzen auf die Göttin der Liebe.

So gelassen, als schösse sie bei einem freundschaftlichen Picknickwettkampf um eine Trophäe, hob Aphrodite ihren Bogen und jagte Thetis einen Pfeil durch die linke Brust. Die Nereide fiel leblos ins Gras, und ihre schwarze, vorgöttliche Essenz wirbelte wie ein Schwarm schwarzer Bienen um ihren Leichnam. Niemand eilte zu ihr, um den Körper zu bergen, damit der Heiler ihn in den Blauwürmerbottichen reparieren konnte.

»Mörderin!«, rief eine laute Stimme aus der Tiefe, und Nereus selbst – der Alte im Meere – stieg aus den unergründlichen Tiefen des Caldera-Sees empor, in den er sich acht Monate zuvor zurückgezogen hatte, als seine irdischen Meere von Moravecs und Menschen heimgesucht worden waren.

»Mörderin!«, dröhnte das riesige Amphibienwesen erneut. Es ragte fünfzehn Meter über die Wasserfläche auf, und sein nasser Bart und die geflochtenen Locken hatten größte Ähnlichkeit mit einem Schwarm sich windender, glitschiger Aale. Es schoss einen Blitz aus reiner Energie auf Aphrodite ab.

Die Göttin der Liebe wurde dreißig Meter zurückgeschleudert. Ihr vom göttlichen Blut erzeugtes Kraftfeld bewahrte sie vor der totalen Vernichtung, aber nicht vor Brandwunden und blauen Flecken, als ihr wunderschöner Körper zwei große Säulen vor der Halle der Götter und dann die dicke Granitmauer selbst durchschlug.

Ihr Bruder Ares, der sie liebte, warf Nereus seinen Speer ins rechte Auge. Mit so lautem Gebrüll, dass man seine Schmerzen noch unten in Ilium hören konnte, unendlich weit entfernt, riss sich der Alte im Meere den Speer zusammen mit dem Augapfel heraus und verschwand in den rot aufschäumenden Wellen.

Phöbus Apollo erkannte, dass der letzte Krieg begonnen hatte. Bevor Hera oder Athene reagieren konnten, hob er seinen Bogen und feuerte zwei Wärmesucherpfeile ab, die auf ihre Herzen zuflogen. Er zog und schoss so schnell, dass ihm nicht einmal die Augen eines Unsterblichen folgen konnten.

Die Pfeile – beide aus unzerbrechlichem Titanium, überzogen mit einem eigenen Quantenfeld, sodass sie andere Kraftfelder durchdringen konnten – blieben trotzdem mitten im Flug in der Luft stehen. Und schmolzen dann.

Apollo machte große Augen.

Athene warf ihren behelmten Kopf in den Nacken und lachte. »Du hast vergessen, Emporkömmling, dass die Ägis in Zeus'

Abwesenheit darauf programmiert ist, unsere Befehle zu befolgen – Heras und meine.«

»Du hast damit angefangen, Phöbus Apollo«, sagte die weißellbogige Hera leise. »Nun wirst du die volle Kraft von Heras Fluch und Athenes Zorn zu spüren bekommen.« Sie machte eine kaum merkliche Handbewegung, und ein mindestens eine halbe Tonne schwerer Felsbrocken am Ufer wurde aus dem Erdreich des Olympos gerissen und schoss mit solchem Tempo auf Apollo zu, dass er zweimal die Schallgrenze durchbrach, bevor er den Bogenschützen an der Schläfe traf.

Apollo flog mit einem gewaltigen Scheppern und Klappern von Gold, Silber und Erz nach hinten und überschlug sich sieben Ruten weit bei seinem Sturz. Seine kleinen Locken waren mit Staub bedeckt und mit Seeschlamm beschmiert.

Athene drehte sich um und warf eine Kriegslanze, und als sie einige Kilometer entfernt jenseits des Caldera-Sees herunterkam, explodierte Apollos Haus mit den weißen Säulen, das dort stand, in einem Feuerpilz; Millionen Marmor-, Granit- und Stahlbrocken stiegen drei Kilometer zu dem summenden Kraftfeld über dem Gipfel empor.

Demeter, Zeus' Schwester, schleuderte Athene und Hera eine Schockwelle entgegen, die nur die Luft faltete und um ihre pulsierende Ägis herumjagte, jedoch Hephaistos hundert Meter in die Höhe hob und weit über den Gipfel des Olympos davontrug. Der rot gerüstete Hades antwortete mit einem Kegel aus schwarzem Feuer, der alles in seinem Kielwasser auslöschte – Tempel, Erde, Wasser und Luft.

Die neun Musen schrien auf und gesellten sich zu Ares' Trupp. Blitze zuckten von Streitwagen herab, die von nirgend-

wo herbeiqtet waren, und die schimmernde *Ägis* sprang von Athene aus in die Höhe. Ganymedes, der nur zu neun Zehntel göttliche Mundschenk, stürzte ins Niemandsland und brüllte, als ihm das göttliche Fleisch von den sterblichen Knochen brannte. Eurynome, die Tochter des Okeanos, tat sich mit Athene zusammen, wurde jedoch sofort von einem Dutzend Erinnyen angefallen, die sich wie riesige Vampirfledermäuse flatternd um sie scharten. Eurynome schrie einmal auf und wurde über das Schlachtfeld und die brennenden Gebäude fortgetragen.

Die Götter liefen davon, um Deckung zu suchen oder in ihre Streitwagen zu steigen. Einige qteten fort, aber die meisten sammelten sich auf der einen oder anderen Seite der riesigen Caldera zu Kampfgruppen. Energiefelder flammten in Rot, Grün, Violett, Blau, Gold und zahllosen anderen Farben auf, als einzelne Götter ihre persönlichen Felder zu konzentrierten Kampfschilden verschmolzen.

Noch nie in ihrer Geschichte hatten diese Götter so gekämpft – ohne Schonung, ohne Gnade, ohne professionelle Höflichkeit, wie sie ein Gott dem anderen stets zuteil werden ließ, ohne die Gewissheit der Wiederauferstehung unter den vielen, vielen Händen des Heilers, ohne Hoffnung auf die Genesungsbottiche – und, was am allerschlimmsten war, ohne dass Vater Zeus eingegriffen hätte. Der Donnerer war immer da gewesen, um sie zu zügeln und ihre tödliche Raserei gegen die anderen Unsterblichen durch gutes Zureden oder durch Drohungen ein wenig zu dämpfen. An diesem Tag jedoch nicht.

Poseidon qtete zur Erde, um die Zerstörung Trojas durch die Achäer zu beobachten. Ares erhob sich, von blutigem goldenem Ichor triefend, und rief drei Dutzend empörte Götter – allesamt

treue Anhänger von Zeus und Unterstützer der Trojaner – an seine Seite. Hephaistos stürzte von dort zurück, wohin ihn die Schockwelle verschlagen hatte, und breitete einen giftigen schwarzen Nebel über das Schlachtfeld.

Der Krieg zwischen den Göttern begann in dieser Stunde. In den folgenden Stunden breitete er sich über den ganzen Olymp und bis hinunter nach Ilium aus. Bei Sonnenuntergang stand der Gipfel des Olymps in Flammen, und Teile des Caldera-Sees waren verkocht und von Lava ersetzt worden.

18

Penthesilea, die auf dem Weg zu Achilles war, wusste ohne jeden Zweifel, dass jedes Jahr, jeder Monat, jeder Tag, jede Stunde und Minute ihres Lebens bis zu dieser Sekunde nicht mehr als ein Vorspiel zu dem heutigen sicheren Gipfel des Ruhms gewesen war. Alles Vorherige, jeder Atemzug, jeder Moment ihrer Ausbildung, jeder Sieg und jede Niederlage auf dem Schlachtfeld war nichts als eine Vorbereitung gewesen. In den kommenden Stunden würde sich ihr Schicksal erfüllen. Entweder würde Achilles sterben und sie triumphieren, oder sie würde sterben und – unendlich viel schlimmer – in Schande fallen und für alle Zeiten vergessen sein.

Die Amazone hatte nicht vor, in Schande zu fallen und für alle Zeiten vergessen zu sein. Als sie aus ihrem Nickerchen in Priamos' Palast erwacht war, hatte sich Penthesilea stark und glücklich gefühlt. Sie hatte ausgiebig gebadet, und als sie sich vor dem polierten Metallspiegel in ihren Gästeräumen ankleidete,

widmete sie ihrem Gesicht und ihrem Körper eine Aufmerksamkeit, die sie ihnen sonst nur selten, falls überhaupt jemals schenkte.

Penthesilea wusste, dass sie nach den höchsten Maßstäben von Männern, Frauen und Göttern schön war. Aber das interessierte sie nicht. Es war ihrer Kriegerseele einfach nicht wichtig. Doch während sie an diesem Tag gemächlich ihre gereinigten Kleider und die glänzende Rüstung anlegte, erlaubte sie sich, ihre eigene Schönheit zu bewundern. Immerhin, dachte sie, würde sie das Letzte sein, was der fußschnelle Männertöter Achilles jemals sah.

Mit Mitte zwanzig hatte die Amazone das Gesicht einer Kindfrau, und ihre großen grünen Augen wirkten noch größer, wenn sie – so wie jetzt – von ihren kurzen, blonden Locken gerahmt waren. Ihre Lippen waren fest und lächelten nur selten, aber sie waren auch voll und rosig. Der Körper, der sich in dem polierten Metall spiegelte, war muskulös und gebräunt vom stundenlangen Schwimmen, Trainieren und Jagen in der Sonne, aber nicht hager. Sie besaß die vollen Hüften und den runden Po einer Frau, was sie mit einem leichten, missbilligenden Schmollen zur Kenntnis nahm, während sie den silbernen Gürtel um ihre schmale Taille schnallte. Penthesileas Brüste waren höher und runder als die der meisten Frauen, selbst ihrer Amazonen, und ihre Nippel waren rosa, nicht braun. Sie war noch Jungfrau und wollte das auch für den Rest ihres Lebens bleiben. Sollte sich ihre ältere Schwester – beim Gedanken an Hippolytes Tod zuckte sie zusammen – von den Tricks der Männer verführen und in die Gefangenschaft verschleppen lassen, um von irgendeinem behaarten Kerl als Zuchtstute benutzt zu werden; für so etwas würde sich Penthesilea niemals hergeben.

Während sie sich ankleidete, rieb sich Penthesilea die magische, wohlriechende Salbe aus einer silbernen Vase in Form eines Granatapfels übers Herz, an ihren Halsansatz und über die senkrechte Linie goldener Haare, die von ihrem Geschlecht aufstiegen. So lauteten die Anweisungen der Göttin Aphrodite, die ihr am Tag, nachdem Pallas Athene zum ersten Mal mit ihr gesprochen und sie auf diese Mission geschickt hatte, erschienen war. Aphrodite hatte ihr versichert, sie, die Göttin der Liebe, habe dieses Parfüm – stärker als Ambrosia – selbst entwickelt, um Achilles – und nur Achilles – zu betören; es werde ihn in einen Zustand überwältigender Lust versetzen. Damit verfügte Penthesilea nun über zwei Geheimwaffen: Athenes Speer, der sein Ziel nicht verfehlen konnte, und Aphrodites Parfüm. Penthesilea hatte vor, Achilles den Todesstoß zu versetzen, während der Männertöter vor ihr stand, übermannt vom Verlangen.

Eine ihrer Amazonen, wahrscheinlich die treue Klonia, die ihr direkt unterstellt war, hatte ihre Königinnenrüstung poliert, bevor sie sich selbst schlafen gelegt hatte, und nun glänzten die Bronze und das Gold im Metallspiegel. Penthesileas Waffen lagen bereit: der Bogen und der Köcher voller kerzengerader Pfeile mit rotem Gefieder, das Schwert – kürzer als das eines Mannes, aber perfekt ausgewogen und auf kurze Distanz genauso tödlich wie jede Männerklinge – sowie ihre zweischneidige Streitaxt, für gewöhnlich die Lieblingswaffe einer Amazone. Aber nicht an diesem Tag.

Sie wog Athenes Speer in der Hand. Er war so gut wie gewichtlos und schien es kaum erwarten zu können, zu seinem Ziel zu fliegen. Die lange, mit Widerhaken versehene, tödliche Spitze bestand nicht aus Erz, nicht einmal aus Eisen, sondern aus einem schärferen Metall, das auf dem Olymp geschmiedet

worden war. Nichts konnte es trüben. Keine Rüstung konnte es aufhalten. Athene hatte ihr erklärt, dass die Spitze in das tödlichste Gift getaucht worden war, das die Götter kannten. Ein Schnitt in Achilles' sterbliche Ferse, und das Gift würde sich zum Herzen des Helden pumpen, ihn binnen Sekunden fällen und ein paar Herzschläge später in den Hades hinabschicken. Der Schaft summt in Penthesilea's Hand. Der Speer war ebenso erpicht darauf wie sie, Achilles' Haut zu durchbohren und ihn niederzustrecken, seine Augen, seinen Mund und seine Lungen mit der Schwärze des Todes zu füllen.

Athene hatte Penthesilea im Flüsterton darüber informiert, woher Achilles' fast vollständige Unverwundbarkeit rührte; sie hatte ihr alles über Thetis' Versuch erzählt, das Kind unsterblich zu machen, und dass Peleus das Baby aus dem Himmlischen Feuer gezogen und diesen Versuch dadurch vereitelt hatte. *Achilles' Ferse ist die eines Sterblichen*, flüsterte Athene, *ihr Quantenwahrscheinlichkeitssatz ist nicht manipuliert worden...* was immer das heißen sollte. Für Penthesilea hieß es, dass sie den Männertöter Achilles töten würde – und ein Frauentöter und Vergewaltiger war er obendrein, wie sie wusste, eine Geißel der Frauen bei seiner Eroberung von fast einem Dutzend Städte, die er zusammen mit seinen wild wütenden Myrmidonen eingenommen hatte, während die anderen Achäer sich hier an der Küste auf ihren Lorbeeren und Ärschen ausruhten. Selbst in ihrem fernen Amazonenland im Norden hatte die junge Penthesilea gehört, dass es zwei trojanische Kriege gegeben hatte – den der Achäer, deren zielstrebigster Kampf hier bei Ilium sich mit langen Perioden des Müßiggangs und der Völlerei abwechselte, und den von Achilles, der jahrzehntelang eine Schneise der Zerstörung durch ganz Kleinasien gezogen hatte. Siebzehn

Städte waren seinen erbarmungslosen Attacken zum Opfer gefallen.

Und nun ist er es, der fallen wird.

Penthesilea und ihre Frauen ritten durch eine Stadt, in der Verwirrung und Aufruhr herrschten. Ausrufer auf den Mauern verkündeten, dass die Achäer sich hinter Agamemnon und seinen Truppenführern sammelten. Es ging das Gerücht, dass die Griechen einen heimtückischen Angriff planten, während Hektor schlief und der tapfere Äneas an der Front auf der anderen Seite des Loches war. Penthesilea fielen Gruppen von Frauen auf, die in bunt zusammengewürfelten Teilen von Männerrüstungen wie Möchtegern-Amazonen ziellos durch die Straßen liefen. Nun bliesen die Wachposten auf den Mauern in ihre Trompeten, und das große skäische Tor schlug hinter Penthesilea und ihren Kriegerinnen zu.

Ohne die dahineilenden trojanischen Kämpfer zu beachten, die auf der Ebene zwischen der Stadt und den Achäerlagern Aufstellung nahmen, führte Penthesilea ihre zwölf Frauen ostwärts zu dem sich drohend abzeichnenden Loch. Obwohl sie das Ding schon auf dem Herweg gesehen hatte, klopfte ihr Herz vor Erregung. Es war um die siebzig Meter hoch, ein vollkommener Dreiviertelkreis, der aus dem Winterhimmel geschnitten und in der felsigen Ebene östlich der Stadt verankert war. Von Norden und Osten gesehen – sie wusste es, weil sie aus dieser Richtung gekommen war –, gab es kein Loch. Man sah sowohl Ilium als auch das Meer, und nichts deutete auf diese Zauberei hin. Nur wenn man sich von Südwesten näherte, wurde das Loch sichtbar.

Achäer und Trojaner – säuberlich getrennt, aber ohne miteinander zu kämpfen – kamen in langen Kolonnen zu Fuß und per Streitwagen durchs Loch, als hätte jemand eine Evakuierung angeordnet. Penthesilea nahm an, dass sie Befehle aus Ilium und aus Agamemnons Lager befolgten, ihre Frontlinien im Kampf gegen die Götter zu verlassen und so schnell wie möglich heimzukommen, um sich auf neue Feindseligkeiten untereinander vorzubereiten.

Für Penthesilea spielte das keine Rolle. Ihr Ziel war Achilles' Tod, und wehe, irgendein Achäer – oder Trojaner – beging den Fehler, ihr dabei in die Quere zu kommen. Sie hatte bereits Legionen von Männern im Kampf in den Hades geschickt, und sie würde es auch heute wieder tun, wenn es sein musste.

Sie hielt tatsächlich den Atem an, als sie ihre Zweierreihen berittener Amazonen durch das Loch führte, doch als sie auf der anderen Seite herauskam, verspürte sie nur eine seltsame Leichtigkeit, eine subtile Veränderung des Lichts und – als sie schließlich wieder Luft holte – eine vorübergehende Kurzatmigkeit, als befände sie sich plötzlich auf einem Berggipfel, wo die Luft dünner war. Penthesileas Pferd schien die Veränderung ebenfalls zu spüren und zerrte mit aller Macht an den Zügeln, aber sie zwang es auf seinen Kurs.

Sie konnte den Blick nicht vom Olymp wenden. Der Berg nahm den ganzen westlichen Horizont ein... nein, er nahm die Welt ein... nein, er *war* die Welt. Direkt vor ihr, jenseits der kleinen Gruppen von Menschen, Moravecs und Leichen auf dem roten Boden – so sah es jedenfalls für die Amazone aus, die abrupt jedes Interesse an allem verloren hatte, was nicht Olymp war –, erhob sich zunächst der rund vier Kilometer hohe, fast senkrechte Steilhang am Fuß des Heims der Götter,

dann viele weitere Kilometer Berg, dessen Hänge immer weiter anstiegen, hinauf und hinauf...

»Meine Königin.«

Penthesilea hörte die Stimme nur wie von fern, erkannte undeutlich, dass sie Bremusa gehörte, die im Rang gleich nach Klonia kam, ignorierte sie jedoch genauso wie den Anblick des klaren Ozeans zu ihrer Rechten oder der großen Steinköpfe, die das Ufer säumten. Diese Dinge bedeuteten nichts im Vergleich zu der hoch aufragenden Realität des Olympos selbst. Penthesilea lehnte sich in ihrem schmalen Sattel zurück, um mit dem Blick der Linie der Bergschulter zu folgen, hinauf, höher und noch einmal unendlich viel höher hinauf, während sie in den hellblauen Himmel und darüber hinaus emporstieg...

»Meine Königin.«

Penthesilea fuhr herum, um Bremusa zu tadeln, stellte jedoch fest, dass die anderen Frauen ihre Pferde zum Stehen gebracht hatten. Die Amazonenkönigin schüttelte den Kopf, als erwachte sie aus einem Traum, und ritt zu ihnen zurück.

Nun gewahrte sie, dass sie die ganze Zeit hindurch, während der Olymp sie in seinen Bann geschlagen hatte, an Frauen vorbeigeritten waren – laufenden, schreienden, blutenden, stolpernden, weinenden, zu Boden stürzenden Frauen. Klonia war abgestiegen und hatte den Kopf einer solchen verwundeten Frau auf ihr Knie gelegt. Die Frau schien ein bizarres purpurrotes Gewand zu tragen.

»Wer war das?«, fragte Penthesilea, die wie aus großer Höhe herabschaute. Sie erkannte jetzt, dass sie während der letzten Kilometer einer Spur abgelegter, blutiger Rüstungsteile gefolgt waren.

»Die Achäer«, krächzte die Sterbende. »Achilles...« Falls sie eine Rüstung getragen hatte, so hatte ihr das nicht geholfen. Man hatte ihr die Brüste abgeschnitten. Sie war beinahe nackt. Das purpurrote Gewand war in Wirklichkeit ihr eigenes Blut.

»Bringt sie zurück nach...«, begann Penthesilea, hielt dann jedoch inne. Die Frau war gestorben.

Klonia stieg auf ihr Pferd und nahm ihren üblichen Platz rechts hinter Penthesilea ein. Die Königin spürte den Zorn, der von ihrer alten Gefährtin ausging. Er war wie die Hitze eines großen Feuers.

»Vorwärts.« Penthesilea gab ihrem Schlachtross die Sporen. Ihre Streitaxt war quer über ihren Sattelknauf geschnallt. Athenes Speer lag in ihrer rechten Hand. Sie galoppierten den letzten halben Kilometer zu der Gruppe von Männern vor ihnen. Die Achäer standen über weitere Leichen gebeugt – sie raubten sie gerade aus. Das Gelächter der Griechen war in der dünnen Luft deutlich zu hören.

Es waren vielleicht vierzig Frauen, die hier gefallen waren. Penthesilea zügelte ihr Ross, bis es im Schritt ging, aber die beiden Reihen berittener Amazonen gerieten zwangsläufig durcheinander. Pferde – sogar Schlachtrösser – treten nicht gern auf Menschen, und die blutbesudelten Leichen hier – alles Frauen – lagen so dicht beieinander, dass die Pferde sich behutsam ihren Weg suchen und die schweren Hufe in die wenigen freien Stellen zwischen den Körpern setzen mussten.

Die Männer, die die Frauenleichen ausraubten und begrabschten, blickten auf. Penthesilea schätzte, dass es ungefähr hundert Achäer waren, aber sie erkannte keinen von ihnen. Keiner der griechischen Helden war dabei. Sie schaute fünf-

oder sechshundert Meter weiter nach vorn und sah eine edlere Gruppe von Männern, die zu Fuß zum Hauptteil des achäischen Heeres zurückkehrten.

»Schaut, noch mehr Frauen«, sagte der rüdigste der Männer, die den weiblichen Leichen die Rüstungen abnahmen. »Und diesmal haben sie uns Pferde mitgebracht.«

»Wie ist dein Name?«, fragte Penthesilea.

Der Mann grinste und entblößte dabei fehlende und verfaulte Zähne. »Ich heiße Molion, und ich versuche mir gerade darüber klar zu werden, ob ich dich erst ficken und dann töten soll oder umgekehrt, Frau.«

»Das muss eine schwere Aufgabe für einen solch beschränkten Verstand sein«, sagte Penthesilea gelassen. »Ich bin einmal einem Molion begegnet, aber er war Trojaner, ein Kamerad von Thymbraios. Außerdem war dieser Molion ein lebendiger Mann, und du bist ein toter Hund.«

Molion knurrte und zog sein Schwert.

Ohne abzusteigen, schwang Penthesilea ihre zweischneidige Axt und enthauptete den Mann. Dann spornete sie ihr riesiges Schlachtross an und ritt drei weitere nieder, die kaum noch Zeit hatten, ihre Schilde zu heben, bevor sie zu Boden getrampelt wurden.

Mit einem grässlichen Schrei stürzten sich ihre zwölf Amazonen neben ihr in den Kampf, ritten Achäer nieder, hieben mit Schwertern und Äxten auf sie ein und durchbohrten sie mit Speeren, als würden sie mit einer Sense Weizen mähen. Wer sich zum Kampf stellte, starb, wer floh, starb ebenfalls. Penthesilea selbst tötete die letzten sieben Männer, die zusammen mit

Molion und seinen drei niedergerittenen Freunden die Leichen gefleddert hatten.

Ihre Gefährtinnen Euanda und Thermodoa hatten den letzten der jammernden, auf den Knien rutschenden und um ihr Leben bittenden Achäer zur Strecke gebracht – einen besonders hässlichen, winzelnden Kerl, der erklärte, sein Name sei Thersites, während er um Gnade flehte –, und Penthesilea verblüffte ihre Schwestern mit dem Befehl, ihn laufen zu lassen.

»Bring Achilles, Diomedes, den beiden Ajax, Odysseus, Idomeneus und den anderen argeiischen Helden, die ich von dem Hügel dort drüben zu uns herüberschauen sehe, diese Botschaft«, befahl sie Thersites mit lauter Stimme. »Sag ihnen, dass ich, Penthesilea, Königin der Amazonen, Tochter des Ares, Geliebte der Athene und der Aphrodite, gekommen bin, um Achilles' elendem Leben ein Ende zu machen. Sag ihnen, dass ich Achilles zum Zweikampf herausfordere, wenn er dazu bereit ist, dass ich und meine Amazonen sie jedoch alle töten werden, wenn sie darauf bestehen. Geh und überbring meine Botschaft.«

Der hässliche Thersites eilte so rasch davon, wie seine zitternden Beine ihn trugen.

Ihre brave rechte Hand, die unschöne, aber überaus mutige Klonia, kam zu ihr geritten. »Meine Königin, was sagst du da? Wir können nicht gegen all diese achäischen Helden kämpfen. Jeder von ihnen ist eine Legende... zusammen sind sie so gut wie unbesiegbar, ein mehr als ebenbürtiger Gegner für jegliche dreizehn Amazonen, die jemals gelebt haben.«

»Sei ruhig und entschlossen, meine Schwester«, erwiderte Penthesilea. »Unser Sieg liegt ebenso sehr im Willen der Götter

wie in unseren eigenen starken Händen. Wenn Achilles tot niederstürzt, werden die anderen Achäer fliehen – wie sie vor Hektor und bloßen Trojanern geflohen sind, als weit Geringere ihrer Führer gefallen oder verwundet worden waren. Und wenn sie die Flucht ergreifen, machen wir kehrt, reiten im Galopp zurück durch dieses verfluchte Loch und verbrennen ihre Schiffe, bevor diese so genannten Helden sich sammeln können.«

»Wir werden dir in den Tod folgen, meine Königin«, sagte Klonia leise, »genauso wie wir dir früher zum Ruhm gefolgt sind.«

»Ihr werdet mir auch diesmal wieder zum Ruhm folgen, meine geliebte Schwester«, sagte Penthesilea. »Schau. Dieser ratengesichtige Thersites hat unsere Botschaft überbracht, und die achäischen Truppenführer kommen herbei. Siehst du Achilles' Rüstung? Sie strahlt heller als alle anderen. Empfangen wir sie auf dem sauberen Schlachtfeld dort.«

Sie drückte ihrem großen Pferd die Fersen in die Flanken, und die dreizehn Amazonen galoppierten gemeinsam vorwärts, auf Achilles und die Achäer zu.

19

»Was für ein blauer Strahl?«, fragte Hockenberry. Während Mahnmut die Hornisse in Richtung Mars, Olympus und Branloch lenkte, hatten sie über das Verschwinden der Menschen auf dieser Erde der Ilium-Ära gesprochen – der gesamten Erd-

bevölkerung außerhalb eines Radius von rund hundertfünfzig Kilometern um Troja herum.

»Es ist ein blauer Strahl, der von Delphi in Phokis aus in die Höhe sticht«, sagte der Moravec. »Er ist an dem Tag erschienen, an dem die restliche menschliche Bevölkerung verschwunden ist. Wir dachten, er bestünde aus Tachyonen, aber jetzt sind wir nicht mehr so sicher. Es gibt eine Theorie – nur eine Theorie –, dass die anderen Menschen allesamt in ihre elementaren Calabi-Yau-String-Komponenten zerlegt, kodiert und in diesem Strahl in den interstellaren Raum geschossen worden sind.«

»Er kommt aus Delphi?«, wiederholte Hockenberry. Er wusste nicht das Geringste über Tachyonen oder Calabi-wie-auch-immmer-Strings, aber eine ganze Menge über Delphi und sein Orakel.

»Ja, ich könnte ihn dir zeigen, wenn du noch zehn Minuten Zeit hast, bevor du zurückmusst«, sagte Mahnmut. »Das Merkwürdige ist, dass es auf der heutigen Erde – unserem Ziel – einen ganz ähnlichen blauen Strahl gibt, aber er kommt aus der Stadt Jerusalem.«

»Jerusalem«, wiederholte Hockenberry. Die Hornisse schaukelte und schwankte, während sie mit gesenkter Nase auf das Loch zuhielt, und Hockenberry umklammerte die unsichtbaren Armlehnen des unsichtbaren Kraftfeldsessels. »Die Strahlen steigen nach oben in die Luft? In den Weltraum? Wohin?«

»Das wissen wir nicht. Sie scheinen kein Ziel zu haben. Die Strahlen bleiben ziemlich lange stehen und drehen sich natürlich mit der Erde, aber sie verlassen das Sonnensystem – die Sonnensysteme beider Erden –, und keiner von ihnen scheint auf einen bestimmten Stern oder Kugelhaufen, eine bestimmte

Galaxie gerichtet zu sein. Allerdings sind die blauen Strahlen Zweiwegsysteme. Das heißt, ein Strom tachyonischer Energie kehrt nach Delphi – und vermutlich auch nach Jerusalem – zurück, sodass...«

»Moment mal«, unterbrach ihn Hockenberry. »Hast du das gesehen?«

»Ja«, sagte Mahnmut. »Es war nur ein verschwommener Eindruck, aber es sah so aus, als würden in der Nähe des Olympus, wo für gewöhnlich die Frontlinien der Achäer stehen, Menschen gegen Menschen kämpfen. Und schau – da vorn.« Der Moravec vergrößerte die holografischen Fenster, und Hockenberry sah Griechen und Trojaner, die außerhalb der Mauern von Ilium gegeneinander kämpften. Das während dieser acht Monate des Bündnisses stets offene skäische Tor war geschlossen.

»Heilige Mutter Gottes«, flüsterte Hockenberry.

»Ja.«

»Mahnmut, können wir dorthin zurückfliegen, wo wir die ersten Anzeichen von Kämpfen gesehen haben? Auf der Marsseite des Bran-Lochs? Irgendwas kam mir da seltsam vor.«

Was Hockenberry gesehen hatte, war eine sehr kleine Reitertruppe, die offenbar Fußtruppen angriff. Weder die Achäer noch die Trojaner hatten jedoch eine Kavallerie.

»Natürlich.« Mahnmut legte die Hornisse in eine schwungvolle Kurve und ging zugleich in den Sturzflug. Mit hoher Beschleunigung flogen sie zum Loch zurück.

Mahnmut, hörst du mich noch?, kam Orphus Stimme über Engstrahl, weitergeleitet von den beim Loch vergrabenen Transpondern.

Laut und deutlich.

Ist Hockenberry noch bei dir?

Ja.

Dann bleib auf Engstrahl. Er braucht nicht zu merken, dass wir miteinander reden. Seht ihr dort etwas Seltsames?

Ja. Wir fliegen soeben zurück, um es uns näher anzusehen. Auf der Marsseite des Brans kämpft eine Reitertruppe gegen argeiische Hoplit^{en}, auf der Erdseite kämpfen Argeier gegen Trojaner.

»Kannst du dieses Ding tarnen?«, fragte Hockenberry, während sie in etwa sechzig Meter Höhe auf das runde Dutzend berittener Gestalten zuhielten, die sich rund fünfzig achäischen Fußsoldaten näherten. Die Hornisse war noch ungefähr anderthalb Kilometer von der augenscheinlichen Konfrontation entfernt. »Damit wir nicht ganz so sehr auffallen?«

»Natürlich.« Mahnmut aktivierte den vollen Tarnmodus und bremste die Hornisse ab.

Nein, ich meine nicht, was die Menschen tun, sendete Orphu. Siehst du irgendwas Seltsames am Bran-Loch selbst?

Mahnmut schaute nicht nur mit seinen Augen auf dem Breitbandspektrum, sondern er war auch mit sämtlichen Instrumenten und Sensoren der Hornisse verbunden. *Das Bran scheint normal zu sein*, sendete er.

»Lass uns hinter Achilles und seinen Männern da vorn landen«, sagte Hockenberry. »Geht das? Ohne dass man uns hört?«

»Natürlich.« Mahnmut brachte die Hornisse herum und landete lautlos ungefähr dreißig Meter hinter den Achäern. Weitere Griechen kamen vom Heer im Hintergrund auf sie zu. Der

Moravec sah einige Steinvecs in der herannahenden Gruppe und erkannte den Zenturio Mep Ahoo.

Nein, es ist nicht normal, sendete Orphu von Io. Wir empfangen wilde Fluktuationen im Bran-Loch und dem übrigen Membranraum. Und oben auf dem Olympus ist auch irgendwas los – die Quanten- und Gravitonen-Messer spielen verrückt. Wir haben Hinweise auf Kernspaltungs-, Kernfusions-, Plasma- und andere Explosionen. Aber das Bran-Loch macht uns momentan am meisten Sorgen.

Wie sehen die Anomalieparameter aus?, fragte Mahnmut. Als er noch mit seinem U-Boot unter dem Eis von Europa herumgefahren war, hatte er sich nie dazu durchringen können, sich ausführlicher mit der W-Theorie oder ihren diversen historischen Vorläufern, der M-Theorie oder der String-Theorie, zu beschäftigen. Das Meiste von dem, was er mittlerweile wusste, hatte er von Orphu und aus den Hauptbanken auf Phobos heruntergeladen, um sich über die aktuellen Denkansätze bezüglich des Loches zu informieren, das den Gürtel mit dem Mars – und mit dieser alternativen Erde – verband und an dessen Entstehung er ungewollt mitgewirkt hatte, und um zu verstehen, weshalb alle Brans außer einem in den letzten paar Monaten verschwunden waren.

Die BPS-Raten, die wir von den Strominger-Vafa-Susskind-Sensoren bekommen, zeigen eine wachsende Disparität zwischen der minimalen Masse des Brans und seiner Ladung, sendete Orphu.

BPS?, sendete Mahnmut. Er wusste, dass die Masse-Ladungs-Disparität schlecht sein musste, war jedoch nicht sicher, weshalb.

Bogomol'nyi, Prasard, Sommerfield, sendete Orphu in seinem Was-bist-du-bloß-für-ein-Schwachkopf-aber-ich-mag-dich-

trotzdem-Ton. *Der Calabi-Yau-Raum in deiner Nähe macht gerade einen raumzerreißenden Conifold-Übergang durch.*

»Super«, sagte Hockenberry, schlüpfte aus dem unsichtbaren Sessel und eilte zu der herabfahrenden Rampe. »Was gäbe ich nicht für meine alte Scholikerausrüstung – Morpharmband, Rohrrichtmikrofon, Schwebegeschirr. Kommst du mit?«

»Gleich«, sagte Mahnmut. *Soll das heißen, das Bran-Loch wird instabil?*

Das soll heißen, es wird jeden Moment zusammenbrechen, sendete Orphu. Wir haben den Moravecs und Steinvecs in der Umgebung von Ilium und an der Küste befohlen, so schnell wie möglich von dort zu verschwinden. Wir glauben, dass sie noch genug Zeit haben, um ihre Ausrüstung einzuladen, aber die Hornissen und Fähren müssten innerhalb der nächsten zehn Minuten mit ungefähr dreifacher Schallgeschwindigkeit dort herauskommen. Stell dich schon mal auf einen mehrfachen Überschallknall ein.

Dann ist Ilium Luftangriffen und QT-Invasionen vom Olymp schutzlos ausgesetzt, sendete Mahnmut. Der Gedanke erschreckte ihn. Sie ließen ihre trojanischen und griechischen Verbündeten im Stich.

Das ist nicht mehr unser Problem, rumpelte Orphu von Io. As-teague/Che und die anderen Hauptintegratoren haben die Evakuierung angeordnet. Wenn dieses Bran-Loch sich schließt – und das wird es, Mahnmut, glaub mir –, verlieren wir alle achthundert Techniker, Raketenbatterie-Vecs und andere, die auf der Erdseite stationiert sind. Sie haben bereits den Abzugsbefehl erhalten. Sie setzen ihr Leben sogar schon auf Spiel, wenn sie sich die Zeit nehmen, ihre Raketen, Energieprojektoren und anderen schweren Waffen einzuladen, aber

die Integratoren wollen nicht, dass sie diese Sachen zurücklassen, selbst wenn sie funktionsuntüchtig gemacht werden.

Kann ich helfen? Mahnmut schaute zur offenen Luke hinüber, wo Hockenberry auf Achilles und seine Männer zulief. Er kam sich nutzlos vor – wenn er Hockenberry hier ließ, würde der Scholiker vielleicht in dem bevorstehenden Kampf sterben. Wenn er mit der Hornisse nicht sofort startete und durchs Loch flog, würden andere Moravecs vielleicht nie wieder in ihr echtes Universum zurückkehren können.

Bleib dran, ich frage die Integratoren und General Beh bin Adee, sendete Orphu. Ein paar Sekunden später knisterte es erneut auf dem Engstrahlkanal. *Bleib, wo du bist. Du hast die beste Kameraposition auf das Bran, über die wir momentan verfügen. Kannst du alles eingehende Bildmaterial nach Phobos weiterleiten und das Schiff verlassen, um zur Ergänzung ein paar eigene Aufnahmen zu machen?*

Ja, kann ich, sendete Mahnmut. Er schaltete den Tarnmodus der Hornisse aus – er wollte nicht, dass die näher rückenden Achäer und Steinvecs gegen sie prallten – und lief die Rampe hinunter, um sich Hockenberry anzuschließen.

Auf dem Weg zu der Achäerschar befahl Hockenberry ein wachsendes Gefühl der Unwirklichkeit, vermischt mit einem Hauch von Schuldbewusstsein. *Das ist mein Werk. Hätte ich vor acht Monaten nicht Athenes Gestalt angenommen und Patroklos entführt, hätte Achilles den Göttern nicht den Krieg erklärt, und nichts von alledem wäre geschehen. Wenn heute jemand hier stirbt, ist das nur meine Schuld.*

Achilles wandte der näher kommenden Reitertruppe den Rücken zu und begrüßte ihn. »Willkommen, Hockenberry, Sohn des Duane.«

Ungefähr fünfzig achäische Fürsten, Truppenführer und Lanzenkämpfer erwarteten die Frauen, die ihnen zu Pferde entgegenkamen – die Distanz wurde rasch geringer, und Hockenberry sah, dass es in der Tat Frauen waren, herausgeputzt mit glänzenden Rüstungen –, und unter den obersten Führern hier erkannte er Diomedes, den großen und kleinen Ajax, Idomeneus, Odysseus, Podarkes und seinen jüngeren Freund Menippos, Sthenelos, Euryalos und Stichios. Der ehemalige Scholiker sah zu seiner Überraschung, dass der lästernde Schwätzer Thersites neben Achilles stand – normalerweise hätte der fußschnelle Männertöter den Leichenfledderer nicht näher als einen Kilometer an sich herangelassen.

»Was geht hier vor?«, fragte er Achilles.

Der hochgewachsene, blonde Halbgott zuckte die Achseln. »Es war ein seltsamer Tag, Sohn des Duane. Zuerst haben die Götter sich geweigert, zum Kampf herabzusteigen. Dann hat uns eine buntscheckige Gruppe von Trojanerinnen angegriffen und Philoktetes mit einem glücklichen Speerwurf getötet. Und nun kommen diese Amazonen, nachdem sie weitere unserer Männer getötet haben. So erzählt es uns jedenfalls diese Ratte an meiner Seite.«

Amazonen.

Mahnmut kam herbeigeeilt. Die meisten Achäer hatten sich inzwischen an den kleinen Moravec gewöhnt und schenken dem Geschöpf aus Metall und Kunststoff nur einen flüchtigen

Blick, bevor sie wieder zu den herangaloppierenden Amazonen hinüberschauten.

»Was ist los?«, fragte Mahnmut Hockenberry auf Englisch.

Statt in derselben Sprache zu antworten, zitierte Hockenberry:

*»Ducit Amazonidum lunatis agmina peltis
Penthesilea furens, mediuque in milibus ardet,
aurea subnectens exsertae cingula mammae
bellatrix, audetque viris concurrere virgo.«*

»Zwing mich nicht, Latein herunterzuladen«, sagte Mahnmut. Er machte eine Kopfbewegung zu den riesigen Pferden, die nun keine fünf Meter vor ihnen allen gezügelt wurden und dabei eine Staubwolke aufwirbelten, die über die achäischen Truppenführer hinwegrollte.

»Die Amazonen mit halbmondförmigen Schutzschilden führte Penthesilea«, übersetzte Hockenberry, »sie focht voll Eifer inmitten der Massen, unter entblößter Brust das goldene Wehrgehenk, mutig, wagte, noch jung, fast ein Mädchen, mit Männern im Kampf sich zu messen.«

»Ist ja toll«, bemerkte der kleine Moravec sarkastisch. »Aber der lateinische Text... das ist nicht Homer, nehme ich an?«

»Vergil«, flüsterte Hockenberry in der plötzlichen Stille, in der das Scharren eines Pferdehufs ungeheuer laut klang. »Irgendwie sind wir hier in der *Aeneis*.«

»Ist ja toll«, wiederholte Mahnmut.

Die Steinvec-Techniker auf der Erdseite haben ihre Schiffe fast fertig beladen und sind in fünf Minuten oder weniger startklar, sendete

Orphu. *Und da ist noch etwas, was du wissen musst. Wir werden die Queen Mab früher auf die Reise schicken.*

Wann denn? Mahnmut rutschte das größtenteils organische Herz in die nicht vorhandene Hose. Wir haben Hockenberry versprochen, dass er achtundvierzig Stunden Zeit hat, um seine Entscheidung zu treffen und Odysseus zu überreden, mit uns zu fliegen.

Tja, jetzt hat er nicht mal mehr eine Stunde, sendete Orphu von Io. Vielleicht vierzig Minuten, bis wir die verdammten Steinvecs mit Tranquilizern voll gepumpt und mitsamt ihrer Waffen im Schiff untergebracht haben. Bis dahin müsst ihr wieder hier oben sein, sonst bleibt ihr da.

Aber die Dark Lady, sendete Mahnmut, der an sein U-Boot dachte. Die vielen Systeme des U-Boots waren noch nicht einmal fertig durchgecheckt.

Sie verstauen sie gerade im Laderaum, sendete Orphu von der Mab. Ich spüre die Erschütterungen. Du kannst deine Checkliste abarbeiten, während wir unterwegs sind. Trödle da unten nicht herum, alter Freund. Das Knistern des Engstrahls wurde zu einem Zischen, als Orphu abschaltete.

Aus der zweiten Reihe hinter der schmalen Frontlinie sah Hockenberry, dass die Pferde der Amazonen riesig waren... so groß wie Percherons oder diese Budweiser-Pferde. Es waren dreizehn, und Vergil, Gott segne ihn, hatte Recht gehabt – die Rüstung der Amazonen ließ jeweils die linke Brust frei. Die Wirkung war... verwirrend.

Achilles trat drei Schritte vor die anderen Männer. Er war so nah am Pferd der blonden Amazone, dass er ihm einen Faustschlag auf die Nase hätte versetzen können. Er tat es nicht.

»Was willst du, Frau?«, fragte er. Für einen solch muskulösen Bären von einem Mann war Achilles' Stimme sehr sanft.

»Ich bin Penthesilea, Tochter des Kriegsgottes Ares und der Amazonenkönigin Otrere«, sagte die schöne Frau hoch auf ihrem gepanzerten Pferd. »Und ich will dich töten, Achilles, Sohn des Peleus.«

Achilles warf den Kopf in den Nacken und lachte. Es war ein unbekümmertes, entspanntes Lachen, und gerade darum für Hockenberry umso erschreckender. »Sag mir, Frau«, erwiderte Achilles leise, »woher nimmst du den Mut, uns herauszufordern, die mächtigsten Helden dieser Zeit, Kämpfer, die sogar den Olymp belagert haben? Die meisten von uns entstammen dem Blut des Kronossohnes selbst, des mächtigen Herrschers Zeus. Möchtest du wirklich mit uns kämpfen, Frau?«

»Die anderen können gehen, wenn sie am Leben bleiben wollen«, rief Penthesilea herab. Ihre Stimme war genauso ruhig wie die von Achilles, aber lauter. »Ich habe keinen Streit mit Ajax, dem Sohn des Telamon, oder mit dem Sohn des Tydeus, des Deucalion, des Laertes oder den anderen, die hier versammelt sind. Nur mit dir, Pelide.«

Die Genannten – der große Ajax, Diomedes, Idomeneus und Odysseus – machten einen Moment lang ein verblüfftes Gesicht, sahen Achilles an und lachten dann unisono. Die anderen Achäer stimmten in das Gelächter ein. Fünfundsechzig weitere achäische Kämpfer kamen von hinten herbei, unter ihnen der Steinvec Mep Ahoo.

Hockenberry bemerkte nicht, wie Mahnmuts Kopf mit der schwarzen Sichtscheibe sich geschmeidig drehte, und er hatte keine Ahnung, dass nun auch Zenturio Mep Ahoo den kleine-

ren Moravec per Engstrahl über den unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch des Bran-Lochs informierte.

»Mit deinem schwächlichen Angriff auf ihr Heim hast du die Götter beleidigt«, rief Penthesilea. Ihre Stimme wurde lauter, bis auch die hundert Meter entfernten Männer sie hören konnten. »Und den friedlichen Trojanern hast du mit deinem gescheiterten Angriff auf *ihr* Heim ein Unrecht zugefügt. Aber heute stirbst du, Frauentöter Achilles. Mach dich bereit zum Kampf.«

»Ach, du meine Güte«, sagte Mahnmut auf Englisch.

»Heilige Mutter Gottes«, flüsterte Hockenberry.

Die dreizehn Frauen schrien in ihrer Amazonensprache und trieben ihre Schlachtrösser voran. Die riesigen Pferde machten einen Satz nach vorn, und auf einmal war die Luft von Speeren, Pfeilen und dem Klappern von ehernen Spitzen erfüllt, die gegen Rüstungen und hastig erhobene Schilde schlugen.

20

Entlang der Küste des nördlichen Marsmeeres, das die Bewohner des Olymps Nordmeer oder Tethys-Meer nennen, haben die kleinen grünen Männchen – auch *Zeks* genannt – mehr als elftausend riesige Steinköpfe errichtet. Jeder der Köpfe ist zwanzig Meter hoch. Sie sind identisch – jeder zeigt das Gesicht eines alten Mannes mit einem gewaltigen Zinken von einer Nase, schmalen Lippen, hoher Stirn, gerunzelten Brauen, kahlem Schädel, festem Kinn und einem Kranz langer, nach hinten über

die Ohren wehender Haare. Der Stein für die Köpfe stammt aus riesigen Steinbrüchen in den Klippen des geologischen Wirrwarrs namens Noctis Labyrinthus am westlichen Ende des 4200 Kilometer langen Binnenmeeres, das den Riss der Valles Marineris füllt. In diesen Steinbrüchen im Noctis Labyrinthus haben die kleinen grünen Männchen jeden unbehauenen Steinblock auf einen Lastkahn mit breitem Kiel geladen und durch die ganzen Valles Marineris transportiert. Draußen im Tethys-Meer haben von Zeks bemannte Feluken mit Lateinsegeln die Lastkähne in Position an der Küste manövriert, wo Hunderte dicht gedrängter KGMs jeden Stein ausladen und, während er im Sand liegt, den Kopf herausmeißeln. Wenn die Bildhauerarbeit bis auf das Haar am Hinterkopf beendet ist, rollt die Zek-Menge jeden Kopf zu einem dafür vorbereiteten steinernen Fundament. Manchmal müssen sie den Kopf Klippen hinaufhieven oder ihn durch Sümpfe und Marschland transportieren, und dann richten sie ihn mit Hilfe einer Kombination von Flaschenzügen und Sandbewegungen auf. Schließlich setzen sie eine steinerne Stange am Genick in eine dafür vorgesehene Öffnung in der Fundamentplatte und rücken den riesigen Kopf an die richtige Stelle. Dann modellieren ein Dutzend KGMs noch die flatternden Haare, während die Mehrheit der kleinen Geschöpfe sich daranmacht, den nächsten Kopf zu bearbeiten.

Die identischen Gesichter schauen alle aufs Meer hinaus.

Der erste Kopf ist fast anderthalb Erdjahrhunderte zuvor aufgerichtet worden, am Fuß des Olympus Mons, dort, wo die Brandung des Tethys-Meeres hereinrollt, und seither haben die kleinen grünen Männchen in jeweils einem Kilometer Abstand weitere Köpfe aufgestellt, ostwärts um die riesige, pilzförmige Halbinsel namens Tempe Terra herum, dann zurück nach Sü-

den und in die Mündung der Kasei Valles hinein, dann nach Südosten entlang der Marschen von Lunae Planum, dann zu beiden Seiten der riesigen Meeresbucht von Chryse Planitia, einem Meer im Meer, dann auf beiden Steilküsten der breiten Mündung der Valles Marineris, und schließlich – erst in den letzten acht Monaten – nordöstlich entlang der steilen Klippen von Arabia Terra bis hin zu den nördlichen Archipeln von Deuteronilus und Protonilus Mensae.

Am heutigen Tag jedoch ist jede Arbeit an den Köpfen zum Erliegen gekommen, und mehr als hundert Feluken haben die KGMs – metergroße, grüne Hominiden auf Fotosynthesebasis mit transparentem Fleisch und kohlschwarzen Augen, aber ohne Mund und Ohren – zu einer bestimmten Stelle an den breiten Stränden von Tempe Terra gebracht, etwas mehr als zweihundert Kilometer vom Olympus Mons entfernt an der in einem weiten Bogen verlaufenden Küste. Von hier aus sieht man im Westen, weit draußen im Meer, den Inselvulkan von Alba Patera, und das unglaubliche Massiv des Olympus Mons erhebt sich im fernen Südwesten über die Schulter der Welt.

Hier säumen die Steinköpfe eine Steilwand, die ein paar hundert Meter vom Wasser zurückweicht, aber der Strand ist breit und flach, und alle siebentausenddreihundertdrei Zeks haben sich hier versammelt, eine kompakte grüne Masse am Strand, bis auf einen leeren Halbkreis aus Sand mit einem Durchmesser von ungefähr einundfünfzig Metern. Mehrere Marsstunden lang stehen die kleinen grünen Männchen stumm und reglos da, die kohlschwarzen Knopfaugen auf den leeren Sand gerichtet. Feluken und Lastkähne tanzen leicht in der schwachen Tethys-Brandung. Nur der Wind ist zu hören; er kommt von Westen und weht hin und wieder Sand auf, den er auf durchsichti-

ge grüne Haut prasseln lässt, oder er pfeift ganz leise zwischen die niedrigen Ginsterpflanzen am Fuß der Klippen hinter dem Strand.

Auf einmal liegt Ozongeruch in der Luft – obgleich die Zeks keine Nase haben, mit der sie ihn wahrnehmen könnten –, und ganz in der Nähe hallen mehrere Donnerschläge über den Strand. Obwohl die KGMs keine Ohren haben, spüren sie diese Geräuschexplosionen durch ihre unglaublich empfindliche Haut.

Zwei Meter über dem Strand erscheint plötzlich ein dreidimensionales rotes Rhomboid mit einem Durchmesser von ungefähr fünfzehn Metern. Dieses Rhomboid dehnt sich aus, wird dann jedoch in der Mitte zusammengeschnürt, bis es wie zwei rote Tropfen aussieht. An den Spitzen dieser Tropfen kommt eine winzige Kugel zum Vorschein. Sie wächst zu einem dreidimensionalen grünen Oval heran, welches das ursprüngliche rote Rhomboid zu verschlucken scheint. Das Oval und das Rhomboid beginnen in entgegengesetzten Richtungen zu rotieren, bis Sand hundert Meter hoch in die Luft gewirbelt wird.

Die KGMs stehen mit ausdrucksloser Miene im zunehmenden Sturm.

Durch die Rotation nehmen das dreidimensionale Oval und das Rhomboid die Form einer Kugel an und komplettieren damit den Flop-Übergang durch eine perfekte Umstülpung. Ein zehn Meter durchmessender Kreis bildet sich in der Luft und scheint in den Sand zu sinken, bis ein Bran-Loch eine Scheibe aus Raum und Zeit schneidet. Man sieht noch die schützende Weltfläche des neugeborenen Bran-Lochs, Blütenblätter und Schichten aus elfdimensionaler Energie, die den Sand, die Luft,

den Mars und das Universum vor dieser vorsätzlichen Degeneration des Raum-Zeit-Gewebes bewahren.

Aus dem Loch kommt so etwas wie eine Rauch ausstoßende, tuckernde, dampfbetriebene Karriole, deren verborgene Gyroskope die Masse aus Metall und Holz auf dem einzelnen Gummirad im Gleichgewicht halten. Das Gefährt kommt genau in der Mitte der von den Zeks frei gelassenen Fläche im Sand zum Stehen. Eine Tür mit verschlungenen Schnitzereien öffnet sich, und eine Holzterrasse senkt sich herab und entfaltet sich wie ein sorgfältig arrangiertes Puzzle.

Vier Voynixe – zwei Meter große metallene Zweibeiner mit gewölbter Brust und einem halslosen Kopf, der wie ein bloßer Höcker auf dem Körper sitzt – entsteigen der Karriole und beginnen, mit ihren Manipulatorhänden statt mit ihren Klingenhänden einen komplexen Apparat mit silbernen, in kleinen, parabolischen Projektoren endenden Tentakeln zusammenzubauen. Als sie fertig sind, treten die Voynixe zu dem inzwischen verstummten Dampffahrzeug zurück und erstarren zur Reglosigkeit.

Auf dem Sand zwischen den Tentakelfilamenten des Projektors erscheint flimmernd ein Mensch oder die Projektion eines Menschen und nimmt dann scheinbar feste Gestalt an. Es ist ein alter Mann in einem blauen, mit wunderbaren astronomischen Symbolen bestickten Gewand. Er hält einen langen hölzernen Stab in der Hand, der ihm als Gehstock dient. Seine in goldenen Pantoffeln steckenden Füße sind fest und seine flimmernde Masse ist schwer genug, um Spuren im Sand zu hinterlassen. Er hat genau die gleichen Züge wie die Statuen auf der Klippe.

Der Magus geht zum Rand des klaren Wassers und wartet.

Nicht lange, dann gerät das Meer in Bewegung, und etwas Großes steigt unmittelbar hinter der Linie der trägen Brandung aus dem Wasser. Das Ding ist riesig, und es kommt langsam herauf, eher wie eine Insel, die aus dem Meer steigt, als wie ein organisches Geschöpf, ein Wal, ein Delphin, eine Seeschlange oder ein Meeresgott. Wasser strömt aus seinen Falten und Furchen, während es auf den Strand zuhält. Die Zeks treten zurück und zur Seite, um dem Ding Platz zu machen.

Von seiner Form und seiner Farbe hat es verblüffende Ähnlichkeit mit einem gigantischen Gehirn. Das Gewebe ist rosa – wie bei einem menschlichen Gehirn –, und die Windungen entsprechen weitgehend denen des gefalteten Oberflächenareals eines stark vergrößerten Gehirns, aber damit endet die Ähnlichkeit mit Gehirnmasse auch schon, denn das Wesen besitzt mehrere Paare grauer Augen in den Falten zwischen dem rosafarbenen Gewebe sowie eine Vielzahl von Händen: kleine Greifhände mit unterschiedlich vielen Fingern, die aus den Falten ragen und sich wie Seeanemonen in kalten Strömungen bewegen, größere Hände an längeren Stängeln zu beiden Seiten der diversen tief liegenden Augen und – wie deutlicher sichtbar wird, als das hausgroße Ding aus dem Wasser steigt und auf den Sand schlurft – mehrere Paare riesiger Hände auf der Unterseite und an den Rändern, mit denen es sich vorwärts bewegt, madenweiße oder leichengraue Hände von der Größe kopfloser Pferde.

Das riesige Ding bewegt sich wie ein Krebs. Es huscht seitwärts auf den durchfeuchteten Sand, treibt die KGMs weiter zurück und kommt keine zwei Meter vor dem alten Mann mit dem blauen Gewand zum Stehen, der – nachdem er anfangs ein Stück zurückgetreten ist, damit das Wesen auf dem trockenen

Strand genug Platz findet, um sich mit den Fingern festzuhalten – nun keinen Schritt mehr zurückweicht und mit dem Stab in der Hand gelassen zu den vielen kalten grauen Augenpaaren hinaufschaut.

Was hast du mit meinem Lieblingsanbeter gemacht?, fragt der Vielhändige mit lautloser Stimme.

»Er ist wieder losgelassen auf die Welt, muss ich leider gestehen«, seufzt der alte Mann.

Auf welche Welt? Es gibt zu viele.

»Die Erde.«

Welche Erde? Es gibt zu viele.

»Meine Erde«, sagt der alte Mann. »Die echte.«

Das Gehirn mit Händen gibt durch Löcher und Öffnungen in seinen Falten ein Geräusch von sich, einen schleimigen Laut wie ein Wal, der schlammiges Seewasser bläst. *Wo ist meine Priesterin, Prospero? Mein Kind?*

»Welches Kind?«, fragt der Mann. »Suchst du deine blauäugige Muttersau-Raben-Hure, dieses boshafte Geschöpf, oder den Sohn, den sie hier am und ans Gestade meiner Welt warf, diesen Wechselbalg, den keine menschliche Gestalt ziert?«

Der Magus hat das griechische Wort »sus« für »Rabe« und »korax« für »Muttersau« benutzt. Offenbar gefällt ihm sein kleines Wortspiel, ebenso wie bei dem Wort »warf«.

Sycorax und Caliban. Wo sind sie?

»Das Miststück ist verschwunden. Der Echsenjunge ist frei.«

Mein Caliban ist von dem Felsbrocken entkommen, auf dem du ihn diese langen Jahrhunderte hindurch gefangen gehalten hast?

»Habe ich das nicht gerade gesagt? Du solltest einige dieser überzähligen Augen gegen Ohren eintauschen.«

Hat er schon all deine kümmerlichen Sterblichen auf dieser Welt gefressen?

»Nicht alle. Noch nicht.« Der Magus deutet mit seinem Stab auf die steinernen Versionen seines Gesichts, die vom oberen Rand der Steilwand hinter ihm aufs Meer hinausschauen. »Hast du es genossen, beobachtet zu werden, Vielhändiger?«

Das Gehirn schnaubt erneut Salzwasser und Schleim aus. *Ich werde die grünen Männchen noch ein wenig arbeiten lassen und dann einen Tsunami schicken, der sie alle ertränkt und zugleich deine erbärmlichen Spionage-Steinplastiken umwirft.*

»Warum tust du's nicht gleich?«

Du weißt, ich kann es. Die Nichtstimme vermittelt irgendwie ein wütendes Knurren.

»Ja, das weiß ich, du Bösling«, sagt Prospero. »Aber dieses Volk zu ertränken wäre eine noch größere Untat als viele deiner anderen großen Verbrechen. Die Zeks sind so perfekt, dass sie fast so etwas wie Mitgefühl empfinden können, sie sind die personifizierte Loyalität, und während du die hiesigen Götter aus einer monströsen Laune heraus verändert hast, sind sie noch genauso wie früher – sie sind wahrhaftig *meine* Geschöpfe. Ich habe sie neu geformt.«

Und allein deshalb wird es mir umso mehr Vergnügen bereiten, sie zu töten. Welchen Nutzen haben solch stumme, chlorophyllische Marionetten? Sie sind wie bewegungsfähige Begonien.

»Sie besitzen keine Stimme«, gibt der alte Magus zu, »aber sie sind alles andere als stumm. Sie kommunizieren miteinander durch genetisch veränderte Datenpakete, die durch Berührung

von einer Zelle zur anderen weitergegeben werden. Wenn sie mit jemandem kommunizieren müssen, der kein Angehöriger ihres Volkes ist, bietet einer von ihnen freiwillig sein Herz zur Berührung dar und stirbt als Individuum, wird dann jedoch von allen anderen absorbiert und lebt auf diese Weise weiter. Das ist sehr schön.«

Manesque exire sepulcris, denkt-zischt der vielarmige Setebos. Du hast nur die Toten aus ihren Gräbern geweckt. Du spielst Medeas Spiel.

Ohne Vorwarnung wirbelt Setebos auf seinen Gehhänden herum. Eine kleinere Hand an einem schlangenartigen Stängel schießt zwanzig Meter weit aus seinen Gehirnfalten hervor. Die graue, madenbleiche Faust trifft ein kleines grünes Männchen, das in der Nähe der Brandung steht, dringt in seine Brust, packt sein schwimmendes grünes Herz und reißt es heraus. Der Körper des Zeks stürzt leblos in den Sand, und seine ganzen inneren Flüssigkeiten laufen heraus. Ein anderes KGM kniet sich sofort hin, um möglichst viel von der zellulären Essenz des toten Zeks in sich aufzunehmen.

Setebos zieht den Armstängel ein, zerquetscht das Herz zu einer trockenen Hülse, wie man Feuchtigkeit aus einem Schwamm quetschen würde, und wirft es fort. *Sein Herz war so leer und stimmlos wie sein Kopf. Es enthielt keine Botschaft.*

»Nicht für dich«, stimmt Prospero zu. »Aber die traurige Botschaft für mich lautet, nicht so offen mit meinen Feinden zu sprechen. Es sind immer andere, die leiden.«

Andere sollen leiden. Dazu erschaffen wir sie, du und ich.

»Ja, wir besitzen den Schlüssel zu Diener und Amt, um jedes Herz zu einer Weise zu stimmen, die uns behagt. Aber deine

Schöpfungen beleidigen alle, Setebos – besonders Caliban. Dein Monsterkind ist der Efeu, der meinen fürstlichen Stamm verbarg und mein Lebensgrün aussog.«

Dazu wurde er schließlich geboren.

»Geboren?« Prospero lacht leise. »Deine Hexenbrut ist inmitten der ganzen Palette der Zaubereien einer wahren Huren-Priesterin ins Dasein gesickert – Kröten, Käfer, Fledermäuse, Schweine, die einst Menschen waren –, und der Echsenjunge hätte einen Stall aus meiner Erde gemacht, hätte ich die tückische Kreatur nicht zu mir genommen – in meine eigene Zelle – und sprechen gelehrt, sie höchst menschlich aufgezogen und ihr alles Gute der Menschheit gezeigt... und was hat es mir, der Welt oder dem verlognen Sklaven genutzt?«

Alles Gute der Menschheit, schnaubt Setebos. Er schiebt sich auf seinen riesigen Gehhänden fünf Schritte vorwärts, bis sein Schatten auf den alten Mann fällt. Ich lehrte ihn Macht. Du lehrtest ihn Schmerz.

»Als er, wie die Wesen deiner eigenen argen Herkunft, selbst nicht mehr wusste, was er dachte, und zu stammeln begann gleich einem wilden Tier, bannte ich ihn mit Recht in einen Fels, wo ich ihm in einer meiner Gestalten Gesellschaft leistete.«

Du hast Caliban in diesen orbitalen Felsbrocken verbannt und eines deiner Hologramme dorthin geschickt, damit du ihn jahrhundertlang quälen und peinigen konntest, lügenhafter Magus.

»Peinigen? Nein. Doch wenn die stinkende Amphibie nicht gehorchte, plagte ich sie mit Gicht, bis ihr die Knochen schmerzten und sie so laut brüllte, dass die anderen wilden Tiere der mittlerweile vernichteten Orbitalinsel vor ihr zitterten. Und das werde ich wieder tun, wenn ich sie erwische.«

Zu spät, schnaubt Setebos. Seine starren Augen richten sich alle auf den alten Mann in dem blauen Gewand zu seinen Füßen. Finger zucken und bewegen sich hin und her. Wie du selbst gesagt hast, ist mein Sohn, mit dem ich sehr zufrieden bin, auf deine Welt losgelassen worden. Das weiß ich natürlich. Ich werde bald dort sein und mich zu ihm gesellen. Zusammen mit den vielen Tausend kleiner Calibani, die du zuvorkommenderweise erschaffen hast, als du noch unter den Nachmenschen dort geweilt und diese zum Untergang verurteilte Welt für gut befunden hast, werden Vater und Enkel deine grüne Kugel bald reinigen und in einen angenehmeren Ort verwandeln.

»In einen Sumpf, meinst du«, sagt Prospero. »Voller übler Gerüche, noch üblerer Kreaturen, allen Formen der Schwärze und allen Ansteckungen, die aus Tümpel, Sumpf und Moor steigen, und dem Gestank von Prosperos Fall.«

Ja. Das riesige, rosafarbene, gehirnartige Wesen scheint auf seinen langen Fingergliedern hin und her zu tanzen und wie zu unhörbarer Musik oder beglückenden Schreien zu schunkeln.

»Dann darf Prospero nicht fallen«, flüstert der alte Mann. »Er darf nicht fallen.«

O doch, du wirst fallen, Magus. Du bist nur der Schatten eines Gerüchts eines Hauchs einer Noosphäre – die Personifizierung eines mitelpunktlosen, seelenlosen Impulses unnützer Informationen, des sinnlosen Gemurmels einer längst senil gewordenen, dem Niedergang anheim gefallenen Gattung, ein Cyber-Furz im Wind. Du wirst fallen, und deine nutzlose Bio-Hure, Ariel, auch.

Prospero hebt seinen Stab, als wollte er das Monster damit schlagen. Dann lässt er ihn wieder sinken und stützt sich darauf, als wäre plötzlich alle Kraft aus ihm gewichen. »Ariel ist

immer noch die brave, treue Dienerin unserer Erde. Sie wird dir niemals dienen, ebenso wenig wie deinem monströsen Sohn oder deiner blauäugigen Hexe.«

Sie wird uns dienen, indem sie stirbt.

»Ariel ist die Erde, du Ungeheuer«, sagt Prospero sehr leise. »Mein Schatz ist zu vollem Bewusstsein erwacht, als die Noosphäre sich mit der ichbewussten Biosphäre verwob. Würdest du eine ganze Welt vernichten, um deinen Zorn und deine Eitelkeit zu nähren?«

O ja.

Setebos springt auf seinen riesigen Fingerspitzen vorwärts und packt den alten Mann mit fünf Händen, hebt ihn nah an zwei seiner Augenpaare. *Wo ist Sycorax?*

»Sie verwest.«

Circe ist tot? Setebos' Tochter und Konkubine kann nicht sterben.

»Sie verwest.«

Wo? Wieso?

»Alter und Neid haben sie so krumm gemacht wie einen Reifen, und ich habe sie zu einem Fisch gerollt, der nun vom Kopf her verwest.«

Der Vielarmige gibt sein schleimiges Schnauben von sich, reißt Prospero die Beine aus und wirft sie ins Meer. Dann reißt er dem Magus die Arme aus und steckt sie in ein Maul, das sich in seiner tiefsten, klaffendsten Falte auftut. Schließlich reißt er dem alten Mann die Gedärme heraus und schlürft sie auf wie eine lange Nudel.

»Macht dir das Spaß?«, fragt Prospero Kopf, bevor auch er von grauen Fingerdaumen zerquetscht wird und ins Maul des Vielhändigen wandert.

Die silbernen Tentakel am Strand flackern, die parabolischen Saugnäpfe an ihrem Ende leuchten. Prospero nimmt ein Stück weiter oben auf dem Strand wieder feste Gestalt an.

»Du bist ein trüber Geist, Setebos. Immer zornig, immer hungrig, aber ermüdend und trübe.«

Ich werde dein wahres, physisches Ich schon finden, Prospero. Glaub mir. Auf der Erde, in ihrer Kruste, in den Tiefen ihres Meeres oder in ihrer Umlaufbahn, ich finde die organische Masse, die du einmal warst, und dann fresse ich dich in aller Ruhe auf. Daran besteht kein Zweifel.

»Trübe«, wiederholt der Magus. Er wirkt müde und traurig. »Welches Schicksal deine Götter aus Lehm und meine Zeks hier auf dem Mars – und meine geliebten Männer und Frauen auf der Erde Iliums – auch erwarten mag, du und ich, wir sehen uns bald wieder. Diesmal auf der Erde. Bald wird unser langer Krieg unwiderruflich zu Ende sein, so oder so.«

Ja. Das vielhändige Ding spuckt blutige Fetzen in den Sand, dreht sich auf seinen Unterhänden und trippelt ins Meer zurück, bis von ihm nur noch ein blutiger Blas aus seinem halb untergetauchten Blasloch zu sehen ist.

Prospero seufzt. Er nickt den Voynixen zu, geht zu den nächsten KGMs hinüber und umarmt eines der kleinen grünen Männchen.

»So gern ich mit euch sprechen und eure Gedanken hören würde, meine Lieben, mein altes Herz erträgt es nicht, heute noch mehr von euch sterben zu sehen. Bis ich also wieder hier-

her komme – in besseren Zeiten –, bitte ich euch, *corragio!* Habt Mut! *Corragio!*«

Die Voynixe treten vor und schalten den Projektor ab. Der Magus löst sich in Luft auf. Sorgfältig falten die Voynixe die silbernen Tentakel zusammen, tragen die Projektionsmaschine zur Dampfkarriole und verschwinden damit in deren rot erleuchtetem Innern. Die Treppe fährt ein. Die Dampfmaschine tuckert lauter.

Die Karriole dreht schnaufend einen schwerfälligen Kreis auf dem Strand, die Zeks treten schweigend beiseite, und dann rumpelt die träge Maschine durch das Bran-Loch und verschwindet.

Ein paar Sekunden später schrumpft das Bran-Loch selbst, faltet sich in seine elfdimensionale Weltfläche aus reiner farbiger Energie zurück, schrumpft erneut und verschwindet abrupt.

Eine Zeit lang ist nichts weiter zu hören und zu sehen als die lethargischen Wellen, die an den roten Strand rollen. Dann löst sich die Zek-Menge auf; die KGMs begeben sich zu ihren Feluken und Lastkähnen, setzen die Segel und fahren zu den Steinköpfen zurück, die sie noch behauen und aufstellen müssen.

21

Noch während sie ihr Pferd antrieb und Athenes Speer zum tödlichen Wurf hob, erkannte Penthesilea, dass sie zwei Dinge übersehen hatte, die ihr Schicksal vielleicht besiegen würden.

Zunächst einmal wurde ihr – unglaublicherweise – klar, dass Athene ihr nie gesagt (und sie die Göttin auch nie gefragt) hatte, *welche* Ferse des Männertöters verwundbar war. Penthesilea hatte angenommen, es wäre die rechte – dieses Bild sah sie vor sich, wenn sie sich vorstellte, wie Peleus das Baby aus dem Himmlischen Feuer zog –, aber Athene hatte keine genaueren Angaben gemacht; sie hatte nur erklärt, *eine* von Achilles' Fersen sei die eines Sterblichen.

Penthesilea hatte durchaus vorhergesehen, wie schwierig es selbst mit Athenes verzaubertem Speer sein würde, die Ferse des Helden zu treffen – sie war der festen Überzeugung, dass Achilles nicht vor ihr weglaufen würde –, und darum hatte sie ihren Amazonen befohlen, möglichst viele der Achäer hinter Achilles niederzumetzeln. Penthesilea hatte vor, den Speer just in dem Moment nach der Ferse des fußschnellen Männertöters zu werfen, wenn er sich umdrehte, um festzustellen, wer verwundet und wer tot war, wie es jeder loyale Anführer tun würde. Doch damit diese Strategie aufging, musste sich Penthesilea ihrerseits bei dem Angriff zurückhalten und es ihren Schwestern überlassen, diese anderen niederzustrecken, sodass Achilles gezwungen war, sich umzudrehen. Es widersprach Penthesileas kriegerischem Wesen, nicht die Führung zu übernehmen, nicht als Erste in tödlichen Kontakt mit dem Feind zu treten, und obwohl ihre Schwestern einsahen, dass dieser Angriffsplan nötig war, um den Männertöter zu Fall zu bringen, errötete die Amazonenkönigin vor Scham, als die Schlachtreihe der Pferde mit der Schlachtreihe der Männer zusammenstieß, während Penthesileas riesiges Ross ein paar Sekunden hinter den anderen zurückblieb.

Dann erkannte sie ihren zweiten Fehler. Der Wind blies nicht Achilles ins Gesicht, sondern *ihr*. Penthesileas Plan hing nicht zuletzt von der verwirrenden Wirkung von Aphrodites Parfüm ab, aber der muskelbepackte Schwachkopf musste es *riechen*, damit der Plan funktionierte. Wenn der Wind nicht drehte – oder Penthesilea die Distanz nicht verkürzte, bis sie buchstäblich über dem blonden achäischen Krieger war –, würde der magische Duft keine Rolle spielen.

Verdammt noch mal, dachte die Amazonenkönigin, als ihre Gefährtinnen Pfeile abzuschießen und Speere zu schleudern begannen. *Sollen die Moiren ihren Willen bekommen und den Letzten die Hunde beißen! Ares – Vater! –, sei jetzt mit mir und beschütze mich!*

Sie rechnete halbwegs damit, dass der Gott des Krieges an ihrer Seite auftauchen würde, vielleicht sogar zusammen mit Athene und Aphrodite – schließlich war es ihr Wille, dass Achilles an diesem Tag sterben sollte –, aber weder ein Gott noch eine Göttin zeigte sich in den wenigen Sekunden, bevor die Pferde sich auf rasch aufgestellten Lanzen aufspießten, Wurfspeere auf hastig erhobene Schilde prasselten und die nicht aufzuhaltenden Amazonen mit den unnachgiebigen Achäern zusammenprallten.

Anfangs schienen sowohl das Glück als auch die Götter mit den Amazonen zu sein. Obwohl etliche ihrer Pferde von Lanzen spitzen durchbohrt wurden, durchbrachen die riesigen Rösser die Linien der Argeier. Einige der Griechen wichen zurück; andere fielen einfach. Die Amazonenkriegerinnen kreisten die rund fünfzig Männer um Achilles herum rasch ein und began-

nen, mit ihren Schwertern und Speeren auf sie einzuhaue und einzustechen.

Klonia, Penthesileas Lieblingskriegerin und die beste Bogenschützin aller lebenden Amazonen, schoss ihre Pfeile so geschwind ab, wie sie sie einlegen und von der Sehne schnellen lassen konnte. Ihre Ziele befanden sich allesamt hinter Achilles, sodass der Männertöter sich jedes Mal umdrehen musste, wenn ein Mann getroffen wurde. Der Achäer Menippos fiel mit einem langen Pfeil im Hals. Menippos' Freund, der mächtige Podarkes, Sohn des Iphiklos und Bruder des gefallenen Protesilaos, sprang wutentbrannt vor und versuchte, die berittene Klonia mit seiner Lanze an der Hüfte zu durchbohren, aber die Amazone Bremusa schlug die Lanze entzwei und hackte Podarkes dann mit einem gewaltigen Hieb den Arm am Ellbogen ab.

Penthesileas Waffengefährtinnen Euandra und Thermodoa waren abgeworfen worden, als ihre Schlachtrösser, von den langen Lanzen der Achäer ins Herz getroffen, zu Boden stürzten, aber die beiden Frauen waren sofort wieder auf den Beinen, gepanzerter Rücken an gepanzertem Rücken, und ihre sichelförmigen Schilde blitzten, während sie die schreienden, angreifenden Griechen ringsum abwehrten.

Penthesilea durchbrach die Schilde der Argeier mit der zweiten Welle des Amazonenangriffs, ihre Gefährtinnen Alkibia, Derimachia und Derione an ihrer Seite. Bärtige Gesichter bleckten ihnen die Zähne entgegen und wurden niedergehauen. Ein Pfeil aus den hinteren Reihen der Achäer prallte von Penthesileas Helm ab, und vor ihren Augen verschwamm einen Moment lang alles in einem roten Nebel.

Wo ist Achilles? Das Durcheinander des Kampfes hatte ihr für einen Augenblick die Orientierung geraubt, aber dann sah die Amazonenkönigin den Männertöter zwanzig Schritte zu ihrer Rechten, umgeben vom Kern der achäischen Führer – den beiden Ajax, Idomeneus, Odysseus, Diomedes, Sthenelos und Teukros. Penthesilea stieß einen lauten Amazonenkriegsruf aus, gab ihrem Pferd die Fersen und zwang es, auf die Helden zuzuhalten.

In dieser Sekunde schien sich die Menge kurz zu teilen, just in dem Moment, als Achilles sich umdrehte, um einen seiner Männer, Euenor aus Dulichium, mit einem von Klonias Pfeilen im Auge fallen zu sehen. Penthesilea sah Achilles' ungeschützte Waden unter den Riemen der Beinschienen, seine staubigen Knöchel, seine schwieligen Fersen.

Athenes Speer schien in ihrer Hand zu summen, als sie ausholte und mit aller Macht und Kraft warf. Der Speer beschrieb genau die richtige Flugbahn, traf den fußschnellen Männertöter an der ungeschützten rechten Ferse... und prallte ab.

Achilles' Kopf fuhr herum und kam hoch, bis der Blick seiner blauen Augen sich auf Penthesilea richtete. Seine Züge verzerrten sich zu einem schrecklichen Grinsen.

Die Amazonen kämpften nun mit der zentralen Gruppe der Achäer, und ihr Glück begann sich zu wenden.

Bremusa warf einen Speer nach Idomeneus, aber Deukalions Sohn hob fast beiläufig seinen runden Schild, und die Lanze zerbrach. Als er seinen längeren Speer warf, flog dieser schnurstracks auf sein Ziel zu, durchbohrte die rothaarige Bremusa direkt unter der linken Brust und kam hinten wieder heraus. Sie stürzte rücklings von ihrem schäumenden Pferd, und

ein halbes Dutzend rangniederer Argeier liefen zu ihr, um ihr die Rüstung zu rauben.

Schreiend vor Wut über den Tod ihrer Schwester trieben Alkibia und Derimachia ihre Pferde auf Idomeneus zu, aber die beiden Ajax packten die Zügel der Rösser und brachten sie mit ihrer ungeheuren Kraft zum Stehen. Als die beiden Amazonen absprangen, um zu Fuß weiterzukämpfen, enthauptete der Tydide Diomedes alle beide mit einem weit ausholenden Schwerthieb. Penthesilea sah entsetzt zu, wie Alkibias Kopf mit den immer noch verständnislos dreinschauenden Augen in den Staub rollte und liegen blieb, nur um von dem lachenden Odysseus an den Haaren emporgehoben zu werden.

Penthesilea spürte, wie die Hände eines namenlosen Argeiers, der nach ihr griff, ihre Beine streiften, und sie versenkte ihren zweiten Speer so tief in der Brust des Mannes, dass er dessen Gedärme durchbohrte. Er stürzte mit weit offenem Mund zu Boden, nahm ihren Speer jedoch mit. Sie machte ihre Streitaxt los und trieb ihr Pferd vorwärts; sie hielt sich nur mit den Knien auf ihrem Ross.

Dirione, die rechts von der Amazonenkönigin ritt, wurde vom kleinen Ajax, dem Sohn des Oileus, vom Pferd gezogen. Als sie nach Atem ringend auf dem Rücken lag und nach ihrem Schwert griff, rammte ihr der kleine Ajax lachend seinen Speer in die Brust und drehte ihn, bis die Amazone aufhörte, sich zu winden.

Klonia schoss einen Pfeil auf das Herz des kleinen Ajax ab, der jedoch von dessen Brustharnisch abgelenkt wurde. Im selben Moment schoss Teukros, Telamons unehelicher Sohn, der beste aller Bogenschützen, schnell hintereinander drei Pfeile in

die aufstöhnende Klonia – einen in den Hals, einen durch die Rüstung in ihren Bauch und den letzten so tief in ihre bloße linke Brust, dass nur die Federn und zwei Gelenkbreiten des Schafts sichtbar blieben. Penthesilea teure Freundin fiel leblos von ihrem blutenden Pferd.

Euandra und Thermodoa standen noch und kämpften Rücken an Rücken – obwohl sie aus vielen Wunden bluteten und vor Erschöpfung beinahe umfielen –, als das Gedränge der Achäer um sie herum nachließ und Meriones, der Sohn des Molos, ein Freund von Idomeneus und zweiter Anführer der Kreter, zwei Speere zugleich warf – einen mit jeder Hand. Die schweren Speere durchstießen sämtliche Schichten der leichten Rüstung der Amazonen, und Thermodoa und Euandra sanken tot in den Staub.

All die anderen Amazonen waren gefallen. Penthesilea hatte hundert Schrammen und Schnittwunden, aber keine davon war tödlich. Die Schneiden ihrer Axt waren rot vom Blut der Argeier, aber da sie die Waffe inzwischen kaum noch heben konnte, warf sie sie weg und zog ihr Kurzschwert. Der Raum zwischen ihr und Achilles öffnete sich weiter.

Als hätte die Göttin Athene es gefügt, lag der Speer, den sie nach Achilles' rechter Ferse geworfen hatte, unversehrt neben dem rechten Huf ihres erschöpften Pferdes am Boden. Normalerweise hätte sich die Amazonenkönigin von einem dahingaloppierenden Pferd herabbeugen und die magische Waffe aufnehmen können, aber sie war zu erschöpft, ihre Rüstung hing wie Blei an ihr, und ihr verwundetes Ross hatte keine Kraft mehr, um sich zu bewegen. Darum glitt Penthesilea seitwärts aus dem Sattel und bückte sich tief, um den Speer aufzuheben,

während zwei von Teukros' Pfeilen über ihren Helm hinwegzischten.

Als sie sich wieder aufrichtete, hatte sich ihr Blickfeld ausschließlich auf Achilles verengt. Der Rest der wogenden Menge schreiender Achäer war ein Haufen belangloser, verschwommener Flecken.

»Wirf noch einmal«, sagte Achilles, immer noch mit seinem schrecklichen Grinsen im Gesicht.

Penthesilea legte ihre ganze restliche Kraft in den Speerwurf und zielte ganz nach unten, wo Achilles' bloße, muskulöse Schenkel unter dem Kreis seines bronzenen Schildes zu sehen waren.

Achilles duckte sich mit pantherartiger Schnelligkeit. Athenes Speer traf seinen Schild und zersplitterte.

Penthesilea blieb nichts anderes übrig, als stehen zu bleiben, wo sie war, und wieder ihre Axt zu packen, während Achilles, immer noch grinsend, seine eigene Lanze hob, den legendären Speer, den der Kentaur Chiron für seinen Vater, Peleus, angefertigt hatte, die Lanze, die niemals ihr Ziel verfehlte.

Achilles warf. Penthesilea hob ihren sichelförmigen Schild. Die Lanze durchstieß den Schild, ohne langsamer zu werden, durchbohrte ihre Rüstung und ihre rechte Brust, trat an ihrem Rücken wieder aus, fuhr in ihr Pferd, das hinter ihr stand, und durchbohrte auch dessen Herz.

Die Amazonenkönigin und ihr Streitross stürzten zusammen in den Staub. Penthesileas Füße flogen am Pendel des empors-teigenden Speers, der in ihrer beider Brust steckte, in die Höhe. Achilles kam mit dem Schwert in der Hand auf sie zu. Penthesi-lea versuchte mit aller Macht, ihn im Blick zu behalten, wäh-

rend ihr allmählich dunkel vor Augen wurde. Die Axt fiel ihr aus den kraftlosen Fingern.

»Heilige Scheiße«, flüsterte Hockenberry.

»Amen«, sagte Mahnmut.

Der ehemalige Scholiker und der kleine Moravec hatten während des ganzen Kampfgetümmels direkt neben Achilles gestanden. Als Achilles nun bei Penthesileas zuckendem Körper stehen blieb, traten sie vor.

»*Tum saeva Amazon ultimus cecidit metus*«, murmelte Hockenberry. »*Drauf, als er auch die Amazon' erlegt, da schwand erst völlig eure Furcht.*«

»Wieder Vergil?«, wollte Mahnmut wissen.

»Nein, Pyrrhos in Senecas Tragödie *Troades*.«

Dann geschah etwas Seltsames.

Während sich verschiedene Achäer um sie scharten, um die tote oder sterbende Penthesilea ihrer Rüstung zu berauben, stand Achilles mit verschränkten Armen über ihr. Seine Nasenflügel blähten sich, als inhalierte er den Gestank von Blut, Pferdeschweiß und Tod. Dann hob der fußschnelle Männertöter die riesigen Hände, schlug sie vors Gesicht und brach in Tränen aus.

Der große Ajax, Diomedes, Odysseus und mehrere andere Führer, die nah herbeigekommen waren, um die tote Amazonenkönigin zu betrachten, traten erstaunt zurück. Der rattengesichtige Thersites und einige rangniedrere Achäer ignorierten den weinenden Halbgott und fuhren fort, Penthesilea die Rüstung auszuziehen; sie nahmen ihr den Helm vom schlaff hän-

genden Kopf, sodass die goldenen Locken der toten Königin herabfielen.

Achilles warf den Kopf in den Nacken und klagte wie an jenem Morgen, als Hockenberry – in Gestalt der Athene – Patroklos ermordet und entführt hatte. Die anderen Anführer traten weiter von der gefallen Amazone und dem toten Pferd zurück.

Thersites durchtrennte die Riemen von Penthesileas Brustharnisch und ihren Gürtel mit seinem Messer, wobei er in seiner Hast, die unverdiente Beute an sich zu rafften, der toten Königin in die helle Haut schnitt. Die Königin war nun so gut wie nackt – nur eine baumelnde Beinschiene, ihr silberner Gürtel und eine einzelne Sandale hingen noch an ihrem zerschnittenen und zerschlagenen, aber irgendwie nach wie vor perfekten Körper. Peleus' langer Speer nagelte sie weiterhin an den Kadaver des Pferdes, aber der Pelide machte keinerlei Anstalten, ihn herauszuziehen.

»Tretet zurück«, sagte Achilles. Die meisten Männer gehorchten sofort.

Der hässliche Thersites – Penthesileas Brustharnisch unter dem einen, den blutigen Helm der Königin unter dem anderen Arm – schaute sich lachend um, während er sich daranmachte, ihr den Gürtel abzunehmen. »Was für ein Narr du bist, Peleussohn, so um diese gefallene Hündin zu weinen. Da stehst du und schluchzt wegen ihrer Schönheit. Sie ist jetzt eine Mahlzeit für die Würmer, und mehr ist sie nicht wert.«

»Tritt zurück«, sagte Achilles mit seiner schrecklichen, monotonen Stimme. Immer noch strömten ihm Tränen über das staubige Gesicht.

Ermutigt von des Männertöters Zurschaustellung weiblicher Schwäche, ignorierte Thersites den Befehl und riss der toten Penthesilea den silbernen Gürtel von den Hüften. Dabei hob er ihren Körper ein Stück an, um das kostbare Band zu befreien, und verlieh der Bewegung zugleich eine obszöne Bedeutung, indem er die eigenen Hüften bewegte, als würde er mit der Leiche kopulieren.

Achilles trat vor und versetzte Thersites einen Schlag mit der bloßen Faust, der ihm den Kiefer und den Wangenknochen zertrümmerte. Der Rattenmensch spie jeden einzelnen seiner gelben Zähne aus, flog über das Pferd und die tote Königin hinweg und blieb im Staub liegen. Blut quoll ihm aus Mund und Nase.

»Kein Grab und keinen Grabhügel für dich, du Bastard«, sagte Achilles. »Einst hast du Odysseus verhöhnt, und Odysseus hat dir vergeben. Jetzt hast du mich verhöhnt, und ich habe dich getötet. Der Sohn des Peleus lässt sich nicht ungestraft verspotten. Geh jetzt, fahr hinab in den Hades, und mach dich mit deinen gehässigen Witzen über die Schatten dort lustig.«

Thersites würgte an seinem eigenen Blut, erbrach sich und starb.

Achilles zog Peleus' Speer langsam – beinahe liebevoll – aus dem Staub, dem Pferdekadaver und Penthesileas sanft schaukelndem Leichnam. Alle Achäer traten weiter zurück. Sie verstanden nicht, weshalb der Männertöter derart klagte und weinte.

»Aurea cui postquam nudavit cassida frontem, vicit victorem candida forma virum«, flüsterte Hockenberry in sich hinein. *»Als der Toten sodann der Helm von der Stirne gelöst ward, fühlt' sich der*

Sieger... Achilles... vom Reiz seiner Besiegten besiegt.« Er blickte auf Mahnmut hinunter. »Properz, elftes Gedicht im vierten Buch seiner *Elegien*.«

Mahnmut zog an der Hand des Scholikers. »Jemand wird eine Elegie für uns schreiben, wenn wir nicht von hier verschwinden. Und zwar *sofort*.«

»Warum?« Hockenberry schaute sich blinzelnd um.

Sirenen begannen zu blöken. Steinvec-Soldaten inmitten von Scharen zurückweichender Achäer scheuchten die Menschen mit lauten Warntönen und verstärkten Stimmen in Richtung des Lochs. Ein großer Rückzug war im Gange – Streitwagen und laufende Männer strömten zum Loch und hindurch –, aber er war nicht von den Moravec-Lautsprechern eingeleitet worden: Der Olymp brach aus.

Die Erde – nun ja, die Marserde – erzitterte und erbehte. Schwefelgestank lag in der Luft. Hinter den im Rückzug begriffenen Heeren der Achäer und Trojaner glühte der ferne Gipfel des Olymps rot unter seiner Ägis, und Flammensäulen schossen kilometerhoch in die Luft. Im Gipfelbereich des Olympus Mons, des größten Vulkans im Sonnensystem, sah man bereits rote Lavaströme. Die Luft war von rotem Staub und dem Gestank der Furcht erfüllt.

»Was ist denn da los?«, fragte Hockenberry.

»Die Götter haben dort oben eine Eruption ausgelöst, und das Bran-Loch wird jeden Moment verschwinden«, rief Mahnmut und führte Hockenberry von der Stelle fort, wo Achilles neben der gefallenen Amazonenkönigin kniete. Die anderen toten Amazonen waren ebenfalls ihrer gesamten Rüstung beraubt

worden, und bis auf den Kern der Anführer und Helden liefen die meisten Männer zum Loch.

Ihr müsst da raus, kam Orphu von Ios Stimme über Engstrahl zu Mahnmut.

Ja, sendete Mahnmut, *wir können die Eruption von hier aus sehen*.

Noch schlimmer, kam Orphus Stimme auf Engstrahl. *Die Messdaten zeigen, dass sich der Calabi-Yau-Raum dort zu einem schwarzen Loch und einem Wurmloch verzerrt. String-Vibrationen sind vollkommen instabil. Ob der Olympus Mons nun diesen Teil des Mars in Stücke sprengt oder nicht – ihr habt höchstens noch Minuten, bis das Bran-Loch verschwindet. Bring Hockenberry und Odysseus zu uns aufs Schiff*.

Zwischen blinkenden Rüstungen und staubigen Schenkeln hindurch erspähte Mahnmut Odysseus, der dreißig Schritte entfernt mit Diomedes sprach. *Odysseus?*, sendete er. *Hockenberry ist noch gar nicht dazu gekommen, mit Odysseus zu sprechen, geschweige denn ihn zum Mitkommen zu überreden. Brauchen wir Odysseus wirklich?*

Der Analyse des Hauptintegrators zufolge schon, sendete Orphu. *Ach, übrigens, du hattest während des ganzen Kampfes die Kamera an. Das waren echt heiße Bilder*.

Wozu brauchen wir Odysseus?, sendete Mahnmut. Es grollte in der Tiefe, und der Boden erbehte. Das ruhige Meer im Norden war nicht mehr ruhig; gewaltige Brecher rollten heran und schlugen gegen rote Felsen.

Woher soll ich das wissen?, rumpelte Orphu von Io. *Sehe ich für dich wie ein Hauptintegrator aus?*

Irgendwelche Vorschläge, wie ich Odysseus dazu bringen soll, seine Freunde und Kameraden zu verlassen, den Krieg gegen die Trojaner aufzugeben und sich uns anzuschließen?, sendete Mahnmut. Es sieht so aus, als wollten er und die anderen Anführer – außer Achilles – gleich in ihre Streitwagen steigen und durch das Loch zurückfahren. Der Gestank des Vulkans und das ganze Getöse machen die Pferde verrückt – und die Menschen auch. Wie soll ich in einem solchen Moment Odysseus' Aufmerksamkeit auf mich lenken?

Zeig ein bisschen Unternehmungsgeist, sendete Orphu. Sind die europaschen U-Boot-Fahrer nicht dafür berühmt? Für ihren Unternehmungsgeist?

Mahnmut schüttelte den Kopf und ging zu Zenturio Mep Ahoo hinüber. Der Steinvec redete mit seinem Lautsprecher auf die Achäer ein, sie sollten sofort durch das Bran-Loch zurückkehren. Selbst seine verstärkte Stimme ging im Grollen des Vulkans und im Getrappel von Hufen und sandalenbewehrten Füßen unter, als die Menschen vom Olympus wegrannten, so schnell sie konnten.

Zenturio? Mahnmut stellte auf den Einsatzkanälen eine Direktverbindung zu Mep Ahoo her.

Der zwei Meter große schwarze Steinvec drehte sich um und nahm sofort Haltung an. *Jawohl.*

Genau genommen hatte Mahnmut keinen Kommandorang in der Moravec-Armee, aber den Steinvecs war klar, dass Mahnmut und Orphu praktisch auf einer Ebene mit Befehlshabern wie dem legendären Asteague/Che standen.

Geh zu meiner Hornisse dort drüben und warte auf weitere Befehle.

Ja wohl. Mep Ahoo überließ die lauten Evakuierungsaufforderungen einem der anderen Steinvecs und trabte zu der Hornisse.

»Ich muss Odysseus zur Hornisse bringen«, rief Mahnmut Hockenberry zu. »Hilfst du mir?«

Hockenberry, der von den Erschütterungen hoch oben auf der Schulter des Olymps zu dem zitternden Bran-Loch schaute, bedachte den kleinen Moravec mit einem verwirrten Blick, nickte jedoch und ging mit ihm zur Traube der achäischen Führer.

Mahnmut und Hockenberry marschierten mit energischen Schritten an den beiden Ajax, Idomeneus, Teukros und Diomedes vorbei zu Odysseus, der stirnrunzelnd Achilles musterte. Der Taktiker schien tief in Gedanken zu sein.

»Bring ihn einfach nur zur Hornisse«, flüsterte Mahnmut.

»Laertessohn«, sagte Hockenberry.

Odysseus' Kopf fuhr herum. »Was ist, Sohn des Duane?«

»Wir haben Nachricht von deiner Frau.«

»Was?« Odysseus' Gesicht verfinsterte sich. Er legte die Hand ans Heft seines Schwertes. »Wovon redest du?«

»Ich rede von deiner Frau, Penelope, der Mutter des Telemachos. Sie hat uns eine Botschaft an dich geschickt, die durch Moravec-Magie übermittelt wurde.«

»Zum Hades mit eurer Moravec-Magie«, knurrte Odysseus und schaute mit finsterner Miene auf Mahnmut hinab. »Geh fort, Hockenberry, und nimm diese kleine Abscheulichkeit mit, bevor ich euch beide vom Schritt bis zum Kinn aufschlitze. Irgendwie... ich weiß nicht, wieso, aber irgendwie... habe ich

immer gespürt, dass diese neuen Missgeschicke mit dir und diesen verfluchten Moravecs über uns gekommen sind.«

»Penelope sagt, du sollst an euer Bett zurückdenken«, improvisierte Hockenberry und hoffte, dass er sich richtig an die *Odyssee*-Übersetzung von Fitzgerald erinnerte. Er hatte dazu geneigt, Seminare über die *Ilias* zu geben, und Professor Smith die *Odyssee* überlassen.

»Mein Bett?«, sagte Odysseus stirnrunzelnd und entfernte sich ein paar Schritte von den anderen Führern. »Was plapperst du da?«

»Wir sollen dir von ihr ausrichten, dass du anhand einer Beschreibung eures Ehebettes erkennen sollst, dass diese Botschaft wirklich von ihr ist.«

Odysseus zog sein Schwert und legte die Seite mit der rasiermesserscharfen Klinge an Hockenberrys Schulter. »Ich finde das nicht komisch. Beschreib mir das Bett. Für jeden Fehler in deiner Beschreibung schneide ich dir eine deiner Gliedmaßen ab.«

Hockenberry widerstand dem Drang, wegzulaufen oder sich in die Hose zu machen. »Penelope sagt, der Rahmen sei mit Intarsien aus Gold, Silber und Elfenbein verziert, und Gurte aus Rindsleder zögen sich von einer Seite zur anderen und hielten die vielen weichen Vliese und Decken.«

»Pah«, sagte Odysseus, »das träfe auf die Bettstatt eines jeden großen Mannes zu. Geht fort.« Diomedes und der große Ajax waren zu dem immer noch auf den Knien liegenden Achilles hinübergewandert, um ihn dazu zu bewegen, den Leichnam der Amazonenkönigin zu verlassen und mit ihnen zu kommen. Das Bran-Loch vibrierte jetzt sichtbar, und seine Ränder ver-

schwammen. Das vom Olympus kommende Grollen war mittlerweile so laut, dass alle schreien mussten, um sich zu verständigen.

»Odysseus!«, rief Hockenberry. »Es ist wichtig. Komm mit, dann sagen wir dir, was uns die schöne Penelope aufgetragen hat.«

Der kleine, bärtige Mann drehte sich um und funkelte den Scholiker und den Moravec an. Er hatte immer noch das Schwert erhoben. »Sag mir, wohin ich das Bett gestellt habe, nachdem meine Braut und ich eingezogen waren, dann darfst du deine Arme vielleicht behalten.«

»Du hast es nie an eine andere Stelle bewegt«, sagte Hockenberry. Seine erhobene Stimme war fest, obwohl sein Herz heftig klopfte. »Penelope sagt, beim Bau deines Palasts hättest du einen starken, geraden Olivenbaum dort gelassen, wo heute das Schlafgemach sei. Sie sagt, du hättest die Äste abgeschnitten, den Baum in eine hölzerne Decke eingesetzt, den Stamm behauen und als Pfosten eures Ehebettes stehen lassen. Dies alles sollen wir dir von ihr ausrichten, damit du weißt, dass die Botschaft wirklich von ihr stammt.«

Odysseus starrte sie eine lange Minute an. Dann steckte er das Schwert wieder in die Scheide an seinem Gürtel und sagte: »Erzähl mir, wie ihre Botschaft lautet, Sohn des Duane. Schnell.« Der Mann warf einen raschen Blick zum finsternen Himmel und dem grollenden Olympus. Plötzlich kam eine Staffel von zwanzig Hornissen und Truppentransportern aus dem Loch, um die Moravec-Techniker in Sicherheit zu bringen. Eine Reihe von Überschallknallen hämmerte auf die Marserde ein, und die

Laufenden duckten sich und hoben die Arme schützend über den Kopf.

»Gehen wir zu der Moravec-Maschine hinüber, Sohn des Laertes. Es ist eine Botschaft, die man am besten unter vier Augen übermittelt.«

Sie gingen durch die herumwimmelnden, schreienden Männer zu der Stelle, wo die schwarze Hornisse auf ihrem insektoiden Fahrwerk kauerte.

»Jetzt sprich, und mach schnell«, sagte Odysseus, und die Finger seiner kräftigen Hand schlossen sich um Hockenberrys Schulter.

Mahnmut wandte sich über Engstrahl an Mep Ahoo. *Hast du deinen Taser?*

Ja wohl.

Verpass ihm eine Ladung, durch die er das Bewusstsein verliert, und lade ihn in die Hornisse. Übernimm das Steuer. Wir fliegen sofort zum Phobos hinauf.

Der Steinvec berührte Odysseus am Hals, es gab einen Funken, und der Bärtige sank in die stacheligen Arme des Moravec-Soldaten. Mep Ahoo schob den bewusstlosen Odysseus in die Hornisse, sprang hinein und startete die Repeller.

Mahnmut schaute sich um – offenbar hatte keiner der Achäer bemerkt, dass einer ihrer Anführer gekidnappt worden war –, sprang ebenfalls hinein und nahm neben Odysseus Platz. »Komm schon«, sagte er zu Hockenberry. »Das Loch wird jeden Moment zusammenbrechen. Jeder auf dieser Seite wird für immer auf dem Mars bleiben.« Er schaute zum Olympus hinauf. »Und ›für immer‹ könnte sich nach Minuten bemessen, wenn dieser Vulkan ausbricht.«

»Ich komme nicht mit«, sagte Hockenberry.

»Hockenberry, sei nicht verrückt!«, rief Mahnmut. »Schau, da drüben. Die ganzen hochkarätigen Achäer – Diomedes, Idomeneus, die Ajax, Teukros –, sie rennen alle zum Loch.«

»Achilles nicht«, sagte Hockenberry und beugte sich näher zu Mahnmut, damit dieser ihn hören konnte. Um sie herum fielen Funken herab und prasselten wie heißer Hagel auf das Dach der Hornisse.

»Achilles hat den Verstand verloren«, rief Mahnmut und dachte: *Soll ich Mep Ahoo befehlen, Hockenberry auch eine Taserladung zu verpassen?*

Als läse er seine Gedanken, meldete sich Orphu über Engstrahl. Mahnmut hatte vergessen, dass dieses ganze Echtzeit-Bildmaterial samt Ton immer noch zum Phobos und zur *Queen Mab* übertragen wurde.

Tu das nicht, sendete Orphu. *Das sind wir Hockenberry schuldig. Lass ihn selbst die Entscheidung treffen.*

Bis er das getan hat, ist er tot, sendete Mahnmut.

Er war schon mal tot, sendete Orphu von Io. *Vielleicht will er es wieder sein.*

Mahnmut wandte sich an Hockenberry und rief: »Nun mach schon. Spring herein! Wir brauchen dich an Bord des Erdschiffes, Thomas.«

Hockenberry blinzelte, als er hörte, wie er mit dem Vornamen angedet wurde. Dann schüttelte er den Kopf.

»Willst du die Erde nicht Wiedersehen?«, rief der kleine Moravec. Die Hornisse schaukelte auf ihrem Fahrwerk, als der Boden unter den Stößen eines Marsbebens vibrierte. Die Schwefel-

und Aschewolken wirbelten um das Bran-Loch herum, das kleiner zu werden schien. Mahnmut erkannte, dass Hockenberry keine andere Wahl mehr haben würde, als mit ihnen zu kommen, wenn er ihn noch ein oder zwei Minuten im Gespräch halten konnte.

Hockenberry trat einen Schritt von der Hornisse zurück und deutete auf die letzten flüchtenden Achäer, die toten Amazonen, die toten Pferde, Iliums ferne Mauern und die kriegführenden Heere, die undeutlich durch das mittlerweile vibrierende Bran-Loch zu sehen waren.

»Ich habe dieses Schlamassel angerichtet«, sagte Hockenberry. »Oder zumindest dazu beigetragen. Ich finde, ich sollte hier bleiben und versuchen, die Sache wieder in Ordnung zu bringen.«

Mahnmut deutete auf den Krieg, der jenseits des Bran-Lochs tobte. »Ilium wird fallen, Hockenberry. Die Kraftfelder, die Luftabwehr und die Anti-QT-Felder der Vecs sind nicht mehr da.«

Hockenberry lächelte, während er sein Gesicht vor der herunterfallenden Glut und Asche zu schützen versuchte. »*Et quae vagos vicina prospiciens Scythas ripam catervis Ponticam viduis ferit, excisa ferro est, Pergamum incubuit sibi*«, rief er.

Ich hasse Latein, dachte Mahnmut. Und ich glaube, ich hasse Altphilologen. Laut sagte er: »Wieder Vergil?«

»Seneca«, rief Hockenberry. »Auch jener männerlosen Frauen Schar – er meinte Penthesilea und ihre Amazonen –, die nachbarlich den irren Skythen schaut und an des Ponts Gestad' sich krieg'risch tummelt: Doch fiel sie hin feindsel'ger Waffenmacht. Ach!

In sich selber stürzte Pergamus!... Du weißt schon, Mahnmut, Ilium, Troja...«

»Mach, dass du in die Hornisse kommst, Hockenberry«, rief Mahnmut.

»Viel Glück, Mahnmut.« Hockenberry trat zurück. »Grüß mir die Erde und Orphu. Ich werde beide vermissen.«

Er drehte sich um und lief langsam an der Stelle vorbei, wo Achilles kniete und über Penthesileas Leiche weinte – der Mänerntöter war jetzt mit der Toten allein, die anderen waren alle geflohen –, und als Mahnmuts Hornisse dann abhob und zum Weltraum emporstieg, rannte Hockenberry, was die Beine hergaben, auf das sichtbar schrumpfende Loch zu.

2. TEIL



Nach Jahrhunderten mit semitropischer Wärme war der echte Winter nach Ardis Hall gekommen. Es gab keinen Schnee, aber in den Wäldern in der Umgebung hielten sich nur noch die hartnäckigsten Blätter an den Bäumen, und selbst eine Stunde nach dem verspäteten Sonnenaufgang waren die im Schatten des großen Herrenhauses liegenden Bereiche noch mit Reif überzogen – jeden Morgen beobachtete Ada, wie die Grenzlinie des weiß gefärbten Grases auf der abfallenden westlichen Rasenfläche langsam zum Haus hinauf zurückwich, bis nur noch ein ganz schmaler Graben aus Reif übrig blieb –, und Besucher berichteten, dass die beiden kleinen Flüsse, die auf der zwei Kilometer langen Strecke zwischen Ardis Hall und dem Faxknoten-Pavillon die Straße querten, einen Eisfilm an der Oberfläche aufwiesen.

An diesem Abend – einem der kürzesten des Jahres – ging Ada durchs Haus und zündete die Petroleumlampen sowie viele Kerzen an. Ihre Bewegungen waren anmutig, obwohl sie im fünften Monat schwanger war. Das alte, vor über achtzehnhundert Jahren – also noch vor dem letzten Fax – erbaute Herrenhaus war durchaus komfortabel; fast zwei Dutzend Kamine, die während der letzten Jahrhunderte größtenteils dekorative Funktionen erfüllt hatten und nur aus atmosphärischen Gründen benutzt worden waren, erwärmten nun die meisten Räume des Achtundsechzig-Zimmer-Hauses. In den anderen hatte Harman die Pläne für die so genannten Franklin-Öfen gesigt und Letztere dann gebaut, und an diesem Abend gaben sie so

viel Wärme ab, dass Ada schläfrig wurde, als sie von der unteren Halle zu den Zimmern und dann zur Treppe und den oberen Hallen und Räumen ging und die Lampen anzündete.

An dem großen Bogenfenster am Ende der Halle im zweiten Stock blieb sie stehen. Zum ersten Mal seit Jahrtausenden, dachte Ada, fielen Wälder Äxten zum Opfer, die von Menschen geschwungen wurden – und nicht nur, um Feuerholz zu beschaffen. Im letzten grauen Winterzwielicht, das durch die von der Schwerkraft verzerrten Scheiben hereinfiel, sah sie die blickdichte, aber beruhigende graue Mauer der hölzernen Palisade am Fuß der südlichen Rasenfläche. Die Palisade führte um ganz Ardis Hall herum, manchmal nur dreißig Meter vom Haus entfernt, manchmal in einer Distanz von hundert Metern am Waldrand. Die meisten Bäume waren gefällt worden, um die Wachtürme zu errichten, die sich an allen Ecken und Winkeln der Palisade erhoben, und dann weitere, um möglichst viele der etlichen Dutzend Sommerzelte in Häuser und Baracken für die über vierhundert Menschen umzuwandeln, die jetzt auf dem Anwesen lebten.

Wo ist Harman? Ada hatte stundenlang versucht, den bohrenden Gedanken zu verdrängen, indem sie sich einem Dutzend häuslicher Aufgaben widmete, aber jetzt konnte sie ihre Besorgnis nicht mehr ignorieren. Ihr Geliebter – »Gatte« lautete das archaische Wort, das Harman gern benutzte – war an diesem Morgen zusammen mit Hannah, Petyr und Odysseus – der zurzeit darauf bestand, Noman genannt zu werden, »kein Mensch« oder »niemand« – kurz nach Tagesanbruch fortgegangen. Mit einer von einem Ochsen gezogenen, zu einem Karren umgebauten Droschke hatten sie sich auf den Weg durch Wald und Wiesen gemacht, um fünfzehn und mehr Kilometer

vom Fluss entfernt Rotwild zu jagen und weitere verloren gegangene Rinder zu suchen.

Sie müssten längst zurück sein. Er hat mir versprochen, lange vor Einbruch der Dunkelheit nach Hause zu kommen.

Ada kehrte ins Erdgeschoss zurück und ging in die Küche. Jahrhundertlang ausschließlich die Domäne von Servitoren und Voynixen, die ab und zu Fleisch von ihren Schlachtplätzen brachten, summt die riesige Küche nun von menschlicher Aktivität. An diesem Abend waren Emme und Reman an der Reihe, das Essen zu planen – für gewöhnlich aßen ungefähr fünfzig Personen in Ardis Hall selbst –, und fast ein Dutzend Männer und Frauen eilten geschäftig hin und her und buken Brot, bereiteten Salate vor, brieten in dem riesigen alten Kamin Fleisch am Spieß und erzeugten allgemein ein wohltuendes Chaos, das sich bald in eine lange Tafel voller Speisen auflösen würde.

Emme fing Adas Blick auf. »Sind sie schon zurück?«

»Noch nicht«, sagte Ada lächelnd und bemühte sich, ihrer Stimme einen völlig sorglosen Klang zu verleihen.

»Die kommen schon noch«, sagte Emme und tätschelte Adas blasse Hand.

Nicht zum ersten Mal fragte sich Ada ohne Zorn – sie mochte Emme –, weshalb die Menschen zu glauben schienen, sie hätten ein größeres Recht, einen zu berühren und zu tätscheln, wenn man schwanger war. »Natürlich. Und ich hoffe, sie bringen etwas Wildbret und mindestens vier der fehlenden Rinder mit... oder noch besser, zwei Ochsen und zwei Kühe.«

»Wir brauchen die Milch«, stimmte ihr Emme zu. Sie tätschelte Ada erneut die Hand und wandte sich wieder ihren Pflichten am Feuer zu.

Ada schlüpfte hinaus. Für einen kurzen Moment verschlug ihr die Kälte den Atem, aber sie hatte ihr Schultertuch dabei, und nun zog sie es höher um Schultern und Hals. Nach der Wärme in der Küche stach die Kälte wie mit Nadeln in ihre Wangen, und sie blieb einen Moment auf der rückseitigen Terrasse stehen, damit sich ihre Augen auf die Dunkelheit einstellen konnten.

Zum Teufel damit, dachte sie, hob die linke Hand und rief die Proxnet-Funktion auf, indem sie sich ein grünes Dreieck in einem gelben Kreis vorstellte. Sie versuchte nun schon zum fünften Mal in den letzten zwei Stunden, die Funktion zu aktivieren.

Das blaue Oval formte sich über ihrer Handfläche, aber das holografische Bild war noch immer unscharf und krisselig. Harman hatte die Ansicht vertreten, diese gelegentlichen Ausfälle von Proxnet und Farnet, ja sogar der alten Suchfunktion, hätten nichts mit ihren Körpern zu tun – die Nanomaschinen befänden sich nach wie vor in ihren Genen und ihrem Blut, hatte er mit einem Lachen gesagt –, sondern wohl eher mit den Satelliten und Relais-Asteroiden im P-Ring oder im Ä-Ring; vielleicht verursachten die nächtlichen Meteoritenschauer irgendwelche Störungen. Als Ada nun zum dunkler werdenden Abendhimmel hinaufschaute, sah sie den Polarring und den Äquatorialring, die sich wie zwei einander kreuzende Lichtbänder verschoben und drehten; jeder Ring bestand aus Tausenden leuchtender Objekte. Fast ihre ganzen siebenundzwanzig Lebensjahre hindurch hatten die Ringe eine beruhigende

Wirkung auf sie ausgeübt – sie waren die freundliche Heimat der Klinik gewesen, in der ihre Körper an jedem Zwanziger erneuert wurden, die Heimat der Nachmenschen, die über sie wachten und zu denen sie am Fünften und letzten Zwanziger auffahren würden –, doch wie Ada nun dank Harmans und Daemans dortigen Erlebnissen wusste, gab es gar keine Nachmenschen in den Ringen; sie stellten vielmehr eine schreckliche Bedrohung dar. Der Fünfte Zwanziger war all diese langen Jahrhunderte hindurch eine Lüge gewesen – ein letztes Fax, das die Nichtsahnenden einem kannibalistischen Tod in den Fängen eines Wesens namens Caliban auslieferte.

Die abstürzenden Sterne – in Wahrheit Stücke der beiden Orbitalobjekte, die dank Harmans und Daemans tätiger Mithilfe vor acht Monaten kollidiert waren – schossen von West nach Ost, aber dies war nur ein kleiner Meteoritenschauer, ganz anders als das schreckliche Bombardement jener ersten Wochen nach dem »Absturz«. Ada dachte über diesen Ausdruck nach, den sie alle in den vergangenen Monaten benutzt hatten. *Der Absturz*. Was war da abgestürzt? Nur die Brocken des orbitalen Asteroiden, den Prospero mit Harmans und Daemans Hilfe zerstört hatte? Oder bezog sich dieser Begriff nicht auch auf den Ausfall der Servitoren und des Stromnetzes sowie die Tatsache, dass die Voynixe in jener Nacht – der Nacht des Absturzes – ihre Dienste eingestellt und sich fluchtartig der menschlichen Kontrolle entzogen hatten? An jenem Tag vor etwas über acht Monaten war ihnen nicht nur der Himmel auf den Kopf gefallen, erkannte Ada, sondern die Welt, die sie und die vorangegangenen Generationen von Altmenschen mehr als vierzehn Fünf-Zwanziger lang gekannt hatten, war zugrunde gegangen.

Ada befiel ein erster Hauch jener Übelkeit, unter der sie während der ersten drei Schwangerschaftsmonate gelitten hatte, aber diesmal lag es an ihrer Besorgnis und war kein morgendliches Erbrechen. Die Anspannung verursachte ihr Kopfschmerzen. Sie dachte *aus*, und das Proxnet schaltete sich ab; sie probierte es mit dem Farnet – es funktionierte auch nicht –, dann mit der primitiven Suchfunktion, aber die drei Männer und eine Frau, die sie suchte, waren zu weit entfernt für das rote, grüne oder bernsteinfarbene Leuchten. Mit einem Zwinkern schaltete sie sämtliche Handfunktionen aus.

Jedes Mal, wenn sie eine dieser Funktionen aufrief, verspürte sie den Wunsch, noch mehr Bücher zu lesen. Ada schaute zu den hellen Fenstern der Bibliothek hinauf – sie sah jetzt die Köpfe anderer dort drin, die vor sich hin siglten – und wünschte, sie wäre bei ihnen, könnte mit den Händen über die Rücken der neuen Bücher streichen, die in den letzten Tagen herbeigeschafft und einsortiert worden waren, und zusehen, wie die goldenen Wörter über ihre Hände und Arme in ihren Kopf und ihr Herz strömten. Aber sie hatte an diesem kurzen Wintertag bereits fünfzehn Bücher gelesen, und allein schon beim Gedanken an weiteres Sigln wallte Übelkeit in ihr auf.

Lesen – oder zumindest Sigl-Lesen – hat viel mit einer Schwangerschaft gemein, dachte sie und freute sich über die Metapher. Es löst Gefühle und Reaktionen aus, auf die man nicht vorbereitet ist... man fühlt sich zu voll, ist nicht ganz bei sich und bewegt sich plötzlich auf einen vorbestimmten Moment zu, der das ganze Leben ein für alle Mal verändern wird. Sie fragte sich, was Harman zu ihrer Metapher sagen würde – er war ein schonungsloser Kritiker seiner eigenen Metaphern und Analogien, wie sie wusste –, und dann spürte sie, wie die Übelkeit in ihrem Bauch zum Herzen

emporstieg, als die Sorge wiederkam. *Wo sind sie? Wo ist er? Geht es meinem Liebsten gut?*

Adas Herz klopfte, als sie zu der leuchtenden offenen Feuerstelle und dem Gitterwerk des Holzgerüsts hinausging, Hannahs Kuppelofen, der jetzt, da Bronze, Eisen und andere Metalle zu Waffen geschmiedet wurden, vierundzwanzig Stunden am Tag in Betrieb war.

Hannahs Freund Loes und eine Gruppe der jüngeren Männer schürten und unterhielten heute Abend die Feuer. »Guten Abend, Ada Uhr«, rief der hochgewachsene, dünne Mann zu ihr herunter. Er kannte sie seit Jahren, zog jedoch stets die Förmlichkeit des Ehrentitels vor.

»Guten Abend, Loes Uhr. Irgendeine Nachricht von den Wachtürmen?«

»Leider nicht«, rief Loes herunter und trat ein Stück von der Öffnung am oberen Ende des Kuppelofens zurück. Ada bemerkte trotz ihrer Verzweiflung, dass der Mann sich den Bart abrasiert hatte und dass sein Gesicht rot und verschwitzt von der Hitze war. An einem Abend, an dem es vielleicht noch schneien würde, arbeitete er dort oben mit nacktem Oberkörper.

»Gibt es heute Nacht einen Guss?«, fragte Ada. Hannah unterrichtete sie immer von solchen Dingen – und nächtliche Güsse waren ein dramatisches Schauspiel –, aber der Schmelzofen fiel nicht in Adas Verantwortungsbereich und war ein Element ihres neuen Lebens, das sie nur flüchtig interessierte.

»Morgen früh, Ada Uhr. Und Harman Uhr und die anderen kommen bestimmt bald zurück. Im Licht der Ringe und der Sterne finden sie mühelos den Weg.«

»O ja, natürlich«, rief Ada. Dann fügte sie wie aus einem nachträglichen Einfall heraus hinzu: »Hast du Daeman *Uhr* gesehen?«

Loes wischte sich die Stirn ab, sprach leise mit einem der anderen Männer, der sofort loslief, um Feuerholz zu holen, und rief dann herunter: »Daeman *Uhr* ist heute Abend nach Paris-Krater aufgebrochen, erinnerst du dich? Er holt seine Mutter nach Ardis Hall.«

»Ah ja, natürlich.« Ada biss sich auf die Lippen, konnte sich aber nicht verkneifen zu fragen: »Ist er vor Einbruch der Dunkelheit losgegangen? Ich will es jedenfalls hoffen.« Die Angriffe der Voynixe zwischen Ardis und dem Faxknoten hatten in den letzten Wochen zugenommen.

»O ja, Ada *Uhr*. Er hatte noch reichlich Zeit, um bis zum Einbruch der Dunkelheit beim Pavillon zu sein. Und er hat eine dieser neuen Armbrüste dabei. Er wird erst nach Sonnenaufgang mit seiner Mutter hierher zurückkommen.«

»Das ist gut«, sagte Ada, während sie nach Norden zu der hölzernen Mauer und dem Wald dahinter schaute. Hier auf dem offenen Hang war es bereits dunkel; am Westhimmel, wo sich dunkle Wolken ballten, floh das letzte Licht, und sie konnte sich vorstellen, wie dunkel es unter den Bäumen dort draußen sein musste. »Wir sehen uns beim Abendessen, Loes *Uhr*.«

»Ja, bis dann, Ada *Uhr* – und einen schönen Abend noch.«

Der Wind frischte auf, und sie zog ihr Schultertuch über den Kopf. Sie ging in Richtung zum Nordtor und dem dortigen Wachturm, aber sie wusste, dass sie die Wachposten dort oben nicht ansprechen und mit ihrer Besorgnis ablenken würde. Außerdem hatte sie am späten Nachmittag schon eine Stunde dort

verbracht, die nördlichen Zufahrtsstraßen beobachtet und beinahe glücklich gewartet. Das war, bevor die Sorge wie eine Übelkeit eingesetzt hatte. Ada lief ziellos auf der Ostseite von Ardis Hall herum und nickte den Wachposten zu, die sich in der Nähe der kreisrunden Auffahrt auf ihre Speere stützten. Die Gasfackeln entlang der Auffahrt brannten bereits.

Sie konnte nicht ins Haus. Zu viel Wärme, zu viel Gelächter, zu viel Gerede. Sie sah die junge Peaen auf der Veranda, die sich ernst mit einem ihrer Bewunderer unterhielt; nach dem Absturz war der junge Mann – einer von Odysseus' vielen Schülern in dessen Lehrerzeit, bevor er sich in den schweigsamen Noman verwandelt hatte – von Ulanbat nach Ardis gezogen. Ada suchte Zuflucht in der relativen Dunkelheit des seitlichen Gartens. Sie wollte nicht einmal von jemandem begrüßt werden.

Was ist, wenn Harman stirbt? Wenn er schon tot irgendwo da draußen im Dunkeln liegt?

Nachdem sie den Gedanken in Worte gefasst hatte, fühlte sie sich besser; die Übelkeit ließ ein wenig nach. Die Wörter waren wie Gegenstände, die der Vorstellung festere Gestalt verliehen – sie war nun weniger ein giftiges Gas, sondern eher ein abscheulicher Würfel aus kristallisierten Gedanken, den sie in den Händen hin und her drehen konnte, um all seine schrecklichen Seiten zu studieren.

Was ist, wenn Harman stirbt? Sie selbst würde nicht sterben – Ada, Realistin wie immer, wusste das. Sie würde weiterleben, das Kind bekommen, sich vielleicht von neuem verlieben.

Bei diesem letzten Gedanken kehrte die Übelkeit zurück, und Ada setzte sich auf eine kalte Steinbank, von der aus sie den

gluthellen Kuppelofen und das geschlossene Nordtor dahinter im Blick behalten konnte.

Ada wusste, dass sie vor Harman noch nie richtig verliebt gewesen war – selbst als sie es gern gewesen wäre, hatte sie als Mädchen wie auch als junge Frau gewusst, dass die Flirts und Affären in dieser Welt vor dem Absturz, in der es um wenig mehr ging als um Flirts und Affären – mit dem Leben, mit anderen und mit sich selbst –, keine Liebe waren.

Vor Harman hatte Ada das tiefe, ungemein befriedigende Vergnügen, mit seinem Geliebten zu schlafen, nicht gekannt – und dies war kein Euphemismus, sondern sie dachte daran, neben ihm zu *schlafen*, nachts neben ihm aufzuwachen, beim Einschlafen und oftmals als Erstes beim morgendlichen Erwachen seinen Arm um sich zu fühlen. Sie kannte Harmans selbstvergessenste Laute, seine Berührung und seinen Geruch – einen männlichen Duft nach freier Natur, in dem sich der Ledergeruch des Sattel- und Zaumzeugs in den Ställen, die sie jenseits des Kuppelofens sah, mit dem schweren, herbstlichen Aroma des Waldbodens mischte.

Ihr Körper hatte sich von selbst auf seine Berührung geprägt – und nicht nur auf die intimen Berührungen der körperlichen Liebe, der sie häufig frönten, sondern schon auf den kleinsten Druck seiner Hand auf ihrer Schulter, ihrem Arm oder Rücken, wenn er vorbeiging. Sie wusste, dass sie die Liebkosung seines Blicks fast genauso vermissen würde wie seine körperliche Berührung – und in der Tat waren die Aufmerksamkeit und das Interesse, die er ihr zuteil werden ließ, für Ada zu so etwas wie einer permanenten Berührung geworden. Nun schloss sie die Augen und stellte sich vor, wie seine große Hand ihre kalte, kleinere Hand umschloss – ihre Finger waren immer lang und

schmal gewesen, seine kurz und plump, und seine schwielige Handfläche war immer wärmer als ihre. Sie würde seine Wärme vermissen. Ada erkannte, was sie neben dem *Wesen* ihres Geliebten am meisten vermissen würde, wenn Harman tot war: dass er ihre Zukunft verkörperte. Nicht ihr Schicksal, sondern ihre Zukunft – das unbeschreibliche Gefühl, dass *morgen* bedeutete, Harman zu sehen, mit Harman zu lachen, mit Harman zu essen, mit Harman über ihr ungeborenes Kind zu reden, ja sogar sich mit Harman zu streiten; sie würde für alle Zeit das Gefühl vermissen, dass die Fortsetzung ihres Lebens mehr war als ein weiterer Tag, an dem sie atmete, nämlich das Geschenk eines neuen Tages der allumfassenden Beschäftigung mit ihrem Geliebten.

Während sie dort auf der kalten Bank saß, die Ringe sich über ihr drehten, der nächtliche Meteoritenschauer an Stärke zunahm und das Licht dieser Himmelserscheinungen und des Kuppelofens ihren Schatten auf den weiß bereiften Rasen warfen, erkannte Ada, dass es leichter war, über die eigene Sterblichkeit nachzudenken als über den Tod eines Geliebten. Das war ihr zwar nicht ganz neu – eine solche Sichtweise hatte sie sich schon früher *vorgestellt*, fantasiebegabt, wie sie war –, aber die Wirklichkeit und die Totalität des Gefühls selbst waren ihr neu. Ähnlich wie das Gefühl des neuen Lebens in ihrem Bauch erfüllte sie auch das Gefühl des Verlusts und ihrer Liebe zu Harman – absurderweise war es irgendwie nicht nur größer als sie selbst, sondern überstieg auch ihre Fähigkeit zu einem solchen Gedanken oder Gefühl.

Ada hatte damit gerechnet, dass ihr die körperliche Liebe mit Harman Freude bereiten würde – ihren Körper mit ihm zu teilen und das Vergnügen kennen zu lernen, das sein Körper ihr

bereiten konnte –, aber zu ihrem Erstaunen hatte sie festgestellt, dass jeder von ihnen mit wachsender Nähe einen anderen Körper entdeckt zu haben schien – nicht ihren, nicht seinen, sondern etwas Gemeinsames und Unerklärliches. Ada hatte mit niemandem darüber gesprochen – nicht einmal mit Harman, obwohl sie wusste, dass er genauso empfand –, und sie war der Meinung, dass dieser Absturz nötig gewesen war, um dieses Mysterium in den Menschen freizusetzen.

Diese letzten acht Monate seit dem Absturz hätten eine schwere, traurige Zeit für Ada sein müssen – die Servitoren zu Boden gefallen und unbrauchbar, ihr angenehmes Partyleben ein für alle Mal vorbei, die Welt, die sie gekannt hatte und in der sie aufgewachsen war, endgültig untergegangen, der Tod ihrer Mutter, die sich geweigert hatte, in das gefährliche Ardis Hall zurückzukehren, mit zweitausend anderen im Loman-Anwesen in der Nähe der Ostküste geblieben und dort zusammen mit allen anderen bei dem Großangriff der Voynixe im Herbst ums Leben gekommen war, das Verschwinden von Adas Cousine und Freundin Virginia von ihrem Anwesen bei Chom oberhalb des nördlichen Polarkreises, die bislang unbekannten Sorgen um Nahrung, Wärme, Sicherheit und das Überleben, das schreckliche Wissen, dass es die Klinik nicht mehr gab und nie mehr geben würde und dass die Gewissheit der Auffahrt in den Himmel des P-Rings und Ä-Rings nur ein bössartiger Mythos gewesen war, die ernüchternde Erkenntnis, dass sie eines Tages nur der Tod erwartete und dass selbst die Lebensspanne der fünf Zwanziger nicht mehr ihr Geburtsrecht war, dass sie jederzeit sterben konnten... all das hätte für die Siebenundzwanzigjährige furchteinflößend und bedrückend sein müssen.

Aber sie war glücklich gewesen. Ada war glücklicher gewesen als jemals in ihrem Leben. Sie war glücklich über die neuen Herausforderungen, und es gefiel ihr, dass sie mutig sein musste, dass sie anderen vertrauen und sich auf sie verlassen musste, um am Leben zu bleiben. Sie hatte beglückt zur Kenntnis genommen, dass sie Harman liebte und dass auch er sie auf eine Weise liebte, die ihre alte Welt der Fax-Partys, des Servitoren-Luxus und der flüchtigen Verbindungen von Männern und Frauen niemals erlaubt hätte. So traurig sie jedes Mal war, wenn er zu einem Jagdausflug aufbrach, einen Angriff auf Voynixe anführte, eine Sonie-Reise zur Golden Gate bei Machu Picchu oder zu einer anderen alten Stätte unternahm oder auf eine seiner Fax-Vortragsreisen zu irgendeiner der rund dreihundert anderen Gemeinschaften von Überlebenden ging – *seit dem Absturz ist mindestens die Hälfte der Menschen auf der Erde gestorben, und es hat nie eine Million von uns gegeben, wie wir jetzt wissen; diese Zahl, die die Nachmenschen uns vor Jahrhunderten genannt haben, war von Anfang an eine Lüge* –, so glücklich war sie jedes Mal, wenn er wieder zurückkam, und noch viel glücklicher an jedem kalten, gefährlichen, ungewissen Tag, an dem er in Ardis Hall und bei ihr war.

Sie würde weiterleben, wenn ihr geliebter Harman tot war – sie wusste tief in ihrem Herzen, dass sie weitermachen, überleben, kämpfen, dieses Kind gebären und großziehen, vielleicht sich wieder verlieben würde –, aber an diesem Abend wusste sie auch, dass die wilde, hochfliegende Freude der vergangenen acht Monate für immer vorbei sein würde.

Hör auf, dich wie eine Idiotin zu benehmen, befahl sich Ada.

Sie stand auf, rückte ihr Schultertuch zurecht und wollte gerade ins Haus gehen, als im Wachturm am Tor die Glocke ertönte. Dann hörte sie die Stimme eines der Wachposten.

»Im Wald nähern sich drei Personen!«

Die Männer beim Kuppelofen ließen alles stehen und liegen, griffen sich Speere, Bogen oder Armbrüste und liefen zu den Mauern. Die umherstreifenden Wachposten im Ost- und Westgarten liefen ebenfalls zu den Leitern und Brustwehren.

Drei Personen. Einen Moment lang blieb Ada wie erstarrt stehen. Sie waren an diesem Morgen zu viert aufgebrochen. Und sie hatten eine umgebaute Droschke dabei, die von einem Ochsen gezogen wurde. Sie würden nicht ohne den Karren und den Ochsen zurückkommen, wenn nicht etwas Schreckliches geschehen war, und falls nur jemand verletzt worden wäre – beispielsweise ein vertretener Fuß oder ein gebrochenes Bein –, hätten sie den Verletzten mit dem Karren transportiert.

»Drei Personen nähern sich dem Nordtor«, rief der Wachposten auf dem Turm erneut. »Öffnet das Tor. Sie tragen jemanden.«

Ada ließ ihr Schultertuch fallen und lief, so schnell sie konnte, zum Nordtor.

23

Schon Stunden vor dem Angriff der Voynixe hatte Harman das Gefühl, dass etwas Schreckliches passieren würde.

Dieser Ausflug war eigentlich gar nicht nötig gewesen. Odysseus – jetzt Noman, rief Harman sich ins Gedächtnis, obwohl der stämmige Mann mit dem graumelierten Bart für ihn immer Odysseus sein würde – hatte frisches Fleisch beschaffen, ein paar der vermissten Rinder aufspüren und das Hügelland im Norden erkunden wollen. Petyr schlug vor, das Sonie zu benutzen, aber Odysseus wandte ein, dass es trotz der entlaubten Bäume schwierig sei, von einem niedrig fliegenden Sonie aus selbst etwas so Großes wie eine Kuh zu sehen. Außerdem wolle er *jagen*.

»Die Voynixe wollen auch jagen«, hatte Harman gesagt. »Sie werden mit jeder Woche dreister.«

Odysseus – Noman – hatte die Achseln gezuckt.

Harman war mitgekommen, obwohl er davon überzeugt war, dass jeder Teilnehmer dieser kleinen Expedition eigentlich etwas Besseres zu tun hatte. Hannah hatte auf einen Eisenguss hingearbeitet, der wegen ihrer Abwesenheit nun vielleicht nicht, wie geplant, am frühen Morgen des folgenden Tages, sondern erst später stattfinden würde. Petyr hatte die vielen hundert Bücher katalogisiert, die während der letzten zwei Wochen hergebracht worden waren, und festgelegt, welche vorrangig gesiglt werden sollten. Noman selbst hatte davon gesprochen, endlich zu seiner lange aufgeschobenen Solo-Sonie-Suche nach der bislang unauffindbaren Roboterfabrik irgendwo an der Küste des Gewässers aufzubrechen, das einst Lake Michigan geheißen hatte. Und Harman hätte sich wahrscheinlich den ganzen Tag lang seinem obsessiven Versuch gewidmet, das Allnet zu ergründen und weitere Funktionen zu entdecken, obwohl er auch erwogen hatte, mit seinem Freund

Daeman nach Paris-Krater zu gehen und ihm zu helfen, seine Mutter zu holen.

Aber Noman – der ständig allein auf Jagdexpeditionen ging – hatte diesmal Wert auf Begleitung gelegt. Und die arme Hannah, die seit ihrer ersten Begegnung mit Noman-Odysseus an jenem Tag vor neun Monaten auf der Golden Gate Bridge bei Machu Picchu in ihn verliebt war, bestand darauf mitzukommen. Daraufhin schloss sich sofort auch Petyr an, der ursprünglich als Jünger von Odysseus nach Ardis Hall gekommen war – damals vor dem Absturz, als der alte Mann noch seine seltsame Philosophie lehrte –, nun jedoch nur noch ein Jünger von Hannah, mit anderen Worten: rettungslos in sie verliebt war. Und schließlich hatte sich Harman bereit erklärt, sich ihnen anzuschließen, weil... er wusste nicht genau, weshalb er sich bereit erklärt hatte, sich ihnen anzuschließen. Vielleicht wollte er nicht, dass drei solch Unstern-bedrohte Liebende den ganzen Tag lang mit ihren Waffen allein im Wald waren.

Später, als er im kalten Wald hinter den dreien herging und an diese Worte dachte, musste er lächeln. Er war erst am Vortag auf diesen Ausdruck gestoßen – »ein Liebespaar, Unstern bedroht« –, als er Shakespeares *Romeo und Julia* las – visuell las, nicht per Sigl-Funktion.

Harman war derzeit geradezu besoffen von Shakespeare. Er hatte an zwei Tagen drei Stücke gelesen. Es überraschte ihn, dass er laufen und sogar ein Gespräch führen konnte. Sein Kopf quoll über von unglaublichen Versrhythmen, einem Sturzbach neuer Wörter und mehr Einsicht in die Komplexität des menschlichen Wesens, als er je zu erlangen gehofft hatte. Er hätte am liebsten geweint.

Wenn er weinte, das wusste er allerdings zu seiner nicht geringen Scham, dann nicht wegen der Schönheit und Kraft der Stücke – das ganze Konzept des Bühnendramas war ihm und seiner neo-analphabetischen Welt neu. Nein, er würde aus egoistischem Kummer darüber weinen, dass er so etwas wie Shakespeare erst knapp drei Monate vor dem Ende seiner fünfmal zwanzig Jahre kennen gelernt hatte. Obwohl er mitgeholfen hatte, die Orbitalklinik zu vernichten, und darum sicher war, dass keine Altmenschen mehr an ihrem Fünften Zwanziger – oder an irgendeinem anderen Zwanziger, was das betraf – zum Ä-Ring hinaufgefaxt wurden, hatte er immerhin neunundneunzig Jahre lang geglaubt, sein Leben auf Erden würde an seinem hundertsten Geburtstag Schlag Mitternacht enden – eine Denkweise, der schwer zu entkommen war.

Als die Abenddämmerung hereinbrach, waren die vier nach einem erfolglosen Tag bereits auf dem Rückweg. Sie gingen langsam am Rand eines Steilhangs entlang. Der schwerfällige Ochse, den sie als Zugtier für den Karren mitgenommen hatten, bestimmte das Tempo. Vor dem Absturz waren die Transportmittel von internen Gyroskopen auf einem einzigen Rad im Gleichgewicht gehalten und von Voynixen gezogen worden, aber da die verdammt Dinger ohne innere Energieversorgung das Gleichgewicht nicht mehr halten konnten, hatte man die Maschinen-Eingeweide und die beweglichen Teile jedes Vehikels herausgerissen, die Deichselgabel weiter gespreizt und ein Ochsenjoch eingesetzt und das einzelne, schmale Rad in der Mitte gegen zwei breitere Räder an einer neu geschmiedeten Achse ausgetauscht. Harman fand die behelfsmäßig zusammengeschusterten Droschken und Karriolen erbärmlich primitiv, aber sie stellten die ersten von Menschen gebauten

Radfahrzeuge seit über fünfzehnhundert Jahren der Nichtgeschichte dar.

Auch dieser Gedanke trieb ihm die Tränen in die Augen.

Sie waren ungefähr sechs Kilometer nach Norden gegangen, meist an den niedrigen Klippen über einem Nebenfluss des Stromes entlang, der, wie Harman mittlerweile wusste, einst Ekei und noch früher Ohio geheißen hatte. Sie brauchten den Karren, um ihre Jagdbeute zu transportieren – obwohl Noman berühmt dafür war, dass er mit einem toten Hirsch oder Reh über den Schultern kilometerweit lief –, und kamen darum nur langsam voran, im gemächlichen Tempo eines Ochsen eben.

Manchmal blieben zwei von ihnen bei dem Karren, während die anderen beiden mit dem Bogen oder der Armbrust in den Wald gingen. Petyr hatte ein Flechette-Gewehr dabei – eine der wenigen Feuerwaffen in Ardis Hall –, aber sie jagten lieber mit weniger geräuschvollen Waffen. Voynixe hatten zwar keine Ohren im eigentlichen Sinn, aber irgendwie war ihr Gehör trotzdem ausgezeichnet.

Während des ganzen Vormittags hatten die drei Altmenschen in regelmäßigen Abständen auf ihre Handflächen geschaut. Woran auch immer es lag, in den Sucher-, Farnet- und selten benutzten Allnet-Funktionen zeigten sich keine Voynixe, aber im Proxnet sah man sie für gewöhnlich. Wie Harman und Daeman vor neun Monaten in einer Stadt namens Jerusalem von Savi erfahren hatten, benutzten die Voynixe allerdings ebenfalls Proxnet – um Menschen zu lokalisieren.

An diesem Tag spielte das jedoch keine Rolle. Um die Mittagszeit waren sämtliche Funktionen ausgefallen. Die vier vertrauten auf ihre Augen, ließen im Wald größere Vorsicht walten

und behielten den Rand der Baumlinie im Blick, wenn sie Wiesen durchquerten und an den niedrigen Klippen entlanggingen.

Der Nordwestwind war sehr kalt. Da die ganzen alten Ausgabestellen am Tag des Absturzes ausgefallen waren und man davor ohnehin nur wenige schwere Kleidungsstücke benötigt hatte, trugen die drei Altmenschen nun grob zusammengenähte Mäntel und Umhänge aus Wolle oder Tierfellen. Odysseus – Noman – schien die Kälte nichts auszumachen; er trug denselben Brustharnisch und schürzenartigen Gürtel wie auf all seinen Expeditionen, hatte sich jedoch ein kurzes, rotes, wärmendes Umhangtuch um die Schultern gelegt.

Sie fanden kein Wild, was seltsam war. Zum Glück stießen sie auch auf keine Allosaurier oder andere aus RNA wiedererschaffene Dinosaurier. In Ardis Hall stimmte man darin überein, dass die wenigen Dinos, die noch so weit nördlich jagten, während dieser ungewöhnlich kalten Zeit nach Süden gewandert waren. Die schlechte Nachricht lautete, dass die im vorigen Sommer aufgetauchten Säbelzahn timer *nicht* mit den großen Reptilien fortgezogen waren. Noman zeigte ihnen frische Fährten, nicht weit von den Rinderspuren, denen sie einen großen Teil des Tages gefolgt waren.

Petyr vergewisserte sich, dass er ein neues Magazin mit Glas-Flechtes in sein Hochleistungsgewehr eingelegt hatte.

Sie kehrten um, nachdem sie auf einer felsigen Strecke an der Steilwand die Brustkörbe und die verstreuten, blutigen Knochen zweier vermisster Rinder gefunden hatten. Zehn Minuten später entdeckten sie dann Haut, Haare, Wirbelknochen, Schädel und die erstaunlich gekrümmten Zähne eines Säbelzahn timers.

Noman hatte den Kopf gehoben, sich einmal um die eigene Achse gedreht und jeden fernen Baum und Felsbrocken eingehend gemustert. Er behielt beide Hände an seinem langen Speer.

»War das ein anderer Säbelzähntiger?«, fragte Hannah.

»Entweder das oder Voynixe«, sagte Noman.

»Voynixe fressen nicht.« Harman merkte, wie dumm seine Bemerkung war, kaum dass er sie ausgesprochen hatte.

Noman schüttelte den Kopf. Seine grauen Locken bewegten sich im Wind. »Nein, aber dieser Säbelzähntiger hat vielleicht einen Voynix-Trupp angegriffen. Hinterher haben dann Aasfresser oder andere Katzen diesen Burschen verzehrt. Seht ihr die anderen Fährten im weichen Erdreich da drüben? Gleich daneben sind Spuren von Voynix-Peds.«

Harman sah sie, aber erst, als Noman noch einmal darauf zeigte.

Sie waren bereits umgekehrt, aber der dumme Ochse bewegte sich langsamer denn je, obwohl Noman ihn mit dem Schaft seines Speers und gelegentlich sogar mit dessen scharfer Spitze ermunterte. Die Räder und die Achse quietschten und knarrten, und einmal mussten sie eine Nabe reparieren, die sich gelöst hatte. Die tief hängenden Wolken brachten einen noch kälteren Wind mit, und das Tageslicht begann zu schwinden, als sie noch ungefähr drei Kilometer von zu Hause entfernt waren.

»Sie werden uns das Abendessen warm halten«, sagte Hannah. Bis zu ihrem kürzlichen Anfall von Liebeskrankheit war die hochgewachsene, sportliche junge Frau immer eine Optimistin gewesen. Doch nun wirkte ihr lockeres Lächeln angestrengt.

»Probiert euer Proxnet«, sagte Noman. Der alte Grieche verfügte über keine Funktionen. Dafür wurde sein Körper alten Stils, frei von den nanogenetischen Manipulationen der letzten zwei Jahrtausende, von den Sucher-, Farnet- und Proxnet-Funktionen der Voynixe auch nicht registriert.

»Nur Schnee«, sagte Hannah nach einem Blick auf das blaue Oval, das über ihrer Handfläche schwebte. Sie schaltete es ab.

»Dann können sie uns jetzt auch nicht sehen«, sagte Petyr. Der junge Mann hielt eine Lanze in der Hand und hatte das Flechette-Gewehr über die Schulter geschlungen, aber sein Blick blieb auf Hannah gerichtet.

Sie setzten sich wieder in Bewegung und stapften weiter über die Wiese. Das hohe, scharfe Gras kratzte an ihren Beinen, der reparierte Karren quietschte noch lauter als sonst. Harman warf einen flüchtigen Blick auf Noman-Odysseus' bloße Beine über den hoch geschnürten Sandalen und fragte sich, weshalb seine Waden und Schienbeine kein Labyrinth von Kratzern waren.

»Sieht so aus, als hätten wir heute nicht viel Erfolg gehabt«, meinte Petyr.

Noman zuckte die Achseln. »Wir wissen jetzt, dass etwas Großes das Rotwild in der Nähe von Ardis holt«, sagte er. »Vor einem Monat hätte ich an einem solch langen Jagdtag noch zwei oder drei Rehe erlegt.«

»Ein neues Raubtier?«, sagte Harman. Bei dem Gedanken biss er sich auf die Lippen.

»Möglich«, sagte Noman. »Es könnte aber auch sein, dass die Voynixe das Wild töten und die Rinder forttreiben, um uns auszuhungern.«

»Sind die Voynixe so klug?«, fragte Hannah. Die Altmenschen hatten immer auf die organisch-mechanischen Wesen herabgeblickt und sie als Sklavenarbeiter betrachtet – stumm und taub, außer wenn sie Befehle bekamen, wie die Servitoren darauf programmiert, für die Menschen zu sorgen, ihre Anweisungen zu befolgen und sie zu beschützen. Aber die Servitoren waren am Tag des Absturzes allesamt zu Boden gefallen, und die Voynixe waren geflohen und zu einer tödlichen Gefahr geworden.

Noman zuckte erneut die Achseln. »Obwohl die Voynixe aus eigener Kraft funktionieren können, sind sie Befehlsempfänger. Das waren sie schon immer. Ich weiß allerdings nicht genau, von wem oder wovon sie ihre Befehle bekommen.«

»Jedenfalls nicht von Prospero«, sagte Harman leise. »Nachdem wir in der Stadt namens Jerusalem waren, in der es von Voynixen nur so wimmelte, sagte Savi, das Noosphären-Wesen namens Prospero habe Caliban und die *Calibani* zum Schutz vor den Voynixen geschaffen. Sie seien nicht von dieser Welt.«

»Savi«, knurrte Noman. »Ich kann nicht glauben, dass die alte Frau tot ist.«

»Ist sie aber«, sagte Harman. Er und Daeman hatten oben auf der Orbitalinsel gesehen, wie das Ungeheuer Caliban sie ermordet und ihren Leichnam weggeschleift hatte. »Wie lange kanntest du sie eigentlich schon, Odysseus... Noman?«

Der ältere Mann rieb sich den kurzen, grauen Bart. »Wie lange ich Savi kannte? Nur ein paar Echtzeit-Monate... aber verteilt über mehr als ein Jahrtausend. Manchmal haben wir zusammen geschlafen.«

Hannah machte ein schockiertes Gesicht und blieb stehen.

Noman lachte. »Sie in ihrer Kryo-Krippe, ich in meinem Zeitsarg auf der Golden Gate. Es war alles ganz tugendhaft und parallel. Zwei Babys in getrennten Bettchen. Wenn ich den Namen eines meiner Landsleute missbrauchen darf, dann würde ich sagen, es war eine *platonische* Beziehung.« Noman lachte herzlich, obwohl niemand einstimmt. Doch als er ausgelacht hatte, sagte er: »Glaub nicht alles, was dieses alte Weib dir erzählt hat, Harman.«

»Sie war die klügste Frau, der ich je begegnet bin«, erwiderte Harman. »Ich werde nie wieder jemanden wie sie kennen lernen.«

Noman bedachte ihn mit seinem unfreundlichen Lächeln. »Letzteres stimmt.«

Sie stießen auf einen Bach, der in den größeren Fluss unten mündete, und überquerten ihn in einem waghalsigen Balanceakt auf Steinen und umgestürzten Baumstämmen. Es war zu kalt, um sich die Füße und Kleider nass zu machen, wenn es nicht unbedingt sein musste. Der Ochse trottete durch das eisige Wasser, und der leere Karren hüpfte hinter ihm her. Petyr überquerte den Bach als Erster und hielt mit dem Flechette-Gewehr im Anschlag Wache, während die anderen drei herüberkamen. Auf dem Rückweg folgten sie nicht denselben Rinderspuren wie auf dem Hinweg, waren aber höchstens ein paar hundert Meter von ihnen entfernt. Sie wussten, dass sie vor Ardis Hall' Wärme, Nahrung und relativer Sicherheit noch eine sanft wogende, bewaldete Hügelkette, dann eine lange, steinige Wiese und ein weiteres Stück Wiese überqueren mussten.

Die Sonne war hinter der dunklen Wolkenbank im Südwesten untergegangen. Innerhalb von Minuten war es so dunkel, dass

die Ringe das meiste Licht lieferten. Im Karren lagen zwei Laternen, und Harman hatte Kerzen in seinem Rucksack, aber die würden sie nur brauchen, wenn die Wolken heraufzogen und die Ringe und Sterne verdeckten.

»Ich möchte wissen, ob Daeman aufgebrochen ist, um seine Mutter zu holen«, sagte Petyr. Der junge Mann schien sich unwohl zu fühlen, wenn ein längeres Schweigen eintrat.

»Ich wünschte, er hätte auf mich gewartet«, sagte Harman. »Oder zumindest, bis es am anderen Ende Tag ist. Paris-Krater ist heutzutage nicht sehr sicher.«

Noman grunzte. »Von euch allen scheint Daeman erstaunlicherweise am besten auf sich aufpassen zu können. Er hat dich überrascht, nicht wahr, Harman?«

»Eigentlich nicht«, sagte Harman und merkte sofort, dass das nicht stimmte. Bei seiner ersten Begegnung mit Daeman vor nicht einmal einem Jahr hatte er ein weinerliches, pummeliges Muttersöhnchen vor sich gesehen, dessen einzige Hobbys die Schmetterlingsjagd und die Verführung junger Frauen waren. Harman glaubte sogar, dass Daeman vor zehn Monaten nach Ardis Hall gekommen war, um seine Cousine Ada zu verführen. Bei ihren ersten Abenteuern war Daeman ein furchtsamer Nörgler gewesen. Aber Harman musste sich eingestehen, dass die Ereignisse den jüngeren Mann verändert hatten, und zwar weitaus stärker zum Besseren als ihn selbst. Es war ein halb verhungertes, aber entschlossener Daeman gewesen – vierzig Pfund leichter, aber unendlich viel energischer –, der sich in der Beinahe-Schwereelosigkeit von Prosperos orbitaler Insel auf einen Zweikampf mit Caliban eingelassen hatte. Und es war Daeman gewesen, der Harman und Hannah lebendig heraus-

geholt hatte. Seit dem Absturz war Daeman viel ruhiger und ernster, und er legte großen Wert darauf, jede Kampf- und Überlebenstechnik zu erlernen, die Odysseus ihnen beibringen wollte.

Harman war ein bisschen neidisch. Er hatte sich für den natürlichen Anführer der Ardis-Gruppe gehalten – älter und klüger, noch vor neun Monaten der einzige Mensch auf der Erde, der lesen konnte oder wollte, der einzige Mensch auf der Erde, der damals gewusst hatte, dass die Erde rund war –, aber jetzt musste er zugeben, dass das Martyrium, aus dem Daeman gestärkt hervorgegangen war, ihn sowohl körperlich als auch geistig geschwächt hatte. *Liegt es an meinem Alter?* Körperlich wirkte Harman wie ein gesunder Enddreißiger, so wie jeder Mann vor dem Absturz, der seinen Vierten Zwanziger hinter sich hatte. Die blauen Würmer und brodelnden Chemikalien in den Tanks der Klinik dort oben hatten ihn während seiner ersten vier Besuche in ausreichendem Maße erneuert. *Aber psychisch?* Harman hatte Grund zur Sorge. Vielleicht war ein alter Mensch alt, ganz egal, wie geschickt sein Körper restauriert wurde. Dazu kam, dass Harman noch immer hinkte; das lag an den Beinverletzungen, die er vor acht Monaten oben auf Prosperos höllischer Insel erlitten hatte. Nun wartete kein Klinik-tank mehr, um den Schaden zu beheben, und es kamen auch keine Servitoren mehr herbeigeschwebt, um das Resultat jedes kleinen, leichtsinnigen Unfalls zu verbinden und zu heilen. Harman wusste, dass sein Bein nie mehr ganz gesund werden würde, dass er bis zu seinem Tod hinken würde – und dieser Gedanke verstärkte seine seltsame Traurigkeit an diesem Tag.

Schweigend stapften sie weiter durch den Wald. Jeder von ihnen hatte den Eindruck, dass die anderen in ihren eigenen Ge-

danken versunken waren. Harman übernahm es, den Ochsen am Halfter zu führen. Das dumme Tier wurde mit zunehmender Dunkelheit immer störrischer und eigensinniger. Es brauchte nur einmal in die falsche Richtung zu taumeln, sodass der Karren gegen einen dieser Bäume prallte, dann würden sie entweder die ganze Nacht draußen bleiben und das gottverdammte Ding reparieren oder es einfach hier zurücklassen und den Ochsen so heimführen müssen – beides keine sonderlich reizvollen Alternativen.

Er warf einen raschen Blick auf Odysseus-Noman, der gemächlich dahinschlenderte und seine Schritte verkürzte, um sein Tempo dem langsamen Ochsen und dem hinkenden Harman anzupassen, dann schaute er zu Hannah hinüber, die sehnsüchtig Noman ansah, und zu Petyr, der sehnsüchtig Hannah ansah, und er hätte sich am liebsten auf den kalten Boden gesetzt und um die Welt geweint, die zu sehr mit dem Überleben beschäftigt war, um zu weinen. Er dachte an das unglaubliche Stück, das er gerade gelesen hatte – *Romeo und Julia* –, und fragte sich, ob manche Torheiten und andere Dinge nicht zur Grundausrüstung des menschlichen Wesens gehörten, auch nach fast zwei Jahrtausenden so genannter Evolution durch Nanotechnik und Genmanipulation.

Vielleicht hätte ich nicht zulassen dürfen, dass Ada schwanger wurde. Dieser Gedanke quälte Harman am meisten.

Sie hatte sich ein Kind gewünscht. Er hatte sich ein Kind gewünscht. Mehr als das, und beisspiellos nach all diesen Jahrhunderten: Sie hatten sich beide eine Familie gewünscht – dass der Mann bei Frau und Kind blieb und das Kind von ihnen und nicht von Servitoren aufgezogen wurde. Zwar kannten sämtliche Altmenschen aus der Zeit vor dem Absturz ihre Mütter,

aber so gut wie keiner von ihnen hatte gewusst – oder wissen wollen –, wer sein oder ihr Vater war. In einer Welt, in der die Männer bis zu ihrem fünften und letzten Zwanziger jung und vital blieben, in einer kleinen Bevölkerung – weniger als dreihunderttausend Menschen weltweit, hatte Savi gesagt – und einer Kultur, die aus wenig mehr als Partys und kurzen sexuellen Affären bestand und in der jugendliche Schönheit mehr galt als alles andere, war es fast sicher, dass viele Väter sich ahnungslos mit ihren Töchtern paarten.

Das machte Harman zu schaffen, nachdem er sich das Lesen beigebracht und erste Einblicke in frühere Kulturen und längst untergegangene Wertvorstellungen erhalten hatte – *zu spät, zu spät* –, doch außer ihm hätte sich noch vor neun Monaten niemand am Inzest gestört. Dieselben gentechnisch erzeugten Nanosensoren im Körper einer Frau, dank deren sie noch Monate oder Jahre nach dem Verkehr aus sorgsam gespeicherten Spermienpaketen wählen konnte, hätten es ihr niemals erlaubt, einen ihrer nächsten Angehörigen als Fortpflanzungspartner zu wählen. Das konnte einfach nicht passieren. Die Nanoprogrammierung war narrensicher, selbst wenn die sich paarenden Menschen Narren waren.

Aber jetzt ist alles anders, dachte Harman. Sie würden Familien brauchen, um zu überleben – nicht nur, um die Voynix-Angriffe und Entbehrungen nach dem Absturz zu überstehen, sondern auch zur Vorbereitung auf den Krieg, der ihnen Odysseus zufolge bevorstand. Der alte Grieche wollte sich nicht weiter zu seiner Prophezeiung in der Nacht des Absturzes äußern, aber damals hatte er behauptet, es werde einen großen Krieg geben – einige vermuteten, dass dieser Krieg etwas mit der Belagerung Trojas zu tun haben könnte, die sie alle unter ihren

Turin-Tüchern aus zweiter Hand miterlebt hatten, bevor die darin eingearbeiteten Mikroschaltkreise ebenfalls ausgefallen waren. »In deinem Garten werden neue Welten erscheinen«, hatte er Ada erklärt.

Als sie auf die letzte ausgedehnte Wiese vor dem letzten schmalen Waldstück herauskamen, merkte Harman, dass er müde und voller Furcht war. Er hatte es satt, immer entscheiden zu müssen, was richtig war – wer war er, dass er die Klinik zerstört und womöglich Prospero befreit hatte und nun pausenlos Vorträge über Familien und die Notwendigkeit hielt, sich in Schutzgruppen zu organisieren? Was wusste er schon – der neunundneunzig Jahre alte Harman, der fast sein ganzes Leben in Unwissenheit vergeudet hatte?

Und er fürchtete sich nicht so sehr vor dem Tod – obwohl sie alle zum ersten Mal seit anderthalb Jahrtausenden menschlicher Erfahrung diese Furcht teilten –, sondern vor eben jener Veränderung, die er selbst mit ausgelöst hatte. Und vor der Verantwortung.

War es richtig von uns, Ada jetzt schwanger werden zu lassen? Sie waren beide zu dem Schluss gelangt, dass es in dieser neuen Welt – selbst inmitten der Entbehrungen und Ungewissheiten – sinnvoller war, eine Familie zu gründen, obwohl »eine Familie gründen« ein seltsamer Ausdruck war, weil es ihnen schon große Mühe bereitete, überhaupt nur an mehr als ein Kind zu denken. Während der anderthalb Jahrtausende währenden Herrschaft der abwesenden Nachmenschen hatte jede Altmenschenfrau nur ein einziges Kind bekommen dürfen. Die Erkenntnis, dass sie mehrere Kinder haben konnten, wenn sie es wollten und wenn ihre Biologie mitspielte, hatte Ada und Harman in geradezu schwindelerregende Verwirrung gestürzt.

Es gab keine Warteliste mehr, keine Notwendigkeit, die von den Servitoren signalisierte Zustimmung der Nachmenschen einzuholen. Andererseits wussten sie nicht, ob ein Mensch überhaupt mehr als ein Kind bekommen *konnte*. Würden ihre veränderte Genetik und die Nanoprogrammierung das zulassen?

Sie hatten beschlossen, das Baby jetzt zu bekommen, solange Ada noch keine dreißig war, und sie dachten, sie könnten den anderen – nicht nur in Ardis, sondern in all den überlebenden Faxknoten-Gemeinschaften – die Vorteile einer Familie mit anwesendem Vater vor Augen führen.

All das machte Harman Angst. Auch wenn er sicher war, dass er Recht hatte – es machte ihm trotzdem Angst. Zunächst war da die Ungewissheit, ob Mutter und Kind eine Geburt außerhalb der Klinik überstehen würden. Kein einziger lebender Altmensch hatte die Geburt eines menschlichen Babys mit angesehen – zum Gebären wie auch zum Sterben wurde man in den Ä-Ring hinaufgefakt, und beides erlebte man dort für sich allein. Und wie der Heilungsprozess bei den Menschen, die ernsthafte Verletzungen erlitten oder einen vorzeitigen Tod gefunden hatten wie der von einem Allosaurier gefressene Dae-man, war auch die Klinikgeburt etwas so Traumatisches, dass sie keinen Eingang ins Gedächtnis finden durfte. Die Frauen besaßen ebenso wenige Erinnerungen an die Klinikgeburt wie ihre Babys.

Zu einem bestimmten, von den Servitoren bekannt gegebenen Zeitpunkt in ihrer Schwangerschaft wurden die Frauen weggefakt und kamen zwei Tage später gesund und schlank wieder zurück. Noch viele Monate danach wurden die Babys ausschließlich von den Servitoren ernährt und umsorgt. Die Mütter

neigten dazu, mit ihren Kindern Kontakt zu halten, hatten aber wenig mit ihrer Aufzucht zu tun. Die Väter hingegen hatten ihre Kinder vor dem Absturz nicht gekannt – und nicht nur das, sie hatten gar nicht erst gewusst, dass sie Väter geworden waren, denn ihr sexueller Kontakt mit der betreffenden Frau konnte schon Jahre oder gar Jahrzehnte zurückliegen.

Nun lasen Harman und die anderen Bücher über den uralten Brauch der Kindgeburt. Der Vorgang erschien ihnen unglaublich gefährlich und barbarisch, selbst wenn er in Krankenhäusern – offenbar primitiven früheren Versionen der Klinik – stattfand und von Profis beaufsichtigt wurde.

Der einzige Mensch auf dem Planeten, der tatsächlich gesehen hatte, wie ein Baby zur Welt kam, war Noman. Der Grieche hatte einmal zugegeben, dass er in seinem früheren Leben, in jener unwirklichen, blutigen, kriegerischen Zeit, in der das Turiner Abenteuer spielte, zumindest einen Teil des Geburtsvorgangs miterlebt hatte, nämlich bei seinem eigenen Sohn, Telemachos. Er war die Hebamme von Ardis.

Und in dieser neuen Welt, in der es keine Ärzte gab – niemanden, der wusste, wie man die simpelste Verletzung, das einfachste Gesundheitsproblem kurierte –, war Odysseus-Noman ein Meister der Heilkunst. Er kannte Breiumschläge. Er wusste, wie man Wunden nähte. Er wusste, wie man gebrochene Knochen richtete. Nachdem es ihm gelungen war, jemandem namens Circe zu entkommen, hatte er im Verlauf seiner fast ein Jahrzehnt währenden Reisen durch Zeit und Raum moderne medizinische Techniken erlernt, zum Beispiel dass man sich die Hände wusch und sein Messer reinigte, bevor man in einen lebenden Körper hineinschnitt.

Neun Monate zuvor hatte Odysseus davon gesprochen, dass er nur ein paar Wochen in Ardis Hall bleiben und dann weiterziehen wolle. Wenn der alte Mann nun auch nur den Versuch unternähme, sie zu verlassen, dann, so vermutete Harman, würden ihn fünfzig Leute anspringen und fesseln, um ihn seiner Kenntnisse wegen hier zu behalten – er wusste, wie man Waffen herstellte, jagte und Wild ausnahm, wie man Speisen über offenem Feuer zubereitete, Metall schmiedete, Kleidungsstücke nähte, das Sonie für den Flug programmierte, Krankheiten heilte und Wunden behandelte – und er konnte bei der Geburt eines Babys helfen.

Sie sahen jetzt die Wiese jenseits des Waldes. Die Ringe wurden von Wolken verschluckt, und es wurde sehr dunkel.

»Ich wollte heute mit Daeman sprechen...«, begann Noman.

Es war das Letzte, was er noch zu sagen vermochte.

Die Voynixe sanken wie riesige, lautlose Spinnen aus den Bäumen herab. Es waren mindestens ein Dutzend. Sie hatten alle ihre Tötungsklingen ausgefahren.

Zwei landeten auf dem Rücken des Ochsen und schnitten ihm die Kehle durch. Zwei landeten nah bei Hannah und hieben nach ihr; Blut spritzte, Stofffetzen flogen herum. Sie sprang zurück und versuchte, die Armbrust zu heben und die Sehne zu spannen, aber die Voynixe schlugen sie nieder und beugten sich über sie, um ihr den Garaus zu machen.

Odysseus stieß einen Schrei aus, aktivierte sein Schwert – ein Geschenk von Circe, wie er ihnen vor langer Zeit erzählt hatte –, sodass die Klinge vibrierte und verschwamm, sprang vor und holte aus. Stücke von Voynix-Panzern und Voynix-Armen flo-

gen durch die Luft, und Harman wurde mit weißem Blut und blauem Öl bespritzt.

Ein Voynix landete auf Harman und trieb ihm die Luft aus den Lungen, aber er rollte sich von den Fingerklingen weg. Ein zweiter Voynix landete auf allen vieren und richtete sich sofort auf; er bewegte sich wie etwas aus einem Zeitraffer-Albtraum. Harman kam auf die Beine, hob ungeschickt seinen Speer und stach nach der zweiten Kreatur, als die erste gerade nach seinem Rücken hieb.

Es gab eine schnarrende Explosion, als Petyr das Gewehr ins Spiel brachte. Glas-Flechtes zischten an Harmans Ohr vorbei, während der Voynix hinter ihm unter dem Aufprall von tausend glänzenden Splittern herumwirbelte und fiel. Harman drehte sich genau in dem Moment um, als der zweite Voynix sprang. Er rammte ihm den Speer durch die Brust und sah zu, wie das rotierende Ding zu Boden stürzte, fluchte jedoch, als es ihm im Fallen den Speer aus den Händen riss. Harman griff nach dem Schaft, sprang dann jedoch zurück und nahm den Bogen von der Schulter, als sich drei weitere Voynixe zu ihm umwandten und ihn angriffen.

Die vier Menschen standen mit dem Rücken zum Karren, während die acht übrig gebliebenen Voynixe einen Kreis um sie bildeten und auf sie zukamen. Ihre Fingerklingen glänzten im schwindenden Licht.

Hannah jagte demjenigen, der ihr am nächsten war, zwei Armbrustbolzen tief in die Brust. Er ging zu Boden, setzte seinen Angriff jedoch auf allen vieren fort, indem er sich mit seinen Klingen vorwärts zog. Odysseus-Noman trat vor und schnitt das Ding mit seinem Circe-Schwert entzwei.

Drei Voynixe stürzten sich auf Harman, der keine Fluchtmöglichkeit hatte. Er schoss seinen Pfeil ab, sah, wie er von der metallenen Brust des vordersten Voynixes abprallte, dann waren sie über ihm. Harman duckte sich, spürte, wie etwas in sein Bein schnitt, und rollte sich unter den Karren – er roch das Blut des Ochsen, ein kupferner Geschmack in Mund und Nase –, dann war er auf der anderen Seite und rappelte sich auf. Die drei Voynixe setzten über den Karren hinweg.

Petyr fuhr herum, duckte sich und feuerte ein komplettes Magazin mit etlichen tausend Flechettes auf die springenden Gestalten ab. Die drei Voynixe wurden in Stücke gerissen und landeten in einem Klumpen aus organischem Blut und Maschinenöl.

»Gebt mir Deckung, während ich nachlade!«, rief Petyr und griff in die Tasche seines Umhangs, um ein neues Flechette-Magazin herauszuholen und einzulegen.

Harman warf seinen Bogen weg – die Dinger waren zu nahe –, zog ein Kurzschwert, das erst vor zwei Monaten in Hannahs Ofen geschmiedet worden war, und hieb auf die beiden nächsten metallischen Gestalten ein. Sie waren zu schnell. Eine wich aus. Die andere schlug ihm das Schwert aus den Händen.

Hannah sprang in den Karren und schoss dem Voynix, der mit seinen Klingen nach Harman schlug, einen Armbrustbolzen in den Rücken. Das Monster fuhr herum, wandte sich dann jedoch wieder seinem Angriffsziel zu, die metallenen Arme erhoben, und holte mit den Klingen weit aus. Es besaß weder Mund noch Augen.

Harman duckte sich unter dem tödlichen Schlag weg, landete auf den Händen und trat dem Ding gegen die Knie. Es war, als träte man gegen dicke, in Beton eingebettete Metallrohre.

Die fünf verbliebenen Voynixe waren jetzt alle auf Harmans Seite des Karrens. Sie stürzten sich auf Petyr und ihn, bevor der Jüngere das Flechette-Gewehr heben konnte.

In dieser Sekunde kam Odysseus mit einem berserkerhaften Schrei um den Karren herum und ging auf sie los. Sein Kurzsword war nur ein flirrender, verschwommener Fleck. Alle fünf Voynixe wandten sich gegen ihn. Ihre Arme und rotierenden Klingen setzten sich ebenfalls in Bewegung.

Hannah hob die schwere Armbrust, hatte aber keine freie Schussbahn. Odysseus befand sich in der Mitte dieser wirbelnden Masse der Gewalt, und alles bewegte sich zu schnell. Harman beugte sich in den Karren und zog einen der zusätzlichen Jagdspeere heraus.

»Runter, Odysseus!«, schrie Petyr. Der alte Grieche ging zu Boden, aber sie konnten nicht erkennen, ob in Befolgung des Rufs oder infolge des Voynix-Angriffs. Er hatte zwei von den Dingen zerschnitten, aber die letzten drei funktionierten noch, und sie waren absolut tödlich.

*BRRPPPPPPPPPPPPPPRRRRRRRRRRRRBRRRRRRRRPPPPPPPPB
RPPPPPP.*

Das auf Vollautomatik geschaltete Flechette-Gewehr klang, als würde jemand ein Holzpaddel zwischen die Blätter eines sich schnell drehenden Ventilators stecken. Die letzten drei Voynixe wurden zwei Meter zurückgeschleudert. Mehr als zehntausend Glas-Flechettes, die im schwindenden Licht der

Ringe wie ein Glasmosaik glitzerten, durchlöcherten ihre Panzer.

»Heilige Mutter Gottes«, keuchte Harman.

Hinter Hannah, auf der anderen Seite des Karrens, erhob sich der von ihr verwundete Voynix.

Harman schleuderte seinen Speer mit jedem Quäntchen und jedem Erg Kraft, die noch in ihm steckten. Der Voynix taumelte zurück, riss sich den Speer heraus und zerbrach den Schaft.

Harman sprang in den Karren und schnappte sich einen weiteren Speer vom Boden des Fahrzeugs. Hannah feuerte zwei Bolzen in den Voynix. Einer wurde abgelenkt und zischte in die Dunkelheit unter den Bäumen, aber der andere drang tief ein. Harman sprang von dem Karren und trieb dem letzten Voynix den letzten Speer in die Brust. Zuckend taumelte die Kreatur einen weiteren Schritt zurück.

Harman riss die Lanze heraus und stieß sie mit der puren Gewalt des Wahnsinns noch einmal hinein, drehte die mit Widerhaken bewehrte Spitze, zog sie heraus und trieb sie erneut hinein.

Der Voynix fiel rücklings um und stürzte scheppernd auf die Wurzeln einer uralten Ulme.

Harman setzte sich rittlings auf ihn, ohne auf seine noch immer zuckenden Arme und Klingen zu achten, hob den mit einer milchig blauen Flüssigkeit besudelten Speer senkrecht in die Höhe, rammte ihn dem Voynix in den Leib, drehte ihn, riss ihn heraus, hob ihn hoch, stieß ihn noch tiefer in den Panzer des Wesens, riss ihn heraus, stieß ihn dort hinein, wo bei einem Menschen der Unterleib gewesen wäre, drehte die Widerhaken, um größtmöglichen Schaden an den Weichteilen im Inneren

anzurichten, zog ihn heraus – ein Teil des Panzers löste sich – und trieb ihn erneut so heftig hinein, dass er spürte, wie die Speerspitze sich in Erdreich und Wurzelholz grub. Er zog den Speer heraus, hob ihn hoch, stieß ihn tief hinein, hob ihn hoch...

»Harman«, sagte Petyr und legte dem Älteren eine Hand auf die Schulter. »Er ist tot. Er ist tot.«

Harman schaute sich um. Er erkannte Petyr nicht und bekam nicht genug Luft in die Lungen. Er hörte ein lautes Geräusch und erkannte, dass es sein eigener mühsamer Atem war.

Verdammt noch mal, es war viel zu dunkel. Die Wolken waren vor die Ringe gezogen, und es war, verdammt noch mal, viel zu dunkel hier unter den Bäumen. In den Schatten konnten fünfzig weitere sprungbereite Voynixe lauern.

Hannah zündete die Laterne an.

In dem plötzlich entstehenden Lichtkreis waren keine weiteren Voynixe zu sehen. Die gefallenen hatten aufgehört zu zucken. Odysseus lag noch immer am Boden; einer der Voynixe war über ihn gestürzt. Weder der Voynix noch der Mensch bewegte sich.

»Odysseus!« Hannah sprang mit der Laterne von dem Karren und stieß den Leichnam des Voynix mit einem Tritt beiseite.

Petyr lief um den Karren und ging neben dem reglos Daliegenden auf ein Knie. Harman hinkte, auf seinen Speer gestützt, so rasch hinüber, wie er konnte. Die tiefen Schrammen an seinem Rücken und seinen Beinen begannen gerade erst zu schmerzen.

»Oh«, sagte Hannah. Sie lag auf den Knien und hielt die Laterne über Odysseus. Ihre Hand zitterte. »Oh«, sagte sie erneut.

Odysseus-Noman hatte seinen Brustharnisch verloren; die Lederriemen waren zerschnitten. Seine breite Brust war ein Gitterwerk tiefer Wunden. Ein einzelner Hieb hatte ihm ein Stück des linken Ohres und der Kopfhaut abgerissen.

Aber es waren die Verletzungen am rechten Arm des alten Mannes, bei deren Anblick Harman der Atem stockte.

In ihrem wilden Versuch, Odysseus zu zwingen, das Circe-Schwert fallen zu lassen – was er nicht getan hatte, es summtete noch in seiner Hand –, hatten die Voynixe ihm den Arm zerschnezt und dann fast aus dem Körper gerissen. Blut und zerfetztes Gewebe leuchteten im grellen Laternenschein. Harman sah weißen Knochen glänzen. »Du lieber Gott«, flüsterte er. In den acht Monaten seit dem Absturz hatte niemand in Ardis Hall oder einer der anderen Überlebenden-Gemeinschaften, den Harman kannte, solche Verletzungen erlitten und überlebt.

Hannah schlug mit der Faust auf die Erde, während sie mit der offenen anderen Hand auf Odysseus' blutige Brust drückte. »Ich fühle keinen Herzschlag«, sagte sie beinahe gelassen. Nur ihre wilden, weißen Augen im Lichtschein der Laterne strafte diese Gelassenheit Lügen. »Ich fühle keinen Herzschlag.«

»Legt ihn in den Karren...«, begann Harman. Er spürte jene dem Adrenalinstoß folgende Wackeligkeit und Übelkeit, die er schon einmal erlebt hatte. Sein schlimmes Bein und der zerschnittene Rücken bluteten stark.

»Scheiß auf den Karren«, sagte Petyr. Der junge Mann drehte das Heft des Circe-Schwerts. Die Vibration hörte auf, und die Klinge wurde wieder sichtbar. Er reichte Harman das Schwert, das Flechette-Gewehr und zwei zusätzliche Magazine. Dann beugte er sich tief hinunter, legte sich den bewusstlosen oder

toten Odysseus über die Schulter und stand auf. »Hannah, geh mit der Laterne voran. Lade deine Armbrust nach. Harman, du bildest mit dem Gewehr die Nachhut. Schießt auf alles, was auch nur so aussieht, als könnte es sich bewegen.« Er taumelte mit der blutenden Gestalt über der Schulter in Richtung der letzten Wiese davon. Ironischerweise – schrecklicher Weise – sah er ganz ähnlich aus wie Odysseus, wenn dieser den Kadaver eines Hirsches oder Rehs heimgeschleppt hatte.

Harman nickte stumm, warf den Speer weg und steckte sich das Circe-Schwert in den Gürtel. Dann hob er das Flechette-Gewehr hoch und folgte den anderen beiden Überlebenden aus dem Wald.

24

Kaum war Daeman nach Paris-Krater gefaxt, wünschte er auch schon, er wäre bei Tag angekommen. Oder hätte zumindest gewartet, bis Harman oder jemand anders mitkommen konnte.

Gegen fünf Uhr nachmittags, als er den von einer Palisade umschlossenen Faxpavillon in knapp zwei Kilometer Entfernung von Ardis Hall erreichte, hatte es bereits dunkel zu werden begonnen, und jetzt war es ein Uhr morgens und stockfinster, und es regnete Bindfäden hier in Paris-Krater. Er war zu dem Knoten gefaxt, der dem Domi seiner Mutter am nächsten lag – einem Faxpavillon namens Invalidenhotel; kein lebender Mensch wusste, warum er so hieß –, und als er durchs Faxportal kam, hielt er die Armbrust im Anschlag und schwenkte sie von einer Seite zur anderen. Vom Dach des Pavillons rann so

viel Wasser, dass er das Gefühl hatte, durch einen Vorhang oder Wasserfall in die Stadt hinauszublicken.

Es war irritierend. Die Überlebenden in Paris-Krater bewachten ihre Faxknoten nicht. Ungefähr ein Drittel der Überlebenden-Gemeinschaften hatte, Ardis' Beispiel folgend, eine Mauer um ihre Faxpavillons gezogen und dort Tag und Nacht eine Wache postiert, aber die verbliebenen Einwohner von Paris-Krater weigerten sich einfach, das zu tun. Niemand wusste, ob Voynixe sich von einem Ort zum anderen faxten – es schien überall genug von ihnen zu geben, auch ohne dass sie das tun mussten –, aber die Menschen würden es nie erfahren, wenn Orte wie Paris-Krater es ablehnten, ihre Knoten zu überwachen.

Natürlich hatte diese Bewachung in Ardis anfangs nicht darauf abgezielt, die Voynixe am Faxen zu hindern, sondern die Zahl der Flüchtlinge zu begrenzen, die nach der Katastrophe herbeiströmten. Als die Servitoren abstürzten und der Strom ausfiel, bestand die erste Reaktion darin, irgendwohin zu fliehen, wo man in Sicherheit war und etwas zu essen bekam. Deshalb waren in jenen ersten Wochen und Monaten viele Zehntausende nahezu wahllos in der Welt herumgefaxt, hatten binnen zwölf Stunden fünfzig Orten auf dem ganzen Planeten eine Stippvisite abgestattet, die Nahrungsmittelvorräte geplündert und waren dann wieder verschwunden. Nur an wenigen Orten hatte es damals eigene Nahrungsmittelbestände gegeben, und nirgendwo war man wirklich in Sicherheit gewesen. Ardis hatte sich als eine der ersten Kolonien von Überlebenden bewaffnet und als Erste vor Angst halb wahnsinnige Flüchtlinge abgewiesen, sofern sie keine unentbehrlichen Fähigkeiten besaßen. Aber nach über vierzehnhundert Jahren der »ekelhaften Eloi-

Nutzlosigkeit«, wie Savi es genannt hatte, besaß so gut wie niemand mehr wichtige Fähigkeiten.

Einen Monat nach dem Absturz und jenem anfänglichen Durcheinander hatte Harman bei den Sitzungen des Rats von Ardis darauf bestanden, dass sie zum Ausgleich für ihren Egoismus Vertreter zu all den anderen Gemeinschaften faxten, die ihnen Ratschläge zum Anbau von Feldfrüchten und Tipps zur Verbesserung der Sicherheit gaben, ihnen zeigten, wie man die eigenen Fleischtiere schlachtete, und – nachdem Harman die Sigl-Funktion entdeckt hatte, mit deren Hilfe man lesen konnte – den verstreuten Überlebenden beibrachten, wie man auch alten Büchern lebenswichtige Informationen entnahm. Ardis hatte zudem Tauschhandel mit Waffen getrieben und die Herstellungspläne für Armbrüste, Bolzen, Bogen, Pfeile, Lanzen, Pfeil- und Speerspitzen, Messer und andere Waffen verschenkt. Glücklicherweise hatten die meisten Altmenschen die Turin-Tücher seit einem halben Zwanziger zur Unterhaltung genutzt und waren darum vertraut mit allem, was weniger kompliziert war als eine Armbrust. Schließlich hatte Harman Bewohner von Ardis zu all den etwas über dreihundert Knoten geschickt und jeden Überlebenden um Hilfe bei der Suche nach den legendären Roboterfabriken und Ausgabestellen gebeten. Er führte den Leuten immer wieder eine der wenigen Schusswaffen vor, die er von seinem zweiten Besuch im Museum auf der Golden Gate bei Machu Picchu mitgebracht hatte, und erklärte ihnen, dass die menschlichen Gemeinschaften Tausende solcher Waffen bräuchten, wenn sie gegen die Voynixe bestehen wollten.

Während Daeman nun durch den Regen und das herunterlaufende Wasser in die Dunkelheit hinausstartete, wurde ihm klar,

dass es schwierig gewesen wäre, alle Faxknoten dieser Stadt zu bewachen; noch vor acht Monaten war Paris-Krater eine der größten Städte auf dem Planeten gewesen, mit fünfundzwanzigtausend Einwohnern und einem Dutzend funktionierender Faxportale. Wenn man den Freunden seiner Mutter Glauben schenken konnte, lebten hier nun keine dreitausend Männer und Frauen mehr. Die Voynixe streiften durch die Straßen und huschten und krabbelten über die alten Verbindungsbrücken und Wohntürme, wie es ihnen gefiel. Er hätte seine Mutter schon längst aus dieser Stadt herausholen sollen.

Nur seine lebenslange – fast zwei Zwanziger währende – Gewohnheit, allen Neigungen und Launen seiner Mutter nachzugeben, hatte Daeman dazu gebracht, sich ihrem hartnäckigen Wunsch, hier zu bleiben, zu fügen.

Dennoch schien sie halbwegs in Sicherheit zu sein. Mehr als hundert Überlebende, größtenteils Männer, schützten den Hochhauskomplex am westlichen Rand des Kraters, in dem Marina, Daemans Mutter, ihre weitläufigen Domi-Wohnungen hatte. Dank der Regensammler, die sich von einem Dach zum anderen erstreckten – und es regnete meistens in Paris-Krater –, verfügten sie über Wasser. Ihre Nahrung stammte von den terrassenförmig angelegten Gärten und dem Vieh, das sie von den alten, von den Voynixen bewirtschafteten Gehöften hergetrieben und dann in Gehegen auf den Rasenflächen um den Krater herum untergebracht hatten. Mitte jeder Woche fand auf den nahe gelegenen Champs Ulysses ein Straßenmarkt statt; dort gaben sich die Bewohner sämtlicher Flüchtlingslager im westlichen Paris-Krater ein Stelldichein, um Tauschhandel mit Nahrungsmitteln, Kleidung und anderen überlebenswichtigen Dingen zu treiben. Sie ließen sich sogar Wein von den weit entfernten

ten Weingüter-Gemeinschaften herfaxen. Und sie besaßen Waffen – darunter auch in Ardis Hall erstandene Armbrüste, ein paar Flechette-Gewehre und einen Energiestrahls-Projektor, den einer der Männer in einem nach dem Absturz entdeckten, aufgegebenen unterirdischen Museum zutage gefördert hatte. Ers-taunlicherweise funktionierte die Energiestrahls-Waffe.

Aber Daeman wusste, dass Marina in Wirklichkeit wegen eines alten Mistkerls namens Goman in Paris-Krater blieb, der seit fast einem ganzen Zwanziger ihr Hauptliebhaber war. Daeman hatte Goman noch nie leiden können.

Paris-Krater hatte immer »Stadt des Lichts« geheißen – und so hatte Daeman sie als Heranwachsender auch erlebt, mit schwebenden Leuchtkugeln in jeder Straße und auf jedem Boulevard, von elektrischem Licht erhellten Hochhäusern, Tausenden von Laternen und dem über dreihundert Meter hohen, alles überragenden, beleuchteten Gebilde, das die Stadt symbolisierte – doch nun waren die Leuchtkugeln abgestürzt und erloschen, das Stromnetz war ausgefallen, es brannten nur noch wenige Laternen, die sich zudem meist hinter verschlossenen Fensterläden verbargen, und die Riesige Hure war zum ersten Mal seit zweitausend Jahren oder mehr dunkel und inaktiv. Daeman schaute im Laufen flüchtig zu ihr hinauf, aber ihr Kopf und ihre Brüste – für gewöhnlich mit einer strudelnden, fotolumineszenten roten Flüssigkeit gefüllt – waren vor oder vielleicht *in* den dunklen Gewitterwolken nicht zu sehen, und die berühmten Schenkel und Pobacken waren nur noch ein Stützwerk aus schwarzem Eisen, das die über der Stadt knisternden Blitze an-zog.

Tatsächlich halfen die Blitze Daeman, die drei langgestreckten Wohnblocks zwischen dem Invalidenhotel-Faxknoten und Marinas Domi-Turm hinter sich zu bringen. Er hatte die Kapuze seines Anoraks übergezogen, um sich zumindest der Illusion hingeben zu können, im strömenden Regen trocken zu bleiben, und er wartete an jeder Kreuzung mit erhobener Armbrust und sprintete erst dann über die freien Flächen, wenn die Blitze enthüllten, dass die Schatten in Eingängen und unter Torbögen voynixfrei waren. Im Pavillon hatte er Proxnet und Farnet ausprobiert, aber beide funktionierten nicht. Das war gut für ihn, weil die Voynixe heutzutage beide Funktionen nutzten, um Menschen ausfindig zu machen. Die Suchfunktion brauchte er nicht einzuschalten – dies war schließlich sein Zuhause, obwohl der wieselartige Goman seinen Platz an der Seite seiner Mutter eingenommen hatte.

In einigen der von den Blitzen erhellten, leeren Innenhöfe standen verlassene Altäre. Während Daeman an diesen traurigen Zeugnissen der Verzweiflung vorbeieilte, erhaschte er einen Blick auf primitiv modellierte Pappmaschee-Statuen, die in Roben gewandete Göttinnen, nackte Bogenschützen und bärtige Patriarchen darstellen sollten. Die Altäre waren den olympischen Göttern des Turin-Dramas geweiht, Athene, Apollo, Zeus und anderen. Dieser Besänftigungsfimmel war noch vor dem Absturz hier in Paris-Krater und anderen Knoten-Gemeinschaften auf jenem Kontinent aufgekommen, den Harman, Daeman und die anderen Leser in Ardis Hall jetzt unter dem Namen Europa kannten.

Die Pappmaschee-Bildnisse waren in dem ewigen Regen aufgeweicht und aus der Form geraten, sodass die erneut verlassenen Gottheiten auf den windgepeitschten Altären wie bucklige

Monstrositäten aus einer anderen Welt aussahen. *Das ist angemessener als die Anbetung der Turin-Götter*, dachte Daeman. Er war auf Prosperos Insel im Ä-Ring gewesen und hatte von dem Ruhigen gehört. Das Ungeheuer namens Caliban hatte vor seinen drei Gefangenen mit der Macht seines Gottes geprahlt, des vielarmigen Setebos, bevor er Savi getötet und in die dortigen Abwassersümpfe verschleppt hatte.

Daeman war nur noch einen halben Block vom Wohnturm seiner Mutter entfernt, als er ein Scharren hörte. Er verschmolz mit der Dunkelheit eines regenverhangenen Eingangs und legte den Sicherungshebel der Armbrust um. Daeman besaß eine der neueren Waffen, deren starke Sehne bei jedem Schuss zwei spitze, mit Widerhaken versehene Bolzen abfeuerte. Er hob die Waffe an die Schulter und wartete.

Nur dank der Blitze sah er das halbe Dutzend Voynixe, die einen halben Block entfernt in westlicher Richtung vorbeieilten. Sie gingen nicht auf der Straße, sondern liefen wie metallische Kakerlaken auf den Wänden alter Steingebäude dahin, wobei sie mit ihren widerhakenbewehrten Fingerklingen und den Krallen ihrer Fußpeds Halt fanden. Zum ersten Mal hatte er Voynixe vor etwas über neun Monaten in Jerusalem so auf Wänden entlanglaufen sehen.

Er wusste inzwischen, dass die Wesen im Infrarotbereich sahen, sodass die Dunkelheit allein ihn nicht verbergen würde, aber die Kreaturen hatten es eilig – sie hasteten in die entgegengesetzte Richtung von Marinas Turm –, und in den drei Sekunden, die sie brauchten, um außer Sicht zu huschen, drehte keine von ihnen die Infrarotsensoren auf ihrer Brust in seine Richtung.

Mit klopfendem Herzen lief Daeman die letzten hundert Meter, dorthin, wo sich der Wohnturm seiner Mutter über die westliche Krümmung des Kraters erhob. Der mit einer Kurbel zu bedienende Fahrstuhlkorb stand natürlich nicht auf Straßenhöhe; Daeman konnte ihn undeutlich rund fünfzehn Stockwerke weiter oben in dem gerüstartigen Schacht erkennen, auf Höhe der alten Shopping-Esplanade, wo die Wohnetagen begannen. Am unteren Ende des Fahrstuhlschachts hing ein Glockenseil, mit dem ein Besucher die Turmbewohner auf seine Anwesenheit aufmerksam machen konnte, doch obwohl Daeman eine volle Minute lang daran zog, ging oben nirgends ein Licht an, und es antwortete auch niemand mit einem kurzen Gegenzug am Seil.

Daeman, der nach seinem Lauf durch die Straßen noch immer nach Luft rang, blinzelte in den Regen hinauf und erwog, zum Invalidenhotel zurückzukehren. Er würde fünfundzwanzig Stockwerke zu Fuß hinaufsteigen müssen – größtenteils in den alten, dunklen Treppenschächten –, ohne jede Garantie, dass die fünfzehn Etagen unterhalb der verlassenen Esplanade vönnixfrei waren.

Viele der ehemaligen Faxknoten-Gemeinschaften in den alten Städten oder den hohen Wohntürmen hatten nach dem Absturz aufgegeben werden müssen. Ohne Elektrizität – die Altmenschen wussten nicht einmal, wo der Strom erzeugt und wie er verteilt worden war – funktionierten die Fahrstühle nicht. Und kein Mensch würde jedes Mal, wenn er Nahrung oder Wasser brauchte, achtzig, neunzig Meter weit hinauf- oder hinunters-teigen – bei einigen Turmgemeinschaften wie zum Beispiel Ulanbat mit seinen zweihundertstöckigen »Himmelskreisen« auch noch viel mehr. Erstaunlicherweise wohnten jedoch noch

einige Überlebende in Ulanbat, obwohl der Turm sich in einer Wüste erhob, in der keine Nahrungsmittel angebaut werden konnten und kein essbares Wild umherstreifte. Des Rätsels Lösung waren die alle sechs Etagen eingebauten Faxknoten im Turmkern. Solange die anderen Gemeinschaften weiterhin Nahrungsmittel gegen die prächtigen Kleidungsstücke tauschten, für die Ulanbat schon immer berühmt gewesen war – und die es in überreichlichem Maße gab, nachdem die Voynixe ein Drittel der Bevölkerung getötet hatten, bevor die Menschen lernten, wie sie die oberen Etagen abriegeln konnten –, würden die Himmelskreise weiter existieren.

In Marinas Turm gab es keine Faxknoten, aber die Überlebenden dort oben hatten mit erstaunlichem Einfallsreichtum einen kleinen, außen angebrachten Servitorenfahrstuhl für die gelegentliche Benutzung durch Menschen umgebaut, indem sie die Seile mit einem System von Flaschenzügen und Kurbeln verbunden hatten, sodass bis zu drei Personen in einem Korb von der Straße nach oben befördert werden konnten. Der Fahrstuhl fuhr nur bis zur Esplanadenebene, aber dadurch ließen sich die letzten zehn Stockwerke eher bewältigen. Das war natürlich nichts für häufige Ausflüge – und die Fahrt selbst war haarsträubend, mit erschreckend ruckhaften Bewegungen und gelegentlichen Durchsackern –, aber die rund hundert Bewohner des Turms seiner Mutter hatten sich mehr oder weniger von der Welt dort unten gelöst; sie verließen sich auf ihre hoch gelegenen Terrassengärten und Wassersammler, schickten ihre Vertreter zweimal pro Woche zum Markt hinunter und hatten ansonsten wenig Kontakt nach außen.

Warum reagieren sie nicht? Er zog noch zwei Minuten am Seil und wartete weitere drei Minuten.

Von zwei Blocks weiter südlich kam ein scharrendes Echo, aus der Richtung des breiten Boulevards.

Entscheide dich. Bleib oder geh, aber triff eine Entscheidung. Daeman trat weiter auf die Straße hinaus und schaute erneut nach oben. Blitze erhellten die spinnenartigen schwarzen Buckyspitzen-Träger und die glänzenden Bambus-Drei-Strukturen an den Türmen über der alten Esplanade. Etliche Fenster dort oben waren von Laternen erleuchtet. Aus diesem Blickwinkel konnte er das Signalfeuer sehen, das Goman auf der zur Stadt gelegenen Terrasse seiner Mutter im Schutz des Bambus-Drei-Daches brennen ließ.

Scharrende Geräusche kamen aus Gassen im Norden.

»Zur Hölle damit«, sagte Daeman. Es war Zeit, seine Mutter von hier wegzubringen. Wenn Goman und seine Kumpels ihn daran zu hindern versuchten, sie heute Nacht nach Ardis zu bringen, war er bereit, sie alle übers Terrassengeländer in den Krater zu werfen, wenn es sein musste. Daeman sicherte seine Armbrust, damit er sich nicht aus Versehen zwei mit Widerhaken bewehrte Eisenstücke in den Fuß jagte, betrat das Gebäude und machte sich an den Aufstieg in dem dunklen Treppenhaus.

Als er die Esplanadenebene erreichte, wusste er, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte. Jedes Mal, wenn er in den vergangenen Monaten hierher gekommen war – immer bei Tageslicht –, hatten hier Wachposten mit primitiven Piken und raffinierteren Ardis-Bögen gestanden. Heute Nacht jedoch nicht.

Lassen sie die Esplanade nachts unbewacht? Nein, das ergab keinen Sinn – nachts waren die Voynixe am aktivsten. Außerdem

hatte Daeman während mehrerer Besuche bei seiner Mutter – das letzte Mal vor über einem Monat – gehört, wie die Wachen im Lauf der Nacht wechselten. Und einmal hatte er sogar selbst eine Schicht von zwei bis sechs Uhr morgens übernommen, bevor er müde und mit trüben Augen nach Ardis zurückgefaxt war.

Wenigstens war das Treppenhaus hier über der Esplanade zu den Seiten hin offen; die Blitze zeigten ihm die nächste Treppe, die er flucht oder den nächsten Absatz, bevor er die Stufen hinauf- oder einen dunklen Bereich durchquerte. Er hielt die Armbrust erhoben und ließ den Finger knapp außerhalb des Abzugsbügels.

Noch bevor er auf die erste Wohnebene hinaustrat, wo seine Mutter lebte, wusste er, was er finden würde.

Die Flamme des Signalfeuers in dem Metallfass auf der zur Stadt gelegenen Terrasse war weitgehend niedergebrannt. Auf dem Bambus-Dreieck der Terrasse war Blut, ebenso an den Wänden und an der Unterseite der Traufe. Die Tür des ersten Dommis, zu dem er gelangte – nicht das seiner Mutter –, stand offen.

Innen überall Blut. Daeman fiel es schwer zu glauben, dass die Körper all der über hundert Mitglieder der Gemeinschaft zusammen so viel Blut enthalten hatten. Es gab zahllose Anzeichen der Panik – hastig verbarrikadierte Türen, die dann zusammen mit den Barrikaden zersplittert waren, blutige Fußspuren auf Terrassen und Treppen, Fetzen von Schlafkleidung, die hier und dort gelandet waren –, aber nichts deutete darauf hin, dass jemand Widerstand geleistet hatte. Keine blutigen Pfeile oder Lanzen, die in Holzbalken steckten, weil sie ihr Ziel ver-

fehlt hatten. Offenbar war niemand an eine Waffe herangekommen oder hatte sie gar erhoben.

Es gab keine Leichen.

Er durchsuchte drei weitere Domis, bevor er den Mut aufbrachte, die Wohnung seiner Mutter zu betreten. In jedem Domi fand er verspritztes Blut, zertrümmerte Möbel, zerfetzte Kissen, herabgerissene Wandbehänge, umgestürzte Tische, überall verstreute Füllungen von Polstermöbeln – Blut auf weißen Federn, Blut auf hellem Schaumstoff –, aber keine Leichen.

Die Tür zum Domi seiner Mutter war verschlossen. Die alten Schlösser, die man mit einem Daumenabdruck öffnen konnte, waren beim Absturz ausgefallen, aber Goman hatte das automatische Schloss durch ein simples Riegelschloss mit Türkette ersetzt, das Daeman für zu schwach gehalten hatte. Jetzt stellte sich heraus, dass seine Einschätzung zutraf. Nachdem er mehrmals leise geklopft hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, trat er dreimal kräftig zu, und die Tür splitterte und sprang aus dem Rahmen. Er schob sich in die Dunkelheit, die Armbrust voran.

Im Eingang roch es nach Blut. In den hinteren, zum Krater gelegenen Räumen brannte Licht, aber die Diele, der Korridor und der öffentliche Vorraum lagen weitgehend im Dunkeln. Daeman bewegte sich so leise, wie er konnte; sein Magen verkrampfte sich bei dem Blutgestank und den kleinen Kräuselungen unter seinen Füßen, wenn er in unsichtbare Pfützen trat. Er konnte gerade genug sehen, um zu erkennen, dass nichts und niemand auf ihn wartete und dass keine Leichen zu seinen Füßen lagen.

»Mutter!« Sein eigener Ruf erschreckte ihn. Noch einmal.
»Mutter! Goman? Jemand da?«

Der Wind bewegte die Glöckchen auf der Terrasse hinter dem Wohnbereich, und obwohl der Krater und die Stadt jenseits des Kraters größtenteils dunkel waren, erhellten die Blitze die große Sitzgruppe. Die blauen und grünen Wandbehänge aus Seide an der Südwand, die er nie hatte leiden können, an die er sich jedoch gewöhnt hatte, waren mit rotbraunen Streifen und Flecken besudelt. Der bequeme Sessel, den er immer für sich beansprucht hatte, wenn er zu Hause war – ein der Körperform angepasster Mutterschoß aus Wellpappe –, war völlig zerfetzt. Auch hier gab es keine Leichen. Daeman konnte sich nur fragen, ob er auf den Anblick vorbereitet war, der ihn hier erwartete.

Eine Blutspur aus Strudeln und verschmierten Strichen und Flecken kam von der Terrasse herein und führte aus dem Wohnbereich ins Speisezimmer, an dessen langem Tisch Marina so gern Gäste bewirtete. Daeman wartete auf den nächsten Blitz – das Gewitter war nach Osten gezogen, und nun lagen mehr Sekunden zwischen jedem Blitz und dem folgenden Donner –, dann hob er die Armbrust wieder an die Schulter und betrat das große Speisezimmer.

Drei aufeinander folgende Blitze zeigten ihm das Zimmer und was darin war. Es gab keine Leichen im eigentlichen Sinn. Doch auf dem über sechs Meter langen Mahagonitisch seiner Mutter erhob sich eine Pyramide aus Schädeln fast bis zur Decke, gut zwei Meter über Daemans Kopf. Zahllose leere Augenhöhlen starrten ihn an. Das Weiß der Knochen war wie ein Netzhaut-Nachbild zwischen jedem Blitzschlag.

Daeman ließ die schwere Armbrust sinken, sicherte sie und trat näher an die Pyramide heran. Überall in dem Raum war Blut, außer auf dem makellos sauberen Tisch. Vor der Pyramide grinsender Totenschädel mit klaffenden Mündern lag ein altes, ausgebreitetes Turin-Tuch, dessen aufgestickte Schaltkreise auf den obersten Schädel ausgerichtet waren.

Daeman stieg auf den Stuhl, auf dem er am Tisch seiner Mutter immer gesessen hatte, und dann auf den Tisch selbst, sodass sein Gesicht auf gleiche Höhe mit dem obersten dieser hundert Schädel war. In den weißen Blitzen des abziehenden Gewitters sah er, dass all die anderen Schädel sauber abgenagt waren, strahlend weiß, ohne fleischliche Überreste der Opfer. Dieser oberste Schädel hingegen war nicht so sauber. Mehrere Strähnen lockiger roter Haare waren wie ein Haarknoten auf dem Kamm des Schädels übrig gelassen worden – oh, so absichtlich übrig gelassen worden –, und weitere zierten den Hinterkopf.

Daeman hatte rötliches Haar. Seine Mutter hatte rotes Haar.

Er sprang vom Tisch, riss die Türen zur Terrasse auf, taumelte hinaus und erbrach sich übers Geländer in das einzelne rote Auge des Kratermagmas kilometertief unter ihm. Er übergab sich erneut, dann noch einmal und noch viele weitere Male, obwohl er nichts mehr im Magen hatte, was er erbrechen konnte. Schließlich drehte er sich um, ließ die schwere Armbrust auf den Terrassenboden fallen, säuberte Gesicht und Mund mit Wasser aus dem Kupferbecken, das seine Mutter an Zierketten als Vogelbad aufgehängt hatte, sank dann, ans Bambus-Drei-Geländer gelehnt, zu Boden und starrte durch die offene Schiebetür in den Speiseraum.

Die Blitze wurden schwächer und seltener, doch als Daemans Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten, erleuchtete der glutrote Lichtschein aus dem Krater die gekrümmten Rückseiten zahlloser Schädel. Er konnte die roten Haare sehen.

Vor neun Monaten hätte Daeman geweint wie das siebenunddreißigjährige Kind, das er gewesen war. Jetzt versuchte er, trotz des Brodelns in seinem Magen und des schwarzen Gefühls, das sich in seiner Brust zu einer Faust ballte, kühl nachzudenken.

Für ihn stand außer Frage, wer oder was dies getan hatte. Voynixe fraßen nicht, und sie schleppten auch nicht die Leichen ihrer Opfer fort. Dies war keine willkürliche Voynix-Gewalttat. Es war eine Botschaft an Daeman, und es gab nur ein Geschöpf in der ganzen dunklen Schöpfung, das ihm eine solche Botschaft schicken konnte. Die Menschen in diesem Domi-Turm waren allesamt gestorben und wie Fische filetiert worden, die Schädel aufeinander gestapelt wie weiße Kokosnüsse, damit die Botschaft ihren Adressaten erreichte. Und nach dem frischen Blutgestank zu urteilen, war es erst vor wenigen Stunden geschehen, vielleicht sogar vor noch kürzerer Zeit.

Daeman ließ seine Armbrust zunächst liegen, wo sie hingefallen war, rappelte sich erst auf Hände und Knie und schließlich ganz auf – nur weil er sich die Hände nicht noch mehr mit dem Blutmatsch auf dem Terrassenboden beschmieren wollte –, dann ging er in den Speiseraum zurück, umrundete den langen Tisch und stieg ein letztes Mal hinauf, um den Schädel seiner Mutter herunterzuholen. Seine Hände zitterten. Ihm war nicht nach Weinen zumute.

Die Menschen hatten gerade erst gelernt, wie man seine Mitmenschen bestattete. Sieben Personen waren in den vergangenen acht Monaten in Ardis gestorben, sechs infolge von Voynix-Attacken, die siebte – eine junge Frau – an einer mysteriösen Krankheit, die sie in einer Fiebernacht dahinraffte. Daeman hatte nicht gewusst, dass Altmenschen krank werden konnten.

Soll ich sie mitnehmen? Und eine Trauerfeier an der Mauer abhalten, wo wir auf Nomans und Harmans Anweisung hin den Friedhof für unsere Toten angelegt haben?

Nein. Marina hatte ihre Domis hier in Paris-Krater immer mehr geliebt als jeden anderen Ort auf der per Fax zugänglichen Welt.

Aber ich kann sie nicht hier bei diesen anderen Schädeln lassen, dachte Daeman und spürte, wie ihn eine Welle unbeschreiblicher Gefühle nach der anderen überrollte. *Einer davon gehört Goman, diesem Mistkerl.*

Er trug den Schädel auf die Terrasse hinaus. Der Regen war stärker geworden, der Wind hatte nachgelassen, und Daeman blieb eine lange Minute am Geländer stehen, wo ihm die Regentropfen ins Gesicht klatschten und den Schädel weiter reinigten. Dann warf er ihn übers Geländer und sah ihm nach, während er zu dem roten Auge hinunterfiel, bis der winzige weiße Punkt verschwunden war.

Er hob die Armbrust auf und wandte sich zum Gehen – zurück durch den Speiseraum, den Wohnbereich, die Diele –, dann hielt er inne.

Es war kein Geräusch gewesen. Der Regen rauschte so laut, dass er nicht einmal einen Allosaurier drei Meter hinter ihm gehört hätte. Er hatte etwas vergessen. *Was?*

Daeman ging ins Speisezimmer zurück, wich dem anklagenden Blick der vielen Dutzend Schädel aus – *Was hätte ich tun können?*, fragte er wortlos. *Mit uns sterben*, antworteten sie stumm – und hob das Turin-Tuch auf.

Er – *es* – hatte das Tuch aus einem bestimmten Grund hier gelassen. Das Tuch und der Tisch waren die einzigen Dinge im Domi-Komplex, die nicht mit menschlichem Blut beschmiert und bespritzt waren. Daeman stopfte es in die Seitentasche seines Anoraks und verließ die Wohnung.

Es war dunkel im Treppenhaus bis hinunter zur Esplanade, und noch dunkler in dem fensterlosen, fünfzehn Stockwerke tiefen Treppenschacht unter der Esplanade. Daeman hob nicht einmal seine Armbrust an die Schulter. Wenn es – *er* – hier auf ihn wartete, so sei es. Dann würde sich zeigen, wessen Zähne, Fingernägel und Zorn stärker waren.

Nichts wartete dort.

Daeman war schon auf halbem Wege zum Invalidenhotel-Faxpavillon – er ging im strömenden Regen gleichmütig mitten auf dem Boulevard entlang –, als hinter ihm ein Knistern und Krachen ertönte.

Er drehte sich um, ging auf ein Knie und hob die schwere Waffe an die Schulter. Dieses Geräusch stammte nicht von *ihm*. *Es* bewegte sich lautlos auf seinen Schwimmfüßen mit den verhornten Ballen und gelben Klauen.

Daemans Blick wanderte immer höher, und ihm fiel die Kinnlade herunter. In Richtung des Kraters, irgendwo zwischen ihm und dem Domi-Turm seiner Mutter, war ein wirbelndes Gebilde erschienen. Das Ding hatte einen Durchmesser von mehreren hundert Metern und rotierte mit rasender Geschwindigkeit.

Blitze umzuckten die Kugel wie eine elektrische Dornenkrone, und aus ihrem Innern stachen scheinbar wahllos Lichtstrahlen hervor. Die nasse Luft war von dumpfen, grollenden Geräuschen erfüllt, die das Trottoir erbeben ließen. In permanenter Veränderung begriffene fraktale Muster überzogen die Kugel, bis sie zu einem Kreis wurde. Dann sank der Kreis herab und zerriss ein Gebäude, als er auf den Boden traf und ein Stück einsank.

Sonnenlicht flutete aus dem Kreis, aber es war ein Sonnenlicht, wie man es auf der Erde nicht kannte. Als ein Viertel des Kreises in den Boden gesunken war, hörte die Bewegung auf, und der Rest stand wie ein riesiges Portal in der Luft. Nur zwei Blocks entfernt, füllte es den Osthimmel aus. Hinter Daeman kam ein stürmischer Wind auf, der mit fast hurrikanartiger Geschwindigkeit heulend und brausend zu dem Loch strömte und ihn beinahe zu Boden warf.

Durch den immer noch vibrierenden Dreiviertelkreis war eine taghelle Welt zu sehen – eine Welt mit einem träge plätschern- den blauen Meer, rotem Erdreich, Felsen und einem Berg – nein, einem Vulkan, der sich vor einem rötlich-blauen Himmel in unglaubliche Höhen erhob. Etwas sehr Großes, Rosa-Graues und Nasses kam aus diesem trägen Meer hervor und schien auf tausendfüßlerschnellen Füßen, die für Daemans Augen wie riesige Hände aussahen, auf das offene Loch zuzuhasten. Dann füllte sich die Luft vor diesem Bild mit Schutt und Staub, als die tobenden Winde sich vermischten, absorbiert wurden und sich legten.

Daeman blieb noch einen Moment lang stehen und spähte in den alles verbergenden Staub; er hob die Hand, um seine Augen vor dem diffusen, aber dennoch blendenden Sonnenlicht zu

beschirmen, das durch das Loch hereinströmte. Die Gebäude von Paris-Krater westlich des Lochs, aber auch die eisenbewehrten Schenkel und der leere Bauch der Riesigen Hure glitzerten im kalten, fremdartigen Sonnenlicht und verschwanden dann in der Staubwolke, die aus dem Loch hervorbrodelte. Andere Teile der Stadt blieben unsichtbar und nass in Dunkelheit gehüllt.

Aus Straßen im Norden und Süden drangen die scharrenden Laute der Voynixe – eilig, von vielen Klauen erzeugt.

Zwei Voynixe schossen aus einem dunklen Eingang auf Dae-mans Boulevard hervor und gingen auf allen vieren auf ihn los. Ihre Tötungsklingen klapperten.

Er visierte sie mit seiner Armbrust an, folgte ihnen einen Moment, feuerte den ersten Bolzen in die ledrige Haube des zweiten Voynix – er fiel – und jagte seinen zweiten Bolzen dann dem vorderen Voynix in die Brust. Er stürzte zu Boden, zog sich jedoch immer näher heran.

Daeman holte bedachtsam zwei mit Widerhaken versehene Eisenbolzen aus dem Beutel, den er sich über die Schulter geschlungen hatte, lud nach, legte an und schoss beide Bolzen aus einer Entfernung von drei Metern in das höckerartige Nervenzentrum des Wesens. Es sackte zusammen und lag still.

Weitere scharrende Geräusche im Westen und Süden. Das rötliche Tageslicht aus dem Loch riss die ganze Straße aus dem Dunkeln, und Daeman stand schutzlos da. In der emporsteigenden Staubwolke ertönte ein Gebrüll – Laute, wie Daeman sie noch nie gehört hatte, tiefer und bösartiger, unverständliche Knurr-laute, wie rückwärts gebrüllte Wörter einer schrecklichen Sprache.

Ohne jede Hast lud Daeman erneut nach, schaute sich ein letztes Mal zu dem roten Berg um, der durch das Loch im Himmel und in der Stadtlandschaft von Paris-Krater zu sehen war, und lief dann, ohne in Panik zu geraten, nach Westen, zum Invalidenhotel.

25

Noman lag im Sterben.

Harman schaute in regelmäßigen Abständen in das kleine Zimmer im Erdgeschoss von Ardis Hall hinein, das in eine provisorische – und weitgehend nutzlose – Krankenstube umgewandelt worden war. Es enthielt Bücher, aus denen sie Anatomietafeln und Anweisungen für einfache Operationen wie die Heilung gebrochener Knochen und dergleichen signl konnten, aber niemand außer Noman war imstande gewesen, schwerere Verletzungen zu behandeln. Zwei von denen, die auf dem neuen Friedhof nahe der nordwestlichen Ecke der Palisade begraben lagen, waren nach mehreren qualvollen Tagen in dieser Krankenstube gestorben.

Ada war Harman nicht mehr von der Seite gewichen, seit er vor über einer Stunde durchs Nordtor hereingetaumelt war; sie berührte ihn immer wieder am Arm oder nahm seine Hand, als wollte sie sich vergewissern, dass er wirklich da war. Harmans Wunden waren auf der Liege neben Nomans jetziger Bettstatt versorgt worden – tiefe Kratzer, von denen einige wenige mit ein paar schmerzhaften Stichen genäht werden mussten, die jedoch alle eine noch schmerzhaftere Anwendung ihrer primi-

tiven, selbst gemachten Antiseptika – darunter unverdünnter Alkohol – erforderten. Die schrecklichen Arm- und Kopfhautverletzungen des bewusstlosen Noman hingegen waren zu ernst, als dass man sie nur mit diesen wenigen unangemessenen Maßnahmen behandeln konnte. Sie hatten ihn gesäubert, so gut es ging, die Kopfhaut genäht und ihre Antiseptika auf die offenen Wunden aufgetragen – Noman erwachte nicht einmal zu Bewusstsein, als der Alkohol darübergegossen wurde –, aber der Arm war zu übel zugerichtet; er war nur noch durch ein paar ausgefranste Bänder, Gewebefetzen und zertrümmerte Knochen mit dem Oberkörper verbunden. Sie hatten geklammert und bandagiert, aber die Verbände waren schon wieder blutgetränkt.

»Er wird sterben, nicht wahr?«, fragte Hannah, die die Krankenstube nicht einmal verlassen hatte, um ihre blutigen Kleider zu wechseln. Sie hatten die Schnittwunden an ihrer linken Schulter genäht und Antiseptika aufgetragen, ohne dass sie auch nur einmal den Blick von Noman abgewandt hätte.

»Ja, ich glaube schon«, sagte Petyr. »Er wird wohl nicht überleben.«

»Weshalb ist er immer noch bewusstlos?«, fragte die junge Frau.

»Ich glaube, das kommt von der Gehirnerschütterung, die er davongetragen hat«, sagte Harman, »nicht von den Schnittwunden.« Harman hätte am liebsten die simple Tatsache verflucht, dass einem auch das Sigln von hundert Büchern über Neuroanatomie nicht beibrachte, wie man einen Schädel öffnete und den Druck aufs Gehirn linderte. Wenn sie es mit ihren gegenwärtigen groben Instrumenten und ihrem fast nicht vor-

handenen Fachwissen als Chirurgen versuchten, würde Noman mit Sicherheit früher sterben, als wenn sie den Dingen ihren natürlichen Lauf ließen. Sterben würde Noman-Odysseus allerdings so oder so.

Ferman, der normalerweise für die Krankenstube zuständig war und mehr Bücher über das Thema gesiglt hatte als Harman, schaute von der Säge und dem Beil auf, die er gerade schärfte, falls sie beschlossen, Noman den Arm abzunehmen. »Wir müssen bald eine Entscheidung in Bezug auf den Arm treffen«, sagte er leise und wandte sich wieder seiner Arbeit mit dem Wetzstein zu.

Hannah drehte sich zu Petyr um. »Ich habe ihn ein paarmal leise vor sich hinmurmeln hören, während du ihn getragen hast, konnte aber nicht verstehen, was er gesagt hat. War es irgendwas Sinnvolles?«

»Eigentlich nicht. Ich habe auch kaum etwas verstanden. Ich glaube, es war in der Sprache des anderen Odysseus, die sie in dem Turin-Drama sprechen...«

»Griechisch«, sagte Harman.

»Was auch immer«, erwiderte Petyr. »Die zwei Wörter, die ich verstanden habe, waren unwichtig.«

»Welche denn?«, fragte Hannah.

»Ich bin sicher, dass er etwas gesagt hat, das mit ›geht‹ aufhörte. Und dann ›Gerippe‹... glaube ich. Er hat leise gesprochen, ich habe laut gekeucht, und die Wächter auf der Mauer haben gerufen, als wir uns dem Nordtor der Palisade näherten.«

»Das ergibt nicht viel Sinn«, meinte Hannah.

»Er hatte Schmerzen und war kurz davor, ins Koma zu fallen«, sagte Petyr.

»Kann sein«, sagte Harman. Er verließ die Krankenstube – immer noch mit Ada am Arm – und begann, durch das Herrenhaus zu marschieren.

Ungefähr fünfzig der vierhundert Bewohner von Ardis saßen im großen Speisesaal beim Essen.

»Du solltest etwas essen«, sagte Harman und strich Ada über den Bauch.

»Hast du Hunger?«

»Noch nicht.« In Wahrheit schmerzte sein schlimmes Bein so stark von den neuen Schnittwunden, dass ihm ein wenig übel war. Vielleicht lag es auch am Bild des blutenden, im Sterben liegenden Noman, das er vor seinem geistigen Auge sah.

»Hannah wird schrecklich traurig sein«, flüsterte Ada.

Harman nickte geistesabwesend. Etwas nagte an seinem Unterbewusstsein, und er versuchte, ihm freie Bahn zu lassen.

Sie gingen durch den ehemaligen großen Ballsaal, wo noch immer Dutzende von Leuten an langen Tischen arbeiteten. Sie befestigten Pfeilspitzen aus Bronze an hölzernen Schäften und fügten dann die vorbereiteten Federn hinzu, fertigten Speere an oder schnitzten Bogen. Viele blickten auf und nickten, als Ada und Harman vorbeigingen. Harman führte Ada hinten hinaus in den überhitzten Schmiedeanbau, wo drei Männer und zwei Frauen Schwert- und Messerklingen aus Bronze hämmerten, sie mit Schneiden versahen und diese an langen Wetzsteinen schärften. Harman wusste, dass es hier morgen Vormittag

unerträglich heiß sein würde, wenn sie das geschmolzene Metall vom nächsten Guss hereinbrachten, um es mit Gussformen und Hämmern zu modellieren. Er blieb stehen und strich über eine Schwertklinge mit Heft, die bis auf den letzten Lederwickel um den Griff fertig war.

So primitiv, dachte er. So unsagbar primitiv, verglichen mit dem Können und der Kunstfertigkeit, die sich nicht nur in Nomans Circe-Schwert – wo immer es hergekommen sein mag –, sondern auch in den Waffen des alten Turin-Dramas spiegeln. Und wie traurig, dass die ersten technischen Produkte, die wir Altmenschen nach über zweitausend Jahren mühevoll gießen und in Form bringen, diese groben Waffen sind, deren Zeit nun schließlich wiedergekommen ist.

Reman platzte auf dem Weg zum Haupthaus in den Schmiedeanbau herein.

»Was ist los?«, fragte Ada.

»Voynixe«, sagte Reman, der nach Erledigung seiner Pflichten in der Küche nach draußen gegangen war, um einen Wachdienst zu übernehmen. Er war nass vom Regen, der seit Einbruch der Dunkelheit gefallen war, und sein Bart war vereist. »Viele Voynixe. Mehr als ich jemals auf einem Haufen gesehen habe.«

»Sind sie schon aus dem Wald gekommen?«, fragte Harman.

»Sie sammeln sich unter den Bäumen. Aber es sind unglaublich viele.«

Auf den Brustwehren überall an der Palisade draußen läuteten die Alarmglocken. Die Signalhörner würden ertönen, falls die Voynixe tatsächlich ihren Angriff starteten.

Der Speisesaal leerte sich, als Männer und Frauen sich ihre Mäntel und Waffen schnappten und in aller Eile ihre Kampfpo-

sitionen auf den Mauern und im Garten sowie an den Fenstern, Türen und Giebeln, auf den Veranden und Balkonen im und am Haus selbst bezogen.

Harman rührte sich nicht. Die laufenden Gestalten strömten wie ein Fluss um ihn herum.

»Harman?«, sagte Ada leise.

Er wandte sich gegen den Strom und führte sie in die Krankenstube mit dem sterbenden Noman zurück. Hannah hatte ihren Mantel angezogen und eine Lanze gefunden, schien jedoch außerstande zu sein, von Harmans Seite zu weichen. Petyr war schon halb zur Tür hinaus, kam jedoch zurück, als Harman und Ada hineingingen und an Nomans blutbesudeltem Feldbett stehen blieben.

»Er hat nicht ›Gerippe‹ oder ›geht‹ gesagt«, flüsterte Harman. »Er hat gesagt: Golden Gate. Die Krippe auf der Golden Gate.«

Draußen erklangen die ersten Signalhörner.

26

Daeman wusste, dass er sofort zum Ardis-Knoten zurückfaxen und berichten sollte, was er gesehen hatte, selbst wenn er den zwei Kilometer langen Fußmarsch vom umzäunten Faxknoten-Pavillon nach Ardis Hall im Dunkeln zurücklegen musste, aber er konnte es nicht. So wichtig seine Informationen über dieses Loch im Himmel sein mochten, er war noch nicht zur Rückkehr bereit. Er faxte zu einem bislang unbekannten Code, den er vor sechs Monaten bei ihrer Inspektion der Knoten entdeckt hatte,

als sie auf der Suche nach Überlebenden des Absturzes die 409 bekannten Knoten auf einer Karte verzeichnet und nach nicht nummerierten Zielen geforscht hatten. An diesem Ort schien die Sonne, und es war heiß. Der Pavillon stand auf einem Hügel inmitten von Palmen, die in leichten Meeresbrisen wogten. Gleich unten am Fuß des Hügels begann der Strand – eine weiße Sichel, die fast vollständig um eine so klare Lagune herumführte, dass er den sandigen Grund in einer Tiefe von zwölf Metern dort draußen sehen konnte, wo das Riff begann. Es war niemand da, weder Altmenschen noch Nachmenschen, obwohl Daeman ein kleines Stück landeinwärts von der Nordseite des sichelförmigen Strandes auf die überwachsenen Ruinen einer Stadt aus der Zeit vor dem letzten Fax gestoßen war.

Inzwischen war er schon ein rundes dutzend Mal hier gewesen, um sich eine Weile hinzusetzen und nachzudenken, aber er hatte noch nie einen Voynix erblickt. Bei einem seiner Aufenthalte war allerdings ein riesiges, beinloses, flossenbewehrtes Saurierwesen mit einem zehn Meter langen Hai im Maul gleich hinter dem Riff aus der Brandung emporgestiegen und dann wieder ins Wasser geklatscht, doch abgesehen von diesem einen beunruhigenden Anblick hatte er hier nichts Bedrohliches gesehen.

Nun stapfte er zum Strand hinunter, legte seine schwere Armbrust in den Sand und setzte sich daneben. Die Sonne war heiß. Er nahm seinen klobigen Rucksack ab, zog Anorak und Hemd aus. Etwas hing aus der Tasche seines Anoraks, und er zog es heraus – das Turin-Tuch vom Schädel Tisch. Er warf es in den Sand. Daeman entledigte sich seiner Schuhe, seiner Hose und seiner Unterwäsche und taumelte nackt zum Wasser hinunter, ohne auch nur einen einzigen Blick zum Rand des

Dschungels zu werfen, um sich zu vergewissern, dass er allein war.

Meine Mutter ist tot. Die Tatsache traf ihn wie ein körperlicher Schlag, und er glaubte, er würde sich gleich wieder übergeben. *Tot.*

Nackt ging er auf die Brandung zu. Am Rand der Lagune blieb er stehen, ließ sich die warmen Wellen über die Füße spülen und spürte, wie sie den Sand unter seinen Zehen bewegten. *Tot.* Er würde seine Mutter nie Wiedersehen, nie wieder ihre Stimme hören. Nie, nie, nie, nie, nie.

Er setzte sich schwer in den nassen Sand. Daeman hatte geglaubt, er hätte sich mit dieser neuen Welt versöhnt, in welcher der Tod endgültig war; hatte geglaubt, er hätte sich mit dieser Obszönität abgefunden, als er vor acht Monaten oben auf Prosperos Insel seinem eigenen Tod ins Auge geblickt hatte.

Ich wusste, dass ich irgendwann sterben muss... aber nicht meine Mutter. Nicht Marina. Das ist nicht... fair.

Daeman schluchzte und lachte zugleich angesichts der Absurdität seiner Gedanken und Gefühle. Tausende Tote seit dem Absturz... er wusste, dass Tausende gestorben waren, weil er als einer der von Ardis zu den vielen hundert anderen Knoten Gesandten die Gräber gesehen hatte, ja sogar einigen Gemeinschaften beigebracht hatte, wie man Gräber aushob und die Leichen in sie hineinlegte, damit sie darin verwesten...

Meine Mutter! Hatte sie gelitten? Hatte Caliban mit ihr gespielt, sie gequält, sie gefoltert, bevor er sie abgeschlachtet hatte?

Ich weiß, dass es Caliban war. Er hat sie alle getötet. Es spielt keine Rolle, ob das unmöglich ist – es ist wahr. Er hat sie alle getötet, aber

nur, um an meine Mutter heranzukommen, ihren Schädel auf die Spitze der Schädelpyramide zu setzen, mit den paar roten Strähnen, die mir zeigen sollten, dass es wirklich meine Mutter war. Caliban. Du Hurenbock von einem schlitzkiemigen verschissenen dreckigen arschleckenden scheißverrückten mörderischen klaffmäuligen gottverdammten miesen...

Daeman bekam keine Luft mehr. Seine Brust machte einfach dicht. Er riss den Mund auf, als wollte er sich erneut erbrechen, bekam aber keine Luft hinein oder heraus.

Tot. Für immer. Tot.

Er stand auf, watete in das von der Sonne erwärmte Wasser und sprang dann mit einem Hechtsprung hinein, schwamm mit energischen Zügen zu dem Riff hinaus, wo die Wellen sich weiß auftürmten und wo er die riesige Bestie mit dem Hai im Maul gesehen hatte, schwamm mit aller Kraft, spürte, wie das Salzwasser in seinen Augen und an seinen Wangen brannte...

Beim Schwimmen konnte er wieder Atem schöpfen. Er schwamm hundert Meter weit, bis zu der Stelle, wo die Lagune sich zum Meer öffnete, und trat dann Wasser, spürte die kalten Strömungen, die an ihm zerrten, beobachtete die schweren Wellen jenseits des Riffs, lauschte der wundervollen Wucht, mit der sie brachen, ergab sich beinahe dem Sog, der ihn hinauslockte, weiter, immer weiter – im Pazifik gab es keinen Bruch wie im Atlantik, sein Körper würde vielleicht tagelang treiben –, und dann drehte er sich um und schwamm zurück zum Strand.

Er stieg aus dem Wasser, ohne sich seiner Nacktheit bewusst zu sein, aber auf seine Sicherheit achtete er jetzt sehr wohl. Er hob seine salzverkrustete linke Hand und rief die Farnet-Funktion auf. Er befand sich auf einer Insel im Südpazifik – bei

diesem Gedanken hätte Daeman beinahe gelacht, denn noch vor neun Monaten, vor seiner Begegnung mit Harman, hatte er die Namen der Ozeane ebenso wenig gekannt wie die der Landmassen, hatte nicht einmal gewusst, dass die Welt rund war und dass es mehr als einen Ozean gab – und was hatte ihm all dieses Wissen seither genützt? Nichts, so weit er erkennen konnte.

Das Farnet zeigte ihm jedoch, dass keine Altmenschen oder Voynixe in der Nähe waren. Er ging den Strand hinauf zu seinen Sachen und kniete sich hin, um den Anorak als Stranddecke auszubreiten. Seine gebräunten Beine waren mit Sand überzogen.

Gerade als er auf die Knie ging, erfasste eine Windbö vom Land das Turin-Tuch und wehte es über seinen Kopf hinweg zum Wasser. Aus einem reinen Reflex heraus griff Daeman danach und fing es ein. Er schüttelte den Kopf und trocknete sich mit den Rändern des kunstvoll bestickten Tuchs die Haare ab.

Daeman legte sich auf den Rücken, ohne das zusammengeknäuelte Tuch loszulassen, und starrte in den makellos blauen Himmel hinauf.

Sie ist tot. Ich habe ihren Schädel in meinen Händen gehalten. Woher hatte er so genau gewusst, dass dieser eine Schädel von hundert – trotz des obszönen Hinweises der kurzen, roten Haarsträhnen – seiner Mutter gehörte? Er hatte es gewusst. *Vielleicht hätte ich sie bei den anderen lassen sollen.* Nicht bei Goman, der mit seiner Weigerung, aus Paris-Krater wegzugehen, die Schuld an ihrem Tod trug. Nein, nicht bei ihm. Daeman sah den kleinen, weißen Schädel, der zum roten Magmaauge des Kraters hinunterstürzte, deutlich vor sich.

Er schloss die Augen und zuckte zusammen. Der Schmerz dieser Nacht war etwas Physisches; er lauerte wie Lanzetten hinter seinen Augen.

Er musste nach Ardis zurück, um allen zu erzählen, was er gesehen hatte – dass Caliban mit Sicherheit zur Erde zurückgekehrt war, dass sich im Nachthimmel ein Loch aufgetan hatte und ein riesiges Wesen durch dieses Loch gekommen war.

Er hörte schon die Fragen, die Harman, Noman, Ada oder einige der anderen ihm stellen würden. *Wieso bist du so sicher, dass es Caliban war?*

Daeman war sicher. Er *wusste* es. Es gab eine Verbindung zwischen ihm und dem Monster, seit sie in der Beinahe-Schwereelosigkeit durch den riesigen, kathedralenartigen Raum von Prosperos zerstörter Orbitalinsel gepurzelt waren. Er wusste seit dem Absturz, dass Caliban noch lebte – dass er, so unglaublich es war, wahrscheinlich, nein, mit *Sicherheit* irgendwie von der Insel entkommen und zur Erde zurückgekehrt war.

Woher weißt du das?

Er wusste es.

Wie kann ein einziges Geschöpf, kleiner als ein Voynix, hundert der Überlebenden von Paris-Krater töten – die meisten von ihnen Männer?

Möglicherweise hatte Caliban dazu die Klonwesen aus dem Mittelmeerbecken eingesetzt – die *Calibani*, die Prospero vor Jahrhunderten erschaffen hatte, um Setebos' Voynixe in Schach zu halten –, aber Daeman glaubte es nicht. Er vermutete, dass das Ungeheuer seine Mutter und all die anderen allein abgeschlachtet hatte. *Um mir eine Botschaft zu schicken.*

Wenn Caliban dir eine Botschaft schicken will, weshalb ist er dann nicht nach Ardis Hall gekommen und hat uns alle getötet – und dich bis zuletzt aufgespart?

Gute Frage. Daeman glaubte, die Antwort zu kennen. Er hatte gesehen, wie das Caliban-Geschöpf mit den augenlosen Echtenwesen gespielt hatte, die es in den stinkenden Tümpeln seiner Abwasserteiche unter der Orbitalen Stadt fing – wie es mit ihnen gespielt und sie gequält hatte, bevor es sie im Ganzen verschlang. Er hatte auch gesehen, wie Caliban mit ihnen gespielt hatte, mit Harman, Savi und ihm – wie es sie verhöhnt hatte, bevor es sie blitzartig angesprungen, der alten Frau den Hals durchgebissen und sie unter Wasser gezogen hatte, um sie zu verschlingen. *Er spielt mit mir. Mit uns allen.*

Was hast du durch das Loch über Paris-Krater kommen sehen?

Noch eine gute Frage. Was *hatte* er gesehen? Die Luft war staubig gewesen, voller Schutt, den die hurrikanartigen Winde aufgewirbelt hatten, und aus dem Loch war geradezu gleißend helles Licht gefallen. *Ein riesiges, schleimiges Gehirn, das sich auf seinen Händen vorwärts bewegte?* Daeman konnte sich die Reaktion der anderen in Ardis Hall – in jeder der Überlebenden-Gemeinschaften – lebhaft vorstellen, wenn er ihnen das erzählte.

Aber Harman würde nicht lachen. Harman war mit Daeman dort gewesen – und mit Savi, die nur noch Minuten zu leben gehabt hatte –, als Caliban gackernd, zischend und fauchend seine seltsame Litanei an und über seinen Hundevater, Setebos, von sich gab – »Setebos, Setebos und Setebos!«, hatte das Monster geschrien. »Denkt, er lebt in der Kälte des Mondes.« Und später: »Denkt aber, dass Setebos, der so viele Arme hat wie ein Tintenfisch

und der durch seine Taten Angst einflößt, zuerst nach oben schaut und merkt, dass Er sich nicht dorthin erheben kann, wo Ruhe und ein glückliches Leben sind, und darum macht er diese Welt zu Tand, so dass sie jene, die echte, nachäfft, lässt die guten Dinge dieser Welt jene abbilden, wie die Hagebutte das Bild der Weintraube ist.«

Daeman und Harman waren später zu dem Schluss gekommen, dass die »Tand-Welt« Prosperos Orbitalinsel war, aber nun dachte er an Calibans Gott Setebos – *»der so viele Arme hat wie ein Tintenfisch«*.

Wie groß war dieses Wesen, das durch das Loch gekommen sein soll?

Ja, wie groß? Die kleineren Gebäude waren ihm gegenüber winzig erschienen. Aber das Licht, der Wind, der Berg, der hinter dem dahinhuschenden Ding schimmerte – Daeman hatte keine Ahnung, wie groß es gewesen war.

Ich muss noch einmal zurück.

»Oh, Jesus Christus«, stöhnte er. Mittlerweile wusste er, dass dieser Ausdruck, den so viele schon von Kindesbeinen an gedankenlos gebrauchten, sich auf einen in Vergessenheit geratenen Gott aus dem Untergegangenen Zeitalter bezog. »Oh, Jesus Christus.« Er wollte heute Nacht nicht noch einmal nach Paris-Krater zurück. Er wollte hier an diesem warmen, sonnenbeschienenen Strand bleiben, wo er in Sicherheit war.

Was hat das riesige Tintenfisch-Wesen nach seinem Einzug in Paris-Krater getan? Ist es gekommen, um sich mit Caliban zu treffen?

Er musste zurück und die Lage sondieren, bevor er nach Ardis heimfaxte. Aber nicht sofort. Nicht gleich.

Daemans Kopf schmerzte von den Stacheln der Seelenqualen und des Kammers hinter seinen Augen. Die gottverdammte

Sonne war viel zu hell. Zuerst hielt er sich die linke Hand vor die Augen – fleischliches Licht, zu viel –, dann hob er das Turin-Tuch und legte es sich, wie schon so oft, aufs Gesicht. Das Turin-Drama hatte ihn nie sonderlich interessiert – die beiden großen Leidenschaften seines Lebens waren das Verführen junger Frauen und das Schmetterlingssammeln gewesen –, aber er hatte sich mehr als ein paarmal aus Langeweile oder dezenter Neugier unter das Turin-Tuch gelegt. Aus schlichter Gewohnheit und weil er wusste, dass alle Turiner so tot und außer Betrieb waren wie die Servitoren und das elektrische Licht, richtete er die aufgestickten Mikroschaltkreise im Tuch mitten auf seine Stirn aus.

Die Bilder, Stimmen und körperlichen Eindrücke strömten herein.

Achilles kniet neben dem Leichnam der Amazone Penthesilea. Das Loch hat sich geschlossen – der tote Mars erstreckt sich an der Tethys-Küste nach Osten und Süden, von Ilium und der Erde ist nichts mehr zu sehen –, und die meisten der hochrangigen Achäer, die zusammen mit Achilles gegen die Amazonen gekämpft haben, sind noch rechtzeitig auf die andere Seite geflohen. Der große und der kleine Ajax sind fort, ebenso Diomedes, Idomeneus, Stichios, Sthenelos, Euryalos und Teukros – selbst Odysseus ist verschwunden. Einige der Achäer – Euenor, Podarkes und sein Freund Menippos – liegen tot inmitten der Leichen der besiegten Amazonen. Als das Loch sich geschlossen hat, sind in dem Durcheinander und der Panik selbst die Myrmidonen, Achilles' treueste Gefolgsleute, zusammen mit den anderen geflohen, weil sie glaubten, Achilles wäre bei ihnen.

Achilles ist allein hier bei den Toten. Der Marswind weht von den Steilhängen am Fuß des Olympos herab, fährt heulend zwischen verstreuten, hohlen Rüstungen hindurch und lässt die blutbesudelten Fähnchen an den Schäften der Speere flattern, die die Toten an den roten Boden nageln.

Der fußschnelle Männertöter hält die tote Penthesilea in den Armen und hebt ihren Kopf und ihre Schultern auf sein Knie. Er weint beim Anblick dessen, was er getan hat – ihre durchbohrte Brust, ihre nicht mehr blutenden Wunden. Noch vor fünf Minuten hat der siegreiche Achilles der sterbenden Königin triumphierend zugerufen: »Ich weiß nicht, welche Reichtümer Priamos dir versprochen hat, du törichtes Weib, aber hier ist dein Lohn! Jetzt werden sich die Hunde und Vögel von deinem weißen Fleisch ernähren.«

Bei der Erinnerung an seine Worte kann Achilles nur noch heftiger schluchzen. Er vermag den Blick nicht von ihrer hellen Stirn, ihren noch immer rosaroten Lippen zu wenden. Die goldenen Locken der Amazone wehen in der zunehmenden Brise, und er betrachtet ihre Wimpern und wartet darauf, dass sie flattern, dass ihre Augen sich öffnen. Seine Tränen fallen in den Staub auf ihrer Wange und ihrer Stirn, und er wischt ihr den Schmutz mit dem Saum seines Chitons vom Gesicht. Ihre Lider flattern nicht. Ihre Augen öffnen sich nicht. Sein Speer ist durch ihren Körper gefahren und hat auch ihr Pferd durchbohrt, so enorm war die Kraft seines Wurfes.

»Du hättest sie nicht töten, sondern heiraten sollen, Pelide.«

Achilles blickt durch seine Tränen zu der hochgewachsenen Gestalt auf, die zwischen ihm und der Sonne steht.

»Pallas Athene, Göttin...«, beginnt der Männertöter und verstummt dann, bevor ihn die Tränen wieder übermannen. Er weiß, dass Athene seine größte Feindin unter den Göttern ist – dass sie es war, die vor acht Monaten in seinem Zelt erschien und seinen liebsten Freund, Patroklos, ermordete, dass sie es ist, die er in den letzten Monaten bei seinen Kämpfen gegen Dutzende anderer von ihm verwundeter Götter am liebsten erschlagen hätte –, aber er findet in diesem Moment keinen Zorn in seinem Herzen, nur bodenlose Trauer über Penthesileas Tod.

»Wie außerordentlich seltsam«, sagt die Göttin, die in ihrer goldenen Rüstung über ihm aufragt und deren lange, goldene Lanze das Licht der tief stehenden Sonne einfängt. »Vor zwanzig Minuten warst du noch bereit – nein, ganz *wild* darauf –, ihren Körper den Vögeln und Hunden zu überlassen. Und nun weinst du um sie.«

»Als ich sie tötete, habe ich sie noch nicht geliebt«, bringt Achilles heraus. Er versucht, die Schmutzstreifen im liebeizenden Gesicht der toten Amazone wegzuwischen.

»Nein, und du hast überhaupt noch nie so geliebt«, sagt Pallas Athene. »Jedenfalls keine Frau.«

»Ich habe mit vielen Frauen das Lager geteilt«, erwidert Achilles, außerstande, den Blick von Penthesileas totem Gesicht zu wenden. »Ich habe mich um Briseis' Liebe willen geweigert, für Agamemnon zu kämpfen.«

Athene lacht. »Briseis war deine Sklavin, Peleussohn. Alle Frauen, mit denen du jemals das Lager geteilt hast – darunter die Mutter deines Sohnes, Pyrrhos, den die Argeier eines Tages Neoptolemos nennen werden –, waren deine Sklavinnen. Die

Sklavinnen deines Egos. Bis zu diesem Tag hast du noch nie eine Frau *geliebt*, fußschneller Achilles.«

Achilles würde am liebsten aufstehen und mit der Göttin kämpfen; schließlich ist sie seine schlimmste Feindin, die Mörderin seines geliebten Patroklos, der Grund, warum er seine Männer in den Krieg gegen die Götter geführt hat – aber er merkt, dass er Penthesileas Leiche nicht loslassen kann. Ihr tödlicher Speerwurf hat ihn zwar verfehlt, aber sein Herz ist dennoch durchbohrt worden. Niemals – nicht einmal beim Tod seines liebsten Freundes, Patroklos – hat der Männertöter solch schrecklichen Kummer gelitten. »Warum... jetzt?«, stößt er hervor, von Weinkrämpfen geschüttelt. »Warum... sie?«

»Es ist ein Zauber, den die Hexengöttin der Lust, Aphrodite, dir auferlegt hat.« Athene geht um ihn, das tote Pferd und die gefallene Amazone herum, sodass er sie sehen kann, ohne den Kopf zu bewegen. »Es waren immer Aphrodite und ihr inzestuöser Bruder Ares, die deinen Willen durchkreuzt, deine Freunde getötet und deine Freuden zunichte gemacht haben, Achilles. Es war Aphrodite, die Patroklos vor diesen acht Monaten getötet und seinen Leichnam mitgenommen hat.«

»Nein... ich war dabei... ich habe gesehen...«

»Du hast Aphrodite gesehen, die meine Gestalt angenommen hatte«, fällt ihm Pallas Athene ins Wort. »Zweifelst du daran, dass wir Götter jede gewünschte Gestalt annehmen können? Soll ich mich in die tote Penthesilea verwandeln, damit du deine Lust mit einem lebenden Körper stillen kannst statt mit einem toten?«

Achilles starrt mit offenem Mund zu ihr hinauf. »Aphrodite...«, sagt er nach einer Weile. Es klingt wie ein tödlicher Fluch. »Ich bringe das Dreckstück um.«

Athene lächelt. »Eine verdienstvolle und längst überfällige Tat, fußschneller Männertöter. Hier, nimm dies...« Sie reicht ihm einen kleinen, über und über mit Juwelen besetzten Dolch.

Während er Penthesilea weiterhin im rechten Arm hält, nimmt er das Ding mit der linken Hand entgegen. »Was ist das?«

»Ein Messer.«

»Das sehe ich«, knurrt Achilles. In seinem Ton liegt kein Respekt vor der Tatsache, dass er mit einer Göttin spricht, der Drittgeborenen aller von Zeus abstammenden Götter. »Was in Hades' Namen soll ich mit diesem Kinderspielzeug? Ich habe mein eigenes Schwert, mein eigenes Kampfmesser. Nimm es zurück.«

»Dieses Messer ist anders«, sagt die Göttin. »Mit diesem Messer kann man einen Gott töten.«

»Ich habe Götter mit meiner gewöhnlichen Klinge niedergestochen.«

»Niedergestochen, ja. Aber nicht getötet. Diese Klinge hat bei unsterblichem Fleisch dieselbe Wirkung wie dein menschliches Schwert bei deinen jämmerlichen sterblichen Mitmenschen.«

Achilles steht auf und legt sich Penthesileas Körper mühelos über die rechte Schulter. Er hält die kurze Klinge in der rechten Hand. »Weshalb gibst du mir so etwas, Pallas Athene? Wir bekämpfen uns nun schon seit Monaten auf diesem Schlachtfeld. Weshalb solltest du mir jetzt helfen?«

»Ich habe meine Gründe, Pelide. Wo ist Hockenberry?«

»Hockenberry?«

»Ja, dieser ehemalige Scholiker, der Aphrodites Agent geworden ist«, sagt Pallas Athene. »Lebt er noch? Ich habe mit diesem Sterblichen noch ein Hühnchen zu rupfen, weiß aber nicht, wo ich ihn finden kann. Die Kraftfelder der Moravecs haben unser göttliches Sehvermögen in letzter Zeit ein wenig getrübt.«

Achilles schaut sich blinzelnd um, als bemerkte er zum ersten Mal, dass er der einzige verbliebene lebende Mensch auf der roten Marsebene ist. »Hockenberry war noch vor ein paar Minuten hier. Ich habe mit ihm gesprochen, bevor ich... sie getötet habe.« Er beginnt wieder zu weinen.

»Ich freue mich schon auf das Wiedersehen mit diesem Hockenberry«, sagt Athene leise, wie zu sich selbst. »Heute ist die Zeit der Abrechnungen, und die Abrechnung mit ihm ist längst überfällig.« Sie nimmt Achilles' Kinn in ihre kraftvolle, schlanke Hand, hebt sein Gesicht und schaut ihm tief in die Augen. »Sohn des Peleus, möchtest du, dass diese Frau... diese Amazone... wieder lebendig wird, um deine Braut zu sein?«

Achilles sieht sie an. »Ich möchte von diesem Liebeszauber erlöst werden, edle Göttin.«

Athene schüttelt ihren goldbehelmteten Kopf. Ihre Rüstung funkelt in der roten Sonne. »Von diesem speziellen Zauber der Aphrodite gibt es keine Erlösung – die Pheromone haben gesprochen, und ihr Urteil ist endgültig. Penthesilea wird deine einzige Liebe in diesem Leben sein, entweder als Leiche oder als lebendige Frau... willst du, dass sie wieder lebendig wird?«

»Ja!!«, schreit Achilles und tritt mit der Toten in den Armen näher an Athene heran. Der Wahnsinn leuchtet aus seinen Augen. »Mach sie wieder lebendig!«

»Dazu ist weder ein Gott noch eine Göttin imstande, Pelide«, sagt Athene traurig. »Wie du einmal zu Odysseus gesagt hast – *›Denn wohl lassen sich fette Schafe und Rinder erbeuten, Dreifußkessel und Rosse mit falben Köpfen gewinnen, doch eines Menschen Wiederkehr wird nicht erbeutet noch gewonnen, sobald es verließ das Gehege der Zähne‹*. Nicht einmal Vater Zeus besitzt die Macht, Tote zum Leben zu erwecken, Achilles.«

»Weshalb hast du es mir dann angeboten, verdammt nochmal?«, knurrt der Männertöter. Er spürt, wie sich nun Zorn zur Liebe gesellt – Öl und Wasser, Feuer und... nicht Eis, sondern eine andere Art Feuer. Er ist sich deutlich seines Zorns wie auch der Götter und Göttinnen tötenden Klinge in seiner Hand bewusst. Um nichts Unüberlegtes zu tun, steckt er die Klinge in seinen breiten Kriegsgürtel.

»Es ist möglich, Penthesilea wieder zum Leben zu erwecken«, sagt Athene, »aber diese Macht habe ich nicht. Ich werde sie mit einer Art Ambrosia bestreuen, das sie vor der Verwesung bewahrt. So wird ihr Leichnam bis in alle Ewigkeit die Röte auf den Wangen und den Hauch verklingender Wärme bewahren, den du jetzt spürst. Ihre Schönheit wird nie vergehen.«

»Was nützt mir das?«, knurrt Achilles. »Erwartest du wirklich von mir, dass ich meine Liebe mit einem Akt der Nekrophilie zelebriere?«

»Das bleibt dir überlassen«, sagt Pallas Athene mit einem höhnischen Grinsen, das Achilles beinahe dazu bringt, den Dolch aus dem Gürtel zu ziehen. »Aber wenn du ein Mann der

Tat bist«, fährt sie fort, »dann erwarte ich von dir, dass du den Leichnam deiner Geliebten auf den Gipfel des Olympos bringst. Dort, in einem großen Gebäude in der Nähe eines Sees, verbirgt sich unser göttliches Geheimnis – eine Halle voller durchsichtiger, mit einer Flüssigkeit gefüllter Tanks, in der fremdartige Geschöpfe unsere Wunden behandeln, alle Schäden beheben und dafür sorgen, dass wir – wie du es einmal formuliert hast – über das Gehege der Zähne wiederkehren.«

Achilles dreht sich um und schaut zu dem endlosen Berg hinauf, der das Sonnenlicht einfängt. Er steigt immer weiter empor. Der Gipfel ist außer Sicht. Die senkrecht aufragenden Steilwände an seinem Fuß, nur der Anfang des gewaltigen Massivs, sind über viertausend Meter hoch. »Den Olympos erklimmen...«, sagt er.

»Es gab einmal eine Roll', eine Treppe«, sagt Pallas Athene und zeigt mit ihrer langen Lanze hin. »Dort siehst du ihre Überreste. Es ist noch immer der leichteste Weg nach oben.«

»Ich werde mir den Weg nach oben Schritt für Schritt erkämpfen müssen«, sagt Achilles mit einem schrecklichen Grinsen. »Ich führe noch immer Krieg gegen die Götter.«

Pallas Athene grinst ebenfalls. »Die Götter bekriegen sich jetzt selbst, Peleussohn. Und sie wissen, dass sich das Bran-Loch ein für alle Mal geschlossen hat. Die Sterblichen bedrohen die Hallen des Olympos nicht mehr. Ich schätze, dass du unentdeckt und unbehelligt emporsteigen wirst, aber wenn du oben bist, werden sie gewiss Alarm schlagen.«

»Aphrodite«, flüstert der fußschnelle Männertöter.

»Ja, sie wird dort sein. Und Ares auch. All die Baumeister deiner persönlichen Hölle. Du hast meine Erlaubnis, sie zu tö-

ten. Ich bitte dich nur um einen Gefallen als Gegenleistung für mein Ambrosia, meinen Rat und meine Liebe.«

Achilles dreht sich wieder zu ihr um und wartet.

»Zerstöre die Genesungstanks, wenn sie deine Amazonengeliebte wieder lebendig gemacht haben. Töte den Heiler – ein riesiges, monströses Tausendfüßlerwesen mit zu vielen Armen und Augen. Zerstöre alles in der Halle des Heilers.«

»Würde das nicht auch das Ende deiner Unsterblichkeit bedeuten, Göttin?«, fragt Achilles.

»Lass das meine Sorge sein, Pelide«, sagt Pallas Athene. Sie streckt die Arme aus, die Handflächen nach unten, und goldenes Ambrosia rieselt auf Penthesileas blutigen, durchbohrten Leib hinab. »Geh jetzt. Ich muss zurück zu meinen eigenen Kriegen. Was mit Ilium geschieht, wird bald entschieden werden. Dein Schicksal wird sich dort oben auf dem Olymp entscheiden.« Sie zeigt auf den Berg, der sich endlos über ihnen erhebt.

»Du spornst mich an, als hätte ich die Macht eines Gottes, Pallas Athene«, sagt Achilles mit leiser Stimme.

»Du hattest schon immer die Macht eines Gottes, Peleussohn.« Die Göttin erhebt segnend ihre freie Hand und geht fort. Die Luft strömt mit einem leisen Donnerschlag in das Vakuum.

Achilles legt Penthesileas Körper nur kurz inmitten der anderen Leichen nieder, um sauberes, weißes Leinen aus seinem Kriegszelt zu holen und ihn darin einzuhüllen. Dann holt er seinen Schild, seine Lanze und seinen Helm sowie einen Beutel mit Brot und Weinschläuchen, den er vor so vielen Stunden mitgebracht hat. Nachdem er seine Waffen sicher an seinem

Körper befestigt hat, kniet er sich hin, hebt die tote Amazone auf und macht sich auf den Weg zum Olymp.

»Heilige Scheiße«, stieß Daeman hervor und riss sich das Turin-Tuch vom Gesicht. Lange Minuten waren vergangen. Er warf einen Blick auf seine Proxnet-Handfläche – keine Voynixe in der Nähe. Sie hätten ihn wie einen Fisch entgräten können, während er gebannt unter dem Turin-Tuch lag. »Heilige Scheiße«, wiederholte er.

Keine Antwort, nur das Plätschern der niedrigen Wellen am Strand.

»Was ist wichtiger?«, murmelte er vor sich hin. »Dieses funktionierende Turin-Tuch so rasch wie möglich nach Ardis zu bringen – und herauszufinden, weshalb Caliban oder sein Herr es mir hingelegt hat? Oder nach Paris-Krater zurückzukehren, um festzustellen, was der Vielarmige-wie-ein-Tintenfisch dort im Schilde führt?«

Er blieb einen Moment lang auf den Knien im Sand liegen. Dann zog er sich an, stopfte das Turin-Tuch in seinen Rucksack, steckte sich das Schwert wieder in den Gürtel, hob die Armbrust auf und stapfte den Hügel zu dem wartenden Faxpavillon hinauf.

Ada erwachte im Dunkeln und sah drei Voynixe in ihrem Zimmer. Einer von ihnen hielt Harmans abgetrennten Kopf in seinen langen Fingerklingen.

Ada erwachte im diffusen Licht kurz vor der Morgendämmerung. Ihr Herz klopfte und ihr Mund war offen, als formte er bereits einen Schrei.

»Harman!«

Sie schwang sich aus dem Bett und setzte sich auf den Rand, den Kopf in die Hände gestürzt. Ihr Herz klopfte immer noch so heftig, dass ihr schwindlig wurde. Sie konnte nicht glauben, dass sie in ihr Schlafzimmer heraufgekommen und eingeschlafen war, während Harman noch wach war. Diese Schwangerschaft war richtig blöd, dachte sie. Sie machte ihren Körper manchmal zum Verräter.

Sie hatte in ihren Kleidern geschlafen – Kittel, Weste, Segeltuchhose, dicke Socken –, und sie strich ihre Haare und ihre lange Hemdbluse glatt, so gut sie konnte, um nicht ganz so wild auszusehen. Sie erwog, etwas von dem kostbaren warmen Wasser für ein Stehbad am Waschbecken zu benutzen – ihr Vogelbad, wie Harman es immer nannte –, und verwarf die Idee. In den ein, zwei Stunden, seit sie eingeschlafen war, hätte zu viel passieren können. Ada zog ihre Stiefel an und eilte nach unten.

Harman war im Salon, wo die Läden vor den großen Fenstertüren geöffnet worden waren, sodass man über die südliche Rasenfläche zur unteren Palisade hinunterschauen konnte. Es

gab keinen Sonnenaufgang – der Morgen war zu bewölkt –, und es hatte zu schneien begonnen. Ada hatte schon früher in ihrem Leben Schnee gesehen, aber nur einmal hier in Ardis Hall, als sie noch ganz jung gewesen war. Ungefähr ein Dutzend Männer und Frauen, darunter Daeman – dessen Gesicht seltsam gerötet war –, standen an den Fenstern, betrachteten den fallenden Schnee und unterhielten sich leise.

Ada umarmte Daeman kurz, trat dann zu Harman und legte den Arm um ihn. »Wie geht es Ody...«, setzte sie an.

»Noman lebt noch, aber nur knapp«, sagte Harman leise. »Er hat zu viel Blut verloren und ringt immer mühsamer nach Luft. Ferman glaubt, dass er in den nächsten ein, zwei Stunden sterben wird. Wir versuchen, uns darüber klar zu werden, was wir tun sollen.« Er strich ihr übers Kreuz. »Ada, Daeman hat uns eine schreckliche Nachricht über seine Mutter gebracht.«

Ada schaute zu ihrem Freund hinüber und fragte sich, ob seine Mutter sich schlicht geweigert hatte, nach Ardis zu kommen. Sie und Daeman hatten Marina in den vergangenen acht Monaten zweimal besucht, und beide Male war es ihnen auch nicht ansatzweise gelungen, die ältere Frau zu überzeugen.

»Sie ist tot«, sagte Daeman. »Caliban hat sie umgebracht. Und alle anderen in dem Domi-Turm auch.«

Ada biss sich auf den Knöchel, bis er beinahe blutete. Dann sagte sie: »Oh, Daeman, es tut mir so schrecklich Leid...« Dann wurde ihr bewusst, was er gesagt hatte, und sie flüsterte: »*Caliban?*« Nach Harmans Geschichten über Prosperos Insel hatte sie sich eingeredet, dass die Kreatur dort oben gestorben war. »*Caliban?*«, wiederholte sie stupide. Ihr Traum ließ sie noch immer

nicht los; er war wie ein schweres Gewicht um ihren Hals. »Bist du sicher?«

»Ja«, sagte Daeman.

Ada nahm ihn in die Arme, aber sein Körper war so starr und hart wie ein Stein. Er tätschelte ihr beinahe geistesabwesend die Schulter. Ada fragte sich, ob er einen Schock hatte.

Die Gruppe nahm ihr Gespräch über die nächtliche Verteidigung von Ardis Hall wieder auf.

Die Voynixe – mindestens hundert, vielleicht hundertfünfzig; in der Dunkelheit und im Regen war das schwer zu erkennen – hatten kurz vor Mitternacht angegriffen und mindestens drei der vier Seiten der Palisadenmauer zu stürmen versucht. Es war der bisher größte und sicherlich am besten geplante Angriff der Voynixe auf Ardis gewesen.

Die Verteidiger hatten sie bis kurz vor Tagesanbruch getötet. Zuerst hatten sie das für diesen Zweck aufbewahrte, kostbare Petroleum und Naphtha in den riesigen Kohlebecken angezündet, um die Mauern und die Felder jenseits der Mauern zu erhellen, und die heranrasenden Gestalten dann mit einer Salve gezielter Bogen- und Armbrustschüsse nach der anderen überschüttet.

Da die Pfeile und Bolzen nicht immer den Panzer oder die ledrige Haube eines Voynix durchschlugen – ziemlich häufig taten sie es nicht –, hatten die Verteidiger den Großteil ihrer Pfeile und Bolzen verbraucht. Dutzende der Voynixe waren gefallen – Loes berichtete, sein Team habe im ersten Morgengrauen dreiundfünfzig Voynixleichen auf den Feldern und im Wald gezählt.

Einige der Wesen waren bis zu den Mauern gelangt und auf die Brustwehren gesprungen – Voynixe konnten aus dem Stand über zehn Meter hoch springen, wie riesige Grashüpfer –, aber die zahlreichen Piken und Reservekämpfer mit Schwertern hatten verhindert, dass es auch nur einer bis zum Haus geschafft hatte. Acht der Ardis-Bewohner waren verletzt worden, aber nur zwei schwer: eine Frau namens Kirik, die einen schlimmen Armbruch davongetragen hatte, und Laman, ein Freund von Petyr, dem vier Finger abgehackt worden waren – nicht von den Klingen eines Voynix, sondern durch den ungeschickten Schwerthieb eines Mitverteidigers.

Das Sonie hatte die Wende gebracht.

Harman startete die ovale Scheibe von der alten Jinker-Plattform hoch oben auf Ardis Halls Giebeldach. Er flog sie von der zentralen vorderen Mulde aus. Die Flugmaschine besaß sechs flache, gepolsterte Einbuchtungen für auf dem Bauch liegende Passagiere, aber Petyr, Loes, Reman und Hannah knieten in ihren Mulden und schossen vom Sonie herab; die drei Männer bedienten sämtliche Flechette-Gewehre von Ardis, und Hannah feuerte mit der besten Armbrust, die sie je angefertigt hatte.

Wegen der erstaunlichen Sprungfähigkeiten der Voynixe konnte Harman höchstens bis auf etwa zwanzig Meter heruntergehen. Aber das war nah genug. Trotz der Dunkelheit und des Regens und obwohl die Voynixe so schnell wie Kakerlaken dahinhuschten und wie riesige Grashüpfer auf einem heißen Blech sprangen, fällte das Dauerfeuer der Flechettes und der Armbrust die Geschöpfe auf Schritt und Tritt. Harman steuerte das Sonie unter die hohen Bäume am Fuß und auf dem Gipfel des Hügels, die Verteidiger auf den Brustwehren der Palisade

schossen brennende Pfeile und von einem Katapult abgefeuerte Kugeln aus brennendem, zischendem Naphtha hinaus, um die Nacht zu erhellen. Die Voynixe zerstreuten sich, gruppieren sich dann neu und griffen noch sechs weitere Male an, bevor sie schließlich verschwanden, einige zum Fluss tief unten am Fuß des Hügels, auf dem Ardis lag, der Rest in die Hügel im Norden.

»Aber warum haben sie den Angriff nicht fortgesetzt?«, fragte die junge Frau namens Peaen. »Weshalb sind sie verschwunden?«

»Was meinst du damit?«, sagte Petyr. »Wir haben ein Drittel von ihnen getötet.«

Harman verschränkte die Arme und starrte in den leise fallenden Schnee hinaus. »Ich weiß, was Peaen meint. Es ist eine gute Frage. Warum haben sie den Angriff abgebrochen? Wir haben noch nie erlebt, dass ein Voynix auf Schmerz reagiert hätte. Sie sterben... aber sie beklagen sich nicht. Warum haben sie nicht weitergemacht, bis sie uns überrannt hätten oder gestorben wären?«

»Weil jemand oder etwas sie zurückgerufen hat«, sagte Daeman.

Ada warf ihm einen raschen Blick zu. Daemans Züge waren beinahe schlaff, seine Stimme klang teilnahmslos, sein Blick ging irgendwie ins Leere. Während der letzten neun Monate hatten sich Daemans Energie und Entschlossenheit mit jedem Tag verstärkt und sichtbar gesteigert. Jetzt war er lustlos; das Gespräch wie auch die Menschen um ihn herum schienen ihm gleichgültig zu sein. Ada hatte das sichere Gefühl, dass der Tod

seiner Mutter ihn fast aus dem Gleis geworfen hatte – und es vielleicht noch tun würde.

»Wenn die Voynixe zurückgerufen wurden, wer hat sie dann zurückgerufen?«, fragte Hannah.

Niemand antwortete.

»Daeman«, sagte Harman, »bitte erzähl deine Geschichte noch einmal, für Ada. Und füge jedes Detail hinzu, das du beim ersten Mal ausgelassen hast.« Weitere Männer und Frauen hatten sich in dem lang gestreckten Raum versammelt. Alle sahen müde aus. Niemand sprach oder stellte Fragen, als Daeman mit dumpfer, monotoner Stimme erneut seine Geschichte zum Besten gab.

Er erzählte von dem Gemetzel im Domi seiner Mutter, der Schädelpyramide, dem Turin-Tuch auf dem Tisch – dem einzigen nicht mit Blut bespritzten Gegenstand – und berichtete, wie er es später aktiviert hatte, nachdem er woandershin gefaxt war; er äußerte sich nicht genauer darüber, wohin. Er schilderte die Entstehung des Lochs über der Innenstadt von Paris-Krater und erzählte, dass er etwas Großes hatte herauskommen sehen – etwas, was auf unglaublich vielen riesigen Händen herumzulaufen schien.

Er erklärte, dass er weggefaxt war, um die Fassung wiederzugewinnen, und anschließend zum Ardis-Knoten gefaxt war. Von den Wachen in der kleinen Festung dort hatte er von den Bewegungen der Voynixe erfahren, die sie die ganze Nacht hindurch beobachtet hatten – die Fackeln brannten, alle Mann waren auf den Mauern –, von den Kampfgeräuschen und dem Aufleuchten von Fackeln und Naphtha aus der Richtung von Ardis Hall. Daeman war versucht gewesen, zu Fuß nach Ardis

aufzubrechen, aber die Männer an den Barrikaden beim Faxpavillon waren der festen Überzeugung gewesen, dass es den sicheren Tod bedeuten würde, diesen Fußmarsch im Dunkeln zu unternehmen – sie hatten über siebzig Voynixe gezählt, die in Richtung zum großen Haus auf den Wiesen an ihnen vorbeigeschlüpft und in den Wald verschwunden waren.

Daeman erklärte, er habe das Turin-Tuch bei Casman und Greogi gelassen, den beiden Befehlshabern der dortigen Wachmannschaft; falls die Voynixe den Faxpavillon überrannten, bevor er zurückkam, sollte einer von ihnen mit dem Turin-Tuch nach Chom oder an einen anderen sicheren Ort faxen.

»Wir werden uns sowieso per Fax verdrücken, wenn diese Mistkerle uns angreifen«, sagte Greogi. »Wir haben genau festgelegt, wer wann und in welcher Reihenfolge geht, während die anderen uns Feuerschutz geben, bis sie selbst an der Reihe sind. Wir haben nicht vor zu sterben, um diesen Pavillon zu schützen.«

Daeman hatte genickt und war nach Paris-Krater zurückgefaxt.

Nun erzählte er den anderen, dass er gestorben wäre, wenn er den näher gelegenen Invalidenhotel-Knoten statt des entfernteren Garlion gewählt hätte. Das gesamte Zentrum von Paris-Krater war verwandelt worden. Das Loch über der Stadt war noch da – schwaches Sonnenlicht fiel heraus –, aber das Stadtzentrum selbst war in einen kokonartigen Gletscher aus blauem Eis gehüllt.

»Aus blauem Eis?«, unterbrach ihn Ada. »War es so kalt?«

»Ganz in der Nähe von dem Zeug schon«, sagte Daeman. »Aber ein paar Meter weiter weg war es nicht mehr so schlimm.

Nur kühl und verregnet. Es war kein richtiges Eis, glaube ich. Nur etwas Kaltes und Kristallines – kalt, aber organisch, wie aus Eisbergen hervorwachsende Spinnennetze –, und die Blöcke und Netze aus dem Zeug überzogen die alten Domi-Türme und Boulevards überall um den Krater im Herzen von Paris-Krater herum.«

»Hast du dieses... Wesen gesehen, das durch das Loch gekommen war?«, fragte Emme.

»Nein. Ich bin nicht nah genug herangekommen. Da waren mehr Voynixe, als ich jemals zuvor gesehen habe. Im Garlion-Gebäude selbst – es war früher mal so was wie ein Transportzentrum, wisst ihr, mit Gleisen, die hinein und hinaus führten, und Landeplätzen auf dem Dach – wimmelte es von Voynixen.« Daeman sah Harman an. »Es hat mich an Jerusalem letztes Jahr erinnert.«

»So viele?«, sagte Harman.

»So viele. Und da war noch etwas. Zwei Dinge, die ich bis jetzt noch nicht erwähnt habe.«

Alle warteten. Draußen fiel der Schnee. Aus der Krankenstube kam ein Stöhnen, und Hannah schlüpfte hinaus, um noch einmal nach Noman-Odysseus zu sehen.

»Von Paris-Krater geht jetzt ein blaues Licht aus«, sagte Daeman.

»Ein blaues Licht?«, fragte Loes.

Nur Harman, Ada und Petyr sah man an, dass sie verstanden – Harman, weil er mit Daeman und Savi vor neun Monaten in Jerusalem gewesen war; Ada und Petyr, weil sie die Geschichten gehört hatten.

»Ein Strahl zum Himmel wie der, den wir in Jerusalem gesehen haben?«, fragte Harman.

»Ja.«

»Wovon zum Teufel redet ihr?«, fragte die rothaarige Frau namens Oelleo.

Harman antwortete. »Letztes Jahr haben wir einen ähnlichen Strahl gesehen, in Jerusalem – einer Stadt in der Nähe des ausgetrockneten Mittelmeerbeckens. Savi, die alte Frau, die bei uns war, sagte, der Strahl bestünde aus... wie war das gleich noch, Daeman? Tachyonen?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Tachyonen«, fuhr Harman fort. »Und sie behauptete, er enthielte die gefangenen Codes aller Angehörigen ihres Volkes aus der Zeit vor dem letzten Fax. Dieser Strahl *sei* das letzte Fax.«

»Ich verstehe kein Wort«, sagte Reman. Er sah sehr müde aus.

Daeman schüttelte den Kopf. »Ich auch nicht. Ich weiß nicht, ob das Geschöpf, das durch das Loch gekommen ist, den Strahl mitgebracht hat, oder ob der Strahl dieses Ding irgendwie nach Paris-Krater geholt hat. Aber es gibt noch mehr Neuigkeiten – und die sind noch schlimmer.«

»Ist das überhaupt möglich?«, fragte Peaen mit einem Lachen.

Daeman lächelte nicht. »Ich musste schnell aus Paris-Krater verschwinden – der Garlion-Knoten bedeutet inzwischen den sicheren Tod, da sind überall Voynixe –, und da ich wusste, dass es hier noch nicht hell sein würde, bin ich nach Bellinbad, dann nach Ulanbat, Chom, Drid, zu Loman, nach Kiew, Fuego,

Devi, Satle Heights, Mantua und schließlich zum Kapstadt-Turm gefaxt.«

»Um sie alle zu warnen«, sagte Ada.

»Ja.«

»Wieso ist das eine schlechte Nachricht?«, fragte Harman.

»Weil die Löcher sich sowohl in Chom als auch in Ulanbat aufgetan haben«, sagte Daeman. »Die dortigen Zentren liegen ebenfalls unter einem Kokon aus blauem Eis. Und in beiden Überlebenden-Kolonien steigen die blauen Strahlen auf. Setebos war dort.«

28

Die rund vierzig Personen in dem Raum starrten einander einfach nur an. Dann ertönte ein wirrer Chor von Fragen. Daeman und Harman erklärten ihnen, was Caliban auf der Orbitalinsel über seinen Gott, Setebos, gesagt hatte: Er habe »so viele Arme wie ein Tintenfisch«.

Sie erkundigten sich nach Ulanbat und Chom. Daeman hatte Chom nur von ferne gesehen – ein wachsender Kokon aus blauem Eis. In Ulanbat, erzählte er ihnen, sei er in den achtund-siebzigsten Stock der Himmelskreise gefaxt und habe von der dortigen Ringterrasse aus gesehen, dass das Loch ungefähr anderthalb Kilometer weit draußen über der Wüste Gobi gewesen sei; der Kokon aus Eismaterial habe die niedrigen Nebengebäude mit den unteren Etagen der Kreise verbunden. Der acht-

undsiebzigste Stock scheine sich noch oberhalb des Eises zu befinden – vorläufig.

»Hast du dort Menschen gesehen?«, erkundigte sich Ada.

»Nein.«

»Voynixe?«, fragte Reman.

»Hunderte. Im Eiskokon, darunter und drum herum. Aber nicht in den Kreisen.«

»Wo sind dann die Menschen?«, fragte Emme mit zittriger Stimme. »Wir wissen, dass Ulanbat Waffen hatte – wir haben sie ihnen für ihren Reis und ihre Textilien gegeben.«

»Sie müssen weggefaxt sein, als das Loch erschienen ist«, sagte Petyr. Ada hörte deutlich heraus, dass der junge Mann mehr Sicherheit in seine Stimme legte, als er verspürte.

»Wenn sie weggefaxt sind«, sagte Peaen, »ich meine die Leute in Ulanbat und Chom, weshalb sind sie dann nicht als Flüchtlinge bei uns aufgetaucht? Diese drei Knotenstädte – Paris-Krater, Chom, Ulanbat – beherbergen immer noch Zehntausende von Altmenschen wie uns. Wo sind sie? Wohin sind sie verschwunden?« Sie sah Greogi und Casman an, die soeben von ihrem Nachtdienst beim Faxpavillon hereingekommen waren. »Greogi, Cas, sind heute Nacht Leute gekommen? Auf der Flucht vor irgendwas?«

Greogi schüttelte den Kopf. »Der einzige Reisende war Dae-man *Uhr* hier – spätnachts und dann noch einmal heute Morgen.«

Ada trat in die Mitte des Kreises. »Hört zu... wir treffen uns später, um darüber zu reden. Im Moment seid ihr alle erschöpft. Die meisten von euch waren die ganze Nacht auf den

Beinen. Viele hatten noch nicht gegessen, als es losging. Stoman, Cal, Boman, Elle, Anna und Uru haben ein umfangreiches Frühstück zubereitet. Diejenigen von euch, die gleich Wachdienst haben – ihr kommt im Speisesaal als Erste dran. Trinkt ordentlich viel Kaffee. Ihr anderen solltet auch etwas essen, bevor ihr eine Mütze Schlaf nehmt. Ich soll euch von Reman ausrichten, dass der Eisenguss um zehn stattfindet. Um drei treffen wir uns alle zu einer Vollversammlung im alten Ballsaal.«

Die Menge löste sich in kleine Grüppchen auf, die sich angeregt unterhielten, aber schließlich gingen alle hinaus, um zu frühstücken und sich ihren Pflichten zu widmen.

Harman machte sich auf den Weg zur Krankenstube. Er fing Adas und Daemans Blick auf und machte eine Kopfbewegung in diese Richtung. Die beiden schlossen sich ihm an, während die letzten Nachzügler den Raum verließen.

Mit leiser Stimme erklärte Ada Siris und Tom, den beiden Heilkundigen, die den Verwundeten erste Hilfe geleistet und während der Nacht auf Noman aufgepasst hatten, sie sollten sich etwas zu essen besorgen. Die beiden schlüpfen hinaus. Hannah saß am Bett, Daeman, Ada und Harman standen.

»Wie in den alten Zeiten«, sagte Harman. Er meinte die Zeit vor neun Monaten, als sie alle fünf gemeinsam unterwegs gewesen waren, auch zusammen mit Savi. Seither hatten sie kaum Zeit gehabt, miteinander allein zu sein.

»Nur dass Odysseus stirbt«, sagte Hannah. Ihre Stimme war klanglos und rau. Sie hielt die linke Hand des Bewusstlosen und drückte sie so fest, dass alle miteinander verschränkten Finger, seine und ihre, weiß waren.

Harman trat näher heran und musterte den Bewusstlosen. Seine gerade erst vor einer Stunde erneuerten Verbände waren blutgetränkt. Seine Lippen waren so weiß wie seine Fingerspitzen, und die Augen unter den geschlossenen Lidern bewegten sich nicht mehr. Nomans Mund war leicht geöffnet, und sein rasselnder Atem ging schnell, flach und ungleichmäßig.

»Ich bringe ihn zur Golden Gate bei Machu Picchu«, erklärte Harman.

Alle starrten ihn an. Schließlich sagte Hannah: »Du meinst, wenn er... stirbt? Um ihn zu begraben?«

»Nein. Jetzt. Um ihn zu retten.«

Ada grub ihre Finger so tief in Harmans Oberarm, dass er beinahe zurückzuckte. »Wovon redest du?«

»Von dem, was Petyr gesagt hat – Nomans letzte Worte, bevor er gestern Abend in der Nähe der Mauer das Bewusstsein verloren hat –, ich glaube, er hat versucht, ihm zu sagen, dass wir ihn zur Krippe auf der Golden Gate zurückbringen sollen.«

»Zu welcher Krippe?«, sagte Daeman. »Ich erinnere mich nur an die Kristallsärge.«

»Kryotemporale Sarkophage.« Hannah betonte jede einzelne Silbe. »Ich weiß noch, dass ich sie in dem Museum dort gesehen habe. Und ich erinnere mich, dass Savi von ihnen gesprochen hat. Darin hat sie einige Jahrhunderte verschlafen – und drei Wochen, bevor wir sie kennen gelernt haben, den schlafenden Odysseus gefunden. Das hat sie zumindest behauptet.«

»Aber Savi hat nicht immer die Wahrheit gesagt«, erwiderte Harman. »Vielleicht sogar nie. Odysseus hat zugegeben, dass er und Savi sich schon sehr, sehr lange kannten – dass die beiden

es waren, die vor elf Jahren die Turin-Tücher unter die Leute gebracht haben.«

Ada hielt das Turin-Tuch hoch, das Daeman im anderen Zimmer liegen gelassen hatte.

»Und Prospero hat uns dort oben erklärt, an diesem Odysseus sei mehr dran, als wir verstehen könnten. Und Odysseus hat ein paarmal – nach etlichen Gläsern Wein – diese Krippe auf der Golden Gate erwähnt. Er hat Scherze über seine Rückkehr zu ihr gemacht.«

»Er muss die Kristallsärge... die Sarkophage gemeint haben«, sagte Ada.

»Das glaube ich nicht.« Harman marschierte auf und ab, an den leeren Betten vorbei. Alle anderen Opfer der Kämpfe der vergangenen Nacht hatten beschlossen, sich in ihren Zimmern in Ardis Hall oder in den umliegenden Baracken zu erholen. Nur Noman war an diesem Morgen noch da. »Ich glaube, dass es auf der Golden Gate noch etwas gibt, so etwas wie eine Genesungskrippe.«

»Blaue Würmer«, flüsterte Daeman. Sein blasses Gesicht wurde noch blasser. Hannah war derart schockiert von dem Bild – ihre Zellen erinnerten sich an ihre Stunden in den mit Würmern gefüllten Tanks der Klinik auf Prosperos Orbitalinsel, selbst wenn ihr Bewusstsein es nicht tat –, dass sie Odysseus' Hand losließ.

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte Harman rasch. »Bei unserem Aufenthalt auf der Golden Gate haben wir nichts gesehen, was den Genesungstanks in der Klinik ähnelte. Keine blauen Würmer. Keine orangefarbene Flüssigkeit. Ich glaube, die Krippe ist etwas anderes.«

»Das sind nur Vermutungen«, sagte Ada mit ausdrucksloser, beinahe schroffer Stimme.

»Ja. Das sind nur Vermutungen.« Er rieb sich die Wangen. Er war ungeheuer müde. »Aber ich glaube, wenn Noman... Odysseus... den Sonie-Flug überlebt, hat er auf der Golden Gate vielleicht noch eine Chance.«

»Das geht nicht«, sagte Ada. »Nein.«

»Warum nicht?«

»Wir brauchen das Sonie hier. Um gegen die Voynixe zu kämpfen, falls sie heute Nacht wiederkommen. *Wenn* sie heute Nacht wiederkommen.«

»Ich bin vor Einbruch der Dunkelheit zurück«, sagte Harman.

Hannah stand auf. »Wie willst du das schaffen? Als wir mit Savi von der Golden Gate hergefliegen sind, haben wir über einen Tag gebraucht.«

»Ich kann schneller fliegen«, sagte Harman. »Savi ist langsam geflogen, um uns keine Angst einzujagen.«

»Wie viel schneller?«, fragte Daeman.

Harman zögerte ein paar Sekunden. »Viel schneller«, sagte er schließlich. »Das Sonie sagt, dass ich in achtunddreißig Minuten bei der Golden Gate bei Machu Picchu sein kann.«

»Achtunddreißig Minuten!«, rief Ada, die ebenfalls bei diesem langen, langen Flug mit Savi dabei gewesen war.

»Das *Sonie* hat es dir gesagt?« Hannah war durcheinander. »Wann denn? Ich dachte, die Maschine könnte keine Fragen nach Zielen beantworten.«

»Das tut sie auch erst seit heute Morgen«, sagte Harman. »Unmittelbar nach dem Kampf war ich oben auf der Jinker-

Plattform ein paar Minuten lang mit dem Sonie allein, und da habe ich rausgefunden, wie ich meine Handflächenfunktionen mit seinem Display koppeln kann.«

»Wie ist dir das gelungen?«, fragte Ada. »Du versuchst seit Monaten, eine Funktions-Schnittstelle zu finden.«

Harman rieb sich wieder die Wange. »Ich habe es schließlich einfach gefragt, wie man die Funktions-Schnittstelle aktiviert. Drei grüne Kreise in drei größeren roten Kreisen. Ganz einfach.«

»Und es hat dir gesagt, wie lange es zur Golden Gate brauchen würde?« Daeman klang skeptisch.

»Es hat es *mir gezeigt*«, sagte Harman leise. »Diagramme. Karten. Eigengeschwindigkeit. Geschwindigkeitsvektoren. Alles Einblendungen in meinem Blickfeld – genau wie beim Farnet oder...« Er hielt inne.

»Oder beim Allnet«, sagte Hannah. Sie alle hatten das schwindelerregende Durcheinander des Allnet erlebt, seit Savi ihnen im vergangenen Frühling gezeigt hatte, wie man darauf zugriff. Keiner von ihnen hatte es in den Griff bekommen. Die Informationsmenge überstieg schlichtweg ihre Verarbeitungskapazität.

»Ja«, sagte Harman. »Ich glaube also, wenn ich Odysseus... Noman... heute Vormittag dorthin bringe, kann ich feststellen, ob es dort so etwas wie eine Genesungskrippe für ihn gibt... und ihn in einen der Kristallsärge legen, wenn nicht – und vor der Versammlung um drei wieder hier sein. Zum Teufel, ich könnte schon zum Mittagessen wieder hier sein.«

»Er würde den Flug wahrscheinlich nicht überleben«, sagte Hannah. Ihre Stimme klang hölzern. Sie starrte den nach Atem ringenden, bewusstlosen Mann an, den sie liebte.

»Jedenfalls wird er garantiert keinen weiteren Tag hier in Ardis überleben, ohne ärztliche Betreuung«, sagte Harman. »Wir sind einfach... viel... zu... unwissend, verdammt noch mal.« Er schlug mit der Faust auf einen Holzschrank und zog die Hand dann zurück, peinlich berührt von dem Ausbruch. Seine Knöchel bluteten.

»Ich komme mit«, sagte Ada. »Du kannst ihn nicht allein in die Brückenblasen bringen. Du wirst eine Tragbahre benutzen müssen.«

»Nein«, sagte Harman. »Du solltest nicht mitfliegen, mein Schatz.«

Adas blasses Gesicht kam rasch hoch, und ihre schwarzen Augen blitzten vor Zorn. »Weil ich...«

»Nein, nicht weil du schwanger bist.« Harman berührte ihre zur Faust geballte Hand, legte seine großen, groben Finger um ihre schlanken und weichen. »Du bist hier einfach zu wichtig. Die Informationen, die Daeman mitgebracht hat, werden sich in der nächsten Stunde in der ganzen Gemeinschaft verbreiten. Sie werden alle der Panik nahe sein.«

»Noch ein Grund, weshalb *du* nicht fliegen solltest«, flüsterte Ada.

Harman schüttelte den Kopf. »Du bist hier die Anführerin, mein Schatz. Ardis ist dein Zuhause. Wir sind alle nur Gäste hier. Die Menschen werden Antworten brauchen – nicht nur bei der Versammlung, sondern in den kommenden Stunden –, und du musst hier sein, um sie zu beruhigen.«

»Ich habe keine Antworten«, sagte Ada kleinlaut.

»Doch, die hast du«, sagte Harman. »Was sollen wir deiner Meinung nach wegen Daemans Neuigkeiten unternehmen?«

Ada wandte das Gesicht zum Fenster. Die Scheiben waren be-reift, aber draußen hatte es aufgehört zu schneien und zu reg-nen. »Wir müssen feststellen, in wie viele andere Gemeinschaf-ten die Löcher und das blaue Eis noch eingedrungen sind«, sag-te sie leise. »Am besten, wir schicken rund zehn Boten zu den verbliebenen Knoten.«

»Nur zehn?«, sagte Daeman. Bei über dreihundert der ver-bliebenen Faxknoten gab es Überlebenden-Gemeinschaften.

»Wir können nicht mehr als zehn erübrigen, falls die Voynixe bei Tageslicht zurückkommen«, erklärte Ada kategorisch. »Je-der von ihnen kann dreißig Codes übernehmen. Mal sehen, wie viele Knoten sie bis zum Einbruch der Dunkelheit in dieser Hemisphäre schaffen.«

»Und ich werde mich auf der Golden Gate nach weiteren Fle-chette-Magazinen umschauchen«, sagte Harman. »Odysseus hat letzten Herbst dreihundert Magazine mitgebracht, als er die drei Gewehre gefunden hat, aber nach der vergangenen Nacht ist unsere Munition fast aufgebraucht.«

»Wir haben ein paar Gruppen gebildet, die Armbrustbolzen aus den Voynix-Kadavern ziehen«, sagte Ada, »und ich werde Reman sagen, dass wir heute so viele neue wie möglich gießen müssen. Ich Sorge dafür, dass die Werkstatt ihre Produktion verdoppelt. Für Pfeile brauchen wir viel länger, aber wir kön-nen weitere Bogen auf die Brustwehren bringen, bis es dunkel wird.«

»Ich begleite dich«, sagte Hannah zu Harman. »Du wirst wirklich jemanden brauchen, um Odysseus mit der Tragbahre hineinzubringen, und niemand hier hat die grüne Blasenstadt auf der Golden Gate so eingehend erkundet wie ich.«

»Gut.« Harman sah, wie seine Frau – was für ein seltsamer Ausdruck und was für ein seltsamer Gedanke, »seine Frau« – der Jünger einen scharfen Blick zuwarf, der Eifersucht erwog und dann verwarf. Ada wusste, dass Hannahs ganze Liebe – so hoffnungslos und unerwidert sie gewesen war – Odysseus galt.

»Ich komme auch mit«, sagte Daeman. »Ihr könntet dort eine zusätzliche Armbrust gebrauchen.«

»Das stimmt«, sagte Harman, »aber ich glaube, es wäre nützlicher, wenn du die Auswahl der Fax-Boten übernähmst. Du kannst ihnen genau erklären, was du gesehen hast, und ihre Ziele festlegen.«

Daeman zuckte die Achseln. »In Ordnung. Ich übernehme selbst dreißig Knoten. Viel Glück.« Er nickte Hannah und Harman zu, berührte Ada am Arm und verließ die Krankenstube.

»Lass uns rasch etwas essen«, sagte Harman zu Hannah, »dann schnappen wir uns ein paar Sachen zum Anziehen und ein paar Waffen und machen uns auf den Weg. Wir besorgen uns ein paar kräftige junge Burschen, die uns helfen, Odysseus hinauszutragen. Ich hole das Sonie herunter.«

»Können wir nicht im Sonie essen?«, sagte Hannah.

»Ich halte es für besser, wenn wir uns zuerst noch einen Happen genehmigen«, sagte Harman. Er erinnerte sich an die unglaublichen Flugbahnen, die das Sonie ihm gezeigt hatte – ein nahezu senkrechter Start von Ardis, hinaus aus der Atmosphäre und in hohem Bogen in den Weltraum hinauf, dann der

Wiedereintritt wie eine vom Himmel geworfene Kugel. Allein schon bei der Erinnerung an das Schaubild der Flugbahn bekam er Herzklopfen.

»Ich hole meine Sachen und frage Tom und Siris, ob sie mir helfen, Odysseus reisefertig zu machen«, sagte Hannah. Sie küsste Ada auf die Wange und eilte hinaus.

Harman warf einen letzten Blick auf Odysseus – das Gesicht des kräftigen Mannes war grau –, dann fasste er Ada am Ellbogen und führte sie durch die Halle zu einem ruhigen Plätzchen an der Hintertür.

»Ich finde immer noch, dass ich mitfliegen sollte«, sagte Ada.

Harman nickte. »Glaub mir, ich hätte dich liebend gern dabei. Aber wenn die Leute Daemans Neuigkeiten verdauen – wenn sie das Gefühl beschleicht, dass Ardis der letzte freie Knoten sein könnte und dass jemand oder etwas alle anderen Städte und Siedlungen verschlingt –, gibt es wahrscheinlich eine echte Panik.«

»Glaubst du, wir sind die Letzten, die noch übrig sind?«, flüsterte Ada.

»Keine Ahnung. Aber wenn dieses Ding, das Daeman durch das Loch kommen sehen hat, jenes Setebos-Gott-Wesen ist, von dem Caliban und Prospero gesprochen haben, dann, glaube ich, sind wir wirklich in ernststen Schwierigkeiten.«

»Und du meinst, Daeman hat Recht... dass Caliban selbst auf der Erde ist?«

Harman kaute einen Moment lang auf seiner Lippe. »Ja«, sagte er schließlich. »Ich glaube, Daeman hat Recht damit, dass das Monster alle Bewohner des Domi-Turms in Paris-Krater abge-

schlachtet hat, nur um an Marina, Daemans Mutter, heranzukommen – und ihm eine Botschaft zu schicken.«

Die Wolken waren wieder vor die Sonne gezogen, und draußen wurde es dunkler. Ada schien völlig in die Beobachtung der fieberhaften Aktivitäten auf dem Gerüst des Kuppelofens versunken zu sein. Eine Gruppe von einem Dutzend Männern und Frauen ging unter Gelächter die Wachen auf der Nordmauer ablösen.

»Wenn Daeman Recht hat«, sagte Ada leise, ohne sich zu Harman umzudrehen, »was kann Caliban und seine Kreaturen dann davon abhalten, hierher zu kommen, während du fort bist? Was soll verhindern, dass du bei deiner Rückkehr von dieser Rettungsmission nur noch Schädelhaufen in Ardis Hall findest? Wir hätten nicht einmal das Sonie, um damit zu fliehen.«

»Oh...«, sagte Harman, und es klang wie ein Stöhnen. Er trat einen Schritt von ihr weg, wischte sich Schweiß von der Stirn und den Wangen und merkte, wie kalt und klamm seine Haut war.

»Mein Liebster«, sagte Ada. Sie drehte sich abrupt um, kam mit zwei schnellen Schritten zu ihm und umarmte ihn inbrünstig. »Tut mir Leid, dass ich das gesagt habe. Natürlich musst du fort. Es ist schrecklich wichtig, dass wir Odysseus zu retten versuchen – nicht nur, weil er unser Freund ist, sondern weil er der Einzige ist, der vielleicht weiß, worum es sich bei dieser neuen Bedrohung handelt und wie man ihr begegnen kann. Und wir brauchen die Flechette-Munition. Und ich würde unter gar keinen Umständen in einem Sonie aus Ardis fliehen. Es ist mein Zuhause. Es ist dein Zuhause. Zu unserem Glück haben wir

vierhundert andere, die uns helfen, es zu verteidigen.« Sie küsste ihn auf den Mund, dann umarmte sie ihn noch einmal leidenschaftlich und sprach ins Leder seines Kittels. »Natürlich musst du fort, Harman. Das ist vollkommen klar. Bitte entschuldige. Ich hätte das nicht sagen sollen. Komm einfach so schnell wie möglich zurück.«

Harman suchte nach Worten, fand jedoch keine. Er zog sie an sich und umarmte sie.

29

Als Harman das Sonie von der Jinker-Plattform herunterflog und es nahe bei der Hintertür von Ardis Hall einen knappen Meter über dem Boden schweben ließ, traf er dort auf Petyr.

»Ich möchte mitkommen«, sagte der jüngere Mann. Er trug seinen Reiseumhang und seinen Waffengürtel mit Kurzsword und Kampfmesser und hatte sich den handgefertigten Bogen sowie den Köcher voller Pfeile über die Schulter geschlungen.

»Ich habe Daeman schon erklärt...«, begann Harman, der in der mittleren vorderen Mulde auf der Oberfläche der ovalen Flugmaschine lag und, auf einen Ellbogen gestützt, nach oben schaute.

»Ja. Und das war auch richtig... es Daeman zu erklären. Er hat den Tod seiner Mutter noch nicht verwunden, und wenn er die Boten organisiert, lenkt ihn das vielleicht ab. Aber ihr braucht jemanden auf der Brücke. Hannah ist stark genug, um

die Tragbahre mit Noman zu tragen, doch ihr braucht jemanden, der euch dabei den Rücken deckt.«

»Du wirst hier benötigt...«

Petyr unterbrach ihn erneut. Seine Stimme war leise, fest und ruhig, aber sein Blick war eindringlich. »Nein, werde ich nicht, Harman *Uhr*«, sagte der bärtige Mann. »Das Flechette-Gewehr wird hier benötigt, und ich lasse es mitsamt der wenigen verbliebenen Flechette-Magazine hier, aber *mich* braucht man hier nicht. Wie du bin ich seit über vierundzwanzig Stunden auf den Beinen – ich habe eine sechsstündige Schlafperiode vor mir, bevor ich meinen Dienst auf den Mauern wieder aufnehmen muss. Ich habe gehört, wie du Ada erklärt hast, dass ihr – Hannah und du – in ein paar Stunden zurück wäret.«

»Ja, das müssten wir eigentlich...«, begann Harman und brach ab. Hannah, Ada, Siris und Tom brachten Odysseus-Noman auf seiner Tragbahre zur Tür heraus. Der Sterbende war in dicke Decken gehüllt. Harman stieg von dem schwebenden Sonie herunter und half ihnen, den alten Mann in die gepolsterte mittlere Mulde hinten zu legen. Das Sonie sicherte seine Passagiere mit gerichteten Kraftfeldern, aber in den Rand jeder Mulde war auch ein Seidennetz für Geräte oder unbelebte Gegenstände eingesetzt, und Harman und Hannah zogen es über den im Koma liegenden Noman und zurrten es fest. Es konnte gut sein, dass ihr Freund tot war, bevor sie die Golden Gate erreichten, und Harman wollte nicht, dass der Körper herausfiel.

Harman kletterte nach vorn und legte sich in die Pilotenmulde. »Petyr kommt mit uns«, erklärte er Hannah. Ihr Blick war auf den sterbenden Odysseus gerichtet, und die Neuigkeit

schien sie nicht im Geringsten zu interessieren. »Petyr«, fuhr er fort, »hinten links. Und halte deinen Bogen und den Köcher bereit. Hannah, hinten rechts. Zieht euch das Netz über.«

Ada kam herum, beugte sich über die Metallfläche und gab ihm einen raschen Kuss. »Sei vor Einbruch der Dunkelheit wieder da, sonst kriegst du Ärger mit mir«, sagte sie leise. Sie ging mit Tom und Siris ins Herrenhaus zurück.

Harman vergewisserte sich, dass alle mit ihren Netzen gesichert waren, auch er selbst, dann schob er beide Hände unter den vorderen Rand des Sonies und aktivierte die holografische Kontrolltafel. Er stellte sich drei grüne Kreise in drei größeren roten Kreisen vor. Seine linke Hand leuchtete blau, und in seinem Blickfeld wurden unmögliche Flugbahnen eingeblendet.

»*Flugziel Golden Gate bei Machu Picchu?*«, ertönte die ausdruckslose Stimme der Maschine.

»Ja«, sagte Harman.

»*Schnellste Flugbahn?*«, fragte die Maschine.

»Ja.«

»*Bereit zum Start?*«

»Bereit«, sagte Harman. »Los.«

Die Kraftfelder senkten sich auf sie alle herab. Das Sonie beschleunigte auf dem Weg über die Palisade und die Bäume hinweg, stieg beinahe senkrecht in die Höhe und durchbrach die Schallmauer, bevor es eine Höhe von siebenhundert Metern erreicht hatte.

Ada blickte dem Sonie nicht nach, und als der Überschallknall das Haus traf – während des Meteoritenbombardements zur

Zeit des Absturzes hatte sie dieses Geräusch hundertfach gehört –, bestand ihre einzige Reaktion darin, Oelleo, die in dieser Woche Haushaltsdienst hatte, darum zu bitten, nach zerbrochenen Scheiben zu schauen und sie bei Bedarf zu reparieren.

Sie nahm einen Wollumhang von ihrem Haken in der Diele und ging in den Garten und dann durchs vordere Tor der Palisade hinaus. Das Gras auf dieser ehemals schönen Rasenfläche vor dem Haus, die fast einen halben Kilometer bergab führte und jetzt als Ardis' Weide und Schlachtplatz diente, war von Hufen und Voynix-Peds aufgewühlt worden und dann wieder gefroren. Es war schwierig, sie zu überqueren, ohne sich den Knöchel zu verstauchen. Mehrere von Ochsen gezogene Langbett-Droschken rumpelten am Waldrand entlang, wo Männer und Frauen Voynix-Kadaver auf die Ladefläche hoben. Das Metall ihrer Panzer würde wieder verwendet und zu Waffen umgearbeitet werden; aus ihren zerschnittenen lederartigen Häuten würden Kleidungsstücke und Schilde entstehen. Ada hielt inne und sah Kaman, einem von Odysseus' ersten Schülern im letzten Sommer, dabei zu, wie er mit Hilfe einer speziellen, von Hannah entworfenen und geschmiedeten Zange Armbrustbolzen aus Voynix-Körpern zog. Sie landeten in Eimern auf der Droschke und würden gereinigt und neu angespitzt werden. Das Bett der Droschke, Kamans behandschuhte Hände und die gefrorene Erde waren blau von Voynix-Blut.

Ada umrundete die Palisade, schlenderte zu den Toren hinein und heraus, plauderte mit anderen Arbeitsgruppen, drängte diejenigen, die den ganzen Vormittag auf der Mauer verbracht hatten, zum Frühstück hineinzugehen, und stieg schließlich zur Kuppel des Ofens hinauf, um mit Loes zu sprechen und die letzten Vorbereitungen für den morgendlichen Eisenguss zu

beobachten. Sie tat so, als würde sie Emme und die drei jungen Männer mit ihren gespannten und zweifach geladenen Armbrüsten nicht bemerken, die ihr auf dem ganzen Weg beiläufig mit dreißig Schritten Abstand folgten und den Wald nach Bewegungen absuchten.

Ada ging durch die Küche wieder ins Haus und überprüfte ihre Handflächen-Zeitfunktion: neununddreißig Minuten seit Harmans Abflug. Wenn sein alberner Sonie-Flugplan stimmte – was sie kaum glauben konnte, weil sie sich so deutlich an den langen, langen Tag des Herflugs von der Golden Gate vor neun Monaten erinnerte, mit dem Zwischenstopp im Sumpfzypressenwald in jenem Gebiet, das früher einmal Texas geheißen hatte –, aber wenn sein Flugplan stimmte, würden sie jetzt schon dort sein. Angenommen, sie brauchten eine Stunde, um diese mythische Genesungskrippe zu finden oder den sterbenden Noman zumindest in einen der Zeitsarkophage zu stecken, dann würde ihr Geliebter wieder daheim sein, bevor das Mittagessen auf den Tisch kam. Sie rief sich ins Gedächtnis, dass sie morgen beim Abendessen Küchendienst hatte.

Sie hängte ihren Umhang an den Haken, ging in ihr Zimmer hinauf – das Zimmer, das sie jetzt mit Harman teilte – und schloss die Tür. Sie hatte das von Daeman mitgebrachte Turin-Tuch während der Gespräche zusammengelegt und in ihre größte Kitteltasche gesteckt, und nun holte sie es hervor und faltete es auseinander.

Harman hatte sich so gut wie nie unter das Turin-Tuch gelegt. Sie erinnerte sich daran, dass Daeman in dieser Beziehung auch eher zu den Kostverächtern gezählt hatte – vor dem Absturz hatte seine Vorstellung von Freizeitgestaltung darin bestanden, junge Frauen zu verführen, obwohl sie sich fairerweise auch

erinnerte, dass er bei seinen früheren Besuchen in Ardis, als sie noch klein gewesen war, viel Mühe darauf verwendet hatte, in Wald und Flur Schmetterlinge zu fangen. Genau genommen waren sie Cousin und Cousine, obwohl diese Begriffe in der vor neun Monaten untergegangenen Welt nur wenig mit Blutsverwandtschaft zu tun gehabt hatten. Wie »Schwester« war auch »Cousine« ein Ehrentitel, den weibliche Erwachsene einander nach jahrelanger Freundschaft verliehen und in dem zumindest der Gedanke einer besonderen Beziehung zwischen ihren Kindern mitschwang. Nun, wo sie selbst erwachsen war, und schwanger obendrein, erkannte Ada, dass die Ehrentitel »Cousin« und »Cousine« vielleicht ein Zeichen dafür waren, dass ihre verstorbene Mutter wie auch Daemans Mutter – die nun ebenfalls tot war, wie ihr mit einem plötzlichen Schmerz bewusst wurde – zu unterschiedlichen Zeitpunkten in ihrem Leben beschlossen hatten, sich vom Spermapaket desselben Vaters befruchten zu lassen. Das brachte sie zum Lächeln, und sie war froh, dass der pummelige, lüsterne junge Mann, der Daeman einmal gewesen war, es nie geschafft hatte, sie zu verführen.

Nein, Harman und Daeman hatten nie viel Zeit unter dem Turin-Tuch verbracht. Ada allerdings schon. In den fast elf Jahren, in denen die Turiner funktioniert hatten, war sie nahezu täglich zu den blutrünstigen Bildern der Belagerung Trojas geflohen. Ada musste sich eingestehen, dass ihr die Brutalität und die Energie dieser imaginären Menschen – zumindest hatten sie bis zu Adas Begegnung mit dem älteren Odysseus auf der Golden Gate immer als imaginär gegolten – sehr gefallen hatten, und die barbarische Sprache, die von dem Turin irgendwie

übersetzt wurde, war für sie sogar wie eine berauschende Droge gewesen.

Nun legte sich Ada aufs Bett, hob das Turin-Tuch übers Gesicht, legte die aufgestickten Mikroschaltkreise auf ihre Stirn und schloss die Augen. Eigentlich rechnete sie gar nicht damit, dass es funktionierte.

Es ist Nacht. Sie ist in einem Turm in Troja.

Ada weiß, dass es Troja – Ilium – ist, weil sie bei ihren vielen hundert Aufgehalten unter dem Turin-Tuch während des vergangenen Jahrzehnts die nächtliche Silhouette der Gebäude und Mauern der Stadt gesehen hat – allerdings noch nie aus dieser Perspektive. Sie erkennt, dass sie sich in einem zerstörten, kreisrunden Turm befindet, auf dessen Südseite eine Außenwand fehlt. Ganz in ihrer Nähe kauern sich zwei Menschen zusammen und halten eine Decke in geringer Höhe über ein Feuer, das aus wenig mehr als Glut und Asche besteht. Sie erkennt sie sofort – es sind Helena und ihr früherer Gemahl Menelaos –, aber sie hat keine Ahnung, weshalb sie zusammen hier sind, in der Stadt, und über die Mauer und das skäische Tor hinweg auf eine nächtliche Schlacht hinausschauen, die in vollem Gange ist. Was macht Menelaos hier, und wie kann er sich eine Decke – nein, erkennt sie, es ist der rote Umhang eines Kriegers – mit Helena teilen? Fast zehn Jahre lang hat Ada Menelaos und den anderen Achäern dabei zugesehen, wie sie mit Gewalt versucht haben, in die Stadt zu gelangen, vermutlich, um eben diese Frau zu fangen oder zu töten.

Es ist offensichtlich, dass die Achäer just in diesem Augenblick mit Gewalt versuchen, in die Stadt einzudringen.

Ada dreht den nicht existenten Kopf, um ihr Blickfeld zu verändern – dieses Turin-Tuch-Erlebnis unterscheidet sich von allen bisherigen –, und schaut ehrfürchtig zum skäischen Tor und der hohen Mauer hinüber.

Das hat große Ähnlichkeit mit unserem Kampf gestern Nacht hier in Ardis, denkt sie, aber dann lacht sie beinahe über den Vergleich. Statt von einer vier Meter hohen, wackligen hölzernen Palisade ist Ilium von seiner dreißig Meter hohen und sieben Meter dicken Mauer umgeben, und viele Türme, Ausfallporten, Schießscharten, Schützen- und Wassergräben, Brustwehren und Reihen angespitzter Pfähle verstärken seine Verteidigungsanlagen. Statt von einem Angreiferheer aus über hundert schweigenden Voynixen wird diese große Stadt von Zehntausenden jubelnder, brüllender, fluchender Griechen angegriffen. Fackeln, Lagerfeuer und brennende Pfeile beleuchten die heranbrandende Heldenhorde auf viele Kilometer hinaus. Jede Gruppe hat ihren eigenen König, ihre eigenen Truppenführer, Belagerungsleitern und Streitwagen, jede Gruppe ist versessen auf ihren eigenen Kampf im Rahmen des größeren Kampfes. Statt Ardis Hall und seine vierhundert Seelen schützen die hiesigen Verteidiger – allein auf den Brustwehren und Treppen der langen, von diesem Turm aus sichtbaren Südmauer erblickt sie Tausende von Bogenschützen und Lanzenkämpfern – das Leben von über hunderttausend verängstigten Landsleuten, darunter das ihrer Kinder, Frauen und Töchter, ihrer jungen Söhne und hilflosen Alten. Statt Harmans einem Sonie über dem Schlachtfeld im Garten sieht Ada hier Dutzende fliegender Streitwagen in der Luft, die alle von ihrer eigenen Kraftfeldblase geschützt werden und deren göttlichen Insassen massive Energiestrahlen und

Lichtblitze entweder in die Stadt oder zu den angreifenden Horden hinausschicken.

Noch nie hat Ada unter dem Turin-Tuch gesehen, dass sich so viele olympische Götter persönlich an den Kämpfen beteiligt haben. Selbst aus dieser Entfernung kann sie Ares, Aphrodite, Artemis und Apollo zur Verteidigung Trojas durch die Luft sausen und kämpfen sehen, während Hera, Athene, Poseidon und andere Götter, die man bisher nur selten zu Gesicht bekommen hat, auf der Seite der angreifenden Achäer wüten. Nur von Zeus ist nichts zu sehen.

Jedenfalls hat sich im Verlauf der neun Monate ohne Turin einiges geändert, denkt Ada.

»Hektor ist nicht aus seinen Gemächern gekommen, um sich an die Spitze seiner Männer zu stellen«, flüstert Helena Menelaos zu. Ada wendet ihre Aufmerksamkeit wieder dem Paar zu. Sie hocken zusammen vor einem winzigen Lagerfeuer hier oben auf der zerstörten, offenen Plattform, und der rote Soldatenumhang schirmt die Glut vor fremden Augen unten in der Stadt ab.

»Er ist ein Feigling«, sagt Menelaos.

»Das solltest du besser wissen. In diesem wahnsinnigen Krieg hat es keinen tapfereren Mann gegeben als Hektor, den Sohn des Priamos. Er trauert.«

»Um wen?«, lacht Menelaos. »Um sich selbst? Seine Lebensspanne bemisst sich jetzt nur noch nach Stunden.« Er macht eine Handbewegung zu den Horden der Achäer hinaus, die Troja von allen Seiten angreifen.

Helena schaut auch hin. »Glaubst du, dieser Angriff wird Erfolg haben, mein Gemahl? Mir erscheint er unkoordiniert. Und es gibt keine Belagerungsmaschinen.«

Menelaos grunzt. »Ja, vielleicht hat mein Bruder sie zu rasch zum Angriff geführt – es gibt zu viel Durcheinander. Aber wenn der heutige Angriff fehlschlägt, wird der morgige Erfolg haben. Ilium ist zum Untergang verurteilt.«

»So scheint es«, sagt Helena leise. »Aber das war es schon immer, nicht wahr? Nein, Hektor trauert nicht um sich selbst, edler Gemahl. Sein Kummer gilt seinem ermordeten Sohn, Skamandrios, und dem Ende des Krieges gegen die Götter, der das Baby hätte rächen können.«

»Dieser Krieg war reine Torheit«, brummt Menelaos. »Die Götter hätten uns vernichtet oder von der Erde verbannt, so wie sie unsere Familien daheim gestohlen haben.«

»Du glaubst Agamemnon?«, flüstert Helena. »Sie sind alle fort?«

»Ich glaube, was Poseidon, Hera und Athene Agamemnon erzählt haben – dass unsere Angehörigen, Freunde und Sklaven und alle anderen auf der Welt von den Göttern zurückgeschickt werden, wenn wir Achäer Ilium niederbrennen.«

»Wären selbst die unsterblichen Götter zu so etwas imstande, mein Gemahl – alle Menschen von unserer Welt zu entfernen?«

»Offenbar«, sagt Menelaos. »Mein Bruder lügt nicht. Die Götter haben ihm erzählt, es sei ihr Werk gewesen, und siehe, unsere Städte sind leer! Und ich habe mit den anderen gesprochen, die mit ihm gefahren sind. All die Höfe und Häuser auf dem Peloponnes sind... pst, da kommt jemand.« Er stößt die Glut mit dem Fuß auseinander, steht auf, stößt Helena in den

tiefsten Schatten der zerbrochenen Wand und stellt sich mit gezogenem und erhobenem Schwert auf die uneinsehbare Seite der Öffnung zu dem kreisrunden Treppenschacht.

Ada hört das Schlurfen von Sandalen auf der Treppe.

Ein Mann, den Ada noch nie gesehen hat – er trägt die Rüstung und den Umhang der achäischen Fußsoldaten, ist aber nicht so fit und wirkt sanfter als jeder Soldat, den sie unter dem Turin-Tuch jemals gesehen hat –, tritt in den offenen Bereich, wo die Treppe abrupt endet.

Menelaos springt vor, drückt den Mann an die Wand, sodass er die Arme nicht heben kann, und legt die Klinge quer über die Kehle des erschrockenen Eindringlings, bereit, ihm mit einem einzigen Schnitt die Drosselvene zu öffnen.

»Nein!«, schreit Helena. Menelaos hält inne.

»Es ist mein Freund Hock-en-bär-iihh.«

Menelaos wartet eine Sekunde, mit entschlossener Miene, den Unterarm angespannt, als hätte er noch immer vor, dem dünneren Mann den Hals durchzuschneiden, doch dann zieht er das Schwert des anderen aus der Scheide und wirft es fort. Er stößt den dünneren Mann zu Boden und bleibt breitbeinig über ihm stehen. »Hockenberry? Der Sohn des Duane?«, knurrt Menelaos. »Ich habe dich oft mit Achilles und Hektor gesehen. Du bist mit den Maschinenwesen gekommen.«

Hockenberry?, denkt Ada. So einen Namen hat sie in der Turin-Geschichte noch nie gehört.

»Nein«, sagt Hockenberry und reibt sich sowohl den Hals als auch das angeschlagene nackte Knie. »Ich bin schon jahrelang hier, habe aber immer nur zugesehen – bis vor neun Monaten, als der Krieg gegen die Götter begonnen hat.«

»Du bist ein Freund dieses Hundefickers Achilles«, fährt ihn Menelaos an. »Du bist ein Lakai meines Feindes Hektor, dessen Schicksal mit dem heutigen Tag besiegelt ist. So wie deines...«

»Nein!«, schreit Helena erneut. Sie tritt vor und packt ihren Gatten am Arm. »Hock-en-bär-iihh ist ein Liebling der Götter. Und mein Freund. Er ist es, der mir von diesem Turmgeschoss erzählt hat. Und du erinnerst dich doch, dass er Achilles mehrmals unsichtbar davongetragen hat; mit Hilfe des Medail-lons an seinem Hals kann er wie die Götter selbst reisen.«

»Ja, ich erinnere mich«, sagt Menelaos. »Aber ein Freund von Achilles und Hektor ist nicht mein Freund. Er hat uns gefunden. Er wird den Trojanern sagen, wo wir uns verstecken. Er muss sterben.«

»Nein«, sagt Helena zum dritten Mal. Auf Menelaos' gebräuntem, haarigem Unterarm sehen ihre weißen Finger sehr klein aus. »Hock-en-bär-iihh ist die Lösung für unser Problem, mein Gemahl.«

Menelaos starrt sie wütend und verständnislos an.

Helena zeigt auf die Schlacht, die jenseits der Mauern tobt. Die Bogenschützen feuern tödliche Salven von Hunderten, ja Tausenden von Pfeilen ab. Die desorganisierten Achäer branden zunächst mit Leitern gegen die Mauer an, weichen dann jedoch zurück, als das Kreuzfeuer der Bogenschützen ihre Reihen lichtet. Die letzten trojanischen Verteidiger außerhalb der Mauern kämpfen heldenhaft auf ihrer Seite der Pfähle und Gräben – achäische Streitwagen stürzen krachend um, Holz splittert, Pferde schreien in der Nacht, als Pfähle ihre von schäumendem Schweiß bedeckten Flanken durchbohren –, und selbst die achäerfreundlichen Götter Athene, Hera und Posei-

don weichen unter dem berserkerhaften Gegenangriff der obersten Schutzgötter Trojas – Ares und Apollo – zurück. Die violetten Energiepfeile des Herrn des silbernen Bogens gehen überall unter den Achäern und ihren unsterblichen Verbündeten nieder. Männer und Pferde fallen wie Schösslinge unter der Axt.

»Ich verstehe nicht«, knurrt Menelaos. »Was kann dieser dürre Bastard für uns tun? Sein Schwert hat nicht einmal eine Schneide.«

Ohne die Hand vom Unterarm ihres Gatten zu nehmen, kniet Helena anmutig nieder und hebt das schwere goldene Medaillon an seiner dicken Kette um Hockenberrys Hals hoch. »Er kann uns auf der Stelle zu deinem Bruder bringen, mein Liebling. Er ist unsere Rettung. Unser einziger Weg aus Ilium heraus.«

Menelaos kneift die Augen zusammen; offenbar begreift er nun. »Tritt zurück, Weib. Ich schneide ihm den Hals durch, und dann benutzen wir das magische Medaillon.«

»Es funktioniert nur bei mir«, sagt Hockenberry leise. »Selbst die Moravecs mit ihrer fortgeschrittenen Technik konnten es weder duplizieren noch ohne mich benutzen. Das QT-Medaillon ist auf meine Gehirnwellen und meine DNA programmiert.«

»Das stimmt«, sagt Helena beinahe im Flüsterton. »Deshalb haben Hektor und Achilles immer Hock-en-bär-iihhs Arm gehalten, wenn sie den Götterzauber benutzt haben, um mit ihm zu reisen.«

»Steh auf«, sagt Menelaos.

Hockenberry erhebt sich. Menelaos ist kein hochgewachsener Mann wie sein Bruder, auch kein Stier von einem Mann mit

gewölbter Brust wie Odysseus oder Ajax, aber mit seinen Muskeln und seiner Masse ist er fast gottähnlich, verglichen mit diesem dünnen, schmerzbäuchigen Hockenberry.

»Bring uns dorthin, Sohn des Duane«, befiehlt Menelaos.
»Zum Zelt meines Bruders auf dem Sand.«

Hockenberry schüttelt den Kopf. »Ich habe das QT-Medaillon selbst schon monatelang nicht mehr benutzt, Atreussohn. Die Moravecs haben erklärt, dass die Götter mich durch etwas namens Planck-Raum in der Calabi-Yau-Matrix verfolgen könnten – sie könnten mir durch das Nichts folgen, das den Göttern als Reiseweg dient. Ich habe die Götter verraten, und sie würden mich töten, wenn ich noch einmal quantenteleportiere.«

Menelaos lächelt. Er hebt das Schwert und bohrt es Hockenberry in den Bauch, bis sich auf dessen Chiton Blutspuren zeigen. »Ich töte dich jetzt gleich, wenn du's nicht tust, du Schweinearsch. Und ziehe dir dabei langsam die Eingeweide heraus.«

Helena legt Hockenberry die freie Hand auf die Schulter. »Mein Freund, schau dir den Krieg dort draußen jenseits der Mauer an. Die Götter sind heute Nacht alle am Blutvergießen beteiligt. Dort, siehst du, wie Athene mit einer Schar ihrer Erinnyen zurückweicht? Schau, wie der mächtige Apollo in seinem Streitwagen mit seinen Pfeilen Tod in den zurückweichenden griechischen Reihen sät. Niemand wird es bemerken, wenn du in dieser Nacht qtest, Hock-en-bär-iihh.«

Der sanftmütig wirkende Mann beißt sich auf die Lippen und schaut noch einmal auf das Kampfgeschehen – die trojanischen Verteidiger haben nun eindeutig die Oberhand gewonnen, und weitere Soldaten strömen aus Ausfallpforten und Schlupftüren in der Nähe des skäischen Tors.

»In Ordnung«, sagt Hockenberry. »Aber ich kann jeweils nur einen von euch hinbringen.«

»Du wirst uns beide zugleich mitnehmen«, knurrt Menelaos.

Hockenberry schüttelt den Kopf. »Das geht nicht. Ich weiß nicht, warum, aber das QT-Medaillon lässt mich nur mit einer zusätzlichen Person teleportieren, mit der ich Körperkontakt habe. Wenn du dich erinnerst, mich mit Achilles und Hektor gesehen zu haben, dann weißt du noch, dass ich immer nur mit einem von ihnen fortqtet und ein paar Sekunden später zurückgekommen bin, um den anderen zu holen.«

»Das ist wahr, mein Gemahl«, bestätigt Helena. »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen.«

»Dann nimm zuerst Helena mit«, sagt Menelaos. »Bring sie in Agamemnons Zelt am Strand, dort, wo die schwarzen Schiffe auf den Sand gezogen worden sind.« Auf der Straße unten ertönen Rufe, und alle drei treten vom Rand der zertrümmerten Plattform zurück.

Helena lacht. »Mein Gemahl, mein geliebter Menelaos, ich kann nicht als Erste gehen. Ich bin die meistgehasste Frau der Danaer und Achäer, so weit sie zurückdenken können. Schon in den paar Sekunden, die mein Freund Hock-en-bär-iihh brauchen würde, um wieder hierher zu kommen und dich dorthin zu bringen, würden mich Agamemnons Wachen und die anderen Griechen dort – sobald sie mich als die Hündin erkennen, die ich bin – mit einem Dutzend Lanzen durchbohren. Du musst als Erster gehen. Du bist mein einziger Beschützer.«

Menelaos nickt und packt Hockenberry an dessen nacktem Hals. »Benutze dein Medaillon... *jetzt*.«

Bevor Hockenberry das runde goldene Ding berührt, fragt er: »Lässt du mich am Leben, wenn ich es tue? Lässt du mich frei?«

»Natürlich«, knurrt Menelaos, aber selbst Ada sieht den Blick, den er Helena zuwirft.

»Du hast mein Wort, dass mein Gemahl Menelaos dir nichts zuleide tun wird«, sagt Helena. »Nun geht, geht rasch. Ich glaube, ich höre Schritte auf der Treppe unten.«

Hockenberry legt die Hand um das goldene Medaillon, schließt die Augen, dreht etwas an seiner Oberfläche, und er und Menelaos verschwinden mit dem leisen *Plopp* einströmender Luft.

Eine Minute lang ist Ada mit Helena von Troja in dem zerstörten Turmgeschoss allein. Der Wind frischt auf, pfeift leise durch das geborstene Mauerwerk hier oben und trägt die Rufe der sich zurückziehenden Griechen und der sie verfolgenden Trojaner von der fackelbeschiedenen Ebene unten herauf. In der Stadt ertönt Jubel.

Plötzlich taucht Hockenberry wieder auf. »Du bist dran«, sagt er und berührt Helena am Unterarm. »Du hattest Recht, kein Gott hat mich verfolgt. Heute Nacht herrscht zu großes Chaos.« Er macht eine Kopfbewegung zum Himmel, wo es von herabsstoßenden Streitwagen und vernichtenden Energieblitzen wimmelt.

Bevor Hockenberry erneut sein Medaillon berührt, hält er inne. »Bist du sicher, dass Menelaos mir nichts tut, wenn ich dich zu ihm bringe, Helena?«

»Er wird dir nichts tun«, flüstert Helena. Sie wirkt beinahe geistesabwesend, als horchte sie auf die Schritte auf der Treppe.

Ada kann nur den Wind und ferne Rufe hören.

»Warte einen Moment, Hock-en-bär-iihh«, sagt Helena. »Ich muss dir sagen, dass du ein guter Liebhaber warst... ein guter Freund. Ich mag dich sehr gern.«

Hockenberry schluckt sichtbar. »Ich... mag... dich auch, Helena.«

Die schwarzhaarige Frau lächelt. »Ich werde nicht zu Mene-laos gehen, Hock-en-bär-iihh. Ich hasse ihn. Ich fürchte ihn. Ich werde mich ihm nie wieder unterwerfen.«

Hockenberry blinzelt und schaut zu den nunmehr fernen achäischen Linien hinaus. Sie gruppieren sich hinter ihren eigenen pfahlbewehrten Gräben neu, drei Kilometer entfernt, nahe bei der endlosen Reihe von Zelten und Feuern, wo die unzähligen schwarzen Schiffe auf den Sand gezogen worden sind. »Er wird dich töten, wenn sie die Stadt einnehmen«, sagt er leise.

»Ja.«

»Ich kann dich wegbringen. Irgendwohin, wo du in Sicherheit bist.«

»Stimmt es, mein lieber Hock-en-bär-iihh, dass die ganze Welt jetzt leer ist? Die großen Städte? Mein Sparta? Die steinernen Gehöfte? Odysseus' Insel Ithaka? Die goldenen Städte Persiens?«

Hockenberry kaut auf seiner Lippe. »Ja«, sagt er schließlich, »es stimmt.«

»Wohin könnte ich dann gehen, Hock-en-bär-iihh? Zum Olymp? Selbst das Loch ist verschwunden, und die Olympier sind verrückt geworden.«

Hockenberry zeigt ihr seine offenen Hände. »Dann werden wir einfach darauf vertrauen müssen, dass Hektor und seine

Legionen sie abwehren, Helena... mein Schatz. Ich schwöre dir, was auch immer geschieht, ich werde Menelaos niemals sagen, dass du beschlossen hast, hier zu bleiben.«

»Ich weiß«, sagt Helena. Aus ihrem weiten Ärmel gleitet ein Messer in ihre Hand. Sie holt aus und rammt Hockenberry die kurze, aber sehr scharfe Klinge unter die Rippen, stößt sie bis zum Heft hinein. Sie dreht die Klinge, um das Herz zu finden.

Hockenberry öffnet den Mund wie zu einem Schrei, kann jedoch nur nach Luft schnappen. Die Hände in den blutigen Bauch gekrallt, bricht er zusammen.

Helena hat das Messer herausgezogen, als er gestürzt ist. »Leb wohl, Hock-en-bär-iïhh.« Sie geht rasch die Stufen hinunter. Ihre Pantoffeln machen fast kein Geräusch auf dem Stein.

Ada schaut auf den blutenden, sterbenden Mann hinunter und wünscht, sie könnte etwas tun, aber sie ist natürlich unsichtbar und immateriell. Aus einem spontanen Impuls heraus hebt sie die Hand ans Turin-Tuch, spürt die Stickerei unter den Fingern und stellt sich in Erinnerung an Harmans Kommunikation mit dem Sonie drei blaue Quadrate in der Mitte dreier roter Kreise vor.

Auf einmal ist Ada *dort* – sie steht auf jener zerstörten, freigelegten Plattform in dem dachlosen Turm in Ilium. Es ist kein Turin-Bild dieser Szenerie, sondern sie ist wirklich *dort*. Sie spürt den kalten Wind, der an ihrer Bluse und ihrem Rock zerrt. Sie riecht den Geruch des Viehs und die fremdartigen Kochdünste, die vom nächtlichen Marktplatz unten heraufsteigen. Sie hört das Tosen der Schlacht jenseits der Mauer und spürt, wie die Luft von den großen Glocken und Gongs vibriert, die

überall auf den Mauern Trojas ertönen. Sie schaut hinunter und sieht ihre Füße, die fest auf dem rissigen Steinboden stehen.

»Hilf... mir... bitte«, flüstert der blutende, sterbende Mann. Er hat allgemein gebräuchliches Englisch gesprochen. Die Augen vor Entsetzen geweitet, erkennt Ada, dass er sie *sehen* kann... er starrt sie direkt an. Mit letzter Kraft streckt er ihr die linke Hand entgegen, beschwörend und flehend.

Ada riss sich das Turin-Tuch von der Stirn.

Sie war in ihrem Zimmer in Ardis Hall. Zu Tode erschrocken, mit klopfendem Herzen, rief sie die Zeitfunktion in ihrer Handfläche auf.

Es waren erst zehn Minuten vergangen, seit sie sich mit dem Turin-Tuch hingelegt hatte, und neunundvierzig Minuten, seit ihr geliebter Harman mit dem Sonie abgeflogen war. Ada fühlte sich desorientiert und ein wenig unwohl, als würde die morgendliche Übelkeit zurückkehren. Sie versuchte, das Gefühl abzuschütteln und es durch Entschlossenheit zu ersetzen, erntete dafür jedoch nur eine entschieden höhere Übelkeitsstrafe.

Sie legte das Turin-Tuch zusammen und versteckte es in ihrer Unterwäsche-Schublade. Dann eilte sie hinunter, um zu sehen, was in und um Ardis geschah.

30

Der Sonie-Flug war sogar noch aufregender, als Harman es sich vorgestellt hatte, und er wusste, dass er ein verdammt gutes

Vorstellungsvermögen besaß. Er war auch der Einzige an Bord des Sonie, der auf einem Holzstuhl in einem Zyklon aus Blitzen vom Mittelmeerbecken zu einem Asteroiden im Äquatorialring aufgefahren war, und er ging davon aus, dass nichts dem Nervenkitzel und Schrecken dieses Ritts gleichkommen konnte.

Aber dieser Flug war dicht daran.

Das Sonie durchbrach die Schallgrenze – Harman hatte in einem Buch, das er erst letzten Monat gesiglt hatte, von der Schallgrenze erfahren –, bevor es eine Höhe von siebenhundert Metern über Ardis erreicht hatte, und als die Maschine aus der obersten Wolkenschicht ins helle Sonnenlicht hinausschoss, stieg sie fast senkrecht in die Höhe und überholte ihre eigenen Überschallknalle, obwohl der Flug alles andere als geräuschlos vonstatten ging. Die Luft, die über das Kraftfeld hinwegströmte, zischte und rauschte so laut, dass jeder Gesprächsversuch vergeblich gewesen wäre.

Es gab keine Gesprächsversuche. Dasselbe Kraftfeld, das sie vor dem tosenden Wind bewahrte, drückte sie alle vier mit dem Bauch nach unten in ihre gepolsterten Mulden; Noman war noch immer bewusstlos, Hannah hatte einen Arm über ihn gelegt, und Petyr schaute sich mit großen Augen zu den schnell zurückweichenden Wolken so tief unten um.

Binnen Minuten verringerte sich das Tosen zu einem Teekesselzischen und verklang dann zu einem Seufzen. Der blaue Himmel wurde schwarz. Der Horizont wölbte sich wie ein weißer, vollständig gespannter Bogen, und das Sonie schoss weiterhin himmelwärts – die silberne Spitze eines unsichtbaren Pfeils. Dann waren auf einmal die Sterne zu sehen; sie kamen nicht allmählich heraus wie beim Sonnenuntergang, sondern

erschieden allesamt auf einen Schlag, füllten den schwarzen Himmel wie ein lautloses Feuerwerk. Direkt über ihnen leuchteten erschreckend hell die langsam rotierenden Ringe.

Einen schrecklichen Augenblick lang war Harman sicher, dass sie das Sonie wieder zu den Ringen hinauftragen würde – immerhin hatte dieselbe Maschine Daeman, die bewusstlose Hannah und ihn von Prosperos orbitalem Asteroiden heruntergebracht –, doch dann ging das Sonie allmählich in den Horizontalflug über, und er merkte, dass sie noch Tausende von Kilometern von den Orbitalringen entfernt waren und sich nur knapp oberhalb der Atmosphäre befanden. Der Horizont war gekrümmt, aber die Erde füllte noch immer das gesamte Blickfeld unter ihnen aus. Als er vor neun Monaten mit Savi und Daeman in dem Blitzestrudel zum Ä-Ring aufgefahren war, war ihm der Abstand zur Erde viel größer erschienen.

»Harman...«, rief Hannah von der hinteren Mulde, als das Sonie sich auf die Nase stellte, bis es senkrecht stand; die blendend helle Fläche des wolkenweißen Planeten war nun über ihnen. »Ist alles in Ordnung? Soll das so sein?«

»Ja, das ist normal«, rief Harman nach hinten. Verschiedene Kräfte, darunter die Angst, versuchten, seinen auf dem Bauch liegenden Körper von den Polstern zu heben, aber das Kraftfeld drückte ihn wieder nach unten. Sein Magen und die Innenohren reagierten auf das Fehlen der Schwerkraft und des Horizonts. In Wahrheit hatte er keine Ahnung, ob dies normal war oder ob das Sonie ein Manöver auszuführen versucht hatte, zu dem es nicht imstande war, sodass sie nur noch Sekunden vom Tod trennten.

Petyr fing seinen Blick auf, und Harman sah, dass der jüngere Mann seine Lüge durchschaute.

»Kann sein, dass ich mich übergeben muss«, sagte Hannah in absolut nüchternem Ton.

Angetrieben von unsichtbaren Triebwerken und Kräften, schoss das Sonie vorwärts und abwärts, und die Erde begann sich zu drehen. »Schließ die Augen und halte Odysseus fest«, rief Harman.

Der Lärm kehrte zurück, als sie wieder in die Erdatmosphäre eintraten. Harman merkte, dass er noch einmal angestrengt zu den Ringen hinaufzuschauen versuchte; er fragte sich, ob ein größerer Teil von Prosperos Orbitalinsel erhalten geblieben war und ob Daeman mit seiner Überzeugung Recht hatte, dass es Caliban gewesen war, der die Mutter des jungen Mannes ermordet und die anderen in Paris-Krater abgeschlachtet hatte.

Minuten vergingen. Harman hatte den Eindruck, dass ihr Wiedereintritt über jenem Kontinent erfolgte, der, wie er inzwischen wusste, früher Südamerika genannt worden war. In beiden Hemisphären gab es Wolken, die strudelten, zinnenartig aufquollen, sich kräuselten, abflachten und auftürmten, aber durch die Lücken in der Wolkendecke erhaschte er auch einen Blick auf die breite Wasserstraße, wo, wie Savi ihnen einmal erklärt hatte, vor langer Zeit ein zusammenhängender Isthmus die beiden Kontinente verbunden hatte.

Dann umfing sie Feuer, und das Kreischen und Tosen wurde noch lauter als beim Aufstieg. Das Sonie bohrte sich wie ein rotierender Flechette-Pfeil in dickere Atmosphärenschichten.

»Keine Angst, uns passiert nichts!«, rief Harman Hannah und Petyr zu. »Ich habe das schon erlebt. Uns passiert nichts.«

Da sie ihn ohnehin nicht hören konnten – das Tosen war bereits zu laut –, verzichtete Harman darauf, sein »Ich habe das schon erlebt« mit dem »*einmal*« einzuschränken, das ihm durch den Kopf ging. Hannah war mit an Bord gewesen, als dasselbe Sonie Daeman, Harman und sie von Prosperos auseinander brechender Orbitalinsel heruntergebracht hatte, aber sie war damals nicht ganz bei Bewusstsein gewesen und erinnerte sich nicht richtig an die Geschehnisse.

Harman kam zu dem Schluss, dass es auch für ihn das Beste war, die Augen zu schließen, während das Sonie in seinem Mutterschoß aus Plasma zur Erde zurücksaute.

Was zum Teufel mache ich hier? Wieder erfüllten ihn Zweifel. Er war kein Anführer – was bildete er sich eigentlich ein, dieses Sonie und zwei Menschen, die ihm ihr Leben anvertrauten, derart in Gefahr zu bringen? Er hatte das Sonie noch nie mit dieser Methode geflogen; weshalb glaubte er, sie würden tatsächlich an ihr Ziel gelangen? Und selbst wenn, wie konnte er es rechtfertigen, das Sonie just in dem Moment, in dem der Gemeinschaft die größte Gefahr drohte, von Ardis Hall abzuziehen? Daemans Bericht über diese Setebos-Kreatur, die Paris-Krater und die anderen Faxknoten-Gemeinschaften zu Grabmalen machte, hätte oberste Priorität haben sollen, nicht dieser Abstecher zur Golden Gate und nach Machu Picchu, um Odysseus zu retten. Wie konnte Harman es wagen, Ada zu verlassen, obwohl sie schwanger und auf ihn angewiesen war? Norman würde sowieso sterben, das stand so gut wie fest; weshalb setzte er mehrere hundert Leben – vielleicht sogar mehrere zehntausend, wenn ihre Warnung die anderen Gemeinschaften nicht erreichte – bei diesem nahezu hoffnungslosen Versuch aufs Spiel, den verletzten alten Mann zu retten?

Den alten Mann. Während der Wind kreischte und das Sonie bockte, hielt sich Harman mit aller Kraft fest und schnitt eine Grimasse. *Er* war der alte Mann der Gruppe; es waren nicht einmal mehr zwei Monate bis zu seinem Fünften und letzten Zwanziger. Harman erkannte, dass er immer noch damit rechnete, an seinem letzten Geburtstag zu verschwinden und zu den Ringen hinaufgefaxt zu werden, selbst wenn es dort keine Genesungstanks mehr gab, die ihn aufnehmen konnten. *Und wer weiß schon, ob es nicht wirklich so kommt*, dachte er. Harman hielt sich für den ältesten Menschen auf der Erde, vielleicht mit Ausnahme von Odysseus-Noman, der jedes beliebige Alter haben konnte. Aber Noman würde wahrscheinlich in wenigen Minuten oder Stunden tot sein. *Und wir alle vielleicht auch*, dachte Harman.

Was zum Teufel hatte er sich dabei gedacht, ein Kind mit einer Frau zu zeugen, die ihren Ersten Zwanziger erst um sieben Jahre überschritten hatte? Mit welchem Recht drängte er andere, zu den Familienvorstellungen des Untergegangenen Zeitalters zurückzukehren? Wieso maßte er sich an zu behaupten, die neue Realität verlange, dass die Mutter und andere den Kindsvater kennen müssten und der Mann bei der Frau und den Kindern bleiben solle? Was wusste der alte Mann namens Harman *wirklich* von dem alten Familienkonzept – von der Pflicht – von irgendetwas, und wer war er, dass er glaubte, irgendwen führen zu können? Das einzig Einzigartige an ihm war, dass er sich das Lesen beigebracht hatte. Viele Jahre lang war er der einzige Mensch auf der Erde gewesen, der lesen konnte. *Na und?* Inzwischen verfügte jeder, der es wollte, über die Sigl-Funktion, und viele andere in Ardis hatten ebenfalls

gelernt, wie man die Wörter und Laute aus den Krakeln in den alten Büchern dekodierte.

Eigentlich bin ich gar nichts Besonderes.

Der Plasma-Schutzschirm um das Sonie verschwand, und die Rotation hörte auf, aber noch immer leckten auf allen Seiten Feuerzungen entlang.

Wenn das Sonie zerstört wird – oder auch nur keinen Treibstoff mehr hat, keine Energie oder womit auch immer es fliegt –, ist Ardis' Schicksal besiegelt. Niemand wird je erfahren, was aus uns geworden ist – wir werden einfach verschwinden, und Ardis wird ohne sein einziges Fluggerät dastehen. Die Voynixe werden wieder angreifen, oder vielleicht taucht auch Setebos auf, und ohne das Sonie für den Transfer zwischen Ardis und dem Faxknoten-Pavillon wird es keine Zuflucht für Ada und die anderen geben. Ich habe ihnen die einzige Fluchtmöglichkeit genommen.

Die Sterne verschwanden, der Himmel wurde erst tiefblau, dann blassblau, und schließlich drangen sie in eine hohe Wolkenschicht ein, während das Sonie an Geschwindigkeit verlor.

Wenn ich Noman in irgendeiner Krippe untergebracht habe, trete ich sofort den Rückflug an, dachte Harman. Ich werde bei Ada bleiben und es Daeman, Petyr, Hannah und den jüngeren Leuten überlassen, die Entscheidungen zu treffen und ihre Reisen zu unternehmen. Ich muss an unser Baby denken. Der letzte Gedanke war erschreckender als das heftige Hüpfen und Bocken des Sonies.

Für lange Minuten war die niedergehende Flugmaschine in Wolken gehüllt, die wie wirbelnder Rauch über das noch immer summende Kraftfeld des Sonies strömten, sich erst mit dem vorbeifliegenden Schnee vermischten und dann einfach vorbeisausten wie die zum Himmel emporsteigenden Seelen all

jener Milliarden Menschen, die vor Harmans Jahrhundert auf der noch immer verdunkelten Erde gelebt hatten und gestorben waren. Dann brach das Sonie ungefähr tausend Meter über den steilen Gipfeln aus der Wolkenschicht hervor, und Harman schaute wieder einmal auf die Golden Gate bei Machu Picchu hinab.

Das hohe, steile, grüne und terrassierte Plateau wurde von zerklüfteten Gipfeln und tiefen, noch grüneren Schluchten begrenzt. Die uralte Brücke mit ihren über zweihundert Meter hohen verrosteten Türmen war fast, aber nicht ganz mit den beiden gezackten Bergen zu beiden Seiten des terrassierten Plateaus verbunden, auf dem die Konturen noch älterer Ruinen zu sehen waren. Die ehemaligen Gebäude waren jetzt nur noch steinerne Umrisse vor dem Grün. An einigen Stellen der riesigen Brücke leuchtete ein früher offenbar orangefarbener Anstrich wie ein Flechtenbelag, aber der Rost färbte den größten Teil des Bauwerks in dem tiefen Rot getrockneten Blutes. Das hängende Straßenbett war hier und dort weggebrochen, einige Hängekabel waren herabgefallen, aber die Golden Gate war unverkennbar nach wie vor eine Brücke... allerdings eine Brücke, die nirgends anfang und nirgends hinführte.

Als Harman das zerstörte Bauwerk zum ersten Mal aus einiger Entfernung gesehen hatte, war er der Meinung gewesen, die riesigen Türme und schweren horizontalen Verbindungskabel wären von leuchtend grünem Efeu umhüllt, aber nun wusste er, dass diese grünen Blasen, hängenden Ranken und Verbindungsrohre die eigentlichen, wahrscheinlich Jahrhunderte nach dem Bau der Brücke hinzugefügten Wohnbauten waren. Savi hatte – vielleicht nicht ganz im Scherz – gesagt, die grünen Kugeln, Klumpen und spiralförmigen Stränge aus Bu-

ckyglas seien das Einzige, was das ältere Bauwerk aufrechterhalte.

Harman, Hannah und Petyr stützten sich auf die Ellbogen und sahen sich das alles mit großen Augen an, während das Sonie langsamer wurde, für kurze Zeit in den Horizontalflug übergang und sich dann zu einem langen Landeanflug in die Kurve legte, der sie von Süden zu dem Plateau und der Brücke bringen würde. Für Harman war es sogar ein noch dynamischerer Anblick als beim ersten Mal, weil die Wolken jetzt tiefer hingen, Regen auf die umstehenden Gipfel fiel und Blitze hinter den höheren Bergen im Westen aufzuckten, während zugleich wandernde Sonnenstrahlen durch Lücken in den fliegenden Wolken herabstachen und die Brücke, das Straßenbett, die grünen Buckyglas-Spiralen und das Plateau selbst beschienen. Dahinjagende Wolken zogen schwarze Regenvorhänge zwischen das Sonie und die Brücke, die ihnen kurzzeitig die Sicht nahmen, dann jedoch rasch nach Osten abzogen, während weitere Wolkenfetzen und Sonnenstrahlen die ganze Szenerie scheinbar in Bewegung hielten.

Nein, nicht nur scheinbar, erkannte Harman... auf dem Plateau und der Brücke bewegte sich etwas. Tausende kleiner Punkte. Zuerst glaubte Harman, es wäre eine optische Täuschung, verursacht von den jagenden Wolken und dem in steter Veränderung begriffenen Licht, doch als das Sonie zum Nordturm hinunterstieß, um zu landen, wurde ihm klar, dass er auf Tausende – vielleicht Zehntausende – von Voynixen hinabblickte. Die augenlosen, grauen Geschöpfe mit dem Lederbuckel bedeckten die alten Ruinen und den grünen Gipfel, kletterten in ganzen Schwärmen die Brückentürme herauf, drängten sich auf dem zerstörten Straßenbett und huschten und hasteten wie ei-

nen Meter achtzig große Kakerlaken auf den verrosteten Hängekabeln entlang. Auf dem flachen Nordturm, wo Savi das letzte Mal gelandet war und wo das Sonie nun ebenfalls landen zu wollen schien, befanden sich mehr als ein Dutzend der Wesen.

»Manueller oder automatischer Anflug?«, fragte das Sonie.

»Manuell!«, rief Harman. Die holografischen virtuellen Steuerelemente leuchteten auf, und mit Hilfe des Omnicontrollers drehte er nur ein paar Sekunden und fünfzehn Meter, bevor sie inmitten der Voynixe gelandet wären, vom Nordturm ab. Zwei der Voynixe sprangen sogar nach ihnen; einer kam bis auf drei Meter an das Sonie heran, bevor er lautlos mehr als siebzig Stockwerke tief zu den Felsen hinunterstürzte. Das runde Dutzend der verbliebenen Voynixe auf der flachen Turmspitze folgten dem Sonie mit ihrem augenlosen Infrarotblick, und Dutzende weitere strömten die schuppigen Türme herauf; ihre mit Klingen versehenen Finger und scharfkantigen Peds schnitten beim Klettern in den Zement.

»Wir können nicht landen«, sagte Harman. Auf der Brücke, den Hängen und sogar den umliegenden Gipfeln wimmelte es von den dahinhuschenden Wesen.

»Auf den grünen Blasen sind keine Voynixe«, rief Petyr. Er hatte sich auf die Knie aufgerichtet, hielt den Bogen in der linken Hand und hatte einen Pfeil eingelegt. Das Kraftfeld hatte sich abgeschaltet, und die Luft war kalt und feucht. Es roch sehr stark nach Regen und verrottender Vegetation.

»Auf den grünen Blasen können wir nicht landen«, sagte Harman, während er mit dem Sonie ungefähr dreißig Meter von den Hängekabeln entfernt kreiste. »Wir kommen nicht rein.

Wir müssen umkehren.« Er drehte mit dem Sonie wieder nach Norden ab und gewann allmählich an Höhe.

»Warte!«, rief Hannah. »Stopp.«

Harman ging in den Horizontalflug und ließ das Sonie in einer sanften Kurve kreisen. Zwischen den tief hängenden Wolken und den hohen Gipfeln im Westen flackerten Blitze auf.

»Als wir vor zehn Monaten hier waren, habe ich die Brücke und die Blasen erkundet, während du mit Ada und Odysseus unterwegs warst, um Terrorvögel zu jagen«, sagte Hannah. »In einer der Blasen... am Südturm... gab es andere Sonies; es war wie eine... ich weiß nicht. Wie hieß das Wort, das wir aus dem Buch mit dem grauen Einband gesiglt haben? ›Reparaturwerkstatt?«

»Andere Sonies!«, rief Petyr. Auch Harman hätte am liebsten laut aufgejauchzt. Weitere Flugmaschinen konnten von entscheidender Bedeutung für das Schicksal sämtlicher Bewohner von Ardis Hall sein. Er fragte sich, weshalb Odysseus nichts von den zusätzlichen Sonies gesagt hatte, als er vor einigen Monaten mit den Flechette-Gewehren von seinem Soloflug zur Brücke zurückgekehrt war.

»Nein, keine Sonies... ich meine, keine ganzen Sonies«, sagte Hannah hastig, »sondern nur *Teile* von ihnen. Maschinenteile.«

Harman schüttelte den Kopf. Er merkte, wie sein Eifer erlahmte. »Was hat das mit...«, begann er.

»Es sah so aus, als könnten sie dort *landen*«, erklärte Hannah.

Harman flog mit dem Sonie in einer Kurve am Südturm vorbei, wobei er darauf achtete, ausreichend Distanz zu wahren. Auf den Turmspitzen waren über hundert Voynixe, aber keine auf den Dutzenden grüner Blasen, die sich wie Trauben unter-

schiedlich großer Beeren um die Brückentürme rankten. »Da ist nirgends eine Öffnung«, rief Harman nach hinten. »Und so viele Blasen... von hier draußen würdest du dich garantiert nicht daran erinnern, in welcher du warst.« Von ihrem ersten Besuch wusste er noch, dass die Blasen für einen äußeren Betrachter undurchsichtig waren, obwohl das Buckyglas von innen transparent und farblos war.

Blitze flammten auf. Es begann zu regnen, und das Kraftfeld schaltete sich wieder ein. Die Voynixe auf den Turmspitzen und die vielen hundert anderen, die sich an die senkrechten Turmwände klammerten, drehten ihre augenlosen Körper und folgten den Kreisen, die sie zogen.

»Doch, ich kann mich erinnern«, sagte Hannah von der hinteren Mulde. Sie lag ebenfalls auf den Knien und hielt die Hand des bewusstlosen Odysseus in ihrer. »Ich habe ein gutes visuelles Gedächtnis... ich werde einfach meinen Weg an jenem Nachmittag, als ich dort war, noch einmal nachvollziehen, mir die Landschaft aus verschiedenen Blickwinkeln anschauen und herausfinden, in welcher Blase ich war.« Sie ließ den Blick in die Runde schweifen und schloss dann für eine Minute die Augen.

»Dort«, sagte sie schließlich und zeigte auf eine grüne Blase in zwei Drittel Höhe des orangeroten Monolithen, die ungefähr zwanzig Meter weit vom Südturm vorsprang. Es war nur einer von vielen hundert grünen Glashöckern an diesem Turm.

Harman ging tiefer hinunter.

»Keine Öffnung«, sagte er, während er das Sonie mit dem virtuellen Omnicontroller ungefähr fünfundzwanzig Meter vor

der Blase in der Luft stehen ließ. »Savi ist mit uns auf der Spitze des Nordturms gelandet.«

»Aber es spricht einiges dafür, dass sie die Sonies in diese... Werkstatt *geflogen* haben«, sagte Hannah. »Ihr Boden war flach und bestand aus einer anderen Substanz als die meisten der grünen Kugeln.«

»Ihr beiden habt mir einmal erzählt, Savi zufolge sei es ein Museum«, meldete sich Petyr zu Wort, »und ich habe dieses Wort inzwischen gesiglt. Wahrscheinlich haben sie die Sonie-Teile Stück für Stück hergebracht.«

Hannah schüttelte den Kopf. Harman fand nicht zum ersten Mal, dass die nette junge Frau dickköpfig sein konnte, wenn sie wollte.

»Gehen wir näher heran«, sagte sie.

»Die Voynixe...«, begann Harman.

»Sie sind nicht draußen auf der Blase, also müssten sie vom Turm springen«, argumentierte Hannah. »Wir kommen ganz nah an die Blase heran, ohne dass sie uns erreichen können – nicht einmal im Sprung.«

»Sie könnten binnen kurzem draußen auf dem grünen Zeug sein...«, setzte Petyr an.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Hannah. »Irgendetwas hält sie fern von dem Glas.«

»Das ist doch Unsinn«, meinte Petyr.

»Moment«, sagte Harman. »Nicht unbedingt.« Er erzählte ihnen von dem Crawler, mit dem Savi, Daeman und er vor zehn Monaten ins Mittelmeerbecken gefahren waren. »Die Kuppel der Maschine war aus einem ganz ähnlichen Glas«, sagte er,

»von außen getönt, aber durchsichtig, wenn man hinausschaute. Und nichts haftete daran. Keine Regentropfen, nicht einmal die Voynixe, die in Jerusalem auf den Crawler zu springen versuchten. Savi meinte, eine Art Kraftfeld unmittelbar über dem Glasmaterial mache es reibungsfrei. Ich weiß aber nicht mehr, ob sie gesagt hat, es sei Buckyglas.«

»Gehen wir näher heran«, wiederholte Hannah.

Als sie nur noch sieben Meter von der Blase entfernt waren, sah Harman, wie sie hineinkamen. Es war raffiniert, und wenn er nicht auf Prosperos Insel gewesen wäre, wo sowohl die Luftschleuse zur Orbitalstadt als auch der Zugang zur Klinik mit derselben Technologie gearbeitet hatten, hätte er es niemals bemerkt. Ein kaum sichtbares Rechteck am äußeren Rand der länglichen Blase war ein wenig hellgrüner als das andere Buckyglas. Er erzählte den anderen von den »halb durchlässigen Membranen«, wie Savi sie genannt hatte, mit denen Prosperos Luftschleuse und Klinik ausgestattet gewesen waren.

»Und was, wenn das keine dieser halb durchlässigen Was-auch-immer ist«, sagte Petyr, »sondern nur eine optische Täuschung?«

»Dann stürzen wir ab, nehme ich an«, sagte Harman. Er stupste den Omnicontroller an, und das Sonie glitt vorwärts.

»Wenn ihr ihn dort hineinlegt, wird er sterben«, kam eine Stimme aus der Dunkelheit. Dann trat Ariel ins Licht.

Die halb durchlässige molekulare Membran war durchlässig genug gewesen, das Rechteck hatte sich hinter ihnen verfestigt, Harman war mit dem Sonie auf dem Metalldeck inmitten der ausgeschlachteten Teile ähnlicher Maschinen gelandet, und

dann hatten die drei Odysseus-Noman unverzüglich auf die Tragbahre gelegt und aus der Werkstatt getragen. Hannah hatte das vordere Ende der Bahre genommen, Harman das hintere, Petyr sorgte für ihre Sicherheit, und gleich darauf befanden sie sich im helixartigen Labyrinth der grünen Blasen, durchquerten Gänge und stiegen stehende Rolltreppen hinauf. Ihr Ziel war die Blase mit den Kristallsärgen, wo Savi ihren eigenen Worten zufolge neben Odysseus in ihrem langen Kryoschlaf gelegen hatte.

Binnen Minuten war Harman nicht nur von Hannahs Gedächtnis beeindruckt – sie zögerte nie, wenn sie an eine Kreuzung von Blasenkorridoren oder an eine Treppe kamen –, sondern auch von ihrer Kraft. Die schmale junge Frau atmete nicht einmal schwer, aber Harman hätte eine Pause gebrauchen können. Odysseus-Noman war nicht sehr groß, aber *schwer*. Harman ertappte sich dabei, wie er einen Blick auf die Brust des Bewusstlosen warf, um sich zu vergewissern, dass er noch atmete. Das tat er... aber nur so gerade eben.

Als sie die Hauptblasenhelix erreichten, die sich um den Brückenturm nach oben wand, zögerten sie alle drei, und Petyr erhob seinen schussbereiten Bogen.

Dutzende von Voynixen hingen am Metall der Brücke und schienen mit ihren augenlosen Panzern auf sie herabzuschauen.

»Sie können uns nicht sehen«, sagte Hannah. »Von außen ist die Blase dunkel.«

»Doch, ich glaube, sie sehen uns«, erwiderte Harman. »Savi zufolge beträgt der Gesichtskreis ihrer Hauben-Rezeptoren dreihundertsechzig Grad, und sie sehen im Infrarotbereich... jenem Strahlungsbereich, der eher Wärme als sichtbares Licht

ist und den unsere Augen nicht wahrnehmen... und ich habe das Gefühl, dass sie uns direkt durch das opake Buckyglas hindurch anschauen.«

Sie gingen den gekrümmten Korridor weitere dreißig Schritte entlang, und die Voynixe, die sich an die Turmwände klammerten, veränderten ihre Körperhaltung, um ihnen zu folgen. Plötzlich sprang ein Dutzend der schweren Geschöpfe auf das Glas herunter.

Petyr hob seinen eingekerbten Bogen, und Harman war sicher, dass die Voynixe durch das Buckyglas brechen würden, aber man hörte nur ganz leise dumpfe Laute, als jeder Voynix auf das millimeterdünne Kraftfeld traf, abrutschte und in die Tiefe stürzte. Die Menschen befanden sich zufällig in einem Bereich des Blasenkorridors, in dem der Boden beinahe transparent war – eine enervierende Erfahrung, die Harman und Hannah jedoch schon einmal gemacht hatten; darum vertrauten sie darauf, dass der fast durchsichtige Boden sie tragen würde. Petyr hingegen schaute immer wieder auf seine Füße, als könnte er jede Sekunde hinunterfallen.

Sie durchquerten den größten Raum – das Museum, wie Savi ihn genannt hatte – und betraten die lang gestreckte Blase mit den Kristallsärgen. Hier war das Buckyglas nahezu undurchsichtig und sehr grün. Es erinnerte Harman an die Zeit – war das wirklich erst anderthalb Jahre her? –, als er kilometerweit in den atlantischen Bruch hinausgegangen war und durch turmhoch aufragende Wasserwände zu beiden Seiten riesige Fische gesehen hatte, die hoch über ihm schwammen. Dort war das Licht genauso trübe und grün gewesen wie hier.

Hannah setzte die Tragbahre ab, Harman beeilte sich, es ihr gleichzutun, und sie schaute sich um. »Welche Kryo-Krippe?«

In dem langen Raum standen acht leere Kristallsärge, die im gedämpften Licht matt glänzten. Jeder Sarg war an hohe Kästen mit summenden Maschinen angeschlossen, und virtuelle Lämpchen blinkten grün, rot und gelb über Metallflächen.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Harman. Savi hatte mit Dae-man und ihm über ihren jahrhundertelangen Schlaf in einer oder mehrerer dieser Kryo-Krippen gesprochen, aber dieses Gespräch hatte vor über zehn Monaten stattgefunden, während sie mit dem Crawler ins Mittelmeerbecken vorgedrungen waren, und er erinnerte sich kaum noch an die Einzelheiten. Vielleicht hatte es auch gar keine Einzelheiten gegeben, an die er sich erinnern konnte.

»Probieren wir es einfach gleich mit dem ersten hier«, schlug er vor. Er packte den bewusstlosen Odysseus unter den verbundenen Armen, wartete, bis Petyr und Hannah mit anfassten, und sie fingen an, ihn in den Sarg gleich bei der Wendeltreppe zu hieven, die, wie Harman sich erinnerte, zu einem weiteren Blasenkorridor hinaufführte.

»Wenn ihr ihn dort hineinlegt, wird er sterben«, kam eine leise, androgyne Stimme aus der Dunkelheit.

Die drei beeilten sich, Odysseus wieder auf die Tragbahre zu legen. Petyr hob seinen Bogen. Harman und Hannah legten die Hand ans Heft ihres Schwertes. Die Gestalt trat aus der Dunkelheit hinter den Überwachungsmaschinen hervor.

Harman wusste sofort – wenn auch nicht, woher –, dass dies jener Ariel war, von dem Savi und Prospero gesprochen hatten. Die Gestalt war klein – keine anderthalb Meter groß – und nicht

ganz menschlich. Er oder sie hatte grünlich-weiße Haut, die keine richtige Haut war – Harman konnte durch die äußere Schicht geradewegs ins Innere schauen, wo funkelnde Lichter in einer smaragdgrünen Flüssigkeit zu schweben schienen –, und ein perfekt geformtes, so androgynes Gesicht, dass es Harman an Bilder von Engeln erinnerte, die er aus einem der ältesten Bücher in Ardis Hall gesiglt hatte. Er oder sie besaß lange, schlanke Arme und normale Hände, jedoch mit überaus langen, anmutigen Fingern, und die Füße schienen in weichen grünen Schlupfschuhen zu stecken. Zunächst dachte Harman, die Ariel-Gestalt trüge Kleider – oder vielmehr eine Reihe heller, mit Blättern verzierter Ranken, die sich mehrmals um ihren schlanken Leib wanden und zu einem eng anliegenden Ganzkörperanzug vernäht waren –, aber dann erkannte er, dass dieses Muster nicht auf, sondern *in* der Haut des Geschöpfes lag. Trotzdem gab es keinerlei Indizien für seine Geschlechtszugehörigkeit.

Ariels Gesicht war durchaus menschlich – lange, schmale Nase, volle Lippen, die sich zu einem leichten Lächeln krümmten, schwarze Augen, lockige Haare, die ihr oder ihm in grünlich-weißen Strähnen bis auf die Schultern fielen –, aber der Effekt, dass man durch Ariels transparente Haut auf die schwebenden Lichtknoten im Innern schauen konnte, schmälerte den Eindruck erheblich, ein menschliches Wesen vor sich zu haben.

»Du bist Ariel, nicht wahr«, sagte Harman, ohne es richtig als Frage zu formulieren.

Die Figur bestätigte das mit einem Nicken. »Wie ich sehe, hat Savi euch von mir erzählt«, sagte er oder sie mit dieser aufreizend leisen Stimme.

»Ja. Aber ich dachte, du wärst... immateriell... wie Prosperos Projektion.«

»Ein Hologramm«, sagte Ariel. »Nein. Prospero nimmt nach Belieben Substanz an, aber es beliebt ihm nur selten. Ich hingegen liebe es, leiblich zu sein, obwohl ich so lange von so vielen Luftgeist oder Sylphe geheißen wurde.«

»Weshalb sagst du, dass diese Krippe Odysseus töten wird?«, fragte Hannah. Sie hockte neben dem Bewusstlosen und versuchte, seinen Puls zu ertasten. Für Harman sah Noman tot aus.

Ariel trat näher. Harman warf Petyr, der auf die durchscheinende Haut der Gestalt starrte, einen Blick zu. Der jüngere Mann hatte den Bogen gesenkt, wirkte jedoch nach wie vor schockiert und misstrauisch.

»Das hier sind Krippen, wie sie Savi benutzt hat«, sagte Ariel mit einer Handbewegung zu den acht Kristallsärgen. »Darin wird jede Aktivität des Körpers zeitweilig eingestellt oder verlangsamt, das stimmt, wie bei einem Insekt in Bernstein oder einem Leichnam im Eis, aber diese Liegen heilen keine Wunden, nein. Odysseus verbirgt hier seit Jahrhunderten seine eigene Zeitarche, deren Fähigkeiten mein Begriffsvermögen übersteigen.«

»Was bist du?« Hannah stand auf. »Harman hat uns erklärt, Ariel sei ein Avatar der ichbewussten Biosphäre, aber ich weiß nicht, was das bedeutet.«

»Das weiß niemand.« Ariel machte eine grazile Bewegung, teils Verbeugung, teils Knicks. »Wollt ihr mir also nun zu Odysseus' Arche folgen?«

Ariel führte sie zu der Wendeltreppe, die sich helixartig durch die Decke nach oben schraubte, doch statt hinaufzusteigen, leg-

te sie die rechte Hand auf den Boden, und ein verborgenes Segment öffnete sich wie eine Irisblende und gab den Blick auf eine weitere, abwärts führende Wendeltreppe frei. Die Stufen waren breit genug für die Tragbahre, aber es war dennoch eine harte und mühsame Arbeit, den schweren Odysseus die Treppe hinunterzuschleppen. Petyr musste Hannah vorne helfen, damit der Bewusstlose nicht herunterrutschte.

Dann folgten sie einem grünen Blasenkorridor zu einem kleineren Raum, der noch weniger Licht hereinließ als die Kammer mit den Kristallsärgen oben. Überrascht stellte Harman fest, dass sich dieser Raum nicht in einer der Buckyglas-Blasen befand, sondern in den Beton und Stahl des eigentlichen Brückenturms gehauen war. Hier gab es nur eine einzige Krippe, die sich erheblich von den gläsernen Kästen unterschied – diese Maschine war größer, schwerer und dunkler, ein Onyxsarg, der lediglich über dem Gesicht des Insassen oder der Insassin durchsichtig war. Zahllose Kabel, Schläuche, Leitungen und Rohre verbanden ihn mit einer noch größeren Onyxmaschine ohne jegliche Instrumente oder Anzeigen. Der starke Geruch in dem Raum erinnerte Harman an die Luft kurz vor einem schweren Gewitter.

Ariel berührte eine Druckplatte an der Seite der Zeitarche, und der lange Deckel glitt mit einem Zischen auf. Die Polster im Innern waren abgenutzt und ausgebleicht, doch man sah noch immer die eingepprägten Umrisse eines Mannes von Nomans Größe.

Harman sah Hannah an. Sie zögerten nur eine Sekunde, dann legten sie Odysseus-Nomans Körper in die Arche.

Ariel machte Anstalten, den Deckel zu schließen, aber Hannah trat rasch näher heran, beugte sich in die Arche und küsste Odysseus sanft auf die Lippen. Dann trat sie zurück. Der Deckel schloss sich mit einem unheilvollen Zischen.

Im selben Moment erschien eine bernsteingelbe Kugel zwischen der Arche und der dunklen Maschine.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Hannah. »Wird er am Leben bleiben?«

Ariel zuckte anmutig die schmalen Schultern. »Ariel ist das letzte aller Lebewesen, die das Innerste einer bloßen Maschine kennen. Doch diese Maschine entscheidet binnen dreier Umdrehungen unserer Welt über das Schicksal ihrer Insassen. Kommt, wir müssen gehen. Die Luft hier wird bald so dick und übel riechend sein, dass man sie nicht mehr atmen kann. Wieder hinauf ins Licht; dort werden wir uns unterhalten wie zivilisierte Wesen.«

»Ich lasse Odysseus nicht allein«, widersprach Hannah. »Wenn wir spätestens in zweiundsiebzig Stunden wissen, ob er am Leben bleiben oder sterben wird, dann bleibe ich hier, bis wir es wissen.«

»Du kannst nicht hier bleiben«, sagte Petyr ungehalten. »Wir müssen die Waffen suchen und so schnell wie möglich nach Ardis zurück.«

Die Temperatur in dem stickigen Alkoven stieg rasch. Harman spürte, wie ihm unter seinem Kittel der Schweiß über die Rippen lief. Der gewittrige Brandgeruch war jetzt sehr stark. Hannah rückte einen Schritt von ihnen ab und verschränkte die Arme vor der Brust. Es war offensichtlich, dass sie vorhatte, bei der Krippe zu bleiben.

»Du wirst hier sterben und diese stinkende Luft mit deinen Seufzern kühlen«, sagte Ariel. »Doch wenn du das Leben oder den Tod deines Geliebten zu überwachen wünschst, komm her zu mir.«

Hannah gehorchte. Sie ragte über der schwach leuchtenden Gestalt Ariels auf.

»Gib mir deine Hand, Kind«, sagte Ariel.

Hannah streckte wachsam die Hand aus. Ariel nahm sie, legte sie an seine oder ihre grüne Brust und stieß sie dann tief *hinein*. Hannah sog hörbar die Luft ein und versuchte, die Hand wegzuziehen, doch gegen Ariels Kraft war sie machtlos.

Bevor Harman oder Petyr sich in Bewegung setzen konnten, waren Hannahs Hand und Unterarm wieder frei. Die junge Frau starrte entsetzt auf einen grüngoldenen Klumpen in ihrer Faust. Vor den Augen der drei Menschen verflüssigte sich das Organ und schien in Hannahs Handfläche zu fließen, bis es verschwunden war.

Hannah schnappte erneut nach Luft.

»Das ist nur ein Anzeigeeinstrument«, sagte Ariel. »Wenn sich der Zustand deines Geliebten ändert, wirst du es nun erfahren.«

»Auf welche Weise?«, fragte Hannah. Harman sah, dass das Mädchen bleich war und schwitzte.

»Du wirst es erfahren«, wiederholte Ariel.

Sie folgten der fahl leuchtenden Gestalt in den grünen Buckyglas-Korridor hinaus und dann wieder die Treppe hinauf.

Niemand sprach ein Wort, während sie Ariel durch Gänge, über stehende Rolltreppen und dann durch eine Helix kleiner Kugeln an der Unterseite des großen Hängekabels in einen gläsernen Raum folgten, der an der Querstrebe aus Beton und Stahl hoch oben am Südturm befestigt war. Draußen an diesem horizontalen Segment der Brücke warfen sich Voynixe lautlos gegen die grüne Wand, versuchten sich daran festzukrallen und an ihr hochzukrabbeln, fanden jedoch weder einen Zugang noch einen Halt. Ariel schenkte ihnen keine Beachtung, während er oder sie die drei Menschen zum größten Raum in dieser Kette kleiner Kugeln führte. Hier gab es Tische, Stühle und Arbeitsplatten mit darin eingelassenen Maschinen.

»Ich erinnere mich an diesen Raum«, sagte Harman. »In unserer einen Nacht auf der Brücke haben wir hier zu Abend gegessen. Odysseus hat seinen Terrorvogel gleich da draußen auf der Brücke zubereitet... während eines Gewitters. Weißt du noch, Hannah?«

Hannah nickte, aber ihre Miene war besorgt. Sie kaute auf ihrer Unterlippe.

»Ich dachte, ihr würdet vielleicht gern etwas essen«, sagte Ariel.

»Wir haben keine Zeit...«, begann Harman, aber Petyr unterbrach ihn.

»Wir haben Hunger«, sagte er. »Wir werden uns die Zeit nehmen, etwas zu essen.«

Ariel forderte sie mit einer Handbewegung auf, an einem runden Tisch Platz zu nehmen. Sie oder er erhitzte drei hölzerne Suppenschüsseln in einer Mikrowelle, brachte die Schüsseln dann zum Tisch und legte ihnen Löffel und Servietten hin. Sie

oder er füllte vier Gläser mit kaltem Wasser, stellte die Gläser hin und gesellte sich zu ihnen an den Tisch. Harman probierte die Suppe vorsichtig, stellte fest, dass sie köstlich war, mit einer Einlage aus frischem Gemüse, und aß mit Genuss. Petyr probierte ebenfalls und aß langsam und misstrauisch, ohne den Biosphären-Avatar dabei aus den Augen zu lassen. Hannah rührte ihre Suppe nicht an. Sie schien in sich selbst versunken und unerreichbar zu sein, fast so wie der grüngoldene Klumpen von Ariel.

Das ist verrückt, dachte Harman. Dieses grünliche... Geschöpf lässt einen von uns in seine Brust greifen und ein goldenes Organ herausholen, und dann kommen wir drei hier herauf, um heiße Suppe zu essen, während die Voynixe drei Meter entfernt am Glas kratzen und der ichbewusste Avatar der planetaren Biosphäre unseren Servitor spielt. Ich habe den Verstand verloren.

Auch wenn er den Verstand verloren haben mochte – Harman musste zugeben, dass die Suppe gut war. Er dachte an Ada und aß weiter.

»Weshalb bist du hier?«, fragte Petyr. Er hatte die Holzschüssel von sich weggeschoben und sah Ariel aufmerksam an. Sein Bogen lag neben seinem Stuhl.

»Was wünschst du von mir zu erfahren?«, fragte Ariel.

»Was zum Teufel ist hier los?«, fragte Petyr, kein Freund von unverbindlicher oder feingeistiger Konversation. »Wer zum Teufel bist du *wirklich*? Weshalb sind die Voynixe hier, und warum greifen sie Ardis an? Was ist dieses gottverdammte Ding, das Daeman in Paris-Krater gesehen hat? Ist es eine Bedrohung... und wenn ja, wie können wir es töten?«

Ariel lächelte. »Eine der Fragen, die deinesgleichen immer zuerst stellt... was ist es, und wie kann ich es töten?«

Petyr wartete. Harman ließ seinen Löffel sinken.

»Und doch ist es eine gute Frage«, sagte Ariel, »sprängt ihr nämlich als erste Menschen auf statt als letzte, solltet ihr schreien: ›Die Höll ist leer, denn alle Teufel sind hier bei uns!‹ Aber es ist eine lange Geschichte, so lang wie die des sterbenden Odysseus, glaube ich, und es ist schwer, sie bei kalter Suppe zu erzählen.«

»Dann erkläre uns zunächst noch einmal, wer du bist«, sagte Harman. »Bist du Prosperos Geschöpf?«

»Jawohl, das war ich einst. Nicht ganz ein Sklave, nicht ganz ein Diener, doch ihm verpflichtet.«

»Weshalb?«, fragte Petyr. Es hatte stark zu regnen begonnen, doch die Wassertropfen fanden nicht mehr Halt am gekrümmten Buckyglas als die springenden Voynixe. Trotzdem bildete das Prasseln des Regens auf der Brücke und den Trägern ein dumpfes Hintergrundgeräusch.

»Der Magus der Logosphäre hat mich vor dieser verdammten Hexe Sycorax gerettet«, sagte Ariel, »deren Diener ich damals war. Sie beherrschte nämlich die Tiefencodes der Biosphäre, und sie hatte Setebos heraufbeschworen, ihren Herrn, doch als ich mich zu zart erwies, um ihre grob-fleischlichen Wünsche zu erfüllen, klemmte sie mich in einer Fichte ein, die sie sich spalten hieß in ihrer wilden Wut, und darin blieb ich ein Dutzend mal ein Dutzend Jahre, bis Prospero mir die Freiheit gab.«

»Prospero hat dich gerettet«, sagte Harman.

»Prospero hat mich befreit, damit ich tat, was er von mir verlangte«, sagte Ariel. Die dünnen, blassen Lippen bogen sich ein

wenig nach oben. »Und er forderte meine Dienste für ein weiteres Dutzend mal Dutzend Jahre.«

»Und hast du ihm gedient?«, fragte Petyr.

»Das habe ich.«

»Dienst du ihm auch jetzt noch?«, fragte Harman.

»Ich diene gegenwärtig keinem Menschen oder Magus.«

»Auch Caliban hat Prospero einst gedient.« Harman versuchte sich an alles zu erinnern, was Savi gesagt hatte, an alles, was das Hologramm namens Prospero ihm dort oben auf jener Orbitalinsel erzählt hatte. »Kennst du Caliban?«

»O ja«, sagte Ariel. »Ein Schurke, den ich nur ungern sehe.«

»Weißt du, ob Caliban wieder auf der Erde ist?«, setzte Harman nach. Er wünschte, Daeman wäre hier.

»Du weißt, es ist die Wahrheit«, sagte Ariel. »Er sucht die ganze Erde in seinen alten schmutzbedeckten Tümpel zu verwandeln und den gefrorenen Himmel zu seiner Zelle zu machen.«

Den gefrorenen Himmel zu seiner Zelle, dachte Harman. »Caliban ist also mit diesem Setebos im Bunde?«, fragte er laut.

»Ja.«

»Warum hast du dich uns gezeigt?«, fragte Hannah. Im Blick der schönen jungen Frau lagen noch immer Kummer und Besorgnis, aber sie hatte Ariel das Gesicht zugewandt.

Ariel begann zu singen.

*»Wo die Biene trinkt, dort trink ich,
In den Kelch der Primel sink ich.
Bis Eulen schrein, ruh ich dort aus,*

*Dann flieg ich auf der Fledermaus
Dem Sommer nach in Saus und Braus!
In Saus und Braus leb ich lustig und steig
Auf zu den Blüten, die hängen am Zweig!«*

»Das Wesen ist verrückt«, sagte Petyr. Er stand abrupt auf und ging zur brückenseitigen Wand hinüber. Drei Voynixe sprangen nach ihm, trafen auf das Feld über dem Buckyglas und stürzten in die Tiefe. Einem von ihnen gelang es, seine Klingen in den Brückenbeton zu schlagen und den Sturz abzufangen. Die anderen beiden verschwanden unten in den Wolken.

Ariel lachte leise. Dann weinte er oder sie. »Unser aller Erde wird belagert. Der Krieg ist zu uns gekommen. Savi ist tot. Odysseus liegt im Sterben. Setebos würde liebend gern alles töten, was ich bin, woher ich komme und was ich mit meiner Existenz schütze. Ihr Altmenschen seid entweder Feinde oder Verbündete... ich entscheide mich für Letzteres. Ihr habt in dieser Sache kein Stimmrecht.«

»Wirst du uns helfen, die Voynixe, Caliban und dieses Setebos-Geschöpf zu bekämpfen?«, fragte Harman.

»Nein – ihr werdet *mir* helfen.«

»Wie?«, fragte Hannah.

»Ich habe Aufgaben für euch. Zunächst einmal: Ihr seid hier, um Waffen zu suchen...«

»Ja!«, sagten Hannah, Petyr und Harman unisono.

»Die zwei, die bleiben, werden sie in einem geheimen Raum am Fuß des Südturms finden, hinter den alten, toten Rechenmaschinen. Auf der undurchsichtigen grünen Glaswand werdet ihr einen Kreis mit einem Pentagramm darin sehen. Sagt ein-

fach ›Öffne dich‹, und ihr findet den Raum, in dem der listenreiche Odysseus und die arme, tote Savi ihre kleinen Spielsachen aus dem Untergegangenen Zeitalter versteckt haben.«

»Du hast gesagt, die *zwei*, die bleiben?«, sagte Petyr.

»Einer von euch dreien sollte mit dem Sonie nach Ardis Hall zurückfliegen, bevor dieses Ardis fällt«, sagte Ariel. »Der zweite sollte hier bleiben und Odysseus pflegen, sofern er nicht stirbt, denn er allein kennt Sycorax' Geheimnisse, weil er einst mit ihr das Lager geteilt hat – und niemand teilt das Lager mit Sycorax, ohne eine Veränderung durchzumachen. Der dritte kommt mit mir.«

Die drei sahen einander an. Der starke Regen und das trübe Licht erweckten den Eindruck, als befänden sie sich tief unter Wasser und sähen sich durch ein kaltes grünes Halbdunkel an.

»Ich bleibe«, sagte Hannah. »Das hatte ich ohnehin schon beschlossen. Wenn Odysseus erwacht, sollte jemand hier sein.«

»Ich fliege mit dem Sonie zurück«, sagte Harman. Er wand sich innerlich angesichts seiner Feigheit, aber zugleich war es ihm völlig egal. Er musste nach Hause, zu Ada.

»Ich komme mit dir, Ariel«, sagte Petyr und trat näher an die zarte, kleine Gestalt heran.

»Nein«, sagte er oder sie.

Die drei Menschen sahen einander an und warteten.

»Nein, es muss Harman sein, der mit mir kommt«, erklärte Ariel. »Wir werden dem Sonie sagen, dass es Petyr schnurstracks heimbringen soll, aber nur halb so schnell, wie ihr gekommen seid. Die Maschine ist alt, und man sollte ihr nicht oh-

ne triftigen Grund die Sporen geben. Harman muss mit mir kommen.«

»Warum?«, fragte Harman. Er würde nirgendwohin gehen, außer heim zu Ada – das stand für ihn fest.

»Weil es dir bestimmt ist, zu ertrinken«, sagte Ariel, »und weil das Leben deiner Frau und deines Kindes von deinem Schicksal abhängen. Und heute ist es dir bestimmt, mit mir zu kommen.« Mit diesen Worten hob Ariel schwerelos vom Boden ab, schwebte über ihnen und stieg empor, bis er oder sie knapp zwei Meter über dem Tisch in der Luft stand, ohne dass sein oder ihr schwarzer Blick auch nur eine Sekunde lang von Harmans Gesicht wich, während sie oder er erneut sang:

*»Fünf Faden tief liegt Harman, Kind.
Sein Gebein ist nun Korall'n,
Perlen seine Augen sind:
Nichts an ihm mehr muss zerfall'n,
Nur verwandelt hat's die Flut:
Seltsam ist es nun und gut.
Bimbam, bimbam.«*

»Nein«, sagte Harman. »Tut mir Leid, aber... nein.«

Petyr legte einen Pfeil ein und spannte den Bogen.

»Willst du Fledermäuse jagen?« Ariel schwebte nun sechs Meter entfernt im grünen Halbdunkel, lächelte Petyr jedoch an.

»Tu das nicht...«, sagte Hannah, aber Harman erfuhr nicht mehr, ob sie Ariel oder Petyr meinte.

»Zeit zu gehen«, sagte Ariel beinahe lachend.

Das Licht erlosch. In der pechschwarzen Finsternis war ein flatterndes Rauschen zu hören, als stieße eine Eule herab, und Harman spürte, wie ihn etwas so mühelos vom Boden hob wie ein Falke ein junges Kaninchen, ihn rückwärts durch die Dunkelheit riss und zappelnd in die plötzliche Schwärze zwischen den hohen Pfeilern der Golden Gate bei Machu Picchu hinabs-türzen ließ.

31

Der erste Tag nach dem Abflug von Mars und Phobos. Das dreihundertvierzig Meter lange, von den Moravecs gebaute atomare Raumschiff *Queen Mab* katapultiert sich mit einer Reihe heller Explosionen, die es buchstäblich in den Arsch treten, aus dem Schwerefeld des Mars.

Die Fluchtgeschwindigkeit vom Mond Phobos beträgt nur zehn Sekundenzentimeter, aber die *Queen Mab* beschleunigt rasch auf zwanzig Sekundenkilometer, um der Marsschwerkraft zu entrinnen. Zwar könnte das Schiff mit dieser Geschwindigkeit bis zur Erde fliegen, aber dazu ist es zu ungeduldig; die *Queen Mab* hat vor, weiter zu beschleunigen, bis sich ihre Masse von achtunddreißigtausend Tonnen mit flotten siebenhundert Kilometern pro Sekunde bewegt. Auf den Lagerdecks für die Impulseinheiten befördern gut geölte Ketten, Sperrradvorschübe und Rutschen die coladosengroßen Fünfundvierzig-Kilotonnen-Bomben in den Auswurfmechanismus hinunter, der durchs Zentrum der Schubplatte am hinteren Ende des Raumschiffs verläuft. In der gegenwärtigen Phase der

Reise wird alle fünfundzwanzig Sekunden eine Bombendose ausgeworfen und dann sechshundert Meter hinter der *Queen Mab* zur Detonation gebracht. Bei jedem Auswurf einer Impulseinheit wird die Mündung des Auswurfrohrs mit einem Ablationsschutz-Öl besprüht, mit dem auch die Schubplatte nach jeder Detonation überzogen wird. Die schwere Platte wird an dreiunddreißig Meter langen Schockabsorbern ins Schiff und dann von ihren riesigen Kolben wieder an ihren Ausgangspunkt getrieben, für den nächsten Plasmablitzz. Bald fliegt die *Queen Mab* mit angenehmen und stetigen 1,28 g Richtung Erde, und ihre Geschwindigkeit wächst mit jeder Explosion. Die Moravecs könnten natürlich für kurze Zeit dem Vielhundert- oder sogar Vieltausendfachen dieser Druckbelastung standhalten, aber es ist ein Mensch an Bord – der schanghaite Odysseus –, und die Moravecs waren sich einig, ihn nicht als Himbeermarmelade auf dem Fußboden eines Decks enden zu lassen.

Auf dem Maschinendeck behalten Orphu von Io und andere Techniker-Vecs die Dampfdruck- und Ölstandsmesser im Auge, während sie zugleich Spannungs- und Kühlmittelpegel überwachen. Angesichts der Atombomben, die jede halbe Minute hinter dem Raumschiff detonieren, hat es großen Bedarf an Schmiermitteln; deshalb ziehen sich Öltanks von der Größe kleiner seetüchtiger Öltanker aus dem Untergegangenen Zeitalter um die unteren zehn Decks. Das Maschinenraumdeck mit seinen zahllosen Rohren, Ventilen, Messinstrumenten, Hubkolben und riesigen Druckmessern sieht für alle Beteiligten immer noch so aus, als stammte es aus einem Dampfschiff des frühen zwanzigsten Jahrhunderts.

Trotz ihrer geringen Last von 1,28 g wird die *Queen Mab* energisch und lange genug beschleunigen und dann rasch genug

abbremsen, sodass sie das Erde-Mond-System in wenig mehr als dreiunddreißig Standardtagen erreicht, wenn alles plangemäß verläuft.

Mahnmut ist an diesem ersten Tag damit beschäftigt, die Systeme in seinem U-Boot *Dark Lady* zu überprüfen. Das U-Boot ist nicht nur passgenau in einem der Frachträume der *Queen Mab* untergebracht, sondern auch an einer geflügelten Wiedereintrittsfähre befestigt, mit der es in etwa einem Monat in die Erdatmosphäre stürzen wird, und Mahnmut vergewissert sich, dass die neuen Steuerelemente und Schnittstellen für diese neuen Teile alle in Ordnung sind. Obwohl Mahnmut und Orphu bei ihrer Arbeit durch ein Dutzend Decks voneinander getrennt sind, plaudern sie auf dem privaten Engstrahlkanal miteinander, während sie über separate Bild- und Radarlinks des Schiffes zusehen, wie der Mars immer weiter zurückfällt. Die Kameras, die Mahnmut dieses Heckbild zeigen, benötigen raffinierte computerisierte Filter für den Blick durch die nahezu unablässigen Blitze der fortwährend explodierenden »Impulseinheiten«, sprich Bomben. Orphu, blind für das sichtbare Spektrum des Lichts, »sieht« den Mars auf einer Abfolge von Radarbildern zurückweichen.

Nach allem, was wir durchgemacht haben, um zum Mars zu kommen, ist es ein seltsames Gefühl, ihn nun zu verlassen, sendet Mahnmut per Engstrahl.

In der Tat, antwortet Orphu von Io. Besonders jetzt, da sich die olympischen Götter so erbittert bekriegen. Um zu verdeutlichen, was er meint, zoomt der Weltraum-Moravec Mahnmuts Bild des zurückweichenden Mars näher heran und fokussiert es auf die eisigen Hänge und den grünen Gipfel des Olympus Mons. Orphu von Io nimmt die dortige Aktivität als eine Abfolge von

Infrarot-Datenkolonnen wahr, aber Mahnmut kann sie sehr deutlich sehen. Hier und dort blitzen helle Explosionen auf, und die Caldera – noch vor vierundzwanzig Stunden ein See – leuchtet im Infrarotbereich gelb und rot, ein Zeichen dafür, dass sie nun wieder mit Lava gefüllt ist.

Asteague/Che, Retrograde Sinopessen, Cho Li, General Beh bin Adee und die anderen Hauptintegratoren schienen ja ganz schön Angst zu haben, sendet Mahnmut, während er die Energiesysteme des U-Boots prüft. Was sie Hockenberry über die falsche Schwerkraft des Mars erzählt haben – dass sie von irgendwem oder irgendetwas fast auf Erdniveau gebracht worden ist –, hat auch mich erschreckt. Dies ist das erste Mal seit dem Start der Queen Mab, dass er und Orphu Zeit für ein privates Gespräch finden, und Mahnmut freut sich über die Gelegenheit, seine Besorgnis zu teilen.

Das ist nicht mal die Spitze des merde Eisbergs, sendet Orphu.

Was soll das heißen? Mahnmuts organische Teile verspüren eine plötzliche Kälte.

Tja, rumpelt Orphu, du warst so damit beschäftigt, zwischen dem Mars und Ilium hin und her zu flitzen, dass du nicht mitbekommen hast, was die Hauptintegratorenkommission alles rausgefunden hat, stimmt's?

Erzähl's mir.

Sei froh, dass du's nicht weißt, mein Freund.

Halt den Mund und erzähl's mir...du weißt schon, was ich meine. Rede.

Orphu seufzt – ein seltsamer Laut über Engstrahl; es klingt, als hätten sämtliche dreihundertvierzig Meter der Queen Mab einen plötzlichen Druckabfall erlitten. *Zunächst mal wäre da die Terraformierung...*

Und? Während ihrer mehrwöchigen Reise über den Mars per U-Boot, Feluke und Ballon hat Mahnmut sich an den blauen Himmel, das blaue Meer, Flechten, Bäume und Luft in Hülle und Fülle gewöhnt.

All dieses Wasser, dieses Leben und diese Luft waren noch vor einviertel Jahrhunderten nicht da, sendet Orphu.

Ich weiß. Asteague/Che hat uns das bei unserer ersten Besprechung auf Europa vor fast einem Standardjahr erklärt. Es schien so gut wie unmöglich zu sein, dass der Planet so schnell terraformiert werden konnte. Und?

Und es war auch unmöglich, sendet Orphu von Io. Während du mit den Griechen und Trojanern geplaudert hast, haben unsere Wissenschafts-Vecs von Fünf Monde und aus dem Gürtel den terraformierten Mars gründlich untersucht. Da war keine Zauberei im Spiel, weißt du... man hat Asteroiden eingesetzt, um die Eiskappen abzuschmelzen und das CO₂ freizusetzen. Weitere Asteroiden wurden auf die gewaltigen unterirdischen Reservoirs gefrorenen Wassers abgeschossen und sind in die Marskruste gekracht, damit nach Millionen von Jahren wieder H₂O auf der Oberfläche floss, und man hat Flechten, Algen und Regenwürmer ausgesät, um das Erdreich für größere Pflanzen vorzubereiten. All das konnte aber erst geschehen, nachdem fusionsbetriebene Anlagen zur Erzeugung von Sauerstoff und Stickstoff die Marsatmosphäre um den Faktor zehn verdichtet hatten.

In der Kontrollkrippe seines U-Boots hört Mahnmut auf, auf seinen Computerbildschirm zu tippen. Er stößelt sich aus virtuellen Ports und lässt die Schemazeichnungen und Bilder des U-Boots und seiner Wiedereintrittsfähre verblassen. Das würde ja heißen.... sendet er zögernd.

Jawoll. Das heißt, dass es fast achttausend Standardjahre gedauert hat, den Mars in sein gegenwärtiges Stadium zu terraformieren.

Aber... aber.... stottert Mahnmut unwillkürlich auf dem Engstrahlkanal. Asteague/Che hatte ihnen astronomische Fotos des alten Mars, des luftlosen, kalten, leblosen Mars gezeigt, die erst vor anderthalb Standardjahrhunderten vom Jupiter- und Saturnraum aus aufgenommen worden waren. Und die Moravecs selbst waren keine dreitausend Jahre zuvor von den Menschen im äußeren Planetensystem ausgesät worden. Damals war der Mars mit Sicherheit noch nicht terraformiert gewesen – außer ein paar chinesischen Kuppelkolonien auf Phobos und der Marsoberfläche war er genauso, wie ihn die ersten von der Erde losgeschickten Sonden im zwanzigsten oder einundzwanzigsten Jahrhundert oder wann auch immer fotografiert hatten.

Aber.... sendet Mahnmut erneut.

Ich liebe es, wenn du sprachlos bist, sendet Orphu, aber ohne das begleitende Rumpeln, das für gewöhnlich bedeutet, dass sich der Hochvakuum-Moravec über etwas amüsiert.

Soll das heißen, wir haben es hier entweder mit Zauberei oder mit echten Göttern zu tun... mit einem gottgleichen Gott... oder... In Mahnmuts Stimme auf dem Engstrahl liegt ein Anflug von Zorn.

Oder?

Das ist nicht der echte Mars.

Genau, sendet Orphu. Oder vielmehr, es ist der echte Mars, aber nicht unser echter Mars. Nicht der Mars, der all diese Jahrmilliarden in unserem Sonnensystem gewesen ist.

Jemand... etwas... hat... unseren... Mars... gegen... einen... anderen... ausgetauscht?

Scheint so, sendet Orphu. Die Hauptintegratoren und ihre obersten Wissenschafts-Vecs wollten es auch nicht glauben, aber das ist die einzige Antwort, die zu den Tatsachen passt. Das mit dem Sol-Tag war der letzte Beweis.

Mahnmut merkt, dass seine Hände zittern. Er verschränkt sie, schaltet sein Sehvermögen und seine Bildeinspeisungen aus, damit er sich konzentrieren kann, und sendet: *Das mit dem Sol-Tag?*

Eine Kleinigkeit, aber wichtig. Ist dir bei deinen Reisen durchs Bran-Loch zwischen dem Mars und der Ilium-Erde zufällig aufgefallen, dass die Tage und Nächte gleich lang waren?

Ich glaube schon, aber... Mahnmut hält inne. Er braucht nicht auf seine nichtorganischen Gedächtnisspeicher zuzugreifen, um zu wissen, dass die Erde sich alle dreißig Stunden und sechsundfünfzig Minuten um die eigene Achse dreht, der Mars alle vierundzwanzig Stunden und siebenunddreißig Minuten. Eine kleine Differenz, aber der Unterschied hätte sich im Verlauf der Monate ihres Aufenthalts auf dem Mars und der durch das Loch mit ihm verbundenen Erde, auf der die Griechen gegen die Trojaner kämpften, deutlich bemerkbar machen müssen. Das hatte er jedoch nicht getan. Die Tage und Nächte auf beiden Welten waren gleich lang gewesen, wie synchronisiert.

Jesus Christus, flüstert Mahnmut per Engstrahl. Jesus Christus.

Vielleicht, sendet Orphu, und diesmal hört Mahnmut das Rumpeln. Oder zumindest jemand mit ähnlichen göttlichen Kräften.

Jemand oder etwas auf der Erde hat Löcher in den multidimensionalen Calabi-Yau-Raum gestanzt, Branen über verschiedene Universen hinweg verbunden, unseren Mars gegen ihren ausgetauscht... wer oder wo auch immer »ihrer« ist... und diesen anderen Mars... den

terraformierten Mars mit den Göttern auf dem Olymp... durch Quanten-Bran-Löcher mit der Ilium-Erde verbunden. Und wo sie gerade dabei waren, haben sie auch gleich noch die Schwerkraft und Rotationsperiode des Mars verändert. Jesus, Maria, Josef und heilige Scheiße!

Ja, sendet Orphu. Und die Hauptintegratoren glauben nun, dass der wie auch immer geartete Urheber dieses kleinen Tricks sich auf der Erde oder in einer erdnahen Umlaufbahn befindet. Na, freust du dich immer noch, auf dieser Reise dabei zu sein?

*Ich... ich... wenn... ich.... beginnt Mahnmut und verstummt. Hätte er sich freiwillig für diesen Flug gemeldet, wenn er all das gewusst hätte? Immerhin hat er bereits gewusst, wie gefährlich es ist, hat es gewusst, seit er sich nach der Besprechung auf Europa freiwillig bereit erklärt hatte, zum Mars zu fliegen. Was immer diese Wesen sein mögen – diese hoch entwickelten Nachmenschen oder diese Geschöpfe aus einem anderen Universum oder einer anderen Dimension –, sie haben bereits unter Beweis gestellt, dass sie die Quantenstruktur des Universums beherrschen und mit ihr spielen können. Was sind im Vergleich dazu schon ein paar hin und her geschobene Planeten und veränderte Rotationsperioden und Schwerefelder? Und was zum Teufel macht er hier auf der *Queen Mab*, die mit einer Geschwindigkeit von hundertachtzig und bald noch mehr Kilometern pro Sekunde zur Erde und deren wartenden Götter-Monstern rast? Angesichts der Tatsache, dass der unbekannte Feind den Quanten-Unterbau des Universums – aller Universen – beherrscht, erscheinen ihm die armseligen Waffen dieses Schiffes und die tausend schlafenden Steinvec-Soldaten an Bord wie ein Witz.*

Das ist irgendwie ernüchternd, sendet er schließlich an Orphu.

Amen, antwortet sein Freund. In diesem Moment schlagen im ganzen Schiff Alarmglocken an, und Alarmlampen und Sirenen überlagern die Engstrahlen und blinken und blöken auf allen anderen gemeinsamen virtuellen und Kommunikationskanälen.

»Eindringling! Eindringling!«, ertönt die Stimme des Schiffes.

Ist das ein Scherz?, sendet Mahnmut.

Nein, erwidert Orphu. Dein Freund Thomas Hockenberry ist soeben auf dem Boden des Maschinenraums... erschienen. Er muss per Quantenteleportation hergekommen sein.

Ist alles in Ordnung mit ihm?

Nein. Er blutet stark... der ganze Boden ist schon voller Blut. Für mich sieht er tot aus, Mahnmut. Ich habe ihn in meinen Manipulatoren und bin unterwegs zum Menschenlazarett, so schnell meine Repeller mich tragen.

Das Schiff ist riesig, und Mahnmut war noch nie in so hoher Schwerkraft tätig. Deshalb braucht er mehrere Minuten, um aus seinem U-Boot und dem Frachtraum zu den Decks hinaufzukommen, die für ihn die »menschlichen Ebenen« des Schiffes sind. Neben Schlaf- und Kochgelegenheiten, Toiletten und Andruckliegen für fünfhundert Personen sowie einer Sauerstoff-Stickstoff-Atmosphäre mit einem für Menschen angenehmen Luftdruck wie auf Höhe des Meeresspiegels gibt es auf Deck 17 ein funktionsfähiges Lazarett mit der chirurgischen und diagnostischen Ausrüstung, die Anfang des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts als hochmodern galt – uraltes Zeug, das jedoch auf den aktuellsten Schemazeichnungen in den Datenspeichern der Fünf-Monde-Moravecs basiert.

Odysseus – ihr widerwilliger, wütender, menschlicher Passagier – war an diesem ersten Tag nach dem Start von Phobos der einzige Bewohner von Deck 17, doch als Mahnmut eintrifft, sieht er, dass sich die Mehrzahl der Moravecs auf dem Schiff dort versammelt hat: Orphu, der den ganzen Gang ausfüllt, der ganymedische Hauptintegrator Suma IV. der Callistaner Cho Li, der Steinvec General Beh bin Adee und zwei der Piloten-Techs von der Brücke. Die Tür zum Operationsraum des Lazaretts ist geschlossen, aber hinter dem durchsichtigen Glas sieht Mahnmut den spinnenartigen Amaltheer, Hauptintegrator Retrograde Sinopessen, der unter den Augen von Hauptintegrator Asteague/Che hektisch an Hockenberrys blutigem Körper arbeitet. Zwei kleinere Tech-Vecs nehmen Sinopessens Anweisungen entgegen, bedienen Laserskalpelle und Lasersägen, verbinden Schläuche, holen Verbandsmull und richten virtuelle Bildgeber auf die gewünschten Stellen. An Retrograde Sinopessens kleinem Metallkörper und seinen eleganten silbernen Manipulatoren klebt Blut.

Menschliches Blut, denkt Mahnmut. *Hockenberrys Blut*. Weitere Blutflecken finden sich hier draußen auf dem Boden und an den Wänden des breiten Zugangskorridors sowie auf dem zernarbten Panzer und den ausladenden Manipulatoren seines Freundes Orphu von Io.

»Wie geht es ihm?«, fragt Mahnmut Orphu mit lauter Stimme. Es gilt als unhöflich, in Gesellschaft anderer Vecs per Engstrahl zu kommunizieren.

»Als ich hier angekommen bin, war er tot«, sagt Orphu. »Sie versuchen gerade, ihn wiederzubeleben.«

»Hat Integrator Sinopessen die menschliche Anatomie und Medizin studiert?«

»Er hat sich schon immer für die menschliche Medizin des Untergegangenen Zeitalters interessiert«, sagt Orphu. »Das war sein Hobby. So ähnlich wie Shakespeares Sonette bei dir und Proust bei mir.«

Mahnmut nickt. Die meisten Moravecs, die er auf Europa gekannt hat, interessierten sich auf irgendeine Weise für die Menschheit und ihre alten Künste und Wissenschaften. Solche Interessen waren den ersten im Asteroidengürtel und äußeren Planetensystem ausgesäten autonomen Robotern und Cyborgs einprogrammiert worden, und auch ihre weiterentwickelten Moravec-Nachfahren hatten sich diese Faszination erhalten. *Aber kennt sich Sinopessen mit der menschlichen Medizin gut genug aus, um Hockenberry von den Toten zurückzuholen?*

Mahnmut sieht Odysseus aus der Kabine kommen, in der er geschlafen hat. Der breitbrüstige Mann bleibt stehen, als er die Menge auf dem Korridor erblickt, und seine Hand wandert automatisch ans Heft seines Schwertes – oder vielmehr an die leere Schlaufe in seinem Gürtel, denn die Moravecs haben ihm das Schwert während des Fluges mit der Hornisse zum Schiff abgenommen, als er noch bewusstlos war. Mahnmut versucht sich vorzustellen, wie seltsam das alles dem Laertessohn erscheinen muss – dieses metallene Schiff, das sie ihm beschrieben haben, das auf dem für ihn unsichtbaren Weltraumozean segelt, und nun diese buntscheckige Ansammlung von Moravecs im Korridor. Keine zwei Vecs sind genau gleich groß oder sehen gleich aus, ihre Bandbreite reicht von Orphus zwei Tonnen schwerer massiger Präsenz über den schwarzen, glatten

Suma IV. bis zu dem chitinösen und kriegerischen Steinvec General Beh bin Adee.

Ohne ihnen allen auch nur die geringste Beachtung zu schenken, tritt Odysseus ans Fenster des Lazaretts und beobachtet die Operation mit ausdruckslosem Gesicht. Erneut fragt sich Mahnmut, was im Kopf des bärtigen Kriegers mit der gewölbten Brust vorgeht, wenn er diese langbeinige silberne Spinne und die beiden schwarz gepanzerten Tech-Vecs sieht, die sich über Hockenberry beugen, einen Mann, den Odysseus in den letzten neun Monaten oft gesehen und mit dem er häufig gesprochen hat. Odysseus und die Gruppe von Moravecs auf dem Gang starren auf Hockenberrys Blut, seine geöffnete Brust und die auswärts gebogenen Rippen. Es sieht aus wie in einer Schlachtereier. *Ob er wohl denkt, dass Retrograde Sinopessen ihn isst?*

Ohne den Blick von der Operation zu wenden, sagt Odysseus auf Altgriechisch zu Mahnmut: »Weshalb haben deine Freunde Hockenberry getötet, Sohn des Duane?«

»Das haben sie nicht. Hockenberry ist plötzlich hier in unserem Schiff aufgetaucht... du weißt doch, dass er die Fähigkeit der Götter besitzt, ohne Zeitverzug von einem Ort zum anderen zu reisen?«

»Ja, ich weiß«, sagt Odysseus. »Ich habe gesehen, wie er Achilles nach Ilium gebracht hat, wie er verschwunden und wieder aufgetaucht ist, als wäre er selbst ein Gott. Aber ich habe nie geglaubt, dass Hockenberry ein Gott oder der Sohn eines Gottes war.«

»Nein, das ist er nicht, und das hat er auch nie behauptet«, sagt Mahnmut. »Anscheinend hat ihn jemand niedergestochen, aber es ist ihm gelungen, hierher zu qten... zu reisen wie die

Götter... um Hilfe zu suchen. Der silberne Moravec, den du da drin siehst, und seine zwei Assistenten versuchen, Hockenberry das Leben zu retten.«

Odysseus richtet seinen grauäugigen Blick auf Mahnmut. »Ihm das Leben zu retten, kleiner Maschinenmensch? Ich sehe doch, dass er tot ist. Die Spinne holt gerade sein Herz heraus.«

Mahnmut dreht sich um und schaut hin. Der Sohn des Laertes hat Recht.

Um Sinopessen nicht abzulenken, setzt sich Mahnmut auf dem gemeinsamen Kanal mit Asteague/Che in Verbindung. *Ist er tot? Unwiderruflich tot?*

Der Hauptintegrator, der neben dem Operationstisch steht und die Prozedur beobachtet, antwortet auf dem gemeinsamen Band, ohne den Kopf zu heben. *Nein. Hockenberrys vitale Körperfunktionen hatten erst seit wenig mehr als einer Minute versagt, bevor Sinopessen seine gesamte Gehirnaktivität eingefroren hat – er glaubt, dass er keine irreversiblen Schäden davongetragen hat. Wie mir Integrator Sinopessen mitteilt, würde man normalerweise etliche Millionen Nanozyten injizieren, um die beschädigte Aorta und den Herzmuskel des Menschen zu reparieren, und dann weitere spezialisierte Molekularmaschinen einbringen, um seinen Blutvorrat wieder zu vervollständigen und sein Immunsystem zu stärken. Der Integrator hat jedoch entdeckt, dass dies bei dem Scholiker Hockenberry nicht möglich ist.*

Warum nicht?, fragt der callistanische Integrator Cho Li.

Die Zellen des Scholikers Hockenberry sind signiert.

Signiert? Mahnmut hat sich nie sonderlich für Biologie oder Genetik interessiert – weder für die menschliche noch für die der Moravecs –, obwohl er sich eingehend mit der Biologie von

Kraken, Tang und anderen Geschöpfen das europaschen Meeres beschäftigt hat, in dem er während des letzten Standardjahrhunderts und länger mit seinem U-Boot herumgefahren ist.

Signiert – mit einem Copyright markiert und kopiergeschützt, sendet Asteague/Che auf dem gemeinsamen Band. Jeder auf dem Schiff außer Odysseus und dem bewusstlosen Hockenberry hört zu. Dieser Scholiker wurde nicht geboren, er wurde... gebaut. Aus irgendeiner Starter-DNA und -RNA rekonstruiert. Sein Körper wird keine Organtransplantate annehmen, aber was noch wichtiger ist, er wird keine neuen Nanozyten annehmen, weil er bereits mit äußerst hochentwickelter Nanotechnologie voll gestopft ist.

Welcher Art?, fragt der in Buckykarbon gehüllte Ganymeder, Suma IV. Was macht sie?

Das wissen wir noch nicht. Diese Antwort kommt von Sinopessen selbst. Seine dünnen Finger hantieren mit Laserskalpell, Nähmaterial und Mikroschere, während er Hockenberrys Herz in einer seiner anderen Hände hält. Diese Nanomeme und Mikrozyten sind viel raffinierter und komplexer als alles, was es in diesem OP gibt oder was wir für uns Moravecs entwickelt haben. Die Zellen und die subzelluläre Maschinerie ignorieren unsere Nano-Abfrage und zerstören alles, was ungebeten von außen kommt.

Aber du kannst ihn trotzdem retten?, fragt Cho Li.

Ich glaube schon, sagt Retrograde Sinopessen. Ich fülle noch den Blutvorrat des Scholikers Hockenberry zu Ende auf, schließe die Zellreparatur ab und nähe ihn zu. Dann setze ich die neurale Aktivität wieder in Gang, initiiere einen Grsøki-Feld-Stimulus, der die Genesung beschleunigt, und er müsste wieder in Ordnung sein.

Mahnmut wendet sich zu Odysseus, um ihm diese Prognose mitzuteilen, aber der Achäer hat sich schon umgedreht und ist weggegangen.

Der zweite Tag nach dem Abflug von Mars und Phobos.

Odysseus läuft durch die Schiffskorridore, steigt die Treppen hinauf, meidet die Fahrstühle, durchsucht die Räume und ignoriert die hephaistischen Kunstwesen namens Moravecs, während er einen Weg aus diesem Hades-Anhängsel mit seinen metallenen Fluren sucht.

»O Zeus«, flüstert er in einem langen, leeren, stillen Raum, in dem es nur summende Kästen, flüsternde Ventilatoren und gurgelnde Rohre gibt, »mächtiger Vater der Menschen und Götter, Vater, dem ich den Gehorsam verweigert und gegen den ich unbesonnen Krieg geführt habe, du, der du mein Leben lang aus dem gestirnten Himmel gedonnert hast, der du mir einst deine geliebte Tochter Athene schicktest, damit sie mir ihren Schutz und ihre Liebe gewährte, Vater, ich bitte dich nun um ein Zeichen. Führe mich aus diesem metallenen Hades der Schatten und ohnmächtigen Gesten, in den ich vor meiner Zeit gekommen bin. Ich bitte dich nur um die Gelegenheit, im Kampf zu sterben, o Zeus, o Vater, der über die feste Erde und das weite Meer gebietet. Gewähre mir diesen letzten Wunsch, und ich bin dein Diener für alle Tage, die mir noch bleiben.«

Keine Antwort, nicht einmal ein Echo.

Odysseus, Sohn des Laertes, Vater des Telemachos, Geliebter Penelopes und Günstling Athenes, ballt die Fäuste und beißt die Zähne zusammen, um seinen Zorn zu bezähmen, und

durchschreitet weiter die metallenen Tunnels dieser Hülle, dieser Hölle.

Die Kunstwesen haben ihm erzählt, er befinde sich in einem metallenen Schiff, welches das schwarze Meer des *Kosmos* befahre, aber sie lügen. Sie haben ihm erzählt, sie hätten ihn am Tag, als das Loch zusammenbrach, vom Schlachtfeld geholt, um ihm zu helfen, seinen Weg nach Hause zu seiner Frau und seinem Sohn zu finden, aber sie lügen. Sie haben ihm erzählt, sie seien denkende Wesen – wie Menschen – mit Seelen und Herzen wie Menschen, aber sie lügen.

Dieses metallene Grab ist riesig, ein senkrechtes Labyrinth, und es hat keine Fenster. Hier und dort findet Odysseus transparente Flächen, durch die er in einen weiteren Raum schauen kann, aber er entdeckt weder Fenster noch Bullaugen, durch die er auf dieses schwarze Meer hinausblicken könnte, von dem sie sprechen, nur ein paar Blasen aus durchsichtigem Glas, die ihm einen ewig schwarzen Himmel mit den üblichen Sternbildern zeigen. Manchmal wirbeln und kreisen die Sterne, als hätte er zu viel getrunken. Wenn keines der Moravec-Maschinenspielzeuge in der Nähe ist, hämmert er an Fenster und Wände, bis seine schweren, vom Krieg schwieligen Fäuste blutig sind, aber er hinterlässt nicht einmal einen Kratzer im Glas oder Metall. Er zerbricht nichts. Nichts öffnet sich seinem Willen.

Einige Räume stehen Odysseus offen, viele sind verschlossen, und ein paar – zum Beispiel die so genannte Brücke, die sie ihm am ersten Tag seines Exils in diesem rechtwinkligen Hades gezeigt haben – werden von den schwarzen, stacheligen Kunstwesen namens Steinvecs, Kampfvecs oder Gürtel-Soldaten bewacht. Er hat diese Wesen mit ihren schwarzen Stacheln in den

Monaten kämpfen sehen, in denen sie Ilium und die Achäerlager vor der Wut der Götter zu schützen geholfen haben, und er weiß, dass sie keine Ehre kennen. Sie sind nur Maschinen, die mit Hilfe von Maschinen gegen andere Maschinen kämpfen. Aber sie sind größer und schwerer als Odysseus, sie tragen ihre Maschinenwaffen bei sich und haben eingebaute Klingen und eine Panzerhaut aus Metall, wohingegen Odysseus all seiner Waffen und seiner Rüstung beraubt ist. Notfalls wird er versuchen, einem der Kampfvecs eine Waffe zu entwenden, aber erst, wenn er alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft hat. Odysseus, der Sohn des Laertes, hat von Kindesbeinen an Waffen getragen und benutzt, und er weiß, dass man den Umgang mit ihnen durch Übung erlernen, ihre Funktion und Form verstehen muss, so wie ein Künstler seine Werkzeuge versteht – und die plumpen, schweren, stumpfen, bogenförmig ausgezackten Waffen der Steinvecs kennt er nicht.

In dem Raum mit den vielen dröhnenden Maschinen und den riesigen, herabsausenden Zylindern spricht er mit dem riesigen, monströsen Metallkrebs. Irgendwie weiß Odysseus, dass diese Kreatur blind ist. Aber er weiß auch irgendwie, dass sie sich ohne Augen zurechtfindet. Odysseus hat viele tapfere blinde Männer gekannt, und er hat blinde Seher – Orakel – aufgesucht, deren Sehvermögen durch das zweite Gesicht ersetzt worden war.

»Ich will zu den Schlachtfeldern vor Troja zurück, Ungeheuer«, sagt er. »Bring mich sofort dorthin.«

Der Krebs lässt einen rumpelnden Laut ertönen. Er spricht Odysseus' Sprache, die Sprache zivilisierter Menschen, aber so grässlich, dass die Wörter nicht so sehr wie eine echte menschliche Sprache klingen, sondern eher wie das Geräusch, mit

dem eine starke Brandung gegen Felsen schlägt – oder wie das Herabsausen und Zischen der riesigen Kolben über ihnen.

»Wir haben... lange Reise... vor mir... uns... edler Odysseus, geehrter Laertessohn. Wenn sie tot... zu Ende... vorbei ist, können wir dich glücklich... hoffentlich zu Penelope und Telemachos zurückbringen.«

Wie kann dieser belebte Metallkoloss es wagen, die Namen meiner Gemahlin und meines Kindes in seinen verborgenen Mund zu nehmen, denkt Odysseus. Wenn er auch nur das stumpfste Schwert oder den primitivsten Knüppel hätte, würde er dieses Ding in Stücke hauen, seine Schale aufreißen, seine Zunge suchen und sie herausreißen.

Odysseus verlässt das Krebsmonster und sucht die Blase aus gebogenem Glas, durch die er die Sterne sehen kann.

Momentan bewegen sie sich nicht. Sie flimmern auch nicht. Odysseus legt seine zernarbten Handflächen an das kalte Glas.

»Pallas Athene, ruhmvolle Göttin... dich will ich besingen, eulenäugig, vieles beratend, spröde im Herzen... erhöre mein Gebet.

Züchtige Jungfrau, Städtebeschrimerin, mutig zur Abwehr... Tritogenia, die Zeus erzeugte selbst aus seinem erhabenen Haupt... zum Kampfe gewaffnet... golden! ganz voll Glanz!... ich flehe dich an, erhöre mein Gebet.

Die Unsterblichen alle erstaunten ehrfurchtsvoll bei deinem Anblick, Göttin... du aber stürmtest herunter, Zeus hinter dir mit der Ägis, vom Gipfel... schwingend die schneidende Lanze... da bebte der große Olympos... furchtbar erschütterte ihn der Eulenäugigen Sturmschritt... erhöre mein Gebet.

Heil dir, Tochter des Zeus, des Schwingers der Ägis... erhabene Pallas, die wir jubelnd erblicken... deiner werden wir ewig gedenken... bitte erhöhe mein Gebet.«

Odysseus schlägt die Augen auf. Nur die unverwandt leuchtenden Sterne und sein eigenes Spiegelbild erwidern seinen grauäugigen Blick.

Der dritte Tag nach dem Abflug von Phobos und Mars.

Einem fernen Beobachter – etwa jemandem mit einem starken Teleskop auf einem der Orbitalringe um die Erde – würde die *Queen Mab* als komplizierter Lanzenschaft erscheinen, ein von Trägern umhülltes Gewirr aus Kugeln, Ovalen, Tanks, bunt bemalten Rechtecken, Triebwerksblöcken mit vielen Glockendüsen und einer Überfülle schwarzer Buckykarbon-Hexagone um den zentralen Stapel zylindrischer Wohnmodule herum, alles wiederum auf einer Säule aus immer helleren Atomblitzen balancierend.

Mahnmut besucht Hockenberry im Lazarett. Die Genesung des Menschen schreitet rasch voran, zum Teil dank des Grsvki-Prozesses, dessentwegen es in dem Aufwachraum mit seinen zehn Betten wie bei einem Gewitter riecht. Mahnmut hat Blumen aus dem umfangreichen Gewächshaus der *Queen Mab* mitgebracht; seinen Datenbanken zufolge gehörte das im prä-rubikonischen einundzwanzigsten Jahrhundert, aus dem Hockenberry – oder zumindest Hockenberrys DNA – stammt, noch immer zur Etikette. Der Scholiker lacht bei ihrem Anblick und gibt zu, dass er noch nie Blumen bekommen hat, jedenfalls soweit er sich erinnern kann. Er fügt allerdings hinzu, dass seine Erinnerung an sein Leben auf der Erde – sein wirkliches Le-

ben, sein Leben als Hochschullehrer statt als Scholiker für die Götter – alles andere als lückenlos ist.

»Was für ein Glück, dass du auf die *Queen Mab* qtet bist«, sagt Mahnmut. »Niemand anders hätte den medizinischen Sachverstand oder die chirurgischen Fähigkeiten besessen, dich zu heilen.«

»Oder den spinnenartigen Moravec-Chirurgen«, ergänzt Hockenberry. »Als ich Retrograde Sinopessen kennen lernte, hatte ich keine Ahnung, dass er mir nicht einmal vierundzwanzig Stunden später das Leben retten würde. Komisch, wie das Leben so spielt.«

Darauf fällt Mahnmut nichts ein. Nach einer Weile sagt er: »Ich weiß, du hast Asteague/Che erzählt, was dir passiert ist, aber würde es dir etwas ausmachen, noch einmal darüber zu sprechen?«

»Keineswegs.«

»Du sagst, Helena hätte dich niedergestochen?«

»Ja.«

»Und das nur, damit ihr Gatte – Menelaos – nicht herausfindet, dass sie ihn im Stich gelassen hat, nachdem du ihn zu den achäischen Linien zurückteleportiert hattest?«

»Ich glaube schon.« Mahnmut war kein Experte für menschliches Mienenspiel, aber selbst er konnte erkennen, dass Hockenberry bei diesem Gedanken traurig dreinschaute.

»Aber du hast Asteague/Che erzählt, du und Helena, ihr wäret miteinander intim gewesen... ein Liebespaar.«

»Ja.«

»Du musst meine Unkenntnis in solchen Dingen entschuldigen, Hockenberry, aber es scheint, als wäre Helena von Troja eine sehr bösertige Frau.«

Hockenberry zuckt die Achseln und lächelt, wenn auch traurig. »Sie ist ein Produkt ihrer Zeit, Mahnmut – sie hat schlimme Dinge erlebt, die sie geprägt haben, und ihre Motive übersteigen mein Begriffsvermögen. In meinen *Ilias*-Seminarern habe ich immer wieder betont, dass all unsere Versuche, Homers Geschichte zu humanisieren – sie zu etwas umzumodeln, was dem modernen humanistischen Diskurs zugänglich wäre –, zum Scheitern verurteilt sind. Diese Figuren... diese *Leute* waren zwar vollauf menschlich, aber sie standen ganz am Anfang unserer so genannten Kultur, Jahrtausende, bevor sich unsere gegenwärtigen humanistischen Werte herauszubilden begannen. In diesem Licht betrachtet, sind Helenas Handlungen und Motive für uns so schwer zu ergründen wie etwa Achilles' nahezu absolute Gnadenlosigkeit oder Odysseus' unaufhörliche Arglist.«

Mahnmut nickt. »Weist du, dass Odysseus auf diesem Schiff ist? Hat er dich schon besucht?«

»Nein, ich habe ihn noch nicht gesehen, aber Hauptintegrator Asteague/Che hat mir erzählt, dass er an Bord ist. Ehrlich gesagt, ich habe Angst, dass er mich umbringt.«

»Dich umbringt?« Mahnmut ist schockiert.

»Nun ja, du weist doch, dass ihr ihn mit meiner Hilfe entfhrt habt. Ich war es, der ihm eingeredet hat, du hättest eine Nachricht von Penelope für ihn – ich habe ihm all diesen Unsinn über den Olivenstamm als Bestandteil seines Bettes daheim in Ithaka erzählt. Und als es mir gelungen war, ihn zur Hornisse

zu locken... *zack!*, hat Mep Ahoo ihn umgesammelt und in die Hornisse verfrachtet. An Odysseus' Stelle wäre ich garantiert sauer auf einen gewissen Thomas Hockenberry.«

Umgesammelt, denkt Mahnmut begeistert. Ein neues Wort! Er lässt es durch sein Lexikon laufen, findet es und speichert es zwecks späterer Verwendung ab. »Tut mir Leid, dass ich dich in eine gefährliche Lage gebracht habe«, sagt Mahnmut. Er erwägt, dem Scholiker zu erzählen, dass Orphu ihm inmitten des ganzen Durcheinanders um das sich endgültig schließende Loch per Engstrahl einen Befehl der Hauptintegratoren übermittelt hatte – schnapp dir Odysseus –, aber dann beschließt er, sich lieber doch nicht darauf herauszureden. Dr. phil. Thomas Hockenberry ist in jenem Jahrhundert geboren, in dem die Ausrede *Ich habe nur Befehle befolgt* ein für alle Mal aus der Mode kam.

»Ich rede mal mit Odysseus...«, beginnt Mahnmut.

Hockenberry schüttelt den Kopf und lächelt erneut. »Ich werde früher oder später selbst mit ihm reden. Vorerst hat Astea-gue/Che einen von euren Steinvecs als Wache vor dem Lazarett postiert.«

»Ich habe mich schon gefragt, was der Gürtel-Moravec da draußen macht«, sagt Mahnmut.

»Schlimmstenfalls qte ich einfach weg.« Hockenberry berührt das goldene Medaillon, das durch die Öffnung seiner Pyjamajacke sichtbar ist.

»Wirklich?«, sagt Mahnmut. »Wohin? Der Olymp ist eine Kriegszone. Und es kann durchaus sein, dass Ilium inzwischen in Brand gesteckt worden ist.«

Hockenberrys Lächeln verfliegt. »Ja. Das ist ein Problem. Ich könnte aber jederzeit nach meinem Freund Nightenhelser schauen. Den habe ich in Indiana gelassen, ungefähr tausend vor Christus.«

»Indiana...«, sagt Mahnmut leise. »Auf welcher Erde?«

Hockenberry reibt sich die Brust an der Stelle, wo Retrograde Sinopessen vor nicht einmal zweiundsiebzig Stunden sein Herz in der Hand gehalten hat. »*Auf welcher Erde*«, wiederholt der Scholiker. »Du musst zugeben, das klingt seltsam.«

»Ja«, sagt Mahnmut, »aber ich schätze, wir müssen uns alle daran gewöhnen, so zu denken. Dein Freund Nightenhelser befindet sich auf der Erde, von der du fortgt bist – nennen wir sie die Ilium-Erde. Dieses Raumschiff fliegt zu einer Erde, auf der viertausend Jahre vergangen sind, seit du gelebt hast und... ähm...«

»Seit ich gestorben bin«, sagt Hockenberry. »Keine Sorge, ich bin an diesen Gedanken gewöhnt. Er stört mich nicht... allzu sehr.«

»Es ist erstaunlich, dass du dir den Maschinenraum der *Queen Mab* so präzise bildlich vorstellen konntest, nachdem du niedergestochen worden warst«, sagt Mahnmut. »Du bist bewusstlos hier eingetroffen, also musst du das QT-Medaillon schon auf der Schwelle zur Ohnmacht aktiviert haben.«

Der Scholiker schüttelt den Kopf. »Ich kann mich nicht entsinnen, das Medaillon gedreht oder mir irgendwas vorgestellt zu haben.«

»Was ist das Letzte, woran du dich erinnerst, Hockenberry?«

»Eine Frau, die über mir steht und mit entsetzter Miene auf mich herabschaut«, sagt der Mann. »Eine hochgewachsene Frau, helle Haut, dunkle Haare.«

»Helena?«

Hockenberry schüttelt den Kopf. »Die war schon die Treppe hinuntergegangen. Diese Frau ist einfach... aus dem Nichts aufgetaucht.«

»Eine Trojanerin?«

»Nein. Sie war... seltsam gekleidet. Sie trug eine Art Kittel und einen Rock, eher wie eine Frau aus meiner Zeit, anders als jede Frauenkleidung, die ich in den letzten zehn Jahren in Ilium oder auf dem Olymp gesehen habe. Aber auch anders als zu meiner Zeit...« Seine Stimme verklingt.

»Vielleicht eine Halluzination?« Mahnmut verzichtet darauf, das Naheliegende hinzuzufügen – dass Helenas Messerklinge Hockenberrys Herz getroffen hat, sodass sich viel Blut in die Brusthöhle ergoss, statt zum Gehirn des Menschen transportiert zu werden.

»Möglich wäre es... aber sie war keine. Allerdings hatte ich ein ganz seltsames Gefühl, als ich sie anstarrte und sah, wie sie meinen Blick erwiderte...«

»Ja?«

»Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll«, sagt Hockenberry. »Eine Art Gewissheit, dass wir uns bald wieder begegnen würden. Irgendwo anders. Irgendwo fern von Troja.«

Mahnmut denkt darüber nach, und die beiden – Moravec und Mensch – sitzen eine Weile in behaglichem Schweigen beieinander. Das dumpfe Pochen der riesigen Kolben – ein Pochen,

das alle dreißig Sekunden durch Mark und Bein des Schiffes geht, gefolgt vom halb spürbaren, halb hörbaren Zischen und Seufzen der riesigen Hubzylinder – ist zum gewohnten Hintergrundgeräusch geworden, ebenso wie das leise Zischen des Belüftungssystems.

»Mahnmut«, sagt Hockenberry und berührt seine Brust durch die Lücke in seiner Pyjamajacke, »weißt du, weshalb ich nicht mit euch zur Erde reisen wollte?«

Mahnmut schüttelt den Kopf. Er weiß, dass Hockenberry sein Spiegelbild in dem polierten schwarzen Kunststoff-Sichtstreifen sehen kann, der um die Vorderseite von Mahnmuts rotem Schädel aus legiertem Metall herumläuft.

»Weil ich genug über das Schiff – diese *Queen Mab* – weiß, um den wahren Grund dafür zu erkennen, weshalb ihr damit zur Erde fliegt.«

»Die Hauptintegratoren haben dir den wahren Grund doch genannt«, sagt Mahnmut. »Oder nicht?«

Hockenberry lächelt. »Nein. Oh – die Gründe, die sie genannt haben, sind durchaus zutreffend, aber sie sind nicht der wahre Grund. Wenn ihr Moravecs zur Erde reisen wolltet, hättet ihr dazu kein so monströses Riesenschiff zu bauen brauchen. Ihr hättet bereits fünfundsechzig Kampfschiffe in der Umlaufbahn um den Mars oder im Fährverkehr zwischen dem Mars und dem Asteroidengürtel.«

»Fünfundsechzig?« Mahnmut hat gewusst, dass Schiffe in der näheren Umgebung gewesen waren, einige kaum größer als die Hornissenfähren, andere groß genug, um schwere Lasten vom Jupiterrraum herzutransportieren, wenn nötig. Er hat aber keine

Ahnung gehabt, dass es so viele waren. »Woher hast du diese Zahl, Hockenberry?«

»Zenturio Mep Ahoo hat sie mir genannt, als wir noch auf dem Mars und der Ilium-Erde waren. Ich habe ihn nach dem Antrieb der Schiffe gefragt. Er hat sich nicht sehr klar ausgedrückt – Raumfahrttechnik ist nicht sein Fachgebiet, er ist ein Kampfvec –, aber ich hatte den Eindruck, dass diese Schiffe einen Fusion- oder Ionenantrieb besitzen... jedenfalls etwas technisch Ausgereifteres als Atombomben in Dosen.«

»Ja.« Mahnmut weiß auch nicht viel über Raumschiffe – dasjenige, das Orphu und ihn zum Mars gebracht hat, war eine zusammengestoppelte Kombination aus Sonnensegeln und abwerfbaren Fusionstriebwerken, die zunächst von dem zwei Milliarden Watt starken, von Moravecs konstruierten Trebuchet der Beschleunigungsschere des Jupiter ins Innere des Sonnensystems geschleudert worden war –, doch selbst ihm, einem bescheidenen U-Boot-Fahrer von Europa, ist klar, dass die *Queen Mab* primitiv und viel größer ist, als es ihre offizielle Mission erfordert. Er glaubt zu wissen, worauf Hockenberry mit all dem hinauswill, aber er ist nicht sicher, ob er es hören möchte.

»Eine Atombombenexplosion alle dreißig Sekunden«, sagt der Mensch leise, »hinter einem Schiff von der Größe des Empire State Building, wie alle Hauptintegratoren und Orphu ausdrücklich betont haben. Dazu das Fehlen jeglichen Tarnmaterials, mit dem selbst die Hornissen überzogen sind. Da habt ihr also dieses gigantische Objekt mit einer hohen... wie nennt ihr es? Albedo... an der Spitze einer Reihe atomarer Explosionen, das zu dem Zeitpunkt, an dem ihr die Erdumlaufbahn erreicht, von der Erdoberfläche aus selbst am helllichten Tag zu sehen

sein wird... zum Teufel, nach allem, was ich weiß, könnte es dort schon jetzt mit bloßem Auge sichtbar sein.«

»Und daraus schließt du...« Mahnmut überträgt dieses Gespräch per Engstrahl an Orphu, aber sein ionischer Freund schweigt bisher auf ihrem privaten Kanal.

»Und deshalb glaube ich, dass der wahre Zweck dieser Mission darin besteht, so bald wie möglich gesehen zu werden«, sagt Hockenberry. »Und so bedrohlich wie möglich zu wirken, um eine Reaktion der Mächte auf der Erde oder in ihrer Umgebung auszulösen – eben jener Mächte, die an der Struktur der Quantenrealität herumgebastelt haben, wie ihr behauptet. Ihr versucht, das Feuer auf euch zu ziehen.«

»Ach, wirklich?«, sagt Mahnmut. Noch während er es ausspricht, weiß er, dass Dr. Thomas Hockenberry Recht hat... und dass er, Mahnmut von Europa, all dies längst geahnt, es aber lieber verdrängt hat.

»Ja, wirklich«, sagt Hockenberry. »Vermutlich ist dieses Schiff nur so gespickt mit Aufzeichnungsgeräten, und wenn die unbekannten Mächte in der Erdumlaufbahn – oder wo immer sie sich verstecken – die *Queen Mab* in ihre Atome zersprengen, werden detaillierte Informationen über diese Macht, über das Wesen dieser Superwaffen, zum Mars, zum Gürtel, zum Juppiterraum oder sonstwohin übertragen. Dieses Schiff ist wie das Trojanische Pferd, das die Griechen auf der Ilium-Erde noch nicht ersonnen und gebaut haben – und vielleicht nie bauen werden, weil ich den Ablauf der Ereignisse durcheinander gebracht habe und weil Odysseus euer Gefangener hier auf diesem Schiff ist. Aber das hier ist ein Trojanisches Pferd, und wie

du weißt – oder mit ziemlicher Sicherheit annimmst –, wird die andere Seite es verbrennen. Mitsamt uns allen darin.«

Per Engstrahl sendet Mahnmut: *Orphu, ist das die Wahrheit?*

Ja, mein Freund, aber nicht die ganze, kommt die grimmige Antwort.

Zu dem Menschen sagt Mahnmut: »Nicht mitsamt uns *allen*, Hockenberry. Du hast ja noch dein QT-Medaillon. Du kannst jederzeit verschwinden.«

Der Scholiker hört auf, sich die Brust zu reiben – die Narbe ist nur noch eine blaugraue, zunehmend verblassende Linie auf seiner Haut, wo der Molekularkleber den Schnitt heilt –, und berührt das schwere QT-Medaillon, das dort hängt. »Ja«, sagt er. »Ich kann jederzeit verschwinden.«

32

Daeman hatte in Ardis neun andere ausgewählt – fünf Männer und vier Frauen –, die ihm bei der Warn-Rundreise helfen sollten, indem sie zu allen dreihundert bekannten Faxknoten-Portalen faxten, feststellten, ob Setebos dort gewesen war, und die Einwohner warnten, falls nicht – aber er beschloss zu warten, bis Harman, Hannah und Petyr mit dem Sonie zurückkehrten. Harman hatte Ada erzählt, dass sie zum Mittagessen oder kurz danach wieder hier wären.

Zur Essenszeit war das Sonie noch nicht zurück, und eine Stunde später auch nicht.

Daeman wartete. Er wusste, dass Ada und die anderen nervös waren – die Kundschafter und Feuerholz-Teams hatten schattenhafte Bewegungen vieler Voynixe in den Wäldern nördlich, östlich und südlich von Ardis gemeldet, als sammelten sie sich zu einem Großangriff –, und er wollte keine zehn Personen von ihren Pflichten abziehen, bevor Harman und die anderen beiden wieder eintrafen.

Am Nachmittag waren sie immer noch nicht zurück. Die Beobachtungsposten auf den Wachtürmen und der Palisade schauten immer wieder zu den tief hängenden grauen Wolken hinauf, offenbar in der Hoffnung, das Sonie zu sehen.

Daeman wusste, dass er aufbrechen sollte – Harman hatte Recht gehabt, die Erkundungs- und Warn-Tour per Fax musste rasch vonstatten gehen –, aber er wartete noch eine Stunde. Dann zwei. So unlogisch es sein mochte, er hatte das Gefühl, Ada im Stich zu lassen, wenn er aufbrach, bevor Harman mit dem Sonie zurückkam. Wenn Harman etwas zugestoßen war, würde Ada am Boden zerstört sein, aber die Gemeinschaft in Ardis würde vielleicht überleben. Ohne das Sonie konnte ihrer aller Schicksal jedoch schon beim nächsten Voynix-Angriff besiegelt sein.

Ada war den ganzen Nachmittag über beschäftigt gewesen und nur hin und wieder herausgekommen. Sie stand allein auf Hannahs Kuppelofenturm und schaute zum Himmel hinauf. Daeman, Tom, Siris, Loes und ein paar andere standen in der Nähe, sprachen jedoch nicht mit ihr. Die Wolken wurden grauer, und es begann wieder zu schneien. Der ganze kurze Nachmittag war zunehmend in ein schreckliches Halbdunkel getaucht.

»Tja, ich muss wieder rein, um in der Küche zu arbeiten«, sagte Ada schließlich und zog das Tuch enger um ihre Schultern. Daeman und die anderen schauten ihr nach. Schließlich ging Daeman ins Haus, stieg zu seinem kleinen Kämmerchen im zweiten Stock unter dem Dachvorsprung hinauf und wühlte in seiner Kleidertruhe, bis er fand, was er brauchte – seinen grünen Thermohautanzug und die Osmosemaske, die er vor über zehn Monaten von Savi bekommen hatte.

Der Anzug war zerrissen und schmutzig gewesen – zerfetzt von Calibans Klauen und Zähnen, beschmiert von seinem eigenen Blut und dem Calibans, dann vom Schlamm ihrer Notlandung mit dem Sonie im vergangenen Frühling. Aber die Flecken waren bei der Reinigung herausgegangen, und der Anzug hatte all seine Risse und Löcher selbsttätig zu heilen versucht. Es war ihm beinahe gelungen. Hier und dort war das isolierende grüne Deckgewebe praktisch nicht mehr vorhanden, und die silbern glänzende Molekularschicht lag frei, aber er fungierte fast noch genauso gut wie früher als Wärme- und Druckanzug – Daeman war probenhalber zu einem leeren Knoten in viertausend Meter Höhe über dem Meeresspiegel gefaxt, einem unbewohnten, von Wind und Schnee gepeitschten Knoten, der nur als Pikespik bekannt war. Die Thermohaut hatte ihn am Leben erhalten und gewärmt, und die Osmosemaske hatte ebenfalls funktioniert und ihn mit ausreichend Sauerstoff versorgt, sodass er mühelos atmen konnte.

In seinem Zimmer unter dem Dachvorsprung packte er die nahezu gewichtlose Thermohaut und die Maske nun zu den zusätzlichen Armbrustbolzen und den Wasserflaschen in seinem Rucksack und ging hinunter, um sein wartendes Team zusammenzutrommeln.

Draußen ertönte ein Schrei. Daeman rannte zugleich mit Ada und dem halben Hausstand hinaus.

In ungefähr anderthalb Kilometer Entfernung war das Sonie zu sehen. Es war durchaus elegant aus den Wolken herausgekommen und flog Ardis nun im Bogen von Südwesten her an, aber plötzlich schwankte es, sackte ab, richtete sich wieder auf, schwankte dann erneut und stieß dann auf der südlichen Rasenfläche, gleich jenseits der Palisade, abrupt steil herab. Die silbrige Scheibe zog im letzten Moment wieder hoch und streifte tatsächlich die Spitze der hölzernen Palisade – drei Wachposten warfen sich hin, um der Maschine auszuweichen –, dann pflügte sie in den gefrorenen Boden, sprang zehn Meter weit, schlug wieder auf, schleuderte Grassoden hoch in die Luft, hüpfte erneut und kam schließlich schlitternd zum Stehen, wobei sie eine nicht sehr tiefe Furche in die ansteigende Rasenfläche pflügte.

Mit Ada an der Spitze liefen die Menschen auf der vorderen Veranda zu der abgestürzten Maschine. Daeman erreichte sie nur Sekunden nach Ada.

Petyr war der einzige Passagier an Bord. Er lag benommen und blutend in der mittleren Mulde vorne. Die anderen fünf gepolsterten Passagiermulden waren mit... Schusswaffen gefüllt. Daeman erkannte Varianten der Flechette-Gewehre, die Odysseus mitgebracht hatte, aber auch Handfeuerwaffen und andere, die er noch nie gesehen hatte.

Sie halfen Petyr vom Sonie herunter. Ada riss einen sauberen Stoffstreifen von ihrem Kittel und drückte ihn dem jungen Mann auf die blutende Stirn.

»Ich habe mir den Kopf angeschlagen, als sich das Kraftfeld abgeschaltet hat«, sagte Petyr. »So was Dummes. Ich hätte es eigenständig landen lassen sollen... Ich habe ›manuell‹ gesagt, als sich der Autopilot abgeschaltet hat, kurz nachdem es aus den Wolken gekommen war... ich dachte, ich wüsste, wie man es fliegt... Irrtum.«

»Sei still«, sagte Ada. Tom, Siris und andere halfen, den schwankenden Mann zu stützen. »Du kannst uns alles Weitere erzählen, wenn wir dich ins Haus gebracht haben, Petyr. Ihr Wachen... bitte geht wieder auf eure Posten. Ihr anderen macht weiter mit eurer Arbeit. Loes, vielleicht könntest du mit ein paar Männern diese Waffen und Munitionsmagazine hineinbringen. Möglicherweise sind noch mehr in den Gepäckfächern des Sonies. Legt alles in die Haupthalle. Danke.«

Siris und Tom brachten Desinfektionsmittel und Verbandsmaterial in den Salon, während Petyr mindestens dreißig Leuten seine Geschichte erzählte.

Er schilderte die Voynix-Belagerung der Golden Gate und die Begegnung mit Ariel. »Dann wurde es in der Blase für mehrere Minuten dunkel – das Glas ließ kein Sonnenlicht mehr durch –, und als es wieder transparent wurde, war Harman verschwunden.«

»Wohin, Petyr?« Adas Stimme war ruhig.

»Das wissen wir nicht. Drei Stunden lang haben wir den ganzen Komplex durchsucht, Hannah und ich. Die Waffen haben wir in einer Art Museumsraum gefunden, in einer Blase, in der Hannah noch nicht gewesen war – aber nirgends eine Spur von Harman oder diesem grünen Wesen, Ariel.«

»Wo ist Hannah?«, fragte Daeman.

»Sie ist dort geblieben.« Petyr saß vornübergebeugt da und hielt sich den verbundenen Kopf. »Uns war klar, dass wir das Sonie und möglichst viele Waffen so schnell wie möglich nach Ardis bringen mussten; Ariel hatte das Sonie umprogrammiert, damit der Rückflug langsamer vonstatten ging als der Hinflug, deshalb habe ich ungefähr vier Stunden gebraucht. Ariel hat gesagt, Odysseus käme spätestens in zweiundsiebzig Stunden aus seiner Krippe, wenn die Maschine sein Leben retten könne, und Hannah will dort bleiben, bis sie es weiß... bis sie weiß, ob er es schafft oder nicht. Außerdem haben wir noch viel mehr Waffen gefunden – wir werden mit dem Sonie noch einmal hinfliegen müssen –, und Hannah meint, wir könnten sie dann abholen.«

»Sah es so aus, als ob es den Voynixen in absehbarer Zeit gelingen würde, in die Blasen hineinzukommen?«, fragte Loes.

Petyr schüttelte den Kopf und verzog dann vor Schmerz das Gesicht. »Wir hatten nicht den Eindruck. Sie sind einfach vom Buckyglas abgerutscht, und es gibt offenbar keine funktionierenden Ein- oder Ausgänge, außer dem halb durchlässigen Tor zur Reparaturwerkstatt, aber das hat sich bei meinem Abflug hinter mir geschlossen.«

Daeman nickte nachdenklich. Er erinnerte sich an das reibungsfreie Buckyglas der Crawler-Kanzel auf ihrer Fahrt mit Savi ins Mittelmeerbecken und an die halb durchlässigen Membrantüren oben auf Prosperos Orbitalinsel.

»Jedenfalls hat Hannah rund fünfzig Flechette-Waffen«, sagte Petyr mit einem sarkastischen Grinsen. »Wir haben sie in Truhen und Decken aus dem Museum geschleppt. Sie könnte einen Haufen Voynixe töten, falls sie doch hineingelangen. Außer-

dem ist der Raum, in dem sich Odysseus' Krippe befindet, so etwas wie ein Versteck in dem Komplex.«

»Wir schicken das Sonie aber heute nicht mehr zurück, oder?«, fragte eine Frau namens Salas. »Ich meine...« Sie schaute aus den Fenstern in den dunkler werdenden Nachmittag.

»Nein, wir schicken das Sonie heute nicht mehr zurück«, sagte Ada. »Danke, Petyr. Geh in die Krankenstube und ruh dich ein bisschen aus. Wir holen das Sonie zum Haus herauf und machen eine Bestandsliste der Waffen und der Munition, die du mitgebracht hast. Kann sein, dass du Ardis gerettet hast.«

Die Leute gingen wieder an ihre Arbeit. Selbst draußen auf der fernen Rasenfläche hörte man aufgeregtes Stimmengewirr. Loes und andere, die mit den ursprünglich von Odysseus mitgebrachten Flechette-Gewehren geschossen hatten, testeten die neuen Waffen – alle Flechette-Gewehre, die sie ausprobierten, funktionierten – und richteten einen improvisierten Schießplatz hinter Ardis ein, wo sie damit begannen, andere im Gebrauch der Waffen zu unterweisen. Daeman selbst beaufsichtigte die Reinigung des Sonies. Es erwachte summend zum Leben, als die Kontrollen reaktiviert wurden, und stieg auf seine übliche Schwebehöhe einen Meter über dem Boden. Ein halbes Dutzend Männer beförderten es zu Fuß zum Haus zurück. Die Gepäckfächer im Heck und an den Seiten der Maschine enthielten tatsächlich weitere Schusswaffen.

Am späten Nachmittag, als das winterliche Zwielflicht den Tag vom Himmel vertrieb, ging Daeman schließlich zu Ada hinaus, die bei Hannahs flammendem Feuerturm stand. Er hob an, etwas zu sagen, stellte dann jedoch fest, dass er nicht wusste, was.

»Geh schon«, sagte Ada. »Viel Glück.« Sie küsste Daeman auf die Wange und schob ihn wieder zum Haus zurück.

Im letzten grauen Licht des verschneiten Nachmittags packten Daeman und die neun anderen weitere Armbrustbolzen, Brot, Käse und Wasserflaschen in ihre Rucksäcke – sie erwogen, einige der neuen Flechette-Pistolen mitzunehmen, beschlossen jedoch, es bei den Armbrüsten und Messern zu belassen, Waffen, mit denen sie vertraut waren –, dann gingen sie rasch die zwei Kilometer lange Straße zwischen der Palisadenmauer von Ardis Hall und dem Faxpavillon entlang. Hin und wieder legten sie einen kurzen Trab ein. Schatten bewegten sich im tieferen Schatten des Waldes, aber im freien Gelände ließen sich keine Voynixe blicken. Keine Vögel zwitscherten in den Bäumen – man hörte nicht einmal ihr gelegentliches Flattern und ihre im Winter üblichen Rufe. Bei der Palisade um den Faxpavillon begrüßten die zwanzig nervösen Männer und Frauen, die dort Wache hielten, sie zunächst als ihre früh eingetroffene Ablösung, doch als sie erfuhren, dass die Gruppe wegfaxte, konnten sie ihren Unmut nicht verhehlen. In den letzten vierundzwanzig Stunden war niemand angekommen oder abgereist, und die Männer und Frauen des Wachteams hatten im Wald eine große Zahl von Voynixen gesehen, die sich westwärts bewegten. Sie wussten, dass der Faxknoten-Pavillon nicht wirklich zu verteidigen war, wenn die Voynixe massenhaft angriffen, und sie wollten alle noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder in Ardis sein. Daeman erklärte ihnen, dass Ardis ihnen in dieser Nacht auch keine sichere Zuflucht bieten würde und dass ihre Ablösung wegen der Voynix-Aktivitäten vielleicht nicht mehr rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit zum Faxpavillon käme, dass jedoch in den nächsten paar Stunden jemand mit dem So-

nie herfliegen und nach ihnen sehen würde. Wenn es hier beim Pavillon einen Angriff gab und es den Verteidigern gelang, einen Boten nach Ardis zu schicken, konnte das Sonie Verstärkung bringen, jeweils fünf Mann.

Daeman musterte das Team, das er zusammengestellt hatte – Ramis, Caman, Dorman, Caul, Edide, Cara, Siman, Oko und Elle –, dann erläuterte er den neun Freiwilligen ein letztes Mal, worin ihre Mission bestand: Jeder von ihnen hatte eine Liste mit dreißig Faxknoten-Codes bekommen – Codes, die einfach in numerischer Folge anstiegen, da die Entfernung von Ardis in der Faxwelt ohne Belang war –, und er erklärte ihnen noch einmal, dass sie allen dreißig Knoten einen kurzen Besuch abstatten sollten, bevor sie zurückkehrten. Wenn sie Spuren des blauen Eiskokons und des vielarmigen Setebos vorfanden, sollten sie es notieren, sich alles anschauen, was es vom dortigen Faxpavillon aus zu sehen gab, und so schnell wie möglich wieder verschwinden. Es war nicht ihre Aufgabe zu kämpfen. Wenn bei der jeweiligen Gemeinschaft vor Ort alles normal zu sein schien, sollten sie den Verantwortlichen die Nachricht übergeben und dann so schnell wie möglich zum nächsten Knoten faxen. Selbst wenn es Verzögerungen bei der Übermittlung ihrer Botschaften gab, hoffte Daeman, dass jeder von ihnen seine Mission in weniger als zwölf Stunden erfüllen konnte. Einige der Knoten waren spärlich bewohnt – wenig mehr als eine Ansammlung von Häusern um einen Faxpavillon herum –, sodass die Aufenthalte kurz sein sollten, und noch kürzer, wenn die Menschen geflohen waren. Sollte ein Bote oder eine Botin nicht binnen vierundzwanzig Stunden nach Ardis Hall zurückkehren, würde er oder sie als verloren betrachtet und jemand anders an seiner oder ihrer Stelle ausgeschickt werden,

um diese dreißig Knoten zu benachrichtigen. Sie sollten nur dann früher zurückkehren – bevor sie ihre Rundreise zu den dreißig Knoten beendet hatten –, wenn sie ernsthaft verletzt wurden oder wenn sie etwas erfuhren, was für das Überleben aller Bewohner von Ardis wichtig war. In diesem Fall sollten sie sofort zurückkommen.

Der Mann namens Siman schaute nervös auf die umliegenden Hügel und Wiesen. Es wurde bereits dunkel. Der Mann sagte nichts, aber Daeman konnte seine Gedanken gelesen – *welche Chance hätten sie, wenn sie die zwei Kilometer im Dunkeln zurückzulegen versuchten, während die Voynixe unterwegs waren?*

Daeman rief die Verteidiger des Faxpavillons in ihren Kreis. Er erklärte, falls einer seiner Leute mit wichtigen Nachrichten zurückkomme und das Sonie nicht verfügbar sei, sollten fünfzehn Wachleute den Boten oder die Botin nach Ardis Hall begleiten. Doch der Faxpavillon dürfe auf keinen Fall schutzlos zurückgelassen werden.

»Noch Fragen?«, wandte er sich an seine Leute. Im verlöschenden Licht waren ihre Gesichter weiße Ovale, die ihm zugekehrt waren. Niemand hatte eine Frage.

»Wir reisen in der Reihenfolge der Faxcodes ab.« Er verschwendete keine Zeit damit, ihnen Glück zu wünschen. Einer nach dem anderen faxten sie hinaus, tippten den ersten ihrer Codes in das Eingabefeld an der Säule in der Mitte des Pavillons und verschwanden abrupt. Daeman hatte die letzten dreißig Codes übernommen, hauptsächlich weil Paris-Krater zu diesen hohen Zahlen gehörte, wie auch die anderen Knoten, die er bereits überprüft hatte. Doch als er wegfaxte, tippte er keinen

dieser Codes ein. Stattdessen gab er den kaum bekannten hohen Code für die unbewohnte Tropeninsel ein.

Es war noch helllichter Tag, als er dort ankam. Die Lagune war hellblau, das Wasser jenseits des Riffs von einem tieferen Blau. Sturmwolken ballten sich am westlichen Horizont, und das morgendliche Sonnenlicht beschien die Oberseite der Wolken, die »Stratokumulus« hießen, wie er kürzlich gelernt hatte.

Daeman schaute sich um und vergewisserte sich, dass er allein war, dann zog er sich nackt aus und schlüpfte in die Thermohaut. Die Kapuze ließ er lose im Nacken hängen, die Osmosemaske baumelte an einem Riemen unter seinem Kittel. Dann zog er Hose, Kittel und Schuhe an und stopfte seine Unterwäsche in den Rucksack.

Er überprüfte die anderen Dinge im Rucksack – gelbe Stoffstreifen, die er in Ardis zurechtgeschnitten hatte, die beiden primitiven Klauenhämmer, die er sich von Reman hatte schmieden lassen, dem besten Eisenwerker in Ardis, wenn Hannah nicht da war. Seilrollen. Zusätzliche Armbrustbolzen.

Er wäre gern als Erstes nach Paris-Krater zurückgekehrt, aber dort war es tiefe Nacht, und um zu sehen, was er sehen musste, brauchte Daeman Tageslicht. Er wusste, dass er bis zum Sonnenaufgang in Paris-Krater ungefähr sieben Stunden Zeit hatte, und er war ziemlich sicher, dass er bis dahin den größten Teil seiner restlichen neunundzwanzig Knoten besuchen konnte. Zu einigen war er bereits nach seiner letzten Flucht aus Paris-Krater gefaxt – Kiew, Bellinbad, Ulanbat, Chom, Lomans Anwesen, Drid, Fuego, Kapstadt-Turm, Devi, Mantua und Satle Heights. Nur Chom und Ulanbat waren zu diesem Zeitpunkt mit dem blauen Eis infiziert gewesen, und er hoffte, dass es

nicht schlimmer geworden war. Selbst wenn er volle zwölf Stunden brauchte, um die Menschen in den anderen Städten und bei den anderen Knoten zu warnen, würde es heller Tag sein, wenn er als Letztes nach Paris-Krater faxte.

Und in Paris-Krater wollte er tun, was er tun musste.

Daeman legte seinen schweren Rucksack an, hob die Armbrust auf, ging zum Pavillon zurück, verabschiedete sich von den tropischen Brisen und dem Rascheln der Palmwedel und gab den ersten Code auf seiner Liste ein.

33

Achilles hat den toten, aber perfekt erhaltenen Körper der Amazone Penthesilea fast hundertvierzig Kilometer weit den Hang des Olympos hinaufgetragen, und er ist bereit, sie noch weitere zweihundert Kilometer zu tragen – oder fünfhundert oder fünftausend, wenn es sein muss –, doch an diesem dritten Tag, irgendwo in knapp zwanzig Kilometer Höhe, verflüchtigen sich die Luft und die Wärme vollständig.

Drei Tage und Nächte, nur unterbrochen von kurzen Schlaf- und Ruhepausen, ist Achilles, Sohn des Peleus und der Göttin Thetis, Enkel des Aiakos, in der glasummantelten Röhre der zum Gipfel des Olympos führenden Rolltreppe nach oben gestiegen. Obwohl der unterste Teil der Rolltreppe in den ersten Tagen der Kämpfe zwischen Hektors und Achilles' Truppen und den unsterblichen Göttern zerstört worden ist, hat sie ihre atembare Atmosphäre weitgehend beibehalten, und auch die

Heizelemente funktionieren noch. Bis in eine Höhe von knapp zwanzig Kilometern hinauf. Bis hierher. Bis jetzt.

Hier hat ein Blitzstrahl oder eine Plasmawaffe die Rolltreppe vollständig durchtrennt und eine Lücke von einem halben Kilometer oder mehr gerissen, sodass die gläserne Rolltreppe auf dem roten vulkanischen Hang einer Schlange gleicht, die mit einer Hacke in zwei Hälften zerteilt worden ist. Achilles zwingt sich durch das Kraftfeld am offenen Ende der Röhre und überquert diese schreckliche freie Fläche. Er trägt seine Waffen, seinen Schild und Penthesileas Körper; der Leichnam der Amazone ist mit Pallas Athenes konservierendem Ambrosia gesalbt und in einstmals weißes Leintuch aus seinem Befehlszelt gehüllt. Doch als er die andere Seite erreicht – wegen des niedrigen Luftdrucks sind seine Lungen kurz davor zu platzen, seine Augen brennen, und seine Ohren bluten, und seine Haut ist versengt von der brennenden Kälte –, sieht er, dass die Röhre noch auf Kilometer hinaus zerstört ist. Die Ruine zieht sich über den immer weiter zurückweichenden, gekrümmten Hang des Olymps nach oben; in ihrem Inneren gibt es weder Luft noch Wärme. Statt einer Treppe, die er emporsteigen kann, sieht Achilles nur noch eine Reihe einzelner Trümmerstücke aus gezacktem Metall und verformtem Glas, so weit das Auge reicht. Luftlos, eisig kalt, bietet die Rolltreppe nicht einmal Schutz vor den heulenden Winden des Jetstreams.

Fluchend und nach Luft ringend taumelt Achilles wieder den Hang hinunter, zwingt sich erneut durch das summende Kraftfeld an der Öffnung der Glasröhre und sinkt auf die Metallstufen, wobei er seine eingepackte Last sanft niederlegt. Seine Haut ist wund und rissig von der Kälte – *wie kann es so nah bei der Sonne so kalt sein?*, fragt er sich. Der fußschnelle Achilles ist

sicher, dass er höher hinaufgestiegen ist, als Ikarus flog, und das Wachs auf den Schwingen des Jungen, der ein Vogel sein wollte, war in der Wärme der Sonne geschmolzen. Oder nicht? Aber die Berggipfel im Land seiner Kindheit – Chirons Land, dem Land der Kentauren – waren kalte, windige, ungastliche Orte, wo die Luft immer dünner wurde, je höher man stieg. Achilles erkennt, dass er vom Olympos mehr erwartet hat.

Er nimmt einen Lederbeutel von seinem Umhang, holt einen kleinen Weinschlauch aus dem Beutel und spritzt sich den letzten Rest Wein zwischen die ausgetrockneten und rissigen Lippen. Vor zehn Stunden hat er den letzten Käse und das letzte Brot gegessen, voller Zuversicht, dass er bald den Gipfel erreichen würde. Aber der Olympos scheint keinen Gipfel zu haben.

Es kommt ihm vor, als wäre er schon monatelang unterwegs, als hätte er diese Reise nicht erst vor drei Tagen begonnen – an dem Tag, als er Penthesilea getötet hat, dem Tag, als sich das Loch geschlossen und ihn von Troja, seinen Myrmidonen und Achäern getrennt hat. Nicht dass ihm das Verschwinden des Lochs etwas ausgemacht hätte, er wäre ohnehin nicht zur Ebene von Troja zurückgekehrt, bevor Penthesilea nicht wieder zum Leben erwacht und seine Braut war. Aber er hatte diese Expedition nicht geplant. An jenem Morgen von drei Tagen, als Achilles von seinem Zelt auf dem Schlachtfeld am Fuß des Olympos aufgebrochen war, hatte er nur ein paar Brocken Nahrung in den Kampf gegen die Amazonen mitgenommen; eigentlich hatte er schon ein paar Stunden später wieder zurück sein wollen. An jenem Morgen war ihm seine Kraft so grenzenlos erschienen wie sein Zorn.

Nun fragt sich Achilles, ob er die Kraft besitzt, die hundertvierzig Kilometer lange Metalltreppe wieder hinunterzusteigen.

Vielleicht, wenn ich den Leichnam der Frau zurücklasse.

Noch während der Gedanke durch sein erschöpftes Bewusstsein schlüpft, weiß er, dass er das nicht tun wird... er kann es nicht. Was hat Athene gesagt? »*Von diesem speziellen Zauber der Aphrodite gibt es keine Erlösung – die Pheromone haben gesprochen, und ihr Urteil ist endgültig. Penthesilea wird deine einzige Liebe in diesem Leben sein, entweder als Leiche oder als lebendige Frau...*«

Achilles, der Sohn des Peleus, hat keine Ahnung, was Pheromone sein könnten, aber er weiß, dass Aphrodites Fluch durchaus real ist. Die Liebe zu dieser Frau, die er so brutal getötet hat, nagt heftiger an seinen Gedärmen als die Hungergefühle, die seinen Magen knurren lassen. Er wird auf gar keinen Fall umkehren. Athene hat gesagt, es gebe Genesungstanks auf dem Gipfel des Olymps, das Geheimnis der Götter, die Quelle ihrer körperlichen Wiederherstellung und ihrer Unsterblichkeit – einen geheimen Weg um die unantastbare Linie zwischen dem Licht und der Dunkelheit, die das Gehege der Zähne des Todes ist. Die Genesungstanks... dorthin wird Achilles Penthesilea bringen. Wenn sie wieder atmet, wird sie seine Braut werden, und nicht einmal die Moiren persönlich werden ihn aufhalten können.

Doch nun zittern ihm die kräftigen, gebräunten Arme vor Erschöpfung, und er beugt sich vor und stützt diese Arme auf seine blutigen Knie, direkt über den Beinschienen. Er schaut durch das Glasdach und die gläsernen Seitenwände der umschlossenen Metalltreppe hinaus und nimmt zum ersten Mal seit drei Tagen den Anblick wirklich in sich auf.

Es ist kurz vor Sonnenuntergang, und der Schatten des Olympos erstreckt sich weit über die rote Landschaft unter ihm.

Das Loch ist fort, und auf der roten Ebene unten brennen keine Schlachtfeld-Lagerfeuer mehr. Über einen großen Teil der hundertvierzig Kilometer hinweg, die er emporgestiegen ist, kann Achilles die Schlangenlinie der gläsernen Rolltreppe sehen; ihr Glas fängt mehr Licht ein als die dunklen Hänge unter ihr. Weiter draußen fällt der Schatten des Berges auf die Küstenlinie, auf ferne Hügel und das blaue Meer, das so träge von Norden heranrollt. Im Osten sieht Achilles nun die weißen Gipfel dreier weiterer hoher Berge, die über tief hängende Wolken aufragen und den roten Lichtschein des Sonnenuntergangs einfangen. Der Rand der Welt ist gekrümmt. Das kommt Achilles sehr seltsam vor, denn wie jedermann weiß, ist die Welt entweder flach oder untertassenförmig, und die fernen Mauern krümmen sich nach oben und nicht nach unten, wie es der Rand dieser Welt nun im Abendlicht tut. Dies ist offensichtlich nicht der Berg Olympos in Griechenland, aber das ist Achilles schon seit vielen Monaten klar. Diese Welt mit ihrer roten Erde, ihrem blauen Himmel und diesem unglaublich hohen Berg ist die wahre Heimat der Götter, und vermutlich kann sich der Horizont hier nach unten krümmen und alles tun, was ihm sonst noch beliebt.

Er dreht sich um und schaut wieder nach oben, und just in diesem Moment tritt ein Gott in sein Blickfeld.

Nach olympischen Maßstäben ist es ein kleiner Gott, ein bärtiger, hässlicher Zwerg – gerade einmal einen Meter achtzig groß –, und als er dort draußen herumstolpert und seine beschädigte Rolltreppe in Augenschein nimmt, sieht Achilles, dass er verkrüppelt ist und fast einen Buckel hat. Achilles, der mit dem olympischen Pantheon so vertraut ist wie jeder andere

achäische Held, weiß sofort, wer das ist – Hephaistos, der Gott des Feuers, der oberste Handwerker der Götter.

Hephaistos scheint mit der Begutachtung der Schäden, die sein Werk davongetragen hat, beinahe fertig zu sein – er steht mit dem Rücken zu Achilles draußen in der eisigen Kälte und dem heulenden Jetstream, kratzt sich den Bart und murmelt vor sich hin, während er die Trümmer inspiziert –, und es sieht so aus, als hätte er Achilles und sein in ein Leintuch gehülltes Bündel noch gar nicht bemerkt.

Achilles wartet nicht, bis er sich umdreht. Der fußschnelle Männertöter stürmt mit Höchstgeschwindigkeit durch das Kraftfeld und attackiert den Gott des Feuers mit seinen Lieblings-Ringergriffen – zuerst mit dem berühmten »Durchdreher«, der ihm zahllose Preise bei Ringkämpfen eingetragen hat: Er fasst den Gott um die stämmige Taille, wirbelt ihn herum und wirft ihn mit dem Kopf voran aufs rote Gestein. Hephaistos brüllt einen Fluch und versucht aufzustehen. Achilles packt den Göttergnom an dessen dickem Unterarm und wendet den »Armdrehschwung« an: Er schleudert Hephaistos so über seine Schulter, dass er sich überschlägt und mit dem Rücken auf den Boden kracht.

Hephaistos stöhnt und stößt einen wahrhaft obszönen Fluch aus.

In dem Wissen, dass der Gott gleich wegteleportieren wird, stürzt sich Achilles auf die kleinere, massigere Gestalt, schlingt die Beine in einem rippenbrechenden Zangengriff um Hephaistos' Taille, legt den linken Arm um den Hals des bärtigen Gottes, zieht das kurze, Götter tötende Messer aus dem Gürtel und hält es dem Feuergott unters Kinn.

»Wenn du wegfliegst, komme ich mit dir und bringe dich gleichzeitig um«, zischt Achilles dem großen Handwerker ins haarige Ohr.

»Du... kannst... einen... Gott... nicht... töten, verdammt noch mal«, keucht Hephaistos und versucht mit seinen plumpen, schwieligen Götterfingern, Achilles' Unterarm von seiner Kehle wegzudrücken.

Achilles verpasst Hephaistos mit Athenes Klinge einen acht Zentimeter langen, aber nicht sehr tiefen Schnitt unter dem Kinn. Goldener Ichor ergießt sich in den struppigen Bart. Zugleich schließt er die Beine noch fester um die knarrenden Rippen des Gottes.

Der Gott schickt einen Stromstoß durch seinen Körper und in Achilles' Schenkel. Achilles verzieht das Gesicht bei der hohen Spannung, lässt jedoch nicht los. Der Gott versucht sich mit übermenschlicher Kraft zu befreien – Achilles kontert mit größerer übermenschlicher Kraft und hält ihn fest, wobei er den Druck seiner überkreuzten Beine verstärkt. Er presst dem rotgesichtigen Gott die Klinge noch fester unters Kinn.

Hephaistos grunzt, gibt einen bellenden Laut von sich und erschlaft. »Schon gut... es reicht«, keucht er. »Diesmal hast du gewonnen, Pelide.«

»Gib mir dein Wort, dass du nicht verschwindest.«

»Ich gebe dir mein Wort«, ächzt Hephaistos. Er stöhnt, als Achilles den Druck seiner mächtigen Schenkel verstärkt.

»Und merk dir, dass ich dich töten werde, wenn du dein Wort brichst«, knurrt Achilles und rollt sich weg, weil ihm klar ist, dass er in der dünnen Luft höchstens noch ein paar Sekunden bei Bewusstsein bleiben kann. Er packt den Feuergott an seinem

Chiton und seinen verfilzten Haaren und schleift ihn durch das Kraftfeld in die Wärme und die sauerstoffreiche Luft der umschlossenen gläsernen Treppe.

Drinne wirft Achilles den Gott sofort auf die Metallstufen und schlingt die Beine wieder um seine Rippen. Bei Hockenberg und den Göttern hat er gesehen, dass sie beim Qten jeden mitnehmen, der Körperkontakt mit ihnen hat.

Hephaistos schnauft und stöhnt. Er wirft einen Blick auf den in Leinen gehüllten Körper Penthesileas. »Was treibt dich auf den Olymp, fußschneller Achilles? Willst du dort oben deine Wäsche waschen?«

»Halt den Mund«, stößt Achilles hervor. Die drei Tage ohne Nahrung und die Anstrengungen des Aufstiegs auf einen luftlosen Berg bis in eine Höhe von zwanzig Kilometer haben ihn zu viel Kraft gekostet. Er merkt, dass ihn seine übermenschliche Kraft verlässt, wie Wasser aus einem Sieb läuft. Noch eine Minute, und er muss Hephaistos loslassen – oder töten.

»Woher hast du das Messer, Sterblicher?«, fragt der bärtige Gott, aus dessen Wunde Ichor rinnt.

»Pallas Athene hat es mir anvertraut.« Achilles sieht keinen Grund zu lügen, und im Gegensatz zu manchen anderen – zum Beispiel zum listenreichen Odysseus – lügt er sowieso nie.

»Athene, hm?«, grunzt Hephaistos. »Sie ist die Göttin, die ich mehr liebe als alle anderen.«

»Ja, das habe ich gehört«, sagt Achilles. In Wahrheit hat er gehört, dass Hephaistos der jungfräulichen Göttin jahrhundertlang nachgestellt hat, um sich an ihr zu vergehen. Einmal kam er so nah an sie heran, dass Athene Hephaistos' geschwollenes Glied von ihren Schenkeln wegschlug – wobei die Griechen mit

dem Wort für »Schenkel« kokett die weibliche Scham meinten – , und der bärtige, verkrüppelte Gott ejakulierte bei seinen eifrigen Trockenübungen über ihre Beine, als die stärkere Göttin ihn von sich wegstieß. Als Kind hat Achilles' Stiefvater, der Kentaur Chiron, ihm viele Geschichten erzählt, in denen die Wolle, *erion*, mit der Athene den Samen wegwischte, und der Staub, in den dieser Samen fiel, interessante Rollen spielten. Als Mann und größter Krieger der Welt hat Achilles die Barden vom »Liebestau« singen hören – *herse* oder *drosos* in der Sprache seiner Heimatinsel –, aber diese Wörter standen auch für ein neugeborenes Kind. Es hieß, dass etliche menschliche Helden – nicht wenige behaupteten, Apollo gehöre dazu – aus dieser mit Samen befruchteten Wolle und diesem Staub geboren worden waren.

Achilles beschließt, jetzt keine dieser Geschichten zu erwähnen. Außerdem ist er am Ende seiner Kräfte – er muss sich den Atem sparen.

»Lass mich los, dann werde ich dein Verbündeter sein«, sagt Hephaistos. Er schnappt wieder nach Luft. »Wir sind ohnehin wie Brüder.«

»Wie kommst du darauf?«, bringt Achilles heraus. Wenn er Hephaistos loslassen muss, wird er dem Handwerker Athenes Götter tötenden Dolch durch den Unterkiefer in den Schädel treiben und sein Gehirn wie einen Fisch im Fluss aufspießen und herausziehen.

»Als ich nicht lange nach der Verwandlung ins Meer geworfen wurde, haben mich die Okeanide Eurynome und deine Mutter, Thetis, in ihrem Schoße aufgenommen«, keucht der Gott. »Ich wäre ertrunken, wenn deine Mutter – die teure The-

tis, Tochter des Nereus – mich nicht aufgefangen und für mich gesorgt hätte. Wir sind wie Brüder.«

Achilles zögert.

»Wir sind mehr als Brüder«, ächzt Hephaistos. »Wir sind Verbündete.«

Achilles schweigt, um seine herannahende Schwäche nicht zu verraten.

»Verbündete«, schreit Hephaistos, dessen Rippen eine nach der anderen wie Schösslinge in der Kälte brechen. »Meine geliebte Mutter, Hera, hasst das unsterbliche Miststück Aphrodite, deine Feindin. Meine angebetete Geliebte, Athene, hat dir ihr Messer gegeben, wie du sagst – deshalb möchte ich dir helfen.«

»Bring mich zu den Genesungstanks«, stößt Achilles hervor.

»Zu den Genesungstanks?« Hephaistos atmet tief ein, als Achilles den Druck ein wenig verringert. »Dort wird man dich jetzt erwischen, Sohn des Peleus und der Thetis. Auf dem Olymp herrschen heute *Kaos* und Bürgerkrieg – Zeus ist verschwunden –, aber die Genesungstanks werden trotzdem bewacht. Es ist noch nicht dunkel. Komm mit in mein Heim, iss, trink, erfrische dich, dann bringe ich dich mitten in der Nacht zu den Genesungstanks, wenn nur der monströse Heiler und einige wenige schläfrige Wachposten dort sind.«

Essen?, denkt Achilles und merkt, dass er tatsächlich kaum imstande sein wird, zu kämpfen – geschweige denn anderen zu befehlen, Penthesilea wieder zum Leben zu erwecken –, wenn er nicht bald etwas in den Magen bekommt.

»Einverstanden«, grunzt Achilles, löst die Beinklammer um die Leibesmitte des bärtigen Gottes und steckt Athenes Messer

wieder in seinen Gürtel. »Bring mich in dein Heim auf dem Gipfel des Olymps. Aber keine Tricks.«

»Keine Tricks«, knurrt Hephaistos mit finsterer Miene und betastet seine geschundenen, gebrochenen Rippen. »Aber es ist ein schlimmer Tag, wenn ein Unsterblicher so behandelt werden kann. Nimm meinen Arm, und wir qten dorthin.«

»Warte«, sagt Achilles. Er kann Penthesileas Körper kaum auf seine Schulter heben, so schwach ist er. »In Ordnung«, sagt er und packt den behaarten Unterarm des Gottes, »jetzt können wir gehen.«

34

Die Voynixe griffen kurz nach Mitternacht an.

Nachdem Ada geholfen hatte, das Abendessen zuzubereiten und es den Heerscharen in Ardis Hall zu servieren, hatte sie draußen daran mitgearbeitet, die Verteidigungsanlagen zu verstärken. Es war eine elende Schufferei, doch obwohl Peaen, Loes, Petyr und Isis – die alle wussten, dass sie schwanger war – sie davon abzuhalten versuchten, blieb sie draußen in der Kälte und im leichten Schnee und half, die Gräben rund dreißig Meter vor den Palisadenzäunen auszuheben. Es war Harmans und Daemans Idee gewesen – Feuergräben, gefüllt mit ihrem kostbaren Laternenöl, das angezündet werden sollte, wenn es den Voynixen gelang, die Palisade zu durchbrechen –, und Ada wünschte, dass Harman und Daeman an diesem Abend hier wären, um beim Graben zu helfen.

Die Erde war gefroren, und Ada merkte, dass sie zu müde war, die oberste Erdschicht zu durchstoßen, obwohl sie eine der schärferen Schaufeln hatte. Das frustrierte sie dermaßen, dass sie sich die Tränen und den Rotz abwischen musste, während sie darauf wartete, dass Greogi und Emme die gefrorene Erde aufbrachen, bevor sie sie wegschaufeln konnte. Zum Glück war es dunkel, und niemand schaute sie an. Hätte sie jemand weinen sehen, hätte sie vor Scham nur noch heftiger geschluchzt. Als Petyr von seiner Arbeit in der Haupthalle kam, wo er die letzten Schutzvorkehrungen im Erdgeschoss traf, und sie erneut bat, wenigstens ins Haus zu kommen, erklärte sie ihm wahrheitsgemäß, dass sie gern hier draußen in der Kette mit den mehreren hundert anderen zusammenarbeitete. Die manuelle Arbeit und die Nähe so vieler Menschen bewirkten, dass sie sich besser fühle, und hielten sie davon ab, über Harman nachzudenken, sagte sie. Es war die Wahrheit.

Nicht lange nach zehn Uhr abends waren die Gräben fertig. Es waren bestenfalls primitive Rinnen – Durchmesser anderthalb Meter, höchstens einen halben Meter tief, ausgelegt mit Plastiktüten, die sie in den vergangenen Wochen in Chom ergattert hatten. Am Rand der Gräben standen Fässer, in der Diele Kanister mit dem kostbaren Lampenöl bereit – Petroleum hatte Harman es genannt –, das sie in die Gräben gießen und anzünden konnten, wenn die Verteidiger auf der Palisade den Rückzug antreten mussten.

»Und was passiert, nachdem wir den Beleuchtungsbrennstoff für ein ganzes Jahr in ein paar Minuten aufgebraucht haben?«, hatte Anna gefragt.

»Wir sitzen im Dunkeln«, hatte Adas Antwort gelautes. »Aber wir sind am Leben.«

In Wahrheit war sie nicht hundertprozentig von dieser Einschätzung überzeugt. Wenn die Voynixe die äußere Einfriedung überwandern, dann bezweifelte sie, dass eine kleine Feuerwand – sofern sie überhaupt noch dazu kamen, das Petroleum anzuzünden – sie zurückhalten würde. Harman und Daeman hatten die Pläne für die Verstärkung von Ardis' Türen und die Befestigung der schweren Läden an der Innenseite aller Fenster im Erdgeschoss und im ersten Stock mitentwickelt – die Arbeit lief seit drei Tagen und war Petyr zufolge fast beendet –, aber auch was diese Verteidigungslinie betraf, war Ada skeptisch.

Als die Gräben fertig, die Wache auf den Palisaden verdoppelt und festgelegt worden war, war die Petroleum-Kanister in der Diele im Falle eines Angriffs zu den Gräben bringen sollte, die neuen Flechette-Gewehre und -Pistolen – genug, um jeden sechsten in Ardis zu bewaffnen, ein himmelweiter Unterschied zu den drei Flechette-Gewehren, die sie zuvor besessen hatten – verteilt worden waren und Greogi mit dem Sonie über ihnen kreiste und Wache hielt, ging Ada hinein, um Petyr bei den Schutzvorrichtungen im Haus zu helfen.

Die schweren Läden waren so gut wie fertig – große, massive Holzplanken, die tief in den uralten Eichenrahmen der Fenster von Ardis Hall verankert worden waren und jederzeit zugeklappt und mit den in Hannahs Kuppelofen geschmiedeten eisernen Riegeln verschlossen werden konnten. Es sah so hässlich aus, dass Ada einfach nur zustimmend nickte und sich dann abwandte, weil ihr die Tränen kamen.

Sie rief sich in Erinnerung, wie schön und geschmackvoll Ardis Hall noch vor weniger als einem Jahr gewesen war – Bestandteil einer fast zweitausend Jahre zurückreichenden Tradi-

tion. Es war immer ein wundervoller Ort zum Leben und Feiern gewesen – kultiviert, geschmackvoll, elegant. Noch vor nicht ganz einem Jahr hatten sie hier komfortabel Harmans neunundneunzigsten Geburtstag begangen, mit einem großen Fest draußen unter den ausladenden Ulmen und Eichen – brennende Laternen in den Bäumen, Speisen aus jedem Winkel des Planeten, die von schwebenden Servitoren aufgetragen wurden, lammfromme Voynixe, die Karriolen und Droschken über die Schotterauffahrt zur beleuchteten vorderen Veranda zogen, Männer und Frauen aus aller Welt in ihren feinsten Gewändern und mit eleganten Frisuren. Als Ada nun den Blick über die vielen Menschen in groben Kitteln schweifen ließ, die in dem voll gestopften Salon herumwimmelten, die Laternen, die im Dunkeln zischten und spuckten, das zusammengerollte Bettzeug auf dem Boden und die Flechette-Gewehre und Armbrüste, die in greifbarer Nähe aufgestapelt waren, das Feuer, das nicht des Ambientes wegen im Kamin brannte, sondern um lebenswichtige Wärme zu spenden, während zwanzig erschöpfte und schmutzige Männer und Frauen in der Nähe der Feuerstelle schnarchten, überall schmutzige Stiefelabdrücke und schwere hölzerne Läden, wo früher einmal die schönen Vorhänge ihrer Mutter gehangen hatten, dachte Ada: *So weit ist es also mit uns gekommen.*

Ja, so weit war es gekommen.

Vierhundert Menschen lebten jetzt in und um Ardis herum. Es war nicht mehr Adas Zuhause. Oder vielmehr, es war jetzt ein Zuhause für jeden, der bereit war, hier zu leben und dafür zu kämpfen.

Petyr zeigte ihr die Läden und zusätzliche Vorrichtungen: im Erdgeschoss und im ersten Stock Schlitze in den Fensterläden,

oben auch im Boden, durch die die Verteidiger weiterhin Pfeile, Armbrustbolzen und Flechettes auf die Voynixe abfeuern konnten, falls diese die Palisade durchbrachen, im zweiten Stock kochendes Wasser in riesigen Bottichen, die mit Winden zu den hohen Giebelterrassen oben hinaufgehievt wurden, von wo aus die letzten Verteidiger die heiße Flüssigkeit auf die Voynixe schütten konnten. Harman hatte diese Idee aus einem seiner alten Bücher gesiglt. Nun brodelten Wasser und Öl in großen Bottichen auf improvisierten Öfen, die in die ehemaligen Privaträume von Adas Familie hinaufgeschleppt worden waren. Es war alles hässlich, aber es sah so aus, als könnte es funktionieren.

Greogi kam herein.

»Das Sonie?«, fragte Ada.

»Oben auf der Jinker-Plattform. Reman und die anderen machen sich bereit, mit Bogenschützen aufzusteigen.«

»Was hast du gesehen?«, fragte Petyr. Sie schickten nach Sonnenuntergang keine Erkundungstrupps mehr in den Wald – die Voynixe konnten im Dunkeln besser sehen als Menschen, und in einer solch bewölkten Nacht ohne Mondschein oder Ringlicht war es einfach zu riskant –, sodass die Sonie-Ausflüge nun diese Aufgabe übernommen hatten.

»Im Dunkeln und bei dem Schneeregen ist es schwer, etwas zu erkennen«, sagte Greogi. »Aber wir haben Leuchtkugeln in den Wald geworfen. Überall sind Voynixe – mehr, als wir jemals gesehen haben...«

»Wo kommen die bloß alle her?«, fragte eine ältere Frau namens Uru, die sich die Ellbogen rieb, als wäre ihr kalt. »Per Fax

kommen sie jedenfalls nicht. Ich hatte gestern Wachdienst und...«

»Das ist momentan nicht unser Problem«, fiel ihr Petyr ins Wort. »Was hast du sonst noch gesehen, Greogi?«

»Sie bringen immer noch Steine vom Fluss herauf«, sagte der kleine, rotgesichtige Mann.

Ada zuckte zusammen. Die Fußpatrouillen hatten das schon zur Mittagszeit gemeldet: Voynixe waren dabei gesichtet worden, wie sie schwere Steine schleppten und im Wald aufstapelten. Dieses Verhalten hatten die Leute von Ardis noch nie bei ihnen gesehen, und jede neue Verhaltensweise der Voynixe machte Ada krank vor Angst.

»Sieht es so aus, als würden sie etwas bauen?«, fragte Casman. Seine Stimme klang beinahe hoffnungsvoll. »Eine Mauer oder so? Unterstände?«

»Nein, sie stapeln die Steine einfach nur in Reihen und Haufen nahe beim Waldrand«, sagte Greogi.

»Wir müssen davon ausgehen, dass sie sie als Geschosse benutzen werden«, meinte Siris leise.

Ada dachte an all die Jahre – Jahrhunderte –, in denen die Voynixe mächtige, aber passive stumme Diener gewesen waren, die alle von den Altmenschen nicht mehr wahrgenommenen Aufgaben erledigt hatten – sie hüteten und schlachteten die Tiere für sie, beschützten sie vor ERNistischen Dinosauriern und anderen gefährlichen Replikantengeschöpfen, zogen Droschken und Karriolen, als wären sie Lasttiere. Vor dem letzten Fax vor eintausendvierhundert Jahren waren die Voynixe angeblich jahrhundertlang überall reglos und teilnahmslos herumgestanden – einfach nur kopflose Statuen mit ledrigen

Höckern und metallenen Panzern. Bis zum Absturz vor neun Monaten, als Prosperos Insel in zehntausend feurigen Meteoritenstücken vom Ä-Ring heruntergekommen war, hatte seit Menschengedenken niemand einen Voynix etwas Unerwartetes tun, geschweige denn auf eigene Faust handeln sehen.

Die Zeiten hatten sich geändert.

»Wie schützen wir uns gegen Steinwürfe?«, fragte Ada. Voynix besaßen kräftige Arme.

Kaman, einer von Odysseus' ersten Schülern, trat etwas weiter ins Zentrum des Kreises, der sich hier im Salon im ersten Stock gebildet hatte. »Ich habe letzten Monat ein Buch gesiglt, das von alten Belagerungsgeräten und Maschinen aus der Zeit vor dem Untergegangenen Zeitalter handelte. Sie konnten große Steine, Felsbrocken, kilometerweit schleudern.«

»Gab es Schaubilder in dem Buch?«, fragte Ada.

Kaman kaute auf seiner Lippe. »Eines. Es war nicht so recht klar, wie es funktionierte.«

»Das ist sowieso keine Verteidigungsvorrichtung«, sagte Pe-tyr.

»Aber damit könnten wir die Steine zu ihnen zurückschleudern«, sagte Ada. »Kaman, weshalb holst du dieses Buch nicht und bringst es Reman, Emme, Loes, Caul und einigen der anderen, die Hannah beim Kuppelofen helfen und handwerklich besonders geschickt sind...«

»Caul ist weg«, sagte die Frau mit den kürzesten Haaren in Ardis, Salas. »Er ist heute mit Daeman und dieser Gruppe aufgebrochen.«

»Na schön, dann bring es jedem, der noch da ist und handwerkliches Geschick besitzt«, sagte Ada zu Kaman.

Der dünne, bärtige Mann nickte und trabte zur Bibliothek.

»Wir werfen ihnen ihre Steine zurück?«, fragte Petyr mit einem Lächeln.

Ada zuckte die Achseln. Sie wünschte, Daeman und die neun anderen wären nicht fortgegangen. Sie wünschte, Hannah wäre von der Golden Gate zurückgekommen. Am allermeisten wünschte sie, Harman wäre hier.

»Na los, machen wir unsere Arbeit fertig, Leute«, sagte Petyr. Die Gruppe löste sich auf, und Greogi führte einige von ihnen nach oben zur Jinker-Plattform, um wieder mit dem Sonie zu starten. Andere gingen ins Bett.

Petyr berührte Ada am Arm. »Du musst ein bisschen schlafen.«

»Wache halten...«, murmelte Ada. Ein lautes Summen schien in der Luft zu liegen, als wären die Zikaden des Sommers zurückgekehrt. Petyr schüttelte den Kopf und führte sie über den Flur zu ihrem Zimmer. *Zu Harmans und meinem Zimmer*, dachte sie.

»Du bist erschöpft, Ada. Du bist seit zwanzig Stunden ununterbrochen auf den Beinen. Alle Leute von der Tagesschicht schlafen jetzt. Wir haben zusätzliche Leute auf den Mauern, und ein paar halten vom Sonie aus Wache. Für heute haben wir alles getan, was wir können. Du musst ein bisschen schlafen. Du bist etwas Besonderes.«

Ada zog schockiert den Arm weg. »Ich bin nichts Besonderes!«

Petyr starrte sie an. Im flackernden Laternenlicht vom Flur waren seine Augen dunkel. »Doch, das bist du, Ada, ob du es wahrhaben willst oder nicht. Du bist ein Teil von Ardis. Für so viele von uns bist du die leibhaftige Verkörperung dieses Ortes. Du bist immer noch unsere Gastgeberin, ob du es zugibst oder nicht. Die Leute warten auf deine Entscheidungen, und nicht nur, weil Harman seit Monaten de facto unser Anführer ist. Außerdem bist du die einzige Schwangere hier.«

Dem konnte Ada nicht widersprechen. Sie ließ sich zu ihrem Zimmer führen.

Ada wusste, dass sie schlafen sollte – sie musste schlafen, wenn sie Ardis oder sich selbst irgendwie von Nutzen sein sollte –, aber der Schlaf floh sie. Sie lag nur da, machte sich Sorgen um die Schutzvorkehrungen und dachte an Harman. Wo war er? Lebte er noch? Ging es ihm gut? Würde er zu ihr zurückkommen?

Sobald diese aktuelle Voynix-Bedrohung vorbei war, würde sie zur Golden Gate bei Machu Picchu fliegen – niemand konnte sie davon abhalten – und ihren Geliebten, ihren *Mann* finden, und wenn es das Letzte war, was sie tat.

Ada stand in dem dunklen Zimmer auf, ging zu ihrer Kommode hinüber, holte das Turin-Tuch heraus und nahm es mit zum Bett. Sie verspürte keinen Drang, noch einmal mittels einer Funktion mit den Bildern zu interagieren – ihre Erinnerung an den sterbenden Mann in dem Turm, der zu ihr aufblickte, sie *sah*, war noch schrecklich frisch –, aber sie wollte die Bilder des alten Troja Wiedersehen. *Eine Stadt im Belagerungszustand* – je-

mandes Zuhause im Belagerungszustand. Vielleicht würde ihr das Hoffnung geben.

Sie ließ sich aufs Bett sinken, legte sich die aufgestickten Mikroschaltkreise im Tuch auf die Stirn und schloss die Augen.

Es ist Morgen in Ilium. Helena von Troja betritt die Haupthalle von Priamos' provisorischem Palast – ehemals Paris' und Helenas Heim – und gesellt sich mit schnellen Schritten zu Cassandra, Andromache, Herophile und der großgewachsenen Sklavin von Lesbos, Hypsipyle, die in einer Traube von Frauen königlichen Geblüts links hinter König Priamos' Thron stehen.

Andromache wirft Helena einen Blick zu. »Wir haben Dienerinnen zu dir geschickt, die dich suchen sollten«, flüstert sie. »Wo bist du gewesen?«

Helena hat gerade noch Zeit gehabt, ein Bad zu nehmen und in saubere Kleidung zu schlüpfen, nachdem sie Menelaos entkommen ist und den sterbenden Hockenberry im Turm zurückgelassen hat. »Ich war spazieren«, erwidert sie ebenso leise.

»Spazieren«, sagt die schöne Cassandra im Ton einer Betrunkenen, der so häufig mit ihren Trancezuständen einhergeht. Die blonde Frau grinst spöttisch. »Spazieren... mit deinem Messer, liebe Helena? Hast du es gut abgewischt?«

Andromache bringt Priamos' Tochter zum Schweigen. Die Sklavin Hypsipyle beugt sich näher zu Cassandra, und Helena sieht, dass sie die Prophetin an ihrem blassen Arm gepackt hat. Cassandra zuckt bei dem Druck zusammen – Hypsipyles Finger graben sich auf Andromaches Nicken hin tief in ihre blasse Haut –, aber dann lächelt sie wieder.

Wir werden sie töten müssen, denkt Helena. Es kommt ihr vor, als hätte sie die anderen beiden überlebenden Mitglieder der

»Trojanerinnen«, wie sie sich selbst genannt haben, vor Monaten zum letzten Mal gesehen, dabei ist es noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden her, seit sie sich von ihnen verabschiedet hat und von Menelaos gekidnappt wurde. Die vierte und letzte überlebende heimliche »Trojanerin« – Herophile, die »Geliebte der Hera«, die älteste Sibylle in der Stadt – steht ebenfalls in dieser Gruppe wichtiger Frauen, aber Herophiles Blick ist leer, und sie sieht aus, als wäre sie in den vergangenen acht Monaten um zwanzig Jahre gealtert. Helena erkennt, dass ihre Zeit ebenso um ist wie die von Priamos.

Sie wendet sich innerlich nun wieder den mentalen Strukturen trojanischer Innenpolitik zu und ist erstaunt, dass Andromache Cassandra am Leben gelassen hat – wenn Priamos und die Stadtbevölkerung erfahren, dass Andromaches und Hektors Baby, Astyanax, noch lebt, dass der Tod des Kindes nur eine List war, um den Krieg gegen die Götter anzuzetteln, würde Hektors Frau in Stücke gerissen werden. Tatsächlich würde Hektor sie eigenhändig töten.

Wo ist Hektor? Helena stellt fest, dass er es ist, auf den alle warten.

Als sie die Frage gerade im Flüsterton an Andromache richten will, kommt Hektor herein, begleitet von einem Dutzend seiner Truppenführer und engsten Gefährten. Obwohl der König von Troja – der alte Priamos – auf seinem Thron neben Königin Hekabes leerem Thron sitzt, ist es, als hätte der wahre König ganz Iliums soeben den Raum betreten. Die Wache haltenden Lanzenkämpfer mit dem roten Federbusch auf dem Helm stehen noch strammer. Die müden Heerführer und Recken, viele staubbedeckt und blutbesudelt von den nächtlichen Kämpfen,

richten sich auf. Alle, selbst die Frauen der königlichen Familie, halten den Kopf höher.

Hektor ist hier.

Obwohl sie seit zehn Jahren seine Erscheinung, seinen Heldenmut und seine Klugheit bewundert, seit zehn Jahren eine Pflanze ist, die sich zum Sonnenschein von Hektors Charisma rankt, merkt Helena von Troja, wie ihr Puls zum zehntausendsten Mal rast, als Hektor, der Sohn des Priamos, der wahre Anführer der Kämpfer und der Einwohner Trojas, die Halle betritt.

Hektor trägt seine Kriegsrüstung. Er ist sauber – offenbar kommt er aus dem Bett und nicht vom Schlachtfeld; seine Rüstung ist frisch poliert, sein Schild hat keinen Kratzer, selbst seine Haare sind frisch gewaschen und geflochten – aber der junge Mann wirkt müde, als litte er Seelenqualen.

Hektor begrüßt seinen königlichen Vater und nimmt umstandslos auf dem Thron seiner toten Mutter Platz, während seine Truppenführer hinter ihm Aufstellung nehmen.

»Wie ist die Lage?«, fragt Hektor.

Hektors Bruder Deiphobos, blutbesudelt von den Kämpfen der Nacht, antwortet, wobei er König Priamos ansieht, als würde er ihm Bericht erstatten, obwohl er in Wahrheit mit Hektor spricht. »Die Mauern und das große skäische Tor sind sicher. Agamemnons plötzlicher Angriff hätte uns beinahe überrascht, und wir waren unterbesetzt, weil viele Kämpfer auf der anderen Seite des Loches gegen die Götter kämpften, gleichwohl haben wir die Argeier abgewehrt und in der Morgendämmerung zu ihren Schiffen zurückgetrieben. Aber es war knapp.«

»Und das Loch ist geschlossen?«, fragt Hektor.

»Es ist fort«, bestätigt Deiphobos.

»Und all unsere Männer sind durch das Loch zurückgekommen, bevor es verschwand?«

Deiphobos wirft einem seiner Truppenführer einen raschen Blick zu und bekommt ein kaum merkliches Zeichen. »Wir glauben schon. Es gab ein großes Tohuwabohu, als Tausende sich zur Stadt zurückgezogen haben, die Moravec-Kunstwesen mit ihren Flugmaschinen geflohen sind und Agamemnon seinen Überraschungsangriff begonnen hat – viele unserer Tapfersten sind draußen vor den Mauern gefallen, gefangen zwischen unseren Bogenschützen und den Achäern –, aber wir glauben, dass keiner auf der anderen Seite des Loches zurückgeblieben ist. Bis auf Achilles.«

»Achilles ist nicht zurückgekehrt?« Hektor blickt auf.

Deiphobos schüttelt den Kopf. »Nachdem er sämtliche Amazonen getötet hat, ist er dort geblieben. Die anderen achäischen Anführer und Könige sind zu ihren Truppen geflohen.«

»Penthesilea ist tot?«, fragt Hektor. Helena wird mit einem Mal klar, dass Priamos' ältester Sohn seit über zwanzig Stunden nicht mehr auf dem Laufenden ist, dass er sich in sein eigenes Elend vergraben hat und nicht glauben will, dass sein Krieg gegen die Götter zu Ende ist.

»Penthesilea, Klonia, Bremusa, Euandra, Thermodoa, Alkibia, Derimachia, Derione – alle dreizehn Amazonen sind gefallen, mein Fürst.«

»Und was ist mit den Göttern?«, fragt Hektor.

»Sie bekämpfen einander aufs Heftigste«, sagt Deiphobos. »Es ist wie in der Zeit vor... vor unserem Krieg gegen sie.«

»Wie viele sind hier?«, fragt Hektor.

»Auf Seiten der Achäer Hera und Athene, ihre wichtigsten Verbündeten und Schutzgöttinnen. Aber auch Poseidon, Hades und ein Dutzend weitere Unsterbliche sind in dieser Nacht auf dem Schlachtfeld gesehen worden, wo sie Agamemnons Horden angefeuert und Blitze und Lichtstrahlen gegen unsere Mauern geschleudert haben.«

Der alte Priamos räuspert sich. »Weshalb stehen unsere Mauern dann noch, mein Sohn?«

Deiphobos grinst. »Es ist wie in den alten Zeiten, mein Vater: Für jeden Gott, der uns Böses will, haben wir unsere Beschützer. Apollo ist mit seinem silbernen Bogen hier. Ares hat den Gegenangriff in der Morgendämmerung geführt. Demeter und Aphrodite...« Er hält inne.

»Aphrodite?« Hektors Stimme ist klirrend kalt, wie ein Messer, das auf Marmor fällt. Diese Göttin hat Andromache zufolge Hektors kleines Kind getötet. Dieser Name hat das Bündnis zwischen den größten Feinden der Geschichte – Hektor und Achilles – begründet und ihren Krieg gegen die Götter ausgelöst.

»Ja«, sagt Deiphobos. »Aphrodite kämpft an der Seite der anderen Götter, die uns lieben. Aphrodite hat uns erklärt, nicht sie habe deinen geliebten Skamandrios getötet, unseren Astyanax, den jungen Stadtherrn.«

Hektors Lippen sind weiß. »Sprich weiter«, sagt er.

Deiphobos holt Luft. Helena lässt den Blick durch die riesige Halle schweifen. Die vielen Dutzend Gesichter sind bleich, angespannt, gebannt von der Intensität dieses Augenblicks.

»Agamemnon und seine Männer sowie ihre unsterblichen Verbündeten formieren sich in der Nähe ihrer schwarzen Schif-

fe neu«, sagt Hektors Bruder mit dem schütterten Haar. »Sie sind in der Nacht nah genug herangekommen, um ihre Leitern an unsere Mauern zu stellen und viele tapfere Söhne Iliums zum Hades hinabzuschicken, aber ihre Angriffe waren nicht gut koordiniert und kamen zu früh – bevor der Großteil ihrer Führer und Männer durch das Loch zurück war –, und mit Apollos Hilfe und Ares' Führung haben wir sie über den Hügel Batieía, ihre eigenen alten Gräben und die verlassenen Moravec-Befestigungen hinaus zurückgeworfen.«

Einen langen Moment herrscht völlige Stille in der Halle, während Hektor mit gesenktem Blick dasitzt, scheinbar tief in Gedanken. Der polierte Helm in seiner Armbeuge glänzt und wirft ein verzerrtes Spiegelbild der vordersten Gesichter zurück.

Dann steht Hektor auf, geht zu Deiphobos, legt ihm für einen kurzen Moment die Hand auf die Schulter und wendet sich an seinen Vater.

»Edler Priamos, geliebter Vater, Deiphobos – mein teuerster Bruder – hat unsere Stadt gerettet, während ich, in bittere Erinnerungen versunken, in meinen Gemächern schmollte wie eine alte Frau. Aber nun bitte ich um Vergebung – lass mich wieder zu meinen Soldaten, um unsere Stadt zu verteidigen.«

In Priamos' wässrigen Augen scheint ein schwacher Lebensfunke aufzuglimmen. »Du würdest deinen Streit mit den Göttern, die uns helfen, beilegen, mein Sohn?«

»Mein Feind ist der Feind Iliums«, sagt Hektor. »Mein Verbündeter ist, wer die Feinde Iliums tötet.«

»Wirst du an Aphrodites Seite kämpfen?«, setzt der alte Priamos nach. »Wirst du dich mit den Göttern verbünden, die du

während dieser vielen letzten Monate töten wolltest? Wirst du diese Achäer, diese Argeier töten, die du Freunde zu nennen gelernt hast?«

»Mein Feind ist der Feind Iliums«, wiederholt Hektor mit entschlossen gerecktem Kinn. Er hebt den goldenen Helm hoch und setzt ihn auf. Seine Augen leuchten grimmig durch die Kreise aus poliertem Metall.

Priamos erhebt sich, umarmt Hektor und küsst ihm mit unendlicher Sanftheit die Hand. »Dann führe unsere Truppen heute zum Sieg, edler Hektor.«

Hektor dreht sich um, schließt kurz die Hand um Deiphobos' Unterarm und wendet sich mit lauter Stimme an all die angetretenen, müden Truppenführer und ihre Männer.

»Am heutigen Tag bringen wir das Feuer zum Feind. Der heutige Tag soll unser lautes Kriegsgeschrei hören! Zeus hat uns diesen Tag geschenkt, einen Tag, der so viel wert ist wie unser ganzes restliches Leben. Dies ist der Tag, an dem wir die Schiffe kapern, Agamemnon töten und diesen Krieg ein für alle Mal beenden werden!«

Eine lange Pause, in der die Stille nachhallt, dann ist die große Halle auf einmal von einem Geschrei erfüllt, das Helena erschreckt und sie hinter Cassandra zurücktreten lässt, die wie in einer Art Totenstarre von einem Ohr zum anderen grinst.

Die Halle leert sich, als wären die Menschen darin von dem Geschrei fortgetragen worden – einem Geschrei, das nicht er stirbt, sondern von neuem beginnt und dann noch lauter wird, als Hektor Helenas ehemaligen Palast verlässt und von seinen abertausend draußen wartenden Männern bejubelt wird.

»So beginnt es also von neuem«, flüstert Cassandra mit ihrem schrecklichen, eingefrorenen Grinsen. »So kommen die alten Zukünfte zurück, um in Blut geboren zu werden.«

»Sei still«, zischt Helena.

»Steh auf, Ada! Steh auf!«

Ada nahm das Turin-Tuch vom Gesicht und setzte sich im Bett auf. Emme war in ihrem Zimmer und schüttelte sie. Ada hob die linke Hand und sah, dass es erst kurz nach Mitternacht war.

Von draußen kamen Rufe und Schreie, das schnarrende Knallen von Flechette-Gewehren und das Sirren und dumpfe Ploppen schwerer Armbrüste, die abgefeuert wurden. Etwas Schweres schlug in die Mauer von Ardis Hall, und gleich darauf explodierte im Zimmer nebenan ein Fenster nach innen. Flammen erleuchteten das Fenster – Flammen draußen und unten.

Ada sprang aus dem Bett. Sie hatte nicht einmal ihre Stiefel ausgezogen, deshalb strich sie nun lediglich ihren Kittel glatt und folgte Emme in einen Flur voller rennender Gestalten hinaus. Jeder hatte eine Waffe in der Hand und war auf dem Weg zu der ihm zugewiesenen Position.

Petyr empfing sie am Fußende der Treppe.

»Sie sind durch die Westmauer gebrochen. Wir haben viele Tote. Die Voynixe sind auf dem Gelände.«

Als Ada das Herrenhaus verließ, trat sie in Konfusion, Dunkelheit, Tod und Schrecken hinaus.

Sie war mit Petyr und mehreren anderen durch die Haustür auf die südliche Rasenfläche hinausgeeilt, aber die Nacht war so dunkel, dass sie lediglich die Fackeln auf den Palisaden und die schattenhaften Umrisse von Menschen sehen konnte, die zum Haus liefen. Sie hörte nur Rufe und Schreie.

Reman kam im Laufschrift zu ihnen. Der kräftig gebaute, bärtige Mann – einer der Ersten, die nach Ardis gekommen waren, um Odysseus zuzuhören, als dieser noch Vorträge gehalten hatte – hielt eine Armbrust in der Hand, hatte aber keine Bolzen mehr. »Die Voynixe sind zuerst über die Nordmauer gekommen. Drei- oder vierhundert von ihnen, alle zugleich, konzentriert, *en masse*...«

»Drei- oder vierhundert?«, flüsterte Ada. Der Angriff der vergangenen Nacht war der bisher schlimmste gewesen, und sie hatten geschätzt, dass sich höchstens hundertfünfzig der Kreaturen aufgeteilt und das Gelände von allen vier Seiten angegriffen hatten.

»Es kommen mindestens ein paar hundert über jede Mauer«, keuchte Reman. »Aber über die Nordmauer sind sie zuerst gekommen, im Gefolge eines Steinhagels. Viele unserer Leute sind getroffen worden... wir konnten die Steine im Dunkeln nicht sehen... und als unsere Leute auf den Brustwehren zu Boden gegangen sind, mussten wir die Köpfe einziehen, und viele sind geflohen. Die Voynixe haben die Rücken von anderen als Sprungbrett benutzt und sind über die Mauer gehüpft. Sie

waren unter dem Vieh, bevor wir Verstärkung holen konnten. Ich brauche noch mehr Bolzen für die Armbrust und einen neuen Speer...«

Er wollte sich an ihnen vorbeischieben und in die Diele gehen, wo die Waffen verteilt wurden, aber Petyr hielt ihn am Arm fest.

»Habt ihr die Verwundeten von der Mauer zum Haus gebracht?«

Reman schüttelte den Kopf. »Es ist der helle Wahnsinn da oben. Die Voynixe haben alle niedergemetzelt, die zu Boden gegangen waren, auch diejenigen, die nur leichte Kopfwunden oder Prellungen von den Steinen davongetragen hatten. Wir sind... sind nicht... an sie herangekommen.« Der große, schwere Mann wandte sich ab, um sein Gesicht zu verbergen.

Ada lief ums Haus herum zur Nordmauer.

Der riesige Kuppelofen stand in Flammen und erleuchtete das Durcheinander. Die provisorischen Holzbaracken und Zelte, in denen über die Hälfte der Bewohner von Ardis schliefen, brannten ebenfalls. Männer und Frauen liefen voller Panik nach Ardis Hall zurück. Die Rinder muhten, während schattenhafte, blitzschnelle Voynix-Gestalten sie abschlachteten – das war es, was die Voynixe früher getan hatten, wie Ada sehr wohl wusste, Tiere für die Menschen schlachten, und sie besaßen immer noch ihre tödlichen Manipulatorklingen an den Enden dieser mächtigen Stahlarme. Weitere Kühe stürzten vor Adas Augen in den Schlamm und den Schnee, und dann setzten sich die Voynixe in Bewegung und kamen auf sie zu; sie überwandten die hundert Meter zum Haus rasch, mit riesigen Grashüpfersprüngen.

Petyr packte sie. »Komm, wir müssen zurück.«

»Die Feuergräben...«, sagte Ada und entwand sich seinem Griff. Sie bahnte sich einen Weg durch den Strom der davonlaufenden Menschen zur rückwärtigen Veranda, holte sich eine der dortigen Fackeln und lief zum nächsten Graben. Sie musste sich in Gegenrichtung durch die Menge von Männern und Frauen schlängeln, die zum Haus liefen – sie sah, wie Reman und andere sie aufzuhalten versuchten, aber die von Panik erfüllte, besiegte Menge lief weiter. Viele warfen ihre Armbrüste, Bogen und Flechette-Waffen weg. Die Voynixe waren nun an dem brennenden Kuppelofen vorbei; ihre silbrigen Gestalten sprangen über das brennende Gerüst, und sie schlugen Männer und Frauen nieder, die das Feuer zu löschen versuchten. Weitere Voynixe – viele Dutzend – hüpfen, huschten und hasteten auf Ada zu. Der Graben war fünfzehn Meter entfernt, die Voynix-Horde weniger als fünfundzwanzig.

»Ada!«

Sie lief weiter. Petyr und eine kleine Gruppe von Männern und Frauen folgten ihr zu den Gräben, noch während der erste Voynix über den ersten Graben sprang.

Die Petroleumfässer waren dort, wo sie sein sollten, aber niemand hatte die Flüssigkeit in den Graben gegossen. Ada stemmte den Deckel eines der schweren Fässer auf, stieß es um und rollte es dann am Rand des Grabens entlang, während sich der stark riechende Brennstoff träge in die flache Rinne ergoss. Petyr, Salas, Peaen, Emme und andere packten weitere der schweren Fässer mit Lampenöl, kippten sie um und gossen sie aus.

Dann waren die Voynixe über ihnen. Eine der Kreaturen sprang über den Graben und hackte Emme den Arm an der Schulter ab. Adas Freundin schrie nicht einmal. Sie schaute in stummer Verblüffung auf ihren fehlenden Arm hinab; ihr Mund stand offen. Der Voynix hob seinen Arm, und seine Klingen blitzten im Licht.

Ada warf die Fackel in den Graben, hob eine weggeworfene Armbrust auf und schoss dem Voynix einen Bolzen in den Lederhöcker. Die Kreatur wandte sich von Emme ab, duckte sich und ging in die Hocke, bereit, Ada anzuspringen. Petyr goss ihr einen halben Kanister Petroleum über den Panzer, während Loes fast gleichzeitig seine Fackel nach dem Ding warf.

Der Voynix ging in Flammen auf und taumelte im Kreis herum. Seine Infrarotsensoren wurden überlastet, seine Metallarme schlugen um sich. Zwei Männer in Petyrs Nähe feuerten Wolken von Flechettes in ihn hinein. Schließlich fiel er in die Rinne und zündete diesen gesamten Bereich des Grabens an. Emme brach zusammen, und Reman fing sie auf, hob sie mühelos hoch und machte kehrt, um sie zum Haus zurückzutragen.

Ein faustgroßer Stein kam aus der Dunkelheit, so schnell wie ein Flechette und beinahe unsichtbar, und traf Reman am Hinterkopf. Ohne Emme loszulassen, taumelte er in den brennenden Graben zurück. Ihre Körper gingen in Flammen auf.

»Komm schon!«, rief Petyr und packte Ada am Arm. Ein Voynix sprang durch die Flammen und landete zwischen ihnen. Ada feuerte ihm den verbliebenen Armbrustbolzen in den Bauch, packte Petyrs Handgelenk, wickelte sich dem taumelnden Voynix aus und begann zu laufen.

Auf dem gesamten Gelände brannten jetzt Feuer, und Ada sah überall Voynixe – viele waren bereits an den Feuergräben vorbei, alle befanden sich innerhalb der Palisadenmauern. Einige fielen unter Flechette-Feuer oder wurden von gut platzierten Armbrustbolzen und Pfeilen gebremst, andere von Flechette-Salven getroffen und zurückgeschleudert, aber das menschliche Feuer war sporadisch, vereinzelt und schlecht gezielt. Die Menschen waren in Panik. Die Disziplin brach zusammen. Der Steinhagel von den unsichtbaren Voynixen jenseits der Mauern hingegen nahm kein Ende – ein konstantes, tödliches Sperrfeuer aus der Dunkelheit. Ada und Petyr versuchten, einer sehr jungen rothaarigen Frau auf die Beine zu helfen, bevor die Voynixe sie alle überrannten. Die Frau war von einem Stein an der Seite getroffen worden und hustete Blut auf ihren weißen Kittel. Ada warf ihre leere Armbrust weg, half der Frau mit beiden Händen auf die Beine und stützte sie auf dem Weg zum Haus.

Die zurückweichenden Menschen zündeten nun die Feuergräben auf allen vier Seiten von Ardis Hall an, aber Ada sah, dass die Voynixe durchs Feuer liefen oder darüber hinwegsprangen. Wilde Schatten tanzten über den Rasen, und die Temperatur stieg binnen weniger Sekunden um ein Dutzend Grad oder mehr.

Die Frau sackte gegen Ada und zog sie fast mit sich zu Boden, als sie stürzte. Ada hockte sich neben sie – erstaunt über die Menge Blut, die das rothaarige Mädchen auf seinen Kittel erbrach –, aber Petyr versuchte, sie auf die Beine und zum Haus zu ziehen. »Ada, wir müssen *weg!*«

»Nein.«

Ada beugte sich tief hinunter und legte sich das blutende Mädchen über die Schulter. Es gelang ihr, sich aufzurichten. Fünf Voynixe umringten sie.

Petyr hatte einen zerbrochenen Speer vom Boden aufgehoben und wehrte sie mit Finten und Stößen ab, aber die Voynixe waren schneller. Sie wichen zurück und sprangen wieder nach vorn, ehe Petyr sich umdrehen und zustoßen konnte. Eine der Kreaturen packte den Speer und entwand ihn seinen Händen. Petyr fiel fast zu Füßen des Voynix auf den Bauch. Ada schaute sich hektisch nach einer Waffe um. Sie versuchte, das Mädchen auf die Beine zu stellen, damit sie die Hände frei hatte, aber die Knie der Rothaarigen gaben nach, und sie fiel wieder zu Boden. Ada stürmte auf den über Petyr stehenden Voynix los, bereit, ihn mit bloßen Händen anzugreifen.

Das Schnarren von Flechette-Feuer war zu hören, und zwei der Voynixe, darunter derjenige, der gerade im Begriff war, Petyr zu enthaupten, gingen zu Boden. Die anderen drei wirbelten zu den neuen Angreifern herum.

Petyrs Freund Laman, der beim letzten Voynix-Angriff vier Finger seiner rechten Hand verloren hatte, feuerte mit der linken eine Flechette-Pistole ab. Mit dem rechten Arm hielt er einen Schild aus Holz und Bronze hoch, und Steine prallten davon ab. Hinter Laman kamen Salas, Oelleo und Loes – alles Freunde von Hannah und Schüler von Odysseus –, die sich ebenfalls mit Schilden schützten und mit Flechette-Waffen schossen. Zwei weitere Voynixe gingen zu Boden, und der dritte sprang über den brennenden Graben zurück. Aber Dutzende weitere rannten, hüpfen und krabbelten um Adas Gruppe herum.

Petyr riss dem reglos daliegenden Voynix den Speer aus den Manipulatoreklauen, rappelte sich taumelnd hoch und half Ada, das Mädchen hochzuheben. Sie machten sich auf den Weg zum Haus, das immer noch über dreißig Meter entfernt war. Laman ging voran, Loes, Salas und die kleine Oelleo gaben ihnen zu allen Seiten mit ihren Schilden Deckung.

Ein Voynix landete auf Salas' Rücken, stieß sie in die schlammige, aufgewühlte Erde und riss ihr das Rückgrat heraus. Laman drehte sich um und verpasste dem Voynix eine volle Salve Flechettes in den Höcker. Die Kreatur wurde seitwärts über den gefrorenen Boden geschleudert, aber Ada sah, dass Salas tot war. In diesem Moment traf ein Stein Laman an der Schläfe, und er fiel leblos zu Boden.

Petyr musste das Mädchen einen Moment lang allein halten, während Ada die schwere Flechette-Pistole an sich nahm. Ein dichter Steinhagel kam aus der Dunkelheit geflogen, aber die Menschen duckten sich hinter die Schilde von Loes und Oelleo. Petyr schnappte sich den Schild des gefallenen Laman und verstärkte die Abwehrbarrikade. Einer der größeren Steine durchschlug den Holz- und Lederschild und zertrümmerte Oelleos linken Arm, und die Frau – eine enge Freundin des abwesenden Daeman – warf den Kopf in den Nacken und schrie vor Schmerz.

Sie waren nun von Dutzenden – Hunderten – krabbelnder und springender Voynixe umgeben, die jeden töteten, der verwundet am Boden lag, während weitere auf Ardis Hall zu stürmten.

»Wir sind abgeschnitten!«, schrie Petyr. Die Flammen in den Gräben hinter ihnen hatten viel von ihrer Intensität verloren,

und die Voynixe sprangen mühelos darüber hinweg. Der Boden war mit mehr menschlichen Leichen als Voynix-Kadavern übersät.

»Wir müssen es versuchen!«, rief Ada. Einen Arm um das bewusstlose Mädchen gelegt, feuerte sie mit der rechten Hand die Flechette-Pistole ab und rief Oelleo zu, mit dem rechten Arm den Schild hochzuheben und ihn neben den von Loes zu halten. Hinter dieser unzulänglichen Schutzmauer rannten die fünf auf das Haus zu.

Weitere Voynixe sahen sie kommen und gesellten sich mit großen Sprüngen zu den zwanzig oder dreißig, die ihnen den Weg versperrten. In den Panzern und Lederhöckern einiger der Kreaturen steckten Glasflechette-Pfeile; das Licht der Flammen fing sich im Glas und tanzte in roten und grünen Blitzen. Ein Voynix packte Oelleos Schild, riss sie von den Beinen und schnitt ihr mit einer kraftvollen Bewegung des linken Arms die Kehle durch. Ein weiterer entriss Ada das Mädchen, und sie setzte dem Ding die Mündung der Flechette-Pistole an den Höcker und drückte viermal auf den Abzug. Die Salve sprengte dem Voynix die Vorderseite des Panzers ab, und er brach in einem Sturzbach seiner eigenen blauweißen Blutflüssigkeit über dem bewusstlosen Mädchen zusammen, aber Ada hörte, wie der Bolzen klickend auf eine leere Kammer traf, während ein Dutzend weitere Voynixe auf sie zusprangen.

Petyr, Loes und Ada knieten jetzt und versuchten, das zu Boden gesunkene Mädchen mit dem Schild zu schützen. Loes schoss mit der einzigen verbliebenen Flechette-Waffe, Petyr reckte den Angreifern den gekürzten, kaputten Speer entgegen, aber nun kamen immer mehr Voynixe von allen Seiten heran.

Harman, dachte Ada mit einer Mischung aus großer Liebe und großem Zorn. Weshalb war er nicht hier? Weshalb hatte er darauf bestanden, sie am letzten Tag ihres Lebens allein zu lassen? Nun war das Kind, das in ihrem Bauch heranwuchs, ebenso zum Tode verurteilt wie sie selbst, und Harman war nicht hier, um sie beide zu beschützen. In dieser Sekunde liebte sie Harman unbeschreiblich, und zugleich hasste sie ihn. *Tut mir Leid*, sagte sie stumm – nicht zu Harman, nicht zu sich selbst, sondern zu dem Fötus in ihr. Der nächste Voynix sprang sie an, und sie warf ihm die leere Flechette-Pistole an den metallenen Panzer.

Der Voynix flog rückwärts und zerplatzte in tausend Stücke. Ada blinzelte verdutzt. Fünf Voynixe zu beiden Seiten fielen oder wurden zurückgeschleudert. Ein Dutzend weitere in ihrer näheren Umgebung duckten sich und hoben die Arme, als ein vernichtender Flechette-Hagel vom Sonie auf sie herabregnete. Auf der überladenen Scheibe waren mindestens acht Menschen, die wild feuerten.

Greogi brachte die Maschine tiefer herunter, bis auf Brusthöhe – *töricht!*, dachte Ada. Die Voynixe konnten draufspringen und sie zu Boden ziehen. Wenn sie das Sonie verloren, war Ardis verloren.

»Schnell!«, rief Greogi.

Loes gab ihnen mit seinem Körper Deckung, während Petyr und Ada das bewusstlose rothaarige Mädchen unter dem Voynix-Kadaver hervorzogen und es mitten auf das überfüllte Sonie warfen. Hände zogen Ada hinauf. Petyr krabbelte auf die Scheibe. Steine prasselten um sie herum. Drei Voynixe sprangen höher als die Köpfe der Menschen auf dem Sonie, aber je-

mand – die junge Frau namens Peaen – schoss mit einem Flechette-Gewehr, und zwei von ihnen wurden beiseite gestoßen. Der dritte landete unmittelbar vor der Scheibe, direkt vor Greogi. Der kahlköpfige Pilot rammte dem Ding sein Schwert in die Brust. Der Voynix zog es mit sich, als er stürzte.

Loes drehte sich um und sprang an Bord. Das Sonie schwankte unter dem Gewicht, sackte ab und prallte auf den gefrorenen Boden. Von allen Seiten rasten Voynixe herbei, und für Ada, die auf der blutverschmierten Oberfläche des abgestürzten Sonies lag, wirkten sie noch viel größer als sonst.

Greogi machte irgendetwas mit den virtuellen Steuerelementen, und das Sonie schaukelte und stieg dann senkrecht nach oben. Voynixe sprangen nach ihnen, aber die mit Gewehren bewaffneten Menschen in den äußeren Mulden schossen sie ab.

»Wir haben fast keine Flechettes mehr!«, rief Stoman von hinten.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Petyr, der sich über Ada beugte.

»Ja«, brachte sie heraus. Sie hatte versucht, das Blut des Mädchens zu stillen, aber es hatte innere Blutungen. Ada fühlte keinen Puls am Hals des Mädchens. »Ich glaube nicht...«, begann sie.

Die Steine prasselten wie ein plötzlicher Hagelschauer gegen die Unterseite und die Ränder des Sonies. Einer traf Paeen an der Brust und stieß sie rückwärts über den Körper des Mädchens. Ein weiterer traf Petyr hinter dem Ohr, und sein Kopf schnellte nach vorn.

»Petyr!«, schrie Ada und erhob sich auf die Knie, um ihn festzuhalten.

Er hob das Gesicht, sah sie seltsam an, lächelte leicht und fiel rücklings vom Sonie in die wimmelnde Voynix-Masse fünfzehn Meter unter ihnen.

»Festhalten!«, rief Greogi.

Sie beschrieben einen Kreis und flogen um Ardis Hall herum. Ada beugte sich hinaus und sah Voynixe an jeder Tür; sie huschten über die Veranda, stiegen die Wände hoch und schlugen gegen jedes verrammelte Fenster. Das Haus war von einem riesigen Rechteck aus Flammen umgeben, und der brennende Kuppelofen und die lodernden Baracken erhellten die Szenerie noch mehr. Ada war noch nie gut mit Zahlen und Schätzungen gewesen, aber sie vermutete, dass tausend Voynixe im Innern der Palisadenmauern waren. Sie kamen von allen Seiten aufs Haupthaus zu.

»Ich habe keine Flechettes mehr«, rief der Mann vorne rechts auf dem Sonie. Ada erkannte ihn: Boman – er hatte ihr gestern das Frühstück zubereitet.

Greogi blickte auf. Sein von Blut und Schlamm gestreiftes Gesicht war käseweiß. »Wir sollten zum Faxknoten-Pavillon fliegen«, sagte er. »Ardis ist verloren.«

Ada schüttelte den Kopf. »Geht, wenn ihr wollt. Ich bleibe. Setzt mich dort ab.« Sie zeigte auf die alte Jinker-Plattform zwischen den Giebeln und den Oberlichtern. Sie erinnerte sich an den Tag, als sie ein junger Teenager gewesen war und vor ihrem »Cousin« Daeman die Leiter hinaufgestiegen war, um ihm diese Plattform zu zeigen – er hatte ihr unter den Rock geschaut und festgestellt, dass sie keine Unterwäsche trug. Das hatte sie absichtlich getan, weil sie wusste, was für ein Lustmolch ihr älterer Cousin in jenen Tagen gewesen war.

»Setzt mich ab«, sagte sie erneut. Männer und Frauen – zusammengekauerte Schatten, wie magere, vorgebeugte Wasserspeier – feuerten von den Giebeln, den breiten Dachrinnen und der Jinker-Plattform selbst Flechettes, Bolzen und Pfeile in die wachsende Menge dahinhuschender Voynixe unter ihnen. Ada erkannte, dass es so war, als wollte man die Meeresflut aufhalten, indem man kleine Steinchen hineinwarf.

Greogi ließ das Sonie über der Plattform voller Menschen schweben. Ada sprang herunter, und sie ließen ihr das Mädchen herab – Ada konnte nicht erkennen, ob sie lebte oder tot war. Dann reichten sie ihr die bewusstlose, aber stöhnende Peaen herunter. Ada ließ beide Körper auf die Plattform sinken. Boman sprang kurz ab, um vier schwere Beutel mit Flechette-Magazinen ins Sonie zu werfen, dann kletterte er wieder an Bord. Die Maschine rotierte lautlos um die eigene Achse und tauchte weg, Greogi bediente mit angespannter Aufmerksamkeit virtuos die virtuellen Steuerelemente, und Ada musste an die Konzentration ihrer Mutter denken, wenn sie im Salon Klavier gespielt hatte.

Ada taumelte zum Rand der Jinker-Plattform. Ihr war sehr schwindlig, und wenn jemand im Dunkeln sie nicht festgehalten hätte, wäre sie hinuntergefallen. Die dunkle Gestalt, die sie gerettet hatte, kehrte zu ihrem Posten am Rand der Plattform zurück und fuhr fort, ein Flechette-Gewehr mit seinem schweren *tunk-tunk-tunk* abzufeuern. Ein Stein flog aus der Dunkelheit herauf, und der Mann oder die Frau fiel rücklings von der Jinker-Plattform, rutschte das steile Dach hinunter und stürzte in die Tiefe. Ada sah nicht mehr, wer ihr Retter oder ihre Retterin gewesen war.

Nun stand sie am Rand der Plattform und blickte mit einer Teilnahmslosigkeit hinunter, die fast schon an Desinteresse grenzte. Es war, als wäre das, was sie dort vor sich sah, ein Bestandteil des Turin-Tuch-Dramas – etwas Vulgäres und Irreales, was sie sich an einem verregneten Herbstnachmittag anschauen würde, um sich die Zeit zu vertreiben.

Die Voynixe kletterten die Außenmauern von Ardis Hall herauf. Einige der Fensterläden waren eingeschlagen worden, und die Kreaturen krabbelten hinein. Aus der Haustür ergoss sich Licht auf die von Voynixen wimmelnde Vordertreppe, und Ada erkannte, dass die Tür aufgebrochen worden war – in der Haupthalle und der Diele konnten keine menschlichen Verteidiger mehr am Leben sein. Die Voynixe bewegten sich mit unglaublicher, insektenartiger Geschwindigkeit. Es würde keine Minuten, sondern nur noch Sekunden dauern, bis sie hier oben auf dem Dach waren. Ein Teil des Westflügels von Adas Heim stand in Flammen, aber die Voynixe würden lange vor dem Feuer bei ihr sein.

Ada drehte sich um, tastete sich im Dunkeln auf der Jinker-Plattform entlang – ihre Finger berührten nasse Körper – und suchte nach dem Flechette-Gewehr, das ihr Retter oder ihre Retterin fallen gelassen hatte. Sie war nicht gewillt, mit leeren Händen zu sterben.

36

Daeman hatte damit gerechnet, dass es kalt sein würde, als er zum Paris-Krater-Knoten faxte, aber nicht *so* kalt.

Die Luft im Innern des Garlion-Faxpavillons war derart kalt, dass man sie nicht atmen konnte. Der Pavillon selbst war in dicke, blaue Eisstränge gehüllt, die sich überlappten und wie straff um einen Knochen gewickelte Sehnen an dem kreisrunden Faxknoten-Bau befestigt waren.

Er hatte über dreizehn Stunden gebraucht, um zu den anderen neunundzwanzig Knoten zu faxen und die Menschen dort vor Setebos' Ankunft und dem blauen Eis zu warnen. Gerüchte waren ihm vorausgeeilt – Leute von anderen, bereits gewarnten Knoten waren voller Panik vor ihm hergefaxt –, und jeder hatte Fragen. Er hatte ihnen erzählt, was er wusste, und war dann so schnell wie möglich weitergefaxt, aber es gab immer noch mehr Fragen – wo war es sicher? In der Nähe aller Knoten-Gemeinschaften sammelten sich Voynixe. Mehrere hatten kleine Überfälle erlebt, nur wenige jedoch schwere Angriffe wie jenen, den Ardis in der Nacht vor Daemans Aufbruch abgewehrt hatte. *Wohin können wir gehen?*, wollten sie alle wissen. *Wo ist es sicher?* Daeman erzählte ihnen alles, was er über Setebos, Calibans vielarmigen Gott, und das blaue Eis wusste, dann faxte er weiter – obwohl er zweimal drohend seine Armbrust schwingen musste, ehe sie ihn fortließen.

Von seinem Faxpavillon auf einer achthundert Meter entfernten Hügelkuppe aus betrachtet, war Chom eine tote, blaue Blase aus Eis. Die Himmelskreise in Ulanbat waren nun vollständig von den seltsamen blauen Strängen umschlossen, und Daeman war sofort wieder weggefaxt, bevor die Kälte ihn dort festhielt, hatte den Code für Paris-Krater eingetippt, ohne zu wissen, was ihn dort erwartete.

Jetzt wusste er es. Blaue Kälte. Der Garlion-Faxknoten, begraben in Setebos' seltsamem Eis. Daeman zog eilig die Kapuze

seiner Thermohaut über und setzte die Osmosemaske auf – und selbst dann war die Luft noch so kalt, dass sie ihm die Lungen verbrannte. Er hängte sich die Armbrust über die Schulter, auf der er bereits den schweren Rucksack trug, und überdachte seine Möglichkeiten.

Niemand – nicht einmal er selbst – würde es ihm verübeln, wenn er jetzt kehrtmachte, nach Ardis zurückfaxte und berichtete, was er gesehen und gehört hatte. Er hatte seine Aufgabe erfüllt. Dieser Faxpavillon war in blauem Eis begraben. Die größte der rund ein Dutzend sichtbaren Öffnungen hatte einen Durchmesser von nicht mehr als fünfundsiebzig Zentimetern und bot Zugang zu einem gekrümmten Eistunnel, der durchaus nirgendwohin führen konnte. Und wenn er sich in dieses Eislabirynth hineinbegab, das Setebos über den Gebeinen einer toten Stadt erschaffen hatte – was, wenn er nicht zurückkam? Vielleicht würden sie ihn in Ardis brauchen. Auf jeden Fall brauchten sie die Informationen, die er in den letzten dreizehn Stunden gesammelt hatte.

Daeman seufzte. Er nahm seinen Rucksack und die Armbrust ab, hockte sich vor die größte Öffnung – sie war ganz unten, knapp über dem Fußboden –, schob den Rucksack vor sich hinein, stieß ihn mit der gespannten Armbrust vorwärts und begann, über das Eis zu kriechen. Er spürte die Weltraumkälte durch die Thermohaut über Händen und Knien.

Das Dahinkriechen war ermüdend und schließlich auch schmerzhaft. Nach weniger als hundert Metern gabelte sich der Tunnel; Daeman nahm die linke Abzweigung, weil es dort mehr Sonnenlicht zu geben schien. Fünfzig Meter weiter vorn führte der Tunnel leicht abwärts, verbreiterte sich erheblich und stieg dann fast senkrecht nach oben.

Daeman setzte sich hin – er spürte, wie die Kälte durch seine Kleidung und die Thermohaut zu seinem Hintern vordrang – und holte eine Wasserflasche aus seinem Rucksack. Nach dem stundenlangen Faxen und den nervösen Konfrontationen mit angsterfüllten Menschen war er erschöpft und ausgetrocknet. Er hatte sein Wasser rationiert, aber diese Flasche war noch halb voll. Allerdings spielte es keine Rolle, weil das Wasser steinhart gefroren war. Er steckte die Flasche in seinen Kittel, direkt an die molekulare Thermohaut, und betrachtete die Eiswand.

Sie war nicht vollständig glatt – das war das blaue Eis nirgends. Überall gab es Furchen, und hier verliefen einige auf eine Weise horizontal und diagonal, dass er glaubte, darin Halt für Finger oder Füße finden zu können. Die Wand stieg mindestens dreißig Meter nach oben, wobei sie langsam aus der Senkrechten kippte, bis sie oben aus dem Blickfeld entschwand. Allerdings schien das Sonnenlicht dort stärker zu sein.

Er holte die beiden Eishämmer aus seinem Rucksack, die er sich an dem langen Vortag von Reman hatte schmieden lassen. Daeman hatte das Wort »Hammer« noch nie gehört, bevor er es aus einem von Harmans alten Büchern gesigelt hatte. Hätte er es vor dem Absturz gehört, hätte ihn der Gedanke an ein solches Werkzeug zu Tode gelangweilt. Menschen benutzten keine Werkzeuge. Jetzt hing sein Leben von solchen Dingen ab.

Die beiden Hämmer waren jeweils fünfunddreißig Zentimeter lang. Eine Seite des Hammers war gerade und spitz, die andere gebogen und gezackt. Reman hatte ihm geholfen, die Griffe fest mit kreuzweise geripptem Leder zu umwickeln, sodass er sich sogar mit seinen Thermohaut-Handschuhen daran festhalten

konnte. Die Spitzen waren ebenfalls so gut geschärft worden, wie es Hannahs Schleifstein in Ardis erlaubte.

Daeman stand auf, legte den Kopf in den Nacken und zog sich die Osmosemaske fester über Mund und Nase. Er schnallte sich den Rucksack wieder um, vergewisserte sich, dass der Riemen der Armbrust straff über seiner linken Schulter hing – die schwere Waffe lag diagonal über dem Rucksack auf seinem Rücken –, dann hob er einen der Hämmer, schlug ihn erst einmal, dann ein zweites Mal ins Eis und zog sich einen Meter die Wand hinauf. Der Tunnel war nicht viel breiter als der Hauptkamin in Ardis, und Daeman verspreizte sich darin mit einem gestreckten Bein und drückte das linke Knie gegen die Eiswand, um sich eine Minute auszuruhen. Dann hob er den zweiten Hammer, so hoch er konnte, und schlug ihn ebenfalls ins Eis, zog sich hoch, bis er an diesem Hammer hing, und stützte sein Gewicht auf den anderen. *Nächstes Mal, dachte er, montiere ich mir ein paar spitze Nägel an die Stiefel.*

Er rang nach Luft und lachte über die Vorstellung, dies ein zweites Mal zu machen. Während sein Atem sogar durch die filternde Osmosemaske hindurch die Luft vereiste und sein Rucksack ihn von seinem unsicheren Sitz zu ziehen drohte, hackte und schlug Daeman kleine Tritte ins Eis, zog sich hoch, zwängte die Stiefelspitzen hinein, schlug den rechten Hammer wieder ein Stück weiter oben ein, zog sich hoch, hackte mit dem linken Tritte für die Füße. Nachdem er weitere sieben Meter geschafft hatte, hängte er sich an beide ins Eis eingebettete Hämmer und lehnte sich zurück, um im Eiskamin nach oben zu schauen. *So weit, so gut, dachte er. Nur noch zehn bis fünfzehn solche Klimmzüge, und ich bin bei der Biegung dreißig Meter über mir.* Ein anderer Teil von ihm flüsterte: *und stelle fest, dass es eine*

Sackgasse ist. Und ein noch dunklerer Teil murmelte: *oder du fällst hinunter und stirbst.* Er schüttelte all die Stimmen aus seinem Kopf. Seine Arme und Beine begannen vor Anspannung und Müdigkeit zu zittern. Beim nächsten Halt würde er einen tieferen Tritt ins Eis hauen, damit er sich leichter ausruhen konnte. Falls er durch den Eiskamin zurückmusste, hatte er das Seil in seinem Rucksack. Bald würde er wissen, ob er genug eingepackt hatte.

Über dem Eiskamin verlief der Tunnel für rund zwanzig Meter wieder waagrecht, gabelte sich noch zweimal und öffnete sich dann zu einer canyonbreiten Spalte im blauen Eis. Daeman packte die Eishämmer mit zitternden Händen ein und machte die Armbrust bereit. Als er die Einmündung zur breiten Spalte erreichte, blickte er nach oben und sah helles nachmittägliches Sonnenlicht und blauen Himmel. Die Spalte erstreckte sich links und rechts in die Ferne, der gefurchte Boden fiel manchmal zehn, zwölf Meter und mehr ab. Unten waren die beiden Seiten der Kluft nur durch Eisbrücken verbunden, und die Wände strotzten von Stalaktiten und Stalagmiten und wurden über ihm hin und wieder von Brücken aus dickem Eis überspannt. Gebäudeteile ragten aus der eisblauen Matrix und wurden dann wieder verschluckt; er sah hervortretende Segmente aus Mauerwerk mit kaputten und reifblinden Fenstern, Bambus-Drei-Türme und Buckyfaser-Überbauungen der älteren Gebäude aus dem Untergegangenen Zeitalter darunter; im Griff des blauen Eises waren sie nun alle gleich. Daeman erkannte, dass er sich auf der Rue de Rambouillet in der Nähe des Garlion-Faxknotens befand, aber sechs Etagen über der Straße,

auf der er sein Leben lang zu Fuß und in von Voynixen gezogenen Droschken und Karriolen unterwegs gewesen war.

Vor ihm, im Nordosten, sank der Boden der Spalte langsam ab, bis er sich fast auf der ursprünglichen Straßenhöhe befand. Daeman fiel auf dem rutschigen Hang zweimal hin, aber er hatte einen der Eishämmer aus dem Rucksack genommen, und beide Male fing er seinen Sturz mit der gekrümmten Eisenklaue ab.

Die Eiswände bestanden aus zahllosen Strängen, und Daeman glaubte immer mehr, dass es sich dabei um eine Art lebendes Gewebe handelte. Als er unten am Boden der fast sieben Meter tiefen Spalte anlangte – das Licht war hell, die Luft brannte noch immer in seinen Lungen –, sah er einen zweiten Spaltentunnel, der seinen diagonal kreuzte, und erkannte ihn sofort. *Avenue Daumesnil*. Er kannte dieses Gebiet gut – hier hatte er als Kind gespielt, als Teenager Mädchen verführt, als Erwachsener mit seiner Mutter zahllose Spaziergänge unternommen.

Wenn er der anderen Spalte zu seiner Rechten in südöstlicher Richtung folgte, würde sie ihn vom Krater und vom Stadtzentrum wegführen, hinaus zu dem Wald namens Bois de Vincennes. Aber er wollte das Zentrum von Paris-Krater nicht verlassen – das Loch war im Nordwesten erschienen, ganz in der Nähe des Domi-Turms seiner Mutter am Krater. Um dorthin zu gelangen, würde er die Avenue-Daumesnil-Spalte zu dem Bambus-Drei-Marktplatz namens Oprabastel direkt gegenüber von einem uralten Haufen überwachsender Trümmer namens Bastille entlanggehen müssen. Dort hatte er als Junge Steinschlachten ausgefochten, bei denen die wenigen Kinder aus seinem Domi-Turm die Jungs aus dem Westen mit Steinen und Erdklumpen beworfen hatten. Die Jugendlichen aus seinem

Viertel hatten ihren Gegnern den beleidigenden Spitznamen »die radioaktiven Bastilliten« verliehen – warum, wusste niemand, weder Erwachsene noch Kinder.

In Richtung Oprabastel schien das blaue Eis dicker und bedrohlicher zu sein, aber Daeman erkannte, dass er keine Wahl hatte. Dort, Richtung Krater, hatte er jenen ersten Blick von Setebos erhascht.

Der Graben, in dem er sich befand, bog wieder nach Osten ab, bevor er die Avenue Daumesnil kreuzte. Da die größere Spalte so tief war, dass er nicht direkt hinuntersteigen konnte, überquerte Daeman sie auf einer Eisbrücke. Als er nach unten schaute, sah er die mit Bambus-Drei und Ewigplas versiegelten Ruinen der Straße und des Boulevards, die er sein ganzes Leben lang gekannt hatte, aber der Graben führte noch tiefer hinunter und enthüllte Ruinenschichten einer alten Stadt aus Stahl und Mauerwerk unterhalb seines vertrauten Paris-Krater. Er sah das schreckliche Bild vor sich, wie der graurosa Gehirn-Setebos mit seinen vielen Händen in der Erde scharrte und die Gebeine der Stadt unter der Stadt freilegte. *Wonach suchte er?* Und dann kam Daeman ein noch schrecklicherer Gedanke. *Was wollte er begraben?*

Die blauen Stränge und Stalagmiten auf dem regulären Straßenniveau waren so dick, dass er auf der Avenue Daumesnil selbst nicht weiter nach Nordwesten gehen konnte, aber erstaunlicherweise gab es dort unten einen grünen Pfad, der ein Stück weit parallel zum Boulevard verlief. Er schlug einen zum Haken gebogenen Bolzen ins blaue Eis, um seinen zehn Meter tiefen Abstieg zu sichern, schlang ein Seil darüber und ließ sich vorsichtig hinab. Ihm war klar, dass ein gebrochenes Bein jetzt wahrscheinlich seinen Tod bedeuten würde. In der Nähe des

Bodens war ein eisiger Überhang, sodass er die letzten drei Meter am frei in der Luft hängenden Seil zu dem absurderweise grasbewachsenen Boden des Grabens hinunterrutschen musste.

In der Dunkelheit unter dem Überhang wartete ein Dutzend Voynixe.

Daeman war so überrascht, dass er das Seil im selben Moment losließ, als er ungeschickt nach der Armbrust auf seinem Rücken griff. Er fiel etwas mehr als einen Meter, verlor auf dem Gras den Halt und stürzte rücklings hin, ohne die schwere Armbrust frei zu bekommen. Er lag halb auf dem Rücken, mit leeren Händen, und schaute auf die erhobenen Stahlarme, die scharfen Tötungsklingen und hervortretenden Panzer der Voynix-Horde, die in zweieinhalb Meter Entfernung mitten im Sprung auf ihn zu eingefroren war.

Eingefroren. Alle zwölf Kreaturen waren zum größten Teil im blauen Eis begraben; nur Stücke von Klingen, Unterarmen, Beinen oder Schalen ragten heraus. Keiner ihrer Peds befand sich ganz auf dem Boden, und es war klar, dass das Eis sie im Lauf oder im Sprung erwischt hatte. Voynixe waren schnell auf ihren Peds. *Wie konnte dieses blaue Eis sich rasch genug bilden, um sie auf diese Weise zu fangen?*

Daeman hatte keine Antwort, er war nur heilfroh, dass es so war. Er rappelte sich hoch, merkte, dass ihm der Rücken und die Rippen wehtaten, wo er auf die Armbrust und den klobigen Rucksack gefallen war, und zog das Seil herunter. Er hätte es hier hängen lassen können – er besaß noch weitere dreißig Meter Seil, und womöglich würde er diese Eisklippe auf dem Rückweg rasch emporklettern müssen, statt mit seinen Eishämmern mühselig Tritte zu schlagen –, aber vielleicht würde

er das ganze Seil brauchen, noch bevor dieser Tag um war. Während Daeman parallel zur Avenue Daumesnil auf der *Promenade Plantée*, wie er sie immer noch nannte – der vertraute, erhöhte Bambus-Drei-Gehweg war jetzt zwanzig Meter über ihm im Eis eingefroren –, nach Nordwesten ging, nahm er die Armbrust vom Rücken, vergewisserte sich erneut, dass die schwere Waffe gespannt und schussbereit war, und folgte dem unmöglichen Pfad aus grünem Gras ins Herz von Paris-Krater.

Promenade Plantée, so hatte jeder in Paris-Krater den Gehweg über ihm genannt. Es war einer jener seltenen alten Namen aus Wörtern, die noch aus der Zeit vor der gemeinsamen Weltsprache zu stammen schienen, und niemand aus Daemans Bekanntenkreis hatte jemals nach seiner Bedeutung gefragt. Während er nun dem grünen Streifen in der dunkler und immer tiefer werdenden Schlucht durch blaues Eis und ausgegrabene Ruinen folgte, fragte er sich, ob der Gehweg, den er kannte, nach diesem älteren, vergessenen Pfad benannt war, der tief unter der Erde gelegen hatte, bis Setebos es für angebracht gehalten hatte, ihn mit seinen vielen Händen auszugraben.

Daeman ging vorsichtig und mit zunehmender Beklemmung weiter. Er wusste nicht, was er hier zu finden geglaubt hatte – sein Hauptziel war es gewesen, Setebos noch einmal deutlich zu sehen, falls es Setebos war, und in Ardis Hall vielleicht berichten zu können, wie es nach der Invasion in dieser Stadt aus blauem Eis aussah –, doch als er andere Dinge erblickte, die in dem organischen blauen Eis zu beiden Seiten der *Promenade* eingefroren waren – ein weiteres halbes Dutzend Voynixe, Haufen menschlicher Schädel, noch mehr Ruinen, die seit Jahrhunderten kein Tageslicht mehr gesehen hatten –, wurden seine

Handflächen feuchter, während sein Mund immer trockener wurde.

Er wünschte, er hätte eine der Flechette-Waffen dabei, die Petyr von der Brücke mitgebracht hatte. Daeman erinnerte sich deutlich, wie Savi in der unterirdischen Grotte oben auf Prosperos Orbitalinsel Caliban aus größter Nähe eine volle Wolke Flechettes in die Brust gejagt hatte. Das Monster war nicht gestorben; Caliban hatte gebrüllt und geblutet, aber er hatte Savi auch in seine langen Arme gehoben und ihr mit einem einzigen, schrecklich hörbaren Schnappen seiner Kiefer den Hals durchgebissen. Dann hatte die Kreatur sie fortgeschleppt, war in den Sumpf getaucht und hatte ihre Leiche durch das System von Abwasserrohren und gefluteten Tunnels davongetragen.

Ich bin gekommen, um Caliban zu suchen, dachte Daeman und akzeptierte es damit zum ersten Mal als Tatsache. Caliban war sein Erzfeind – seine *Nemesis*. Daeman hatte dieses Wort erst im vergangenen Monat gelernt und sofort gewusst, dass in diesem Leben der Begriff »Nemesis« nur auf Caliban zutraf. Und nach seinem Versuch, die Kreatur auf Prosperos Orbitalinsel erst zu töten und dann dort sterben zu lassen, nachdem er die um die Erde kreisende Schwarzloch-Maschine auf Kollisionskurs mit der Insel gebracht hatte, war es nur allzu gut möglich, dass Caliban Daeman auch als *seine* Nemesis betrachtete.

Daeman hoffte es, obwohl bei der Vorstellung, erneut gegen die Kreatur zu kämpfen, sein Mund noch trockener und seine Handflächen noch feuchter wurden. Aber dann dachte er daran, wie er den Schädel seiner Mutter in den Händen gehalten hatte, dachte an die höhnische Beleidigung dieser Schädelpyramide – eine Beleidigung, zu der nur Caliban fähig war, Sycorax Kind, Prosperos Geschöpf, Anbeter jenes Gottes willkürli-

cher Gewalt namens Setebos –, und er ging weiter, seine Armbrust mit ihren beiden unzulänglichen, aber angespitzten und mit Widerhaken versehenen Bolzen gespannt und schussbereit.

Er befand sich im tiefen Schatten eines weiteren großen Überhangs, als er die Gestalten sah, die aus dem blauen Eis hervortraten. Diesmal waren es keine eingefrorenen Voynixe; es schienen Menschen zu sein, äußerst muskulöse Riesen mit verrenkten Gliedern, blaugrauer Haut und leeren, nach oben gewandten Augen.

Daeman hatte seine Armbrust angelegt und war dreißig Sekunden lang wie angewurzelt stehen geblieben, bevor ihm klar wurde, was er dort vor sich sah.

Statuen. Die wahre Bedeutung dieses Wortes hatte er von Hannah gelernt – Stein oder ein anderes Material, geformt zu menschlicher Gestalt. Im Paris-Krater und der Faxwelt seiner Jugend hatte es keine »Statuen« gegeben, und es war erst ungefähr zehn Monate her, dass er zum ersten Mal eine gesehen hatte: auf der Golden Gate bei Machu Picchu. Dieses Bauwerk, oder zumindest die grünen Wohnkugeln, die sich wie Efeu daran festklammerten, war eher ein Museum als eine Brücke, aber erst Hannah – die immer daran interessiert war, Metall zu schmelzen und in Formen zu gießen – hatte ihm erklären können, dass die menschlichen Gestalten, die sie dort vor sich sahen, »Statuen« waren, Kunstwerke – ebenfalls eine fremdartige Vorstellung. Offensichtlich hatten diese Statuen keinen anderen Daseinszweck, als das Auge zu erfreuen. Daeman musste selbst jetzt über eine Erinnerung an die Brücke lächeln: Sie hatten Odysseus – jetzt Noman – für eine dieser Museumsstatuen gehalten, bis er sich bewegt und mit ihnen gesprochen hatte.

Diese Gestalten bewegten sich nicht. Daeman trat näher und ließ die Armbrust sinken.

Die Figuren waren riesig – mehr als doppelt lebensgroß – und standen aus dem Eis hervor, weil das uralte Gebäude, zu dem sie gehörten, sich nach vorn geneigt hatte. Die stein- oder betongrauen Gestalten waren alle gleich – ein bartloser Mann mit Locken um die graue Masse, die sein Haar darstellen sollte, nackt bis auf ein kleines ärmelloses Hemd, das über seine Taille emporgezogen war. Der linke Arm war erhoben und gebeugt, die Hand lag am Hinterkopf. Der rechte Arm war massiv, muskulös, an Ellbogen und Handgelenk gebeugt, und die riesige rechte Hand ruhte direkt unterhalb der Brust auf dem bloßen Bauch des Mannes und schob die grauen Betonfalten des Hemdes nach oben. Sein rechtes Bein war die einzige andere sichtbare Gliedmaße; es krümmte sich aus der Fassade des Gebäudes. Irgendein Sims oder Grat über kleinen Fenstern zog sich durch die Reihe identischer männlicher Statuen, als würde er ihre Hüften durchbohren.

Daeman trat näher. Seine Augen passten sich an die Dunkelheit unter dem Blaeis-Überhang an. Der Kopf des Mannes – der »Statue« – war zur rechten Seite geneigt, die graue Wange berührte beinahe die graue Schulter, und es fiel Daeman schwer, den Ausdruck des gemeißelten Gesichts zu beschreiben – geschlossene Augen, aufwärts gebogene, geschürzte Lippen. War es Todesqual? Oder ein orgasmisches Vergnügen? Es konnte beides sein – vielleicht auch eine kompliziertere Emotion, die den damaligen Menschen bekannt und in Daemans Zeit verloren gegangen war. Die lange Reihe identischer Gestalten, die sowohl aus der Fassade der uralten Ruine als auch aus der Mauer aus blauem Eis hervortraten, ließ Daeman an eine tan-

zende Reihe affektiert lächelnder Männer denken, die sich für ein unsichtbares Publikum auszogen. *Was war das für ein Gebäude gewesen? Wozu hatten die Alten es benutzt? Weshalb diese Verzierungen?*

In der Nähe waren Buchstaben auf der Fassade – nach seinen Monaten mit Harman und nachdem er selbst die Sigl-Funktion erlernt hatte, erkannte Daeman sie jetzt als solche.

SAGI
MYUNEZ
YANOWSKI
1991

Daeman hatte nie lesen gelernt, aber aus purer Gewohnheit legte er die mit Thermohaut überzogene Hand auf den kalten Stein und rief das mentale Bild von fünf blauen Dreiecken in einer Reihe auf. Nichts. Er musste über sich selbst lachen – Stein konnte man nicht sigln, nur Bücher, und obendrein auch nur bestimmte Bücher. Außerdem, würde die Sigl-Funktion durch molekulare Thermohaut funktionieren? Er hatte nicht die geringste Ahnung.

Daeman konnte jedoch die Ziffern lesen. Eins-neun-neun-eins. Einen so hohen Faxknoten-Code gab es nicht. War es vielleicht eine Erklärung für die Statuen? Oder ein alter Versuch, die Figuren besser in der Zeit festzuhalten, so wie die menschlichen Ebenbilder im Stein festgehalten waren? *Wie zählte man die Zeit?* Daeman versuchte einen Moment lang, sich vorzustellen, wofür eins-neun-neun-eins als Jahreszahl stehen mochte... die Jahre seit der Herrschaft eines alten Königs, wie Agamemnon oder

Priamos im Turin-Drama? Vielleicht gehörte es aber auch zu der Art, wie der Künstler, von dem diese verwirrenden Statuen stammten – oder war es eine Künstlerin? –, seine oder ihre Identität bekannt gab. War es möglich, dass sich die Menschen des Untergegangenen Zeitalters durch Ziffern statt durch Namen identifizierten?

Daeman schüttelte den Kopf und verließ die Blaueis-Grotte. Er verschwendete seine Zeit, und all diese Dinge – diese Gebäude und »Statuen«, die begraben hätten bleiben sollen, diese Gedanken an Menschen, die anders waren als jene, die er seit jeher kannte, an jemanden, der der Zeit selbst einen numerischen Wert zuzuschreiben versuchte – waren ebenso fremdartig und beunruhigend für ihn wie die Erinnerung an Setebos, der durch das Loch kam, ein geschwollenes, körperloses Gehirn, getragen von dahinhuschenden Ratten.

Wenn er Caliban und Setebos finden – oder sich von ihnen finden lassen – würde, dann in dieser Kuppelkathedrale.

Es war natürlich keine richtige Kathedrale – Daeman kannte dieses Wort, »Kathedrale«, erst seit ein paar Monaten, seit er es in einem von Harmans Büchern gesiglt hatte, aus dem er viele Wörter gelernt hatte, wenn auch meist, ohne ihre Bedeutung zu verstehen –, aber das Innere dieser riesigen Kuppel kam Daemans Vorstellung von einer Kathedrale sehr nahe. Allerdings hatte in der Stadt, die nun Paris-Krater hieß, mit Sicherheit noch nie eine derartige Kathedrale gestanden.

Es war nach Einbruch der Dunkelheit. Zuvor war er im hellen Tageslicht den grünen Schlitz der Promenade Plantée am Avenue-Daumesnil-Graben entlanggegangen, bis dieser in einer

Eismasse endete, die er für Oprabastel hielt. Obwohl die Spalte sich über ihm geschlossen hatte, folgte er einem Tunnel, vermutlich entlang der Rude Lyon, zur Bastille-Kreuzung. Hier mündeten weitere Tunnels und offene, schmale Spalten – in einer konnte er beide Eiswände zugleich berühren, wenn er die Arme ausstreckte –, die linkerhand zur Seine führten.

Schon seit Daemans Geburt – und so lange die Einwohner von Paris-Krater zurückdenken konnten – war die Seine ausgetrocknet und mit menschlichen Schädeln gepflastert. Niemand wusste, was es mit den Schädeln auf sich hatte, nur, dass sie schon immer dort gewesen waren – von jeder der vielen Brücken, die man in einer Droschke, Kalesche oder Karriole überquerte, sahen sie wie weiße und braune Pflastersteine aus –, und niemand aus Daemans Umfeld hatte sich je gefragt, wohin das Wasser im Fluss verschwunden war, weil der kilometergroße Krater das alte Flussbett durchschnitt. Jetzt säumten noch mehr Schädel – Schädel, die erst kürzlich aus lebenden menschlichen Körpern befreit worden waren – die Wände der Spalte, der er in Richtung zur Île de la Cité und dem Ostrand des Kraters folgte.

Den wenigen in einer weitgehend geschichtslosen Kultur ohne mündliche oder andere Überlieferungen erhalten gebliebenen Legenden zufolge war Paris-Krater vor über zwei Jahrtausenden zu seinem Krater gekommen, als die Nachmenschen die Kontrolle über ein winziges schwarzes Loch, erschaffen im Verlauf einer Vorführung an einem Ort namens Institut de France, verloren hatten. Das Loch hatte sich mehrmals durch den Erdmittelpunkt gebohrt, aber nur einen einzigen Krater an der Oberfläche des Planeten hinterlassen, und zwar genau hier zwischen dem Invalidenhotel-Faxknoten und dem Garlion-

Knoten. Die Legenden behaupteten, dass genau dort, wo sich jetzt der Nordrand des Kraters befand, ein riesiges Gebäude namens Luv – oder manchmal »der Lover« – zusammen mit dem Ausreißer-Loch in den Erdmittelpunkt hinabgesaugt worden sei und dabei eine Menge Altmenschen-»Kunst« mitgenommen habe. Da Daeman noch nie anderer »Kunst« begegnet war als diesen paar »Statuen«, konnte er sich nicht vorstellen, dass der Verlust des Luv viel ausmachte, wenn alles darin so blöd gewesen war wie die tanzenden nackten Männer in der nunmehr hinter ihm liegenden Avenue-Daumesnil-Spalte.

Von der einen offenen Spalte aus, die zur Île St. Louis und zur Île de la Cité führte, konnte Daeman nichts sehen. Deshalb verbrachte er fast eine ganze Stunde damit, eine Eiswand hinaufzusteigen – er hackte mühevoll Tritte ins Eis, trieb schwere Bolzen hinein, um die er sein Seil schlingen konnte, und hing häufig an einem oder beiden Eishämmern, bis ihm der Schweiß aus den Augen gelaufen und sein klopfendes Herz wieder langsamer geworden war. Ein Gutes hatte die unglaubliche Anstrengung des Aufstiegs jedenfalls – ihm war nicht mehr kalt.

Er kam genau beim ehemaligen westlichen Ende der Île de la Cité oben auf der Blaueis-Kruste über der Stadt heraus. Das Eis war hier um die dreißig Meter dick, und Daeman hatte erwartet, in westlicher Richtung jenseits des Kraters zumindest den obersten Rand der gewohnten Stadtsilhouette zu sehen – die hohen Domi-Türme aus Buckyspitze und Bambus-Drei um den Krater herum, den Turm seiner Mutter genau gegenüber, und weiter westlich die dreihundert Meter hohe *La putain énorme*, die riesige nackte Frau aus Eisen und Polymerisaten. Eine Statue, *nur eine große Statue*, dachte er jetzt, *aber früher kannte ich das Wort nicht*.

Nichts von alledem war zu sehen. Direkt vor Daeman, der nach Westen schaute, erhob sich eine riesige Kuppel aus organischem blauem Eis mindestens sechshundert Meter hoch über die alte Stadt. Nur Ecken, Ränder, Schatten und hin und wieder eine hervorstehende Terrasse ließen erkennen, wo der Ring einstmals stolzer Türme den Krater umgeben hatte. Das hohe Domi seiner Mutter war nicht zu sehen. Die *putain* weiter westlich ebenso wenig. Außer der riesigen blauen Kuppel selbst, die das mittlerweile schon spätabendliche Licht sowohl blockierte als auch absorbierte, erhob sich in dem Gebiet um den Krater herum nun eine Masse luftiger Eistürme, Strebebögen, komplexer Mosaikstrukturen und über hundert Stockwerke hoher blauer Eisstalagmiten. All diese hoch aufragenden Türme und Ausbuchtungen um die Kuppel herum waren in der Luft durch Netze aus blauem Eis verbunden, die zart wirkten, jedoch – wie Daeman erkannte – alle einen größeren Durchmesser haben mussten als jeder der breiten Boulevards der Stadt. Alles glitzerte im satten Licht der tief stehenden Sonne, und in den Türmen, den Netzen und der Kuppel selbst schienen sich winzige blinkende und blitzende Lichter zu bewegen.

»Heilige Mutter Gottes«, flüsterte Daeman.

Die leuchtenden Eistürme, die sich sechzig, achtzig oder hundert Stockwerke hoch über die niedrigere Eiskappe auf der alten Stadt erhoben, waren schon so eindrucksvoll, dass es einem den Hodensack zusammenzog, aber die Kuppel selbst war am imposantesten.

Mindestens zweihundert Stockwerke hoch – Daeman konnte ihre Höhe und ihre schwindelerregende Masse nur anhand der alten Domi-Türme beurteilen, die schemenhaft tief unten an der Flanke der Kuppel zu sehen waren –, erstreckte sie sich mit ei-

nem Radius von über anderthalb Kilometern von seiner Position hier auf der Île de la Cité südlich zu der riesigen Müllhalde, die seine Mutter Jardins de Luxembourg genannt hatte, nördlich über die Rasenfläche namens Boulevard Haussmann hinweg, wo sie den Domi-Turm bei der Gare St. Lazare umhüllte, in dem der letzte Liebhaber seiner Mutter gewohnt hatte, und dann westlich fast bis zu den Champs de Mars, wo man immer die breitbeinige *putain* sah. Heute allerdings nicht. Die Kuppel versperrte sogar den Blick auf eine dreihundert Meter hohe Frau.

Wenn ich zum Invalidenhotel-Knoten gefaxt wäre, wäre ich in der Kuppel gelandet, dachte er.

Bei diesem Gedanken schlug sein Herz noch heftiger als bei dem Aufstieg am Eis, doch dann kamen ihm rasch hintereinander zwei noch erschreckendere Gedanken.

Der erste war: *Setebos hat dieses Ding über dem Krater gebaut.* Das war unmöglich, aber es musste so sein. Als das orangerote Licht des Sonnenuntergangs nun ein wenig schwächer auf die Türme und die Kuppel fiel, sah Daeman ein rotes Leuchten durchs Eis heraufsteigen – ein rotes Pulsieren, das nur aus dem Krater kommen konnte.

Sein zweiter Gedanke war: *Ich muss dort hinein.*

Wenn Setebos noch hier in Paris-Krater war, würde er *dort* warten. Wenn Caliban hier war, würde er in der Kuppel sein.

Mit vor Kälte zitternden Händen – *vor Kälte*, sagte er sich immer wieder – kehrte Daeman zu der Eiswand zurück, befestigte das Seil an einem Bambus-Drei-Träger, der aus dem blauen Eis ragte, und ließ sich wieder in die wartende Spalte hinab.

Auf dem Boden der schmalen Eisschlucht war es bereits dunkel – wenn er nach oben schaute, sah er die Sterne am verblasenden Himmel –, und der einzige Weg vorwärts von der Île de la Cité führte in einen der vielen kleinen Tunnels hinein, die sich wie Augen im Eis öffneten, Tunnels, in denen es noch dunkler sein würde.

Daeman fand eine Tunnelöffnung ungefähr in Brusthöhe über dem Boden der Spalte, kroch hinein und spürte, wie die noch tiefere Kälte durch das Eis in seine Knie und Handflächen drang. Nur die Thermohaut erhielt ihn hier am Leben. Nur die Osmosemaske verhinderte, dass ihm der Atem in der Kehle gefror.

Nach Möglichkeit auf den Knien rutschend – sein Rucksack schabte an der immer niedriger werdenden Eisdecke über ihm –, kroch er, die Armbrust vor sich ausgestreckt, bäuchlings auf den roten Lichtschein in der Kuppel-Kathedrale zu.

37

Hockenberry kommt in die Astrogationskuppel, um sich Odysseus zu stellen und vielleicht eine Tracht Prügel von ihm zu beziehen, aber dann bleibt er dort und betrinkt sich mit ihm.

Es hat über eine Woche gedauert, bis Hockenberry den Mut aufgebracht hat, mit dem einzigen anderen Menschen an Bord zu sprechen, und als er es schließlich tut, hat die *Queen Mab* bereits den Punkt für ihr Wendemanöver erreicht, und die Moravecs haben ihn gewarnt, dass vierundzwanzig Stunden lang

Schwereelosigkeit herrschen wird, während sich das Schiff mit dem Heck zur Erde dreht, bis die Bomben erneut zu detonieren beginnen und die 1,28-fache Erdschwerkraft während der Bremsphase wieder zurückkehrt. Mahnmut und Hauptintegrator Asteague/Che sind beide zu ihm gekommen, um sich zu vergewissern, dass seine Kabine freifallsicher ist – das heißt, dass alle scharfen Kanten gepolstert und alle losen Dinge verstaut sind, damit sie nicht durch die Gegend schweben, und dass Klett-Schuhe und Klett-Matten vorhanden sind –, aber niemand hat Hockenberry darauf hingewiesen, dass viele Menschen bei Schwerelosigkeit in starkem Maße seekrank werden.

Hockenberry wird es. Mehrfach. Sein Innenohr sagt ihm immer wieder, dass er unkontrolliert in die Tiefe stürzt, es gibt keinen Horizont, auf den er sich konzentrieren könnte – seine Kabine hat weder ein Fenster noch eine Luke, überhaupt nichts zum Hinausschauen –, und da die Toilettenanlage so konstruiert ist, dass sie nur bei den vorherrschenden 1,28 g richtig funktioniert, lernt Hockenberry rasch, wie man die Spuckbeutel benutzt, die Mahnmut ihm bringt, sobald er verkündet, dass ihm wieder schlecht wird.

Aber sechs Stunden Übelkeit reichen, und endlich geht es dem Scholiker etwas besser. Allmählich macht es ihm sogar Spaß, sich abzustößen und in der gepolsterten Kabine herumzuschweben, von seiner festgeschraubten Liege zu seinem gut befestigten Schreibtisch. Schließlich bittet er um die Erlaubnis, sein Quartier zu verlassen, die Erlaubnis wird ihm sofort gewährt, und dann amüsiert Hockenberry sich prächtig, als er durch lange Korridore schwebt, sich durch die Treppenschächte des großen Schiffes kickt, die in einer nunmehr wahrhaft dreidimensionalen Welt so albern wirken, und sich in dem

wundervoll byzantinischen Maschinenraum von einem Haltegriff zum nächsten zieht. Mahnmut fungiert währenddessen als sein treuer Assistent, der dafür sorgt, dass Hockenberry im Maschinenraum keinen falschen Hebel anfasst und nicht vergisst, dass die Dinge hier noch Masse haben, obwohl sie gewichtslos wirken.

Als Hockenberry ankündigt, er wolle Odysseus besuchen, erklärt ihm Mahnmut, der Grieche sei in der vorderen Astrogationskuppel, und führt ihn dorthin. Hockenberry weiß, dass er den kleinen Moravec fortschicken sollte – dass dies ein Gespräch unter vier Augen zwischen den beiden Männern ist, mit einer Entschuldigung und möglicherweise auch einer Prügelei –, aber vielleicht ist es die feige Seite des Scholikers, die ihn dazu bringt, Mahnmut hinterherzockeln zu lassen. Der Moravec wird sicher nicht zulassen, dass Odysseus ihm sämtliche Glieder einzeln ausreißt, selbst wenn der entführte Grieche jedes Recht dazu haben mag.

Die Astrogationskuppel besteht aus einem runden Tisch, der inmitten eines Sternenmeeres verankert ist. Drei Stühle sind mit dem Tisch verbunden, aber Odysseus benutzt einen davon nur, um sich selbst zu verankern, indem er die bloßen Füße zwischen die Stäbe hakt. Wenn die *Queen Mab* sich um ihre Längsachse oder Querachse dreht – was sie in den vierundzwanzig antriebslosen Stunden häufig zu tun scheint –, bewegen sich die Sterne auf eine Weise über die Kuppel, die Hockenberry noch vor ein paar Stunden dazu gebracht hätte, sich eilends einen Schwerelosigkeitsbeutel zu suchen, aber jetzt macht es ihm nichts mehr aus. Es ist, als hätte er schon immer im freien Fall gelebt. Und Odysseus scheint es genauso zu gehen, denkt Hockenberry, denn der Achäer hat drei der neun oder zehn Wein-

kalebassen geleert, die mit langen Schnüren am Tisch befestigt sind. Eine davon schnippt er mit den Fingern zu Hockenberry hinüber, und obwohl Hockenberrys Magen leer ist, kann er den Wein, der ihm als Geste der Versöhnung angeboten wird, nicht ablehnen. Außerdem schmeckt er hervorragend.

»Die Artefaktoiden fermentieren und lagern ihn irgendwo hier in diesem gottlosen Schiff«, sagt Odysseus. »Trink, Kunst-mensch. Du auch, Moravec.« Letzteres gilt Mahnmut, der sich in einen der Stühle hinuntergezogen hat, aber er lehnt das Getränk mit einem Schütteln seines metallischen Kopfes ab.

Hockenberry entschuldigt sich dafür, dass er Odysseus hinter Licht geführt und zu der Hornisse gebracht hat, sodass die Moravecs ihn schanghaien konnten. Odysseus tut die Entschuldigung mit einer Handbewegung ab. »Ich habe daran gedacht, dich zu töten, Sohn des Duane, aber zu welchem Zweck? Offenbar haben die Götter es mir bestimmt, auf diese lange Reise zu gehen, also ist es nicht an mir, dem Willen der Unsterblichen zu trotzen.«

»Du glaubst immer noch an die Götter?«, fragt Hockenberry und trinkt einen großen Schluck von dem starken Wein. »Selbst nachdem du gegen sie Krieg geführt hast?«

Der bärtige Kriegsplaner runzelt die Stirn, lächelt dann und kratzt sich die Wange. »Manchmal mag es schwierig sein, an seine Freunde zu glauben, Hockenberry, Sohn des Duane, aber man muss *immer* an seine Feinde glauben. Vor allem, wenn man das Privileg genießt, die Götter zu seinen Feinden zu zählen.«

Sie trinken eine Minute schweigend. Das Schiff rotiert ein weiteres Mal. Helles Sonnenlicht löscht einen Moment lang die

Sterne aus, dann dreht sich das Schiff erneut in seinen eigenen Schatten, und die Sterne kommen wieder hervor.

Der starke Wein trifft Hockenberry wie eine warme Woge. Er ist froh, am Leben zu sein – er hebt die Hand an seine Brust und berührt nicht nur das QT-Medaillon dort, sondern auch die dünne Linie der verschwindenden Narbe unter seinem Chiton –, und ihm wird bewusst, dass er nach seinen zehn Jahren unter den Griechen und Trojanern nun zum ersten Mal mit einem der richtigen Helden, einer der Hauptfiguren der *Ilias*, plaudert und Wein trinkt. Wie seltsam, nachdem er so viele Jahre lang Lehrveranstaltungen über die *Ilias* abgehalten hat.

Die beiden Männer unterhalten sich eine Weile über die Geschehnisse, die sie miterlebt haben, kurz bevor sie von der Erde und vom Fuß des Olymps verschwunden sind – über das Loch zwischen den Welten, das sich geschlossen hat, über den einseitigen Kampf zwischen den Amazonen und Achilles' Männern. Odysseus ist überrascht, dass Hockenberry so viel über Penthesilea und die anderen Amazonen weiß, aber Hockenberry hält es nicht für nötig, dem Krieger zu erzählen, dass er bei Vergil von ihnen gelesen hat. Die beiden Männer spekulieren darüber, wie schnell der wirkliche Krieg weitergehen wird und ob es den Achäern und Argeiern unter Agamemnons Führung schließlich gelingen wird, die Mauern Trojas zum Einsturz zu bringen.

»Mag sein, dass Agamemnon Ilium mit nackter Gewalt zerstören könnte«, sagt Odysseus, den Blick auf die kreisenden Sterne gerichtet, »aber wenn es ihm trotz aller Gewalt und zahlenmäßigen Überlegenheit nicht gelingt, bezweifle ich, dass er das nötige Geschick besitzt.«

»Das nötige Geschick?«, wiederholt Hockenberry. Er hat so lange in diesem alten Griechisch gedacht und kommuniziert, dass er kaum innehalten muss, um über ein Wort nachzudenken, aber jetzt tut er es. Odysseus hat das Wort *dolos* für Geschick benutzt, das »Gerissenheit« bedeuten kann, im positiven wie im negativen Sinn.

Odysseus nickt. »Agamemnon ist Agamemnon – alle sehen ihn als das, was er ist, denn zu mehr ist er nicht imstande. Aber ich bin Odysseus, und alle Welt weiß, wie geschickt ich bin.«

Wieder hört Hockenberry dieses *dolos*, und ihm wird klar, dass Odysseus mit jenem Charakterzug der Gerissenheit und List prahlt, dessentwegen Achilles über ihn gesagt hat: »So verhasst wie die dunklen Pforten des Hades ist mir der Mann, der das eine sagt und das andere in seinem Herzen verbirgt.« Hockenberry war vor Monaten bei der Gesandtschaft zu Achilles dabei gewesen und hatte es mit eigenen Ohren gehört.

Odysseus hatte Achilles' indirekte Beleidigung in jener Nacht offenbar verstanden, aber beschlossen, keinen Anstoß daran zu nehmen. Jetzt, nach vier Kalebassen Wein, zeigt der Sohn des Laertes Stolz auf seine Gerissenheit. Nicht zum ersten Mal fragt sich Hockenberry: *Werden sie Troja ohne Odysseus' Holzpferd zu Fall bringen können?* Er denkt an die Schichten dieses Wortes, *dolos*, und lächelt in sich hinein.

»Weshalb grinst du, Sohn des Duane? Habe ich etwas Komisches gesagt?«

»Nein, nein, geehrter Odysseus«, sagt der Scholiker. »Ich habe nur gerade an Achilles gedacht...« Er lässt seine Stimme verklingen, bevor er etwas sagt, was den anderen ärgert.

»Ich habe letzte Nacht von Achilles geträumt«, sagt Odysseus und dreht sich mühelos in der Luft, den Blick auf die fast vollständige Sternenkugel gerichtet, die ihn umgibt. Von der Astrogationskuppel aus sieht man in beiden Richtungen die Hülle der *Queen Mab*, aber das Metall und der Kunststoff reflektieren größtenteils das Sternenlicht. »Ich habe geträumt, ich hätte im Hades mit Achilles gesprochen.«

»Dann ist der Peleussohn also tot?«, fragt Hockenberry. Er öffnet eine weitere Weinkalebasse.

Odysseus zuckt die Achseln. »Es war nur ein Traum. In Träumen stellt die Zeit keine Grenze dar. Ob Achilles jetzt atmet oder bereits unter den Toten weilt, weiß ich nicht, aber es steht fest, dass der Hades eines Tages sein Zuhause sein wird – unser aller Zuhause.«

»Aha«, sagt Hockenberry. »Was hat Achilles in dem Traum zu dir gesagt?«

Odysseus richtet seinen starren, dunkeläugigen Blick wieder auf den Scholiker. »Er hat nach seinem Sohn, Neoptolemos, gefragt. Er wollte wissen, ob der Junge bei Troja zum Krieger geworden sei.«

»Und hast du es ihm gesagt?«

»Ich habe ihm erklärt, ich wisse es nicht, denn mein eigenes Schicksal habe mich weit von den Mauern Iliums weggeführt, bevor Neoptolemos dort am Kampf teilnehmen konnte. Damit war der Pelide aber nicht zufrieden.«

Hockenberry nickt. Er kann sich Achilles' Missmut vorstellen.

»Ich habe versucht, Achilles zu trösten«, fährt Odysseus fort. »Ich habe ihm erzählt, dass die Argeier ihn als einen Gott verehrten, wo er nun tot war – dass die Menschen bis in alle Ewig-

keit von seinen Heldentaten singen würden –, aber Achilles wollte nichts davon hören.«

»Nein?« Der Wein ist nicht nur gut, er ist wunderbar. Flüssige Hitze breitet sich vom Bauch her in Hockenberry aus und vermittelt ihm das Gefühl, noch freier zu schweben, als es selbst die Schwerelosigkeit erlaubt.

»Nein. Er hat zu mir gesagt, diese Ruhmeslieder könnte ich mir in den Arsch stecken.«

Hockenberry prustet los. Rotweinblasen und -tropfen schweben durch die Luft. Der Scholiker versucht, sie wegzuschlagen, aber die roten Kugeln platzen, und er bekommt klebrige Finger.

Odysseus schaut noch immer zu den Sternen hinaus. »Achilles' Schatten hat mir letzte Nacht erklärt, er wäre lieber ein Mist harkender Bauer, dessen Schwielen nicht vom Schwert, sondern vom Pflug stammen und der zehn Stunden am Tag auf einen Ochsenarsch blickt, als der größte Held im Hades oder sogar der dortige König zu sein, der über die atemlosen Toten herrscht. Achilles ist nicht gern tot.«

»Nein«, sagt Hockenberry. »Ich habe ihm angesehen, dass ihm das nicht gefallen würde.«

Odysseus dreht in der Schwerelosigkeit eine Pirouette, packt die Lehne des Sessels und schaut auf den Scholiker herab. »Ich habe dich noch nie kämpfen sehen, Hockenberry. Kämpfst du?«

»Nein.«

Odysseus nickt. »Das ist klug. Das ist vernünftig. Du musst einer langen Reihe von Philosophen entstammen.«

»Mein Vater hat gekämpft«, sagt Hockenberry, überrascht von den Erinnerungen, die ihn plötzlich überfluten. Soweit er weiß,

hat er in den letzten zehn Jahren seines zweiten Lebens kein einziges Mal an seinen Vater gedacht oder sich an ihn erinnert.

»Wo?«, fragt Odysseus. »Sag mir, in welcher Schlacht. Mag sein, dass ich dabei war.«

»Okinawa.«

»Von dieser Schlacht habe ich noch nie gehört.«

»Mein Vater hat sie überlebt«, sagt Hockenberry und merkt, wie es ihm die Kehle zuschnürt. »Er war sehr jung. Neunzehn. Er war bei den Marines. Er ist später in jenem Jahr heimgekommen, und drei Jahre danach kam ich zur Welt. Er hat nie davon gesprochen.«

»Er hat nicht mit seinen Heldentaten geprahlt oder seinem Sohn die Schlacht geschildert?«, fragt Odysseus ungläubig. »Kein Wunder, dass aus dir ein Philosoph und kein Kämpfer geworden ist.«

»Er hat sie nicht einmal erwähnt«, sagt Hockenberry. »Ich wusste, dass er im Krieg war, aber ich habe erst Jahre später von seinem Einsatz auf Okinawa erfahren, als ich alte Belobigungsschreiben seines befehlshabenden Offiziers las, eines Lieutenants, der damals nicht viel älter war als mein Vater. Ich fand die Briefe und Medaillen nach dem Tod meines Vaters in seiner alten Seekiste. Damals machte ich gerade meinen Doktor in Altphilologie, und da habe ich meine Recherchefähigkeiten benutzt, um etwas über die Schlacht zu erfahren, für die mein Vater das Purple Heart und den Silver Star bekommen hat.«

Odysseus stellt keine Fragen nach diesen seltsam klingenden Auszeichnungen. Stattdessen sagt er: »Hat sich dein Vater gut geschlagen, Sohn des Duane?«

»Ich glaube schon. Am 20. Mai 1945 wurde er beim Kampf um einen Ort namens Sugar Loaf Hill auf der Insel Okinawa zweimal verwundet.«

»Diese Insel kenne ich nicht.«

»Nein, woher solltest du auch. Sie ist weit von Ithaka entfernt.«

»Haben viele Männer an dieser Schlacht teilgenommen?«

»Auf Seiten meines Vaters hundertdreiundachtzigtausend Mann, die bereit waren, in den Kampf geworfen zu werden«, sagt Hockenberry. Er schaut jetzt ebenfalls zu den Sternen hinaus. »Seine Streitmacht wurde mit einer Flotte von über sechzehnhundert Schiffen zu der Insel Okinawa gebracht. Dort warteten hundertzehntausend Feinde auf sie, die sich im Gestein, in Korallen und Höhlen vergraben hatten.«

»Es gab keine Stadt, die man belagern konnte?«, fragt Odysseus und sieht den Scholiker zum ersten Mal seit Beginn ihres Gesprächs mit interessierter Miene an.

»Keine richtige Stadt, nein«, sagt Hockenberry. »Es war nur eine Schlacht in einem größeren Krieg. Die Gegenseite wollte unsere Leute töten, um eine Invasion ihrer Heimatinsel zu verhindern. Unsere Soldaten haben sie schließlich auf jede erdenkliche Art und Weise umgebracht – sie haben Feuer in ihre Höhlen gegossen und sie lebendig begraben. Die Kameraden meines Vaters haben mehr als hunderttausend der hundertzehntausend Japaner auf der Insel getötet.«

»Ein ruhmreicher Sieg«, sagt Odysseus.

Hockenberry schnaubt leise.

»Die Zahlen, die du nennst – Männer und Schiffe –, erinnern mich an unseren Krieg um Troja«, sagt der Argeier.

»Ja, das ist nicht viel anders. Das gilt auch für die Grausamkeit der Kämpfe. Mann gegen Mann, im Regen und im Schlamm, Tag und Nacht.«

»Ist dein Vater mit viel Kriegsbeute heimgekehrt? Hatte er Sklavinnen und Gold dabei?«

»Er hat ein Samuraischwert mitgebracht – das Schwert eines gegnerischen Offiziers –, aber er hat es in eine Kiste eingeschlossen und es mir nicht mal gezeigt, als ich noch klein war.«

»Sind viele Kameraden deines Vaters in den Hades hinabgeschickt worden?«

»Wenn man die Männer zusammenzählt, die an Land und auf See gekämpft haben, sind zwölftausendfünfhundertzwanzig Amerikaner ums Leben gekommen«, sagt Hockenberry, dessen Akademikerverstand – und Sohnesherz – sich mühelos an die Zahlen erinnert. »Auf unserer Seite gab es dreiunddreißigtausendsechshunderteinunddreißig Verwundete. Wie gesagt, der Feind hat über hunderttausend Mann verloren. Abertausende sind in den Höhlen und Löchern verbrannt und begraben worden, in denen sie sich zum Kampf eingegraben hatten.«

»Wir Achäer haben vor den Mauern Iliums mehr als fünfundzwanzigtausend Kameraden verloren. Und die Trojaner haben Scheiterhaufen für mindestens ebenso viele eigene Leute errichtet.«

»Ja«, sagt Hockenberry mit einem leisen Lächeln, »aber über einen Zeitraum von zehn Jahren hinweg. Die Schlacht auf der Insel Okinawa hat nur *neunzig Tage* gedauert.«

Ein Schweigen entsteht. Die *Queen Mab* dreht sich erneut, so geschmeidig und majestätisch wie ein riesiges Meeressäuger, das sich beim Schwimmen herumrollt. Sie werden einen Moment lang in gleißendes Sonnenlicht getaucht, und beide heben die Hand, um die Augen zu beschirmen, dann kehren die Sterne zurück.

»Es überrascht mich, dass ich nie von diesem Krieg gehört habe«, sagt Odysseus, während er dem Scholiker eine frische Weinkalebasse reicht. »Dennoch bist du bestimmt stolz auf deinen Vater, Sohn des Duane. Euer Volk muss die Sieger dieser Schlacht wie Götter behandelt haben. Um eure Feuerstellen werden jahrhundertlang Lieder darüber gesungen werden. Noch die Enkel der Enkel der Helden werden die Namen der Männer kennen, die dort gekämpft haben und gestorben sind, und die Einzelheiten jedes einzelnen Zweikampfs werden von fahrenden Sängern und Dichtern besungen werden.«

»Eigentlich«, sagt Hockenberry und trinkt einen großen Schluck, »erinnert sich in meinem Land so gut wie niemand mehr an diese Schlacht.«

Hörst du das?, sendet Mahnmut per Engstrahl.

Ja. Orphu von Io ist draußen auf der Hülle der Queen Mab. Während der vierundzwanzig Stunden, in denen das Schiff weder beschleunigt noch abgebremst wird, krabbelt er dort zusammen mit den anderen Hochvakuum-Moravecs herum, nimmt Untersuchungen vor und führt Reparaturen kleinerer Schäden durch Mikrometeoriteneinschläge, Sonneneruptionen oder die Auswirkungen der Atombombenexplosionen hinter dem Schiff aus. Man kann auf der Hülle arbeiten, während das

Schiff unterwegs ist – Orphu war in den letzten zwei Wochen mehrmals draußen in dem System von Stegen und Leitern, die für diesen Zweck dort angebracht sind –, aber der große Ionier hat sich bereits mit der Äußerung hervorgetan, er bevorzuge die Schwerelosigkeit gegenüber der »Arbeit an der Fassade eines hundertstöckigen Gebäudes mit aktivem Raketenantrieb«, verbunden mit dem allzu realen Gefühl, dass das Heck und die Schubplatte des Schiffes *unten* seien.

Es klingt, als wäre Hockenberry ziemlich betrunken, sendet Orphu.

Das ist er wohl auch, antwortet Mahnmut. Dieser Wein, den die Kombüse auf Anweisung von Asteague/Che reproduziert hat, ist starker Stoff. Das Ausgangsmaterial ist eine Probe medeischen Weins aus einer Amphore, die wir uns aus Hektors Weinkeller »geborgt« haben. Hockenberry hat mit den Griechen und Trojanern jahrelang minderwertigere Varianten dieses roten Medeers getrunken, aber fast mit Sicherheit in Maßen – die Griechen verdünnen den Wein in ihren Bechern sehr stark. Manchmal fügen sie sogar Salzwasser oder Duftstoffe wie Myrrhe hinzu.

Also, das klingt nun wirklich barbarisch, erwidert Orphu per Engstrahl.

Jedenfalls, sendet Mahnmut, kannst du ihm jetzt mal die Raumkrankheitsbeutel bringen. Für einen Vierundzwanzig-Stunden-Zyklus habe ich ihm den Kopf oft genug darüber gehalten.

Ach herrje, sendet Orphu von Io, das täte ich ja liebend gern, aber ich glaube nicht, dass die Luken hier auf der Ebene der Menschenkabinen groß genug für mich sind.

Warte, sendet Mahnmut, hör dir das an.

»Magst du Spiele, Sohn des Duane?«

»Spiele?«, sagt Hockenberry. »Was für Spiele?«

»Spiele, die man bei einer Feier oder einer Bestattung spielt«, sagt Odysseus. »Spiele, wie sie bei Patroklos' Bestattung veranstaltet worden wären, wenn Achilles den Tod seines Freundes anerkannt und uns erlaubt hätte, nach Patroklos' Verschwinden eine Bestattungsfeier abzuhalten.«

Hockenberry schweigt eine Minute, dann sagt er: »Du meinst Diskuswerfen, Speerwerfen... solche Sachen.«

»Ja«, sagt Odysseus. »Und Wagenrennen. Wettläufe. Ringen und Faustkampf.«

»Ich habe die Faustkämpfe in euren Lagern gesehen, dort, wo die schwarzen Schiffe auf den Strand gezogen sind«, sagt Hockenberry. Er nuschelt nur ein ganz kleines bisschen. »Die Männer kämpfen nur mit Lederriemen, die sie sich um die Hände wickeln.«

Odysseus lacht. »Was sollten sie sonst an den Händen tragen, Sohn des Duane? Dicke, weiche Kissen?«

Hockenberry ignoriert die Frage. »Letzten Sommer habe ich gesehen, wie Epeios in eurem Lager ein Dutzend Männer blutig geschlagen und ihnen die Rippen und Kiefer gebrochen hat. Er hat mit jedem gekämpft, der gegen ihn antreten wollte, vom frühen Nachmittag bis weit nach Mondaufgang.«

Odysseus grinst. »Ich erinnere mich an diese Kämpfe. Niemand konnte dem Sohn des Panopeus an jenem Tag standhalten, obgleich viele es versucht haben.«

»Zwei Männer sind gestorben.«

Odysseus zuckt die Achseln und trinkt noch etwas Wein. »Diomedes hat Euryalos, den Sohn des Mekisteus, trainiert und

unterstützt, einen der Führer der Argoliden. Er musste jeden Morgen vor Tagesanbruch laufen und seine Fäuste kräftigen, indem er auf Ochsenhälften eindrosch, die frisch aus den Schlachtpferchen kamen. Doch Epeios hat ihn an jenem Abend in nur zwanzig Runden bewusstlos geschlagen. Diomedes musste seinen Mann aus dem Kreis schleifen, wobei die Zehen des armen Euryalos zehn Furchen im Sand hinterließen. Aber er hat's überlebt – und beim nächsten Mal behält er seine verdammte Deckung oben, so viel steht fest.«

»Boxen ist ein schmutziges Geschäft«, zitiert Hockenberry, »und wenn man es lange genug betreibt, verwandelt sich der Verstand in einen Konzertsaal, in dem pausenlos chinesische Musik spielt.«

Odysseus wiehert vor Lachen. »Das ist komisch. Wer hat das gesagt?«

»Ein kluger Mann namens Jimmy Cannon.¹«

»Aber was ist chinesische Musik?«, fragt Odysseus, immer noch schmunzelnd. »Und was genau ist ein Konzertsaal?«

»Nicht so wichtig«, sagt Hockenberry. »Weißt du, ich entsinne mich nicht, dass sich dein Faustkampf-Champion, Epeios, in all meinen Jahren als Kriegsbeobachter auch nur ein einziges Mal in einer *Aristie* – einem Zweikampf um Ruhm und Ehre – ausgezeichnet hätte.«

»Nein, das stimmt«, pflichtet Odysseus ihm bei. »Epeios gibt selbst zu, dass er kein großer Mann des Krieges ist. Der Mut, den man braucht, um einem anderen Mann mit bloßen Fäusten

¹ Jimmy Cannon (1910 – 1973), legendärer amerikanischer Sportjournalist und Kolumnist – *Anm. d. Übers.*

gegenüberzutreten, unterscheidet sich manchmal von dem Mut, den es erfordert, einem Feind den Speer in den Bauch zu rammen und die Klinge dann mit einer Drehung herauszuziehen, sodass sich seine Eingeweide wie Fleischabfall in den Schmutz ergießen.«

»Aber du kannst das.« Hockenberrys Stimme ist ausdruckslos.

»O ja«, lacht Odysseus. »Die Götter haben es so gewollt. Ich gehöre zu einer Generation von Achäern, denen Zeus es bestimmt hat, ihre brutalen Kriege bis zum bitteren Ende auszufechten, von der Jugend bis ins hohe Alter, und das wird erst vorbei sein, wenn wir selbst bis auf den letzten Mann gefallen und gestorben sind.«

Odysseus ist ja ein richtiger Optimist, sendet Orphu.

Ein Realist, gibt Mahnmut per Engstrahl zurück.

»Aber du hast von Spielen gesprochen«, sagt Hockenberry. »Ich habe dich ringen sehen. Und gewinnen. Im Lager hast du auch Wettläufe gewonnen.«

»Ja«, sagt Odysseus, »mehr als einmal habe ich beim Wettlauf den Becher errungen, während Ajax sich mit dem Rind begnügen musste. Athene hat mir geholfen – sie hat den großen Dummkopf ausgleiten lassen, damit ich als Erster die Ziellinie überqueren konnte. Und ich habe Ajax auch im Ringen besiegt, indem ich ihm in die Kniekehle geschlagen habe, sodass er rücklings umgestürzt ist; dann habe ich ihn niedergedrückt, bevor der dumme Riese gemerkt hat, dass er zu Boden geworfen worden war.«

»Macht dich das zu einem besseren Menschen?«, fragt Hockenberry.

»Aber natürlich«, dröhnt Odysseus. »Was wäre die Welt, wenn nicht *agon* – die Kunst des Kampfes Mann gegen Mann – jedem die Rangordnung unter den Männern zeigte, so wie keine zwei anderen Dinge auf Erden gleich sind? Wie könnte einer von uns Lebenden erkennen, was gut ist, wenn Wettkampf und Zweikampf nicht aller Welt zeigen würden, wer das Beste verkörpert und wer nur Mittelmäßiges zustande bringt? In welchen Spielen bist du der Beste, Sohn des Duane?«

»Ich wollte in meinem ersten Studienjahr am College ins Leichtathletikteam. Aber sie haben mich nicht genommen.«

»Nun, ich muss gestehen, ganz schlecht bin ich gewiss in keinem athletischen Wettkampf«, sagt Odysseus. »Ich verstehe es, einen gut geschnitzten, geglätteten Bogen zu gebrauchen, und in einem Haufen feindlicher Männer träfe ich meinen zuerst mit dem Pfeil, selbst wenn meine Freunde dicht um mich stünden und alle zugleich auf die Männer schossen. Wenn ich bereit war, Achilles und Hektor in einen Krieg gegen die Götter zu folgen, so auch, weil ich mich als Bogenschütze mit Apollo messen wollte – obwohl ich im tiefsten Inneren wusste, dass es töricht war. Wer es als Sterblicher mit den Göttern im Bogenschießen aufnimmt – schau dir den armen Eurytos aus Oichalia an –, kann sicher sein, dass er einen plötzlichen Tod finden wird, statt in den Hallen seines eigenen Heims an den Gebrechen des hohen Alters zu sterben. Und ich würde ohnehin nur dann gegen den Herrn des silbernen Bogens antreten, wenn ich meinen besten Bogen bei mir hätte, und den nehme ich nie mit in den Krieg, wenn ich in den schwarzen Schiffen davonfahre. Der Bogen hängt selbst jetzt an der Wand meiner großen Halle. Iphitos hat mir den Bogen zum Zeichen seiner Freundschaft geschenkt, als wir uns zum ersten Mal begegnet sind – der Bo-

gen gehörte seinem Vater, dem Bogenschützen Eurytos. Ich mochte Iphitos sehr, und es tut mir Leid, dass ich ihm im Tausch für den besten Bogen auf Erden nur ein Schwert und einen grob geschnitzten Speer gegeben habe. Herakles hat Iphitos getötet, bevor ich wirklich Zeit hatte, den Mann kennen zu lernen.

Den Speer werfe ich so weit, wie keiner den Pfeil schießt. Und du hast mich boxen und ringen sehen. Was den Wettlauf betrifft – nun, du hast gesehen, wie ich Ajax geschlagen habe, und ich kann stundenlang laufen, ohne mein Frühstück auszuspucken, aber auf kurze Distanz werden mich viele Läufer im Staub hinter sich lassen, wenn Athene nicht zu meinen Gunsten eingreift.«

»Ich hätte mich für Leichtathletik qualifizieren können«, murmelt Hockenberry jetzt fast in sich hinein. »Langstreckenlauf war mein Ding. Aber da war so 'n Kerl namens Brad Muldorff – wir haben ihn immer ›die Ente‹ genannt –, der hat mich vom letzten Platz im Team verdrängt.«

»Versagen schmeckt nach Galle und Hundekotze«, sagt Odysseus. »Schande über jeden Mann, der sich an diesen Geschmack gewöhnt.« Er schüttet sich Wein in den Rachen, legt den Kopf in den Nacken, um zu schlucken, und wischt sich dann Tropfen aus seinem braunen Bart. »Ich träume, dass ich in den schattigen Hallen des Hades mit dem toten Achilles spreche, aber in Wirklichkeit will ich etwas über meinen Sohn, Telemachos, erfahren. Wenn die Götter mir Träume schicken, weshalb dann nicht Träume von meinem Sohn? Er war ein Kind, als ich fortgegangen bin – furchtsam und unerprobt –, und ich wüsste gern, ob aus ihm ein Mann geworden ist oder einer jener Weichlinge, die in den Häusern besserer Männer herumsitzen,

sich eine reiche Frau suchen, es mit Jünglingen treiben und den ganzen Tag die Leier spielen.«

»Wir hatten keine Kinder«, sagt Hockenberry. Er reibt sich die Stirn. »Das *glaube* ich jedenfalls. Die Erinnerungen an mein wirkliches Leben sind verworren und verschwommen. Ich bin wie ein gesunkenes Schiff, das jemand aus seinen eigenen Gründen wieder flottgemacht hat, aber ohne alles Wasser rauszupumpen – nur so viel, dass es wieder schwimmt. Zu viele Kammern sind noch geflutet.«

Odysseus sieht den Scholiker an. Er versteht ihn offenbar nicht, und seine Worte interessieren ihn auch zu wenig, als dass er ihm eine Frage stellen würde.

Hockenberry schaut dem griechischen Heerführer und König in die Augen, und sein Blick ist auf einmal konzentriert und durchdringend. »Ich meine, beantworte mir eine Frage, wenn du kannst... was *bedeutet* es, ein Mann zu sein?«

»Ein Mann zu sein?«, wiederholt Odysseus. Er öffnet die letzten beiden Weinkalebassen und reicht Hockenberry eine davon.

»Jawollja... Verzeihung, ja. Ein Mann zu *sein*. Ein Mann zu *werden*. In meinem Land gibt's nur einen Übergangsritus: wenn man die Wagenschlüssel kriegt... oder zum ersten Mal mit einer Frau ins Bett geht.«

Odysseus nickt. »Das erste Mal ist wichtig.«

»Aber das kann doch nicht alles sein, Sohn des Laertes! Was macht einen Mann zum Mann – oder auch zum Menschen?«

Jetzt bin ich mal gespannt, sendet Mahnmut per Engstrahl an Orphu. Ich habe mich das auch schon ziemlich oft gefragt – und nicht nur beim Versuch, Shakespeares Sonette zu verstehen.

Das haben wir uns alle gefragt, erwidert Orphu. Jeder von uns, die wir besessen von allem Menschlichen sind – das heißt, jeder von uns Moravecs, denn dank unserer Programmierung und unserer maßgeschneiderten DNA studieren wir unsere Schöpfer immer wieder und bemühen uns, sie zu verstehen.

»Tja, was macht einen Mann zum Mann?«, wiederholt Odysseus mit ernster Stimme, beinahe geistesabwesend. »Jetzt muss ich erst mal dringend pissen. Du auch, Hockenberry?«

»Ich meine«, fährt der Scholiker fort, »vielleicht hat es was mit Beständigkeit zu tun.« Er braucht zwei Anläufe, bis er das Wort richtig hinkriegt. »Beständigkeit. Schau dir eure Olympischen Spiele und unsere an. Schau sie dir bloß mal an!«

»Dieser andere Moravec hat mir erklärt, wie man die Latrine benutzt. Sie arbeitet mit einem Vakuum, das den Urin sogar während dieser Schwebezeit einsaugt, aber ich finde es verdammt schwierig, nicht überall Tropfen zu verteilen, du nicht auch, Hockenberry?«

»Zwölfhundert Jahre lang habt ihr alten Griechen eure Spiele veranstaltet«, sagt Hockenberry. »Fünf Tage Spiele, alle vier Jahre, *zwölfhundert Jahre* lang, bis irgend so ein dämlicher christlicher Kaiser von Byzanz sie abgeschafft hat. *Zwölfhundert Jahre!* Durch Dürre und Hungersnot, Krankheit und Seuche. Alle vier Jahre wurden die Kriege unterbrochen, und eure Athleten sind aus aller Welt nach Olympia gereist, um den Göttern zu huldigen und sich bei Wagenrennen, Wettläufen, Ringen, Diskus- und Speerwerfen sowie *Pankration* zu messen – dieser komischen Mischung aus Ringen und Kickboxen, die ich nie gesehen habe, und du bestimmt auch nicht. Zwölfhundert Jahre, Laertessohn! Nachdem mein Volk die Spiele wieder ins Leben geru-

fen hatte, sind sie schon während der ersten hundert Jahre dreimal kriegsbedingt ausgefallen, Länder haben die Teilnahme verweigert, weil sie wegen dieser oder jener Kränkung oder Beleidigung angepisst waren, und dann sind jüdische Sportler auch noch von Terroristen getötet worden...«

»Angepisst, ja«, sagt Odysseus, lässt die Kalebasse an ihrer Leine los und dreht sich in der Luft, um sich zu seiner Kabine zurückzुकicken. »Muss pissen. Bin gleich wieder da.«

»Vielleicht ist das einzige wirklich Beständige, was Homer gesagt hat: *»Immer ist uns das Gastmahl lieb und Tanz und Kithara, häufiger Wechsel der Kleider und warme Bäder und Betten.«*

»Wer ist Homer?« Odysseus hält an der Irisblendentür zur Astrogationskuppel inne.

»Niemand, den du kennst«, sagt Hockenberry und trinkt noch mehr Wein. »Aber weißt du was...«

Er verstummt. Odysseus ist fort.

Mahnmut steigt durch die Luftschleuse im Lazarettdeck aus, leint sich an, obwohl der Tank für die Schubaggregate in seinem Tornister voll ist, und folgt Stegen, Leitern und Rohrleitungen um die *Queen Mab* herum und nach oben. Er findet Orphu von Io, der gerade eine Stelle am Tor der Ladebucht schweißt, in der die *Dark Lady* liegt, eingebettet unter den Faltflügeln der Wiedereintrittsfähre.

»Das hätte erhellender sein können«, sagt Mahnmut auf ihrer privaten Funkfrequenz.

»Die meisten Gespräche sind so«, sagt Orphu. »Sogar unsere.«

»Aber wir sind normalerweise nicht betrunken, wenn wir uns unterhalten.«

»Da Moravecs keinen Alkohol zu sich nehmen, um sich zu stimulieren oder zu beruhigen, hast du in technischer Hinsicht Recht«, sagt Orphu, dessen Schale, Beine und Sensoren von dem Funkenregen, den er beim Schweißen erzeugt, hell erleuchtet werden. »Aber wir haben schon miteinander diskutiert, während du unter Sauerstoffmangel gelitten hast, von Ermüdungstoxinen betäubt warst und – wie die Menschen sagen würden – die Hosen gestrichen voll hattest, sodass Odysseus' und Hockenberrys zusammenhanglose Unterhaltung für meine Ohren – wenn ich denn welche hätte – nicht allzu fremdartig klang.«

»Was würde Proust denn zu der Frage sagen, was einen Menschen zum Menschen macht... oder auch einen Mann zum Mann?«, fragt Mahnmut.

»Ach ja, Proust, dieser Langweiler«, sagt Orphu. »Ich habe ihn erst heute Morgen wieder gelesen.«

»Sollte mich wundern, wenn seine Vorstellungen von den elementaren Dingen, die einen Menschen ausmachen, nahtlos mit denen von Odysseus zusammenpassen würden.«

Vier von Orphus mehrfach gegliederten Armen sind mit dem Schweißen beschäftigt, aber mit den anderen beiden macht er eine Geste, die einem Achselzucken ähnelt. »Du erinnerst dich doch noch an seine vier Wege zur Wahrheit? Einer davon war die Freundschaft, sogar die des Liebhabers«, sagt der Ionier. »Das hat er also sowohl mit Odysseus als auch mit unserem Scholiker da drin gemein. Aber Prousts Erzähler entdeckt, dass seine eigene Methode, sich der Wahrheit zu nähern, im Schrei-

ben besteht, in der Erforschung der Nuancen, die sich in den anderen Nuancen seines Lebens verbergen.«

»Aber zuvor hat er die Kunst als Weg zur tiefsten Menschlichkeit doch verworfen«, erwidert Mahnmut. »Hast du mir nicht erzählt, dass er zu dem Schluss gekommen ist, die Kunst sei letztlich doch nicht der Weg zur Wahrheit?«

»Er entdeckt, dass wahre Kunst eine echte Form der *Schöpfung* ist«, sagt Orphu. »Hier, hör dir diese Passage aus *Guermantes* an:

›Leute von Geschmack sagen uns heute, Renoir sei ein großer Maler des achtzehnten Jahrhunderts. Doch wenn sie das sagen, vergessen sie die Zeit, nämlich wie viel davon sogar noch im zwanzigsten vergehen sollte, bis Renoir als großer Künstler gewürdigt worden ist. Um zu solcher Anerkennung zu gelangen, muss ein origineller Maler, ein origineller Künstler vorgehen wie ein Augenarzt. Die Behandlung durch ihre Malerei, ihre Prosa ist nicht immer angenehm. Wenn sie beendet ist, sagt uns der Arzt: Jetzt sehen Sie hin! Und siehe da, die Welt (die nicht einmal erschaffen wurde, sondern so oft, wie ein origineller Künstler aufgetreten ist) kommt uns ganz anders vor als die frühere, jedoch überzeugend und klar. Frauen gehen die Straße entlang, die völlig anders aussehen als die von ehemals, weil sie Renoirs sind, eben jene Renoirs, in denen wir früher überhaupt keine Frauen erkennen wollten. Auch die Wagen sind Renoirs, das Wasser und der Himmel; wir haben Lust, in dem Wald spazieren zu gehen, der uns am ersten Tag wie alles andere als ein Wald vorkam, eher zum Beispiel wie eine Stickerei mit vielen Farbtönen, in denen aber gerade diejenigen fehlten, die einen Wald ausmachen. Das ist die neue, vergängliche Welt, die jetzt erschaffen wurde. Sie wird bis zur nächsten erdgeschichtli-

chen Katastrophe dauern, die durch einen neuen, originellen Maler heraufgeführt werden wird.«

Und anschließend erklärt er, dass Schriftsteller dasselbe tun, Mahnmut – sie lassen neue Welten entstehen.«

»Das hat er bestimmt nicht wörtlich gemeint«, sagt Mahnmut. »Nicht, dass sie *echte* Welten entstehen lassen.«

»Ich glaube, er meint es durchaus wörtlich«, erwidert Orphu. Über Funk klingt seine Stimme ganz und gar ernst. »Hast du die Quantenfluss-Sensormessungen verfolgt, die Asteague/Che auf dem gemeinsamen Kanal durchgegeben hat?«

»Nein, nicht so richtig. Die Quantentheorie langweilt mich.«

»Das ist keine Theorie. Während unseres Fluges vom Mars zur Erde ist die Quanten-Instabilität zwischen den beiden Welten, innerhalb unseres ganzen Sonnensystems, mit jedem Tag größer geworden. Die Erde befindet sich im Zentrum dieses Flusses. Es ist, als wären ihre gesamten Raumzeit-Wahrscheinlichkeit-Matrizes in einen Strudel geraten, eine Region des selbst ausgelösten Chaos.«

»Was hat das mit Proust zu tun?«

Orphu stellt den Schweißbrenner ab. Die große Ausbesserungsplatte auf dem Tor der Ladebucht ist perfekt angebracht. »Jemand oder etwas spielt mit Welten herum, vielleicht mit ganzen Universen. Wenn man die Mathematik der Quantendaten aufschlüsselt, die wir empfangen, ist es, als hätten verschiedene Quanten-Calabi-Yau-Räume irgendwie versucht, auf einem Bran zu koexistieren. Es ist fast, als wollten neue Welten ins Dasein treten – als wären sie von einem einzigartigen Genie durch pure Willenskraft erschaffen worden, genau wie Proust es andeutet.«

Irgendwo auf der *Queen Mab* zünden unsichtbare Triebwerke, und das lange, unelegante, aber schöne schwarze Raumfahrzeug aus Buckykarbon und Stahl rotiert und schlingert. Mahnmut packt eine Griffstange, und seine Füße lösen sich von der Hülle, als das atomare Raumschiff sich auf seinen ganzen dreihundertvierzig Metern Länge wie ein Zirkusakrobat windet und hin und her rollt. Sonnenlicht streicht über die beiden Moravecs hinweg und verschwindet dann hinter der klobigen Schubplatte am Heck. Mahnmut justiert seine polarisierten Filter neu und sieht wieder die Sterne. Er weiß, dass Orphu sie zwar nicht im sichtbaren Spektrum sehen kann, aber ihrem Kreischen und Schrillen im Funk lauscht. *Dieser thermonukleare Chor*, hat der Ionier es einmal genannt.

»Orphu, mein Freund«, sagt Mahnmut, »kommst du mir jetzt auf die religiöse Tour?«

Der Ionier rumpelt im Infraschallbereich. »Falls ja – und falls Proust Recht hat und tatsächlich echte Universen entstehen, wenn sich diese seltenen, fast einzigartigen Köpfe vom Rang eines Genies darauf konzentrieren, sie zu erschaffen –, dann glaube ich nicht, dass ich die Schöpfer dieser gegenwärtigen Realität kennen lernen möchte. Hier ist etwas Böses am Werk.«

»Ich verstehe nicht, weshalb diese...«, beginnt Mahnmut, dann hält er inne und lauscht auf dem gemeinsamen Band. »Was ist ein Zwölf-null-eins-Alarm?«

»Die Masse der *Mab* hat soeben um vierundsechzig Kilogramm abgenommen«, sagt Orphu.

»Auswurf von Exkrementen und Urin?«

»Nicht ganz. Unser Freund Hockenberry ist soeben wegteleportiert.«

Mahnmut's erster Gedanke ist: *Hockenberry ist nicht in der Verfassung, irgendwohin zu qten – wir hätten ihn aufhalten sollen. Freunde lassen Freunde nicht betrunken teleportieren.* Aber er beschließt, diesen Gedanken für sich zu behalten.

Eine Sekunde später sagt Orphu: »Hörst du das?«

»Nein, was?«

»Ich habe die Funkkanäle überwacht. Wir haben die Hochgewinnantenne gerade auf die Erde gerichtet – oder vielmehr, auf den polaren Orbitalring um die Erde –, und sie hat eine modulierte Funkbotschaft aufgefangen, die uns per Maser übermittelt wird.«

»Wie lautet sie?« Mahnmut spürt, wie sein organisches Herz schneller zu pumpen beginnt. Er verzichtet darauf, den Adrenalinspiegel zu regulieren, und lässt es pumpen.

»Sie kommt eindeutig vom Polarring«, sagt Orphu, »ungefähr fünfunddreißigtausend Kilometer über der Erde. Es ist eine Frauenstimme, und sie sagt immer wieder: ›Bringt Odysseus zu mir.««

38

Als Daeman die Blaueis-Kuppelkathedrale betrat, umging ihn ein hallendes Gemurmel aus Flüsterlauten und monotonem Singsang.

»Denkt, dass Er ihn schuf, ebenbürtig dem Feuer, Feuerauge in einem Schaumballen, der schwimmt und frisst! Denkt, dass Er ihn jagen gesehen hat, mit schrägen Augen, die in den Winkeln weiß sind, bei Mondlicht; und den Specht mit der langen Zunge, der tief in die Galläpfel nach Würmern sticht, und ein klares Wort spricht, wenn er Erfolg hat, aber die Ameisen verschmäh't; und die Ameisen selbst, die einen Wall aus Samen und niedergelegten Stängeln um ihr Loch bauen – all diese und noch mehr hat Er geschaffen, alles, was wir sehen, und uns, gemein wie Er immer ist.«

Daeman erkannte die Stimme sofort – Caliban. Das zischelnde Geflüster hallte von Wänden und aus Tunnels aus Blaueis wider, es schien von überall her zu kommen, beruhigend fern, erschreckend nah. Und irgendwie war diese einzelne Caliban-Stimme ein Chor, eine Vielzahl von Stimmen in schrecklicher Harmonie. Von größerer Angst erfüllt, als er geglaubt hatte – von *viel* größerer Angst, als er gehofft hatte –, senkte Daeman den Kopf und schob sich aus dem Eistunnel auf das Zwischengeschoss aus Eis.

Nachdem er eine Stunde lang durch Blaueis-Tunnels gekrochen war, die sich häufig verengten und in Sackgassen endeten, sodass er umkehren musste, manchmal auch in zehn Meter breite Gänge mündeten, in denen er dann wieder auf Wände oder senkrechte Schächte stieß, die viel zu hoch waren, als dass er sie hätte erklimmen können, wohingegen andere Tunnels so niedrig waren, dass er auf dem Bauch vorwärts robben musste, wobei sein Rucksack an der Eisdecke kratzte, wenn er ihn nicht zusammen mit der Armbrust vor sich herschob, glaubte Daeman nun schließlich das Zentrum der Eiskuppelkathedrale erreicht zu haben.

Daeman kannte keines der alten Wörter zur Beschreibung dieses Raums, in den er hinausgetreten war und in dem er nun auf einem von offenbar vielen hundert halb dunklen Zwischengeschossen aus Eis an der gekrümmten Innenwand des riesigen Bauwerks stand, doch wenn er die Wörter gesiglt hätte, wäre er sie jetzt versuchsweise durchgegangen: Turmspitzen, Kuppel, Gewölbebogen, Strebepfeiler, Apsis, Hauptschiff, Basilika, Chorempore, Portal, Kapelle, Rosette, Nische, Säule, Altar. Sie alle hätten auf einen oder mehrere Teile dessen gepasst, was er nun vor sich sah, und er hätte noch mehr Wörter gebraucht. Viel mehr Wörter.

Nach Daemans bester Schätzung hatte der Innenraum einen Durchmesser von mindestens anderthalb Kilometern und maß über sechshundert Meter von dem rot glühenden Boden bis zum eisblauen höchsten Punkt der Kuppel. Wie er draußen vermutet hatte, war der gesamte Krater im Herzen der Stadt von Setebos überkuppelt worden, und das riesige Rund glühte nun rot und pulsierte wie von einem mächtigen Herzschlag. Daeman hatte keine Ahnung, ob dies an einer natürlichen vulkanischen Aktivität im Krater lag, einem Magma, das aus vielen Kilometern Tiefe von jener Stelle emporstieg, wo sich das schwarze Loch einst ins Innerste der Erde gebohrt hatte, oder ob Setebos die Hitze und das Licht irgendwie heraufbeschwor und benutzte. Der Rest der Kuppel leuchtete in Farbschattierungen, die Daeman nicht beschreiben konnte – zahllose Varianten von Rot am Grund, erst schillernde, dann zarte Orange-töne an der Peripherie des Kraters und in den unteren Bereichen der Kuppel, rote Adern, die sich in Orange-Gelben Pfeilern und Stalagmiten nach oben verzweigten, bis die wärmeren Farben schließlich zum kühlen Leuchten der riesigen blauen

Säulen verblassten. Pulsierendes grünes Licht und gelbe Funken durchzuckten die Wände, Säulen, Sehnen und Türme aus Blau eis, geordnete Kolonnen roter Impulse liefen wie Stromstöße durch verborgene Kanäle, offene Funken verbanden symmetrisch aufgebaute Sektionen der Kathedrale wie Dendritenfeuer.

Die Kuppelhülle war an einigen Stellen so dünn, dass der letzte Schein des Abendlichts draußen rosafarbene Kreise an die Westwand malte. Der höchste Punkt an der Decke war dünn wie Glas und gab einen nur leicht getrübbten Blick auf ein dunkelndes Himmelsoval mit den herauskommenden Sternen frei. Das Seltsamste waren jedoch Hunderte kreuzförmiger Vertiefungen an den unteren Wänden der Kuppel, jede etwa einen Meter achtzig hoch. Sie zogen sich um den ganzen Raum, und als Daeman sich über den Rand seiner groben Zwischengeschossplatte beugte, sah er unter sich weitere dieser kreuzförmigen, wie ins Blau eis gebrannten Nischen. Sie schienen aus Metall zu bestehen und waren leer; ihr stählernes Inneres reflektierte den roten Lichtschein aus dem Kraterzentrum.

Der rot getönte Boden des Kraters selbst war nicht leer. Überall erhoben sich dornige Stalagmiten und schroffe Türme. Einige ragten bis zur Decke auf und bildeten ordentliche Reihen von Blau eis-Säulen, während andere frei standen. Der Boden des Kraters war auch nicht glatt; überall gab es kleinere Krater und aufgeworfene Fumarolen. Gase, Dampf und Rauch stiegen aus den meisten von ihnen empor, und die trägen, überhitzten Luftströmungen trugen Schwefelgestank zu Daeman hinauf. Im Zentrum des rot glühenden Kreises befand sich ein erhöhter Krater mit unebenem Rand, umgeben von Blau eis-Treppen und kleineren Fumarolen. Dieser Krater über dem

Krater schien fast bis zum Rand mit runden, weißen Steinen gefüllt zu sein, aber dann erkannte Daeman, dass es sich bei den Steinen um die Oberseiten menschlicher Schädel handelte – Zehntausender menschlicher Schädel, die größtenteils unter der Masse lagen, die den Krater beinahe ausfüllte. Der erhöhte Krater hatte große Ähnlichkeit mit einem Nest, und dieser Eindruck wurde noch verstärkt von dem Ding, das ihn ausfüllte: graues Hirngewebe, verschlungene Wulste, zahlreiche Augenpaare, Münder und Körperöffnungen, die sich unkoordiniert öffneten und schlossen, darunter eine Vielzahl riesiger Hände – diese Hände betteten das riesige, massige Gebilde auf seinem Nest hin und wieder um, brachten es in eine bequemere Position –, und er sah weitere Hände, allesamt größer als das Zimmer, das er in Ardis Hall bewohnte; sie waren an Stängeln aus dem Gehirn hervorgetreten und zogen sich samt ihrer herabhängenden Tentakel über den glühenden Boden. Einige dieser Hände waren so nah, dass Daeman unzählige gekrümmte, mit Widerhaken bewehrte, schwarze Haarstacheln oder Haken sah, die aus den Spitzen dieser riesigen Finger hervorkamen. Jeder Stachel – eine Art weiterentwickeltes Haar? – war länger als das Tötungsmesser, das Daeman am Gürtel trug, und die Finger gruben sich mit Hilfe dieser Filamente ins Blau eis. Die Hände konnten überallhin klettern und sich über jede Fläche ziehen – Mauerwerk, Eis oder Stahl –, indem sie diese schwarzen, hakenförmigen Klingen in dem Material unter der Hand versenkten.

Setebos' gehirnartige Gestalt selbst war viel größer, als Daeman sie in Erinnerung hatte – wenn das vor weniger als zwei Tagen durch das Loch am Himmel gekommene Ding an seiner Achse noch dreißig Meter lang gewesen war, so war es nun

mindestens hundert Meter lang und im Zentrum, wo das verschlungene Gewebe von einer tiefen, leuchtenden Furche geteilt wurde, dreißig Meter hoch. Es füllte sein Nest völlig aus, und immer, wenn es seine ungeschlachte Masse umbettete, hörte man Schädel knirschen; es klang wie das Knistern von brechendem Stroh, das entlastet und wieder niedergedrückt wurde.

»Denkt, diese Pracht ist ein Zeichen, weder dass Er schlecht, noch dass Er gut ist, weder freundlich noch boshaft: Er ist stark und der Herr. Sagt, Er ist furchtbar: Seht Seine Taten als Beweis!«

Calibans zischelndes Flüstern wurde in einer kleinen Demonstration perfekter Akustik von der Kuppel zurückgeworfen, hallte von Fumarolen und Zikkurats wider, echote noch einmal durch das Labyrinth der Eistunnels und schien von vorn, von hinten und von der Seite auf Daeman zuzukommen – ein mörderisches Gewisper.

Als Daemans Augen sich an das glutrote Halbdunkel und die Dimensionen der riesigen, hohlen Kuppel gewöhnten, sah er auch kleinere Objekte, die sich bewegten – sie huschten um den Sockel von Setebos' Nest herum, hasteten auf allen vieren die Blaueis-Stufen zur Basis des gehirnförmigen Gebildes hinauf und stiegen dann auf den Hinterbeinen schwerfällig wieder hinunter; dabei trugen sie große ovale Behältnisse, von denen ein fahles, seidig glänzendes, milchiges Licht ausging.

Einen Moment lang glaubte Daeman, es wären Voynixe. Auf seinem langen Weg durch das Eislabyrinth hatte er die Überreste Dutzender Voynixe gesehen – keine im Eis eingefrorenen Voynixe wie in der äußeren Spalte, sondern ausgeweidete

Überreste von Voynixen, ein ausgehöhlter Panzer hier, ein abgerissenes Ped und ein aufgeschlitzter Lederhöcker dort, ein Paar Klauenhände, die allein herumlagen. Doch als er nun durch den Dampf und den Nebel schaute, der von den Fumarolen aufstieg, sah er, dass diese Dienerfiguren keine Voynixe waren. Sie hatten Calibans Gestalt.

Calibani, dachte Daeman. Er war ihnen zusammen mit Savi und Harman vor fast einem Jahr im Mittelmeerbecken begegnet, und nun wurde ihm klar, was es mit den Kreuzformen in der Kuppelwand auf sich hatte. *Aufladungswiegen* hatte Savi diese hohlen Kreuze genannt, und Daeman selbst war auf einen einzelnen nackten *Calibani* gestoßen, der mit ausgebreiteten Armen in einem solchen senkrechten Kreuz hing; er hatte ihn für tot gehalten, bis die gelben Katzenaugen sich abrupt öffneten.

Savi hatte ihnen erzählt, dass Prospero und das ihnen bislang unbekannte Biosphärenwesen namens Ariel eine Menschenart zu den *Calibani* entwickelt hatten, damit die Voynixe nicht ins Mittelmeerbecken und andere Gebiete vordrängen, die Prospero für sich behalten wollte. Nun dachte Daeman, dass dies entweder eine Lüge war oder dass Savi sich geirrt hatte – die *Calibani* hatten sich nicht aus einer Menschenart entwickelt, sondern waren vielmehr Klone des ursprünglichen und viel schrecklicheren Caliban, wie Prospero auf seiner Orbitalinsel zugegeben hatte –, doch damals hatte Harman die alte Jüdin gefragt, weshalb die Nachmenschen die Voynixe überhaupt erschaffen hatten, wenn sie – oder Prospero – dann noch ein weiteres Ungeheuer hatten erschaffen müssen, um sie im Zaum zu halten.

»Oh, sie haben die Voynixe nicht erschaffen«, hatte die alte Frau gesagt. »Die Voynixe kamen woanders her, dienen jemand anderem und verfolgen ihre eigenen Ziele.«

Daeman hatte es damals nicht verstanden und verstand es jetzt noch weniger. Diese *Calibani*, die er wie obszön pinkfarbene Ameisen mit den milchigen Eiern über den Kraterboden hasten sah, dienten eindeutig nicht Prospero – sie dienten Setebos.

Wer hat die Voynixe dann auf die Erde gebracht?, fragte er sich. Weshalb greifen sie Ardis und die anderen Altmenschen-Gemeinschaften an, wenn sie nicht Setebos dienen? Wem dienen die Voynixe wirklich?

Daeman wusste im Augenblick nur eines mit Sicherheit, nämlich dass Setebos' Ankunft in Paris-Krater eine Katastrophe für die hiesigen Voynixe gewesen war – diejenigen, die das sich rasch ausbreitende Blau eis nicht eingefroren hatte, waren gefangen und ausgepult worden wie schmackhafte Krebse. *Ausgepult von wem? Oder wovon?* Zwei Antworten kamen ihm in den Sinn, und keine war beruhigend – entweder hatten die *Calibani* sie mit ihren Zähnen und Klauen aufgeknackt, oder Setebos hatte es eigenhändig getan.

Daeman erkannte jetzt, dass die vermeintlichen grau-rosa Grate auf dem Kraterboden in Wirklichkeit weitere von Setebos ausgehende Armstängel waren. Die fleischigen Stängel verschwanden in Öffnungen in der Kuppelwand und...

Daeman fuhr herum und hob seine Armbrust, den Finger am Abzug. Aus dem Eistunnel hinter ihm war ein gleitendes Geräusch gekommen. *Eine von Setebos' Händen, dreimal so groß wie ich, die sich durch den Tunnel hinter mir zwängt.*

Daeman hockte wartend da, die Armbrust im Anschlag, bis ihm von ihrem Gewicht schließlich die Arme zitterten, aber es kam keine lautlose Hand heraus. In dem Korridor aus Eis zischelte und raschelte es von widerhallenden Geräuschen.

Die Hände sind in den Wänden und mittlerweile wahrscheinlich auch draußen in den Spalten, dachte Daeman und versuchte, sein hämmerndes Herz zu bremsen. *In den Tunnels und draußen ist es dunkel. Was mache ich, wenn ich da drin auf eine oder mehrere Hände stoße?* Er hatte die pulsierenden Fressöffnungen in den Handtellern dort unten gesehen – eine Gruppe *Calibani* hatte sie mit großen Brocken rohen roten Fleisches gefüttert, die entweder von Voynixen oder von Menschen stammten.

Schließlich legte er sich auf dem Blaueis-Balkon wieder auf den Bauch und spürte, wie die Kälte des Eises – einer Substanz, die er nun für lebendes, von Setebos selbst ausgestoßenes Gewebe hielt – durch die Thermohaut in ihn eindrang.

Ich kann jetzt von hier verschwinden. Ich habe genug gesehen.

Während er mit der albernsten Armbrust vor der Nase auf dem Bauch lag und den Kopf gesenkt hielt, als eine Gruppe *Calibani* keine hundert Meter unter ihm auf allen vieren über den Kraterboden huschte, wartete Daeman darauf, dass die Kraft in seine feigen Arme und Beine zurückkehrte, damit er so schnell wie möglich aus dieser unheiligen Kathedrale verschwinden konnte.

Ich muss in Ardis Bericht erstatten, sagte die vernünftige Stimme in seinem Kopf. *Hier habe ich getan, was ich konnte.*

Nein, hast du nicht, antwortete sein ehrliches Ich – jener Teil von ihm, der ihm eines Tages den Tod bringen würde. *Du*

musst herausfinden, was diese seidig glänzenden, grauen, eiförmigen Dinger sind.

Die Calibani hatten einige dieser grauen Behältnisse in einer dampfenden Fumarole keine hundert Meter von ihm entfernt verstaut, rechts unter seinem niedrigen Zwischengeschoss.

Ich kann unmöglich dort hinunterklettern. Es ist zu weit.

Lügner. Es sind höchstens dreißig Meter. Du hast immer noch den größten Teil deines Seils sowie die Nägel. Und die Eishämmer. Dann ein schneller Sprint zu den Eierdingern – eins schnappen und mitnehmen, wenn möglich –, zurück auf deinen Balkon hier und nichts wie weg.

Das ist verrückt. Auf dem Kraterboden wäre ich die ganze Zeit ungeschützt. Diese Calibani waren zwischen mir und dem Nest. Wenn ich da unten gewesen wäre, als sie aufgetaucht sind, hätten sie mich geschnappt. Sie hätten mich gleich an Ort und Stelle gefressen oder zu Setebos gebracht.

Jetzt sind sie weg. Das ist deine Chance. Klettere da runter – sofort!

»Nein!« Daeman merkte, dass er die angsterfüllte Silbe mit leiser Stimme ausgesprochen hatte.

Aber eine Minute später trieb er einen Nagel in den Blau eis-Boden seines Balkons, band das Seil daran fest, hängte sich die Armbrust neben dem Rucksack über die Schulter und begann, sich mühselig zum Kraterboden abzuseilen.

Das ist gut. Jetzt beweist du zur Abwechslung mal Mut und...

Halt die Schnauze, verdammt noch mal, befahl Daeman dem tapferen, total dämlichen Teil seines Ichs.

Es gehorchte.

»Denkt, dass es immer so sein wird, und wir in Furcht vor Ihm werden leben müssen«, kam Calibans zischender, monotoner Lobgesang – nicht von den *Calibani*, da war Daeman sicher, sondern von Caliban selbst. Das echte Ungeheuer musste irgendwo hier in der Kuppel sein, vielleicht jenseits von Setebos und dem Kraternest.

»Denkt dies, dass eines eigentümlichen Tages Setebos, der Herr, Er, der in dunklen Nächten tanzt, zu uns kommen wird wie die Zunge zum Auge, wie Zähne zur Kehle – oder sich womöglich in das Ruhige verwandelt, wie sich Larven in Schmetterlinge verwandeln: Sonst bleiben wir hier und Er dort, und nirgends gibt es Hilfe.«

Daeman rutschte weiter an dem glitschigen Seil hinunter.

39

Nachdem Dr. phil. Thomas Hockenberry nach Ilium quantenteleportiert war, musste er als Erstes eine Gasse finden, in die er kotzen konnte.

Das war nicht schwer, nicht einmal in seinem betrunkenen Zustand, denn der ehemalige Scholiker hatte fast zehn Jahre in Troja und dessen Umgebung verbracht, und er war in eine kleine Straße teleportiert, die von dem Platz in der Nähe von Helenas und Paris' Gemächern abging, wo er schon tausendmal gewesen war. Zum Glück war es Nacht in Ilium, die Läden, Marktstände und kleinen Tavernen um den Platz waren geschlossen und verrammelt, und kein Lanzenkämpfer oder

nächtlicher Wachposten bemerkte seine lautlose Ankunft. Trotzdem brauchte er eine Gasse, und er fand sie schnell. Er übergab sich, bis das trockene Würgen vorbei war, und dann brauchte er eine noch dunklere und abgeschiedenere Gasse. Gott sei Dank gab es beim Palast des toten Paris – jetzt Helenas Zuhause und einstweilen Priamos' Palast – viele schmale Sträßchen, und Hockenberry suchte sich rasch das dunkelste und schmalste, knapp über einen Meter breit, wo er sich auf etwas Stroh zusammenrollte, sich in die Decke wickelte, die er aus seiner Kabine auf der *Queen Mab* mitgebracht hatte, und wie ein Stein schlief.

Er erwachte kurz nach Tagesanbruch. Alles tat ihm weh, er hatte einen dicken Kater und war sich deutlich der Geräusche auf dem Platz in der Nähe des Palasts wie auch der Tatsache bewusst, dass er die falsche Kleidung von der *Queen Mab* mitgebracht hatte: Er trug einen Overall aus weicher grauer Baumwolle und Null-g-Slipper, Sachen, die nach Ansicht der Moravecs zu einem Mann aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert passten. Diese Montur harmonierte nicht sonderlich gut mit der Kleidung, die man in Ilium sah – lederne Beinschienen, Sandalen, Chitons, Himatien und Peplen, Umhänge, Pelze, bronzene Rüstungen und schlichte, grobe Stoffe.

Hockenberry wischte sich den schlimmsten Gassenschmutz ab und machte sich auf den Weg zum Platz. Sofort bemerkte er den realen Unterschied zwischen der Beschleunigungslast von 1,28 g, unter der er gelebt hatte, und der einfachen Erdschwerkraft; trotz seines Katers fühlte er sich putzmunter und stark. Als er den Platz erreichte, sah er zu seiner Überraschung, wie *wenige* Menschen dort waren. In der Zeit kurz nach Tagesanbruch herrschte auf diesem Markt sonst stets Hochbetrieb; nun

jedoch standen meist nur die Besitzer an ihren Ständen, die Tische der Freiluftwirtshäuser waren so gut wie leer, und die einzigen Menschen auf der anderen Seite des Platzes, vor Paris', Helenas und nun Priamos' Palast, waren die wenigen Wachposten an den Türen und Toren.

Er entschied, sich noch vor dem Frühstück angemessen einzukleiden. Darum trat er in den Schatten unter der Loggia und begann, mit einem einäugigen, einzahnigen Alten zu handeln, der sich einen roten Lappen als Turban um den Kopf gewickelt hatte. Dieser alte Mann besaß den größten Karren mit dem umfassendsten Warenangebot – meist weggeworfene Sachen oder von frischen Leichen gestohlene Lumpen –, aber er feilschte wie ein Drache, der sich partout nicht von seinem Gold trennen wollte. Da Hockenberry mit leeren Taschen gekommen war, konnte er nur die Schiffskleidung und die Decke anbieten, die er mitgebracht hatte, aber sie waren so exotisch – er musste dem alten Mann erklären, dass er aus dem fernen Persien kam –, dass sie ihm schließlich ein Himation, hochgeschnürte Sandalen, den edlen roten Wollumhang eines unglücklichen Truppenführers, einen ganz normalen Chiton und einen Rock sowie Leibwäsche einbrachten. Hockenberry suchte sich die saubersten Sachen in dem Behälter aus, und als er keine sauberen fand, begnügte er sich mit läusefreien. Er verließ den Platz mit einem breiten Ledergürtel, in dem ein Schwert, das bereits viele Kämpfe mitgemacht hatte, aber noch immer scharf war, sowie zwei Messer steckten – das eine würde er in dem Gürtel tragen, das andere wanderte in eine speziell eingenähte Falte in dem roten Umhang. Dazu bekam er noch eine Hand voll Münzen. Ein Blick zurück auf das breite, einzahnige Grinsen verriet Hockenberry, dass der Alte einen guten Schnitt gemacht hatte,

dass er den ungewöhnlichen Overall wahrscheinlich gegen ein Pferd, einen goldenen Schild oder etwas noch Besseres eintauschen würde. *Na, und wenn schon.*

Hockenberry hatte den alten Mann und die wenigen anderen schläfrigen Händler nicht gefragt, was los war – weshalb der Platz weitgehend leer war, weshalb sich weder Soldaten noch Familien blicken ließen, weshalb diese seltsame Stille über der Stadt lag –, aber er wusste, dass er es bald genug herausfinden würde.

Als er sich hinter dem Karren des Händlers umgezogen hatte, boten ihm der alte Mann und zwei seiner Nachbarn Gold für sein QT-Medaillon, wobei der fette Kerl hinter dem Obstkarren die anderen mit seinem Gebot von zweihundert Talenten Gold und fünfhundert thrakischen Münzen aus dem Feld schlug, aber Hockenberry hatte abgelehnt, froh darüber, das Schwert und die beiden Dolche an sich genommen zu haben, bevor er sich auszog.

Nachdem er ein paar seiner neuen Münzen für ein Frühstück im Stehen ausgegeben hatte, das aus frischem Brot, getrocknetem Fisch, Käse und einer Substanz bestand, die heißem Tee ähnelte und weitaus weniger Wohlbehagen erzeugte als Kaffee, trat er nun in den Schatten zurück und schaute zu Helenas Palast auf der anderen Seite hinüber.

Er konnte in ihre Privatgemächer qten. Es wäre ja nicht das erste Mal.

Und wenn sie da ist, was dann?

Ein schneller Stoß mit dem Schwert und dann wieder fortqten, der perfekte, unsichtbare Mörder? Aber wer wusste, ob die Wächter ihn nicht sehen würden? Zum zehntausendsten

Mal in den letzten neun Monaten bedauerte Hockenberry den Verlust seines Morpharmbands – Grundausstattung der Götter für all ihre Scholiker, die es erlaubte, die Quantenwahrscheinlichkeit so stark zu verändern, dass Hockenberry, Nightenhelser und jeder der anderen unglücklichen Scholiker sich im Nu in jeden Mann und jede Frau in Ilium und Umgebung verwandeln konnte. Dabei schlüpfen sie nicht nur in deren Haut und Kleider, sondern sie ersetzen sie wirklich und wahrhaftig auf der Quantenebene der Dinge. Auf diese Weise hatte sich selbst der korpulente Nightenhelser in einen Jungen von einem Drittel seines Gewichts verwandeln können, ohne jenes Gesetz zu verletzen, das einer der naturwissenschaftlich orientierten Scholiker Hockenberry gegenüber vor Jahren als »Erhaltung der Masse« bezeichnet hatte.

Nun, Hockenberry verfügte gegenwärtig über keinerlei Morphfähigkeiten – das Morpharmband war zusammen mit seinem Taserstab, dem Rohrrichtmikrofon und der Stoßpanzerung auf dem Olymp geblieben –, aber er hatte immer noch das QT-Medaillon.

Nun berührte er dieses runde goldene Ding an seiner Brust und... zögerte. Was *würde* er tun, wenn er Helena von Troja gegenüberstand? Hockenberry hatte keine Ahnung. Er hatte noch nie jemanden getötet – schon gar nicht die schönste Frau, mit der er je geschlafen hatte, die schönste Frau, die er je gesehen hatte, eine Rivalin der unsterblichen Göttin Aphrodite –, und darum zögerte er.

Beim skäischen Tor gab es einen Auflauf. Er ging in diese Richtung, knabberte dabei an seinem restlichen Brot, einen gerade erworbenen Weinschlauch aus Ziegenleder über der Schulter, und dachte über die Lage hier in Ilium nach.

Ich war mehr als zwei Wochen weg. In der Nacht, in der ich verschwunden bin – der Nacht, in der Helena versucht hat, mich zu töten – hatte es den Anschein, als würden die Achäer in die Stadt einfallen. Troja und die wenigen mit ihm verbündeten Götter und Göttinnen – Apollo, Ares, Aphrodite sowie ein paar rangniedrigere Gottheiten – schienen jedenfalls nicht imstande zu sein, die Stadt gegen den entschlossenen Angriff der von Athene, Hera, Poseidon und den anderen unterstützten Heere Agamemnons zu verteidigen.

Hockenbeny hatte genug von diesem Krieg gesehen, um zu wissen, dass nichts sicher war. Natürlich, dies war Homers Vision gewesen – die Ereignisse hier in dieser realen Vergangenheit, auf dieser realen Erde, in und um dieses reale Troja herum hatten für gewöhnlich Homers grandioser Erzählung entsprochen, wenn sie ihr auch nicht immer sklavisch gefolgt waren. Nun, da die Ereignisse in den letzten Monaten so dramatisch davon abgewichen waren – dank der Einmischung eines gewissen Thomas Hockenberry, wie er wusste –, war wieder alles möglich. Also folgte er eilig den Nachzüglern der Menge, die bei Tagesanbruch offensichtlich schnurstracks zum größten Stadttor strebte.

Er fand sie auf der Mauer über dem skäischen Tor, zusammen mit dem Rest der königlichen Familie und einem Haufen Würdenträger, die sich alle auf der großen Aussichtsplattform drängten. Hier hatte er Helena vor zehn Jahren dabei beobachtet, wie sie beim Aufmarsch des achäischen Heeres den Gesichtern Namen zuordnete. An jenem Tag hatte sie Priamos, Hekabe, Paris, Hektor und den anderen die Namen der diversen griechischen Helden zugeflüstert. Heute waren Hekabe und Paris tot – zusammen mit so vielen tausend anderen –, aber He-

lena stand noch immer zu Priamos' Rechten, zusammen mit Andromache. Vor zehn Jahren hatte der alte König hier gestanden und sich die Truppen angesehen, doch nun lag er halb in der Thronsänfte, in der er zurzeit herumgetragen wurde. Gegenüber dem vitalen König, den Hockenberry hier erst vor einer Dekade beobachtet hatte, war Priamos um weit mehr als zehn Jahre gealtert – der alte Mann war eine eingeschrumpfte, verhutzelte Karikatur des mächtigen Priamos.

Heute schien die Mumie jedoch durchaus guter Dinge zu sein.

»Bis zum heutigen Tag habe ich mich bemitleidet«, rief Priamos, zu den Würdenträgern um ihn herum und ein paar hundert Mitgliedern der königlichen Wache auf der Treppe und der Ebene unter ihm gewandt. Es waren keine Truppen zu sehen – der Hügel Batieía und die Zugangswege nach Ilium waren frei von Soldaten –, doch als Hockenberry die Augen zusammenkniff und Helenas Blick folgte, machte er eine große Menschenmenge in fast drei Kilometer Entfernung aus, wo die griechischen schwarzen Schiffe auf den Strand gezogen waren. Es sah aus, als hätte das trojanische Heer die Achäer umzingelt, ihre mit Wasser und angespitzten Pfählen gefüllten Gräben überrannt und die kilometerlangen Achäerlager zu einem groben Halbkreis mit einem Durchmesser von kaum mehr als ein paar hundert Metern schrumpfen lassen. Wenn es so war, dann standen die Griechen mit dem Rücken zum Meer und waren von einer starken trojanischen Streitmacht umzingelt, die nur darauf wartete, sich auf sie zu stürzen.

»Ich habe mich bemitleidet«, wiederholte Priamos, und seine brüchige Stimme wurde stärker, »und zu viele von euch gebeten, euch meiner ebenfalls zu erbarmen. Seit der Königin Tod durch die Hände der Götter war ich ein unglückseliger alter

Mann... schlimmer als alt, schon jenseits der Schwelle zur Gebrechlichkeit... überzeugt, dass Vater Zeus mich aufreiben würde in argem Geschick.

In den letzten zehn Jahren habe ich zu viele meiner Söhne zugrunde gehen sehen, und ich war des festen Glaubens, dass Hektor sich im Haus des Hades zu ihnen gesellen würde, noch bevor die Seele seines Vaters den Weg dorthin antrat. Ich war bereit, mit anzusehen, wie meine Töchter verschleppt, meine Schatzkammern verwüstet, das Palladion aus dem Tempel der Athene geraubt und selbst die hilflosen Kinder am blutigen Ende des grausigen Mordens von den Brustwehren geschleudert würden.

Noch vor einem Monat, liebe Freunde und Angehörige, Krieger und Frauen Trojas, wartete ich darauf, dass meine Schwiebertöchter von den grausamen Händen der Achäer verschleppt, Helena vom mörderischen Menelaos erschlagen und meine Tochter Cassandra vergewaltigt werden würde, sodass ich schließlich bereit – nein, froh – wäre, die Danaerhunde vor meinen Türen zu begrüßen, auf dass sie mich roh verschlängen, nachdem mich ein Speer niedergestreckt hätte, geschleudert von Achilles, Agamemnon, dem listenreichen Odysseus, dem erbarmungslosen Ajax, dem schrecklichen Menelaos oder dem mächtigen Diomedes. Einer würde mich niederstrecken mit scharfem Erz, mein altes Leben mir aus den alten Gliedern nehmen, mein Gedärm meinen eigenen Hunden verfüttern – ja, jenen treuen Hunden, die meine Tore und die Tür zu meinem Gemach hüteten – und diese plötzlich im Gemüte berauschten Freunde vor aller Augen das Blut ihres Herrn trinken und sein Herz fressen lassen.

Ja, so klagte ich vor zehn Monaten, vor zwei Wochen... und nun schaut euch die Welt an, die heute Morgen neu geboren wurde, meine geliebten Trojaner. Zeus hat alle Götter fortgeholt – jene, die uns retten, wie auch jene, die uns vernichten wollten. Selbst seine Gemahlin Hera hat der Göttervater mit seinem Donnerschlag niedergestreckt. Der mächtige Zeus hat die schwarzen Schiffe der Argeier verbrannt und allen Unsterblichen befohlen, zum Olympos zurückzukehren, um ihre Strafe wegen Ungehorsams zu empfangen. Nun, da die Götter die Tage und Nächte nicht mehr mit Feuer und Lärm erfüllen, hat mein Sohn Hektor unsere Truppen von Sieg zu Sieg geführt. Ohne Achilles, den Einzigen, der den edlen Hektor hätte aufhalten können, sind die achäischen Schweine zu den verbrannten Rümpfen ihrer schwarzen Schiffe zurückgetrieben, ihre südlichen Lager in Fetzen gerissen und ihre nördlichen Lager in Brand gesteckt worden. Und nun sind sie auf engstem Raum umzingelt, im Westen von Hektor und unseren Söhnen Iliums, von Äneas und seinen Dardaniern sowie von Antenors zwei überlebenden Söhnen, Akamas und Archelochos.

Im Süden schneiden ihnen die strahlenden Söhne des Lykaon und unsere treuen Verbündeten aus Zeleia unten am Fuße des Ida, wo Zeus sich oftmals seinen Thron bereitet, jede Rückzugsmöglichkeit ab.

Im Norden werden die Griechen von Adrastos und Amphios in ihrem linnenem Panzer in Schach gehalten, den Führern der Apaier und Adrasteier; prächtig anzusehen sind sie in ihren neu errungenen Rüstungen aus Gold und Bronze, die sie den in panischer Flucht gefallenen Achäern entrissen.

Unsere geliebten Hippothoos und Pylaios, die das zehnjährige Gemetzel überlebten und bereit waren, in diesem Monat mit

uns und ihren trojanischen Gefährten und Brüdern zu sterben, führen stattdessen heute ihre dunkelhäutigen Pelasger neben den Führern der Männer von Abydos und der göttlichen Stadt Arisbe in den Kampf. Statt an diesem Tag einen schändlichen Tod und eine schmachvolle Niederlage zu erleiden, werden unsere Söhne und Verbündeten schon in ein paar Stunden sehen, wie der Kopf unseres Feindes, Agamemnon, auf einem Speiß in die Höhe gereckt wird, während unsere Thraker und Trojaner, unsere Pelasger und Kikonen, Paioner, Paphlagonen und Halizonen nun endlich das Ende dieses langen Krieges erleben und bald das Gold der geschlagenen Argeier einstreichen, bald die wohlverdienten Rüstungen Agamemnons und seiner Männer in Besitz nehmen werden. Außerstande, sich zu ihren schwarzen Schiffen zu flüchten, werden heute all die griechischen Könige, die zum Töten und Rauben kamen, getötet und ausgeraubt werden.

Freunde und Angehörige, lasst uns und unsere Feinde an diesem Tag, so die Götter wollen – und Zeus hat bereits gesprochen, sodass es wahr geworden ist –, Zeugen unseres endgültigen Sieges werden. Heute werden wir das Ende dieses Krieges erleben. Machen wir uns bereit, noch ehe dieser heraufdämmernde Tag um ist, Hektor und Deiphobos mit einer Siegesfeier willkommen zu heißen, die eine Woche – nein, einen Monat! – dauern wird, einem Freudenfest der Erlösung, das euren treuen Diener, Priamos von Ilium, als glücklichen Menschen sterben lassen wird!«

So sprach Priamos, König von Ilium, Vater Hektors, und Hockenberry glaubte seinen Ohren nicht zu trauen.

Helena stahl sich von Andromache und den anderen Frauen fort und stieg dann die breiten Stufen zur Stadt hinunter, nur

begleitet von Andromaches Kriegersklavin, Hypsipyle. Hockenberry versteckte sich hinter dem breiten Rücken eines königlichen Lanzenkämpfers, bis Helena auf den Stufen außer Sicht war, dann folgte er ihr.

Die beiden Frauen bogen in eine schmale Gasse fast im Schatten der Westmauer ein und wandten sich dann nach Osten, in eine noch schmalere Gasse, und Hockenberry wusste, wohin sie wollten. Vor Monaten, während seiner eifersüchtigen Phase, nachdem Helena aufgehört hatte, sich mit ihm zu treffen, hatte er Andromache und sie hierher verfolgt und ihr Geheimnis entdeckt. Hier hatte Hektors Gemahlin, Andromache, ihre geheime Wohnung, wo Hypsipyle und eine weitere Amme über Andromaches Sohn, Astyanax, wachten. Nicht einmal Hektor wusste, dass sein Sohn noch am Leben war, dass die Ermordung des Babys durch Aphrodite und Athene eine List der wenigen »Trojanerinnen« gewesen war, um den Krieg zwischen den Argeiern und Trojanern zu beenden, indem sie Hektors Zorn auf die Götter lenkten.

Nun, dachte Hockenberry jetzt, während er am Eingang der schmaleren Gasse verweilte, damit die beiden Frauen nichts von der Verfolgung bemerkten, diese List hatte bestens funktioniert. Doch nun war der Krieg gegen die Götter vorbei, und es sah so aus, als stünde der trojanische Krieg kurz vor dem Ende.

Hockenberry wollte nicht, dass sie die Wohnung erreichten; sie war auch von cilianischen Wächtern bewacht worden. Er bückte sich, hob einen schweren, glatten, ovalen Stein auf, ungefähr so groß wie sein Handteller, und schloss die Faust darum.

Werde ich Helena wirklich töten? Er hatte keine Antwort darauf. Noch nicht.

Helena und Hypsipyle hielten am Tor zum Hof des Hauses inne, in dem sich ihr Versteck befand, als Hockenberry leise hinter ihnen herankam und der großen Sklavin von Lesbos auf die muskulöse Schulter tippte.

Hypsipyle fuhr herum.

Hockenberry holte mächtig aus und knallte ihr einen Aufwärtshaken ans Kinn. Trotz des schweren Steins in seiner Faust brach ihm die knochige Kinnlade der Frau beinahe die Finger. Aber Hypsipyle ging rücklings zu Boden wie eine umgekippte Statue; auf dem Weg nach unten schlug ihr Kopf gegen die Hoftür. Sie blieb liegen. Offenkundig war sie bewusstlos; ihr ausladender Unterkiefer schien gebrochen zu sein.

Na großartig, dachte Hockenberry, nach zehn Jahren trojanischem Krieg hast du nun endlich in die Kämpfe eingegriffen – indem du eine nichtsahnende Frau k.o. geschlagen hast.

Helena trat zurück. Der kleine verborgene Dolch, der einst Hockenberrys Herz gefunden hatte, glitt bereits aus ihrem Ärmel in ihre rechte Hand. Hockenberry bewegte sich schnell. Er packte Helenas Handgelenk, drückte ihre Hand und ihren Arm an die grobe Tür, zog sein eigenes langes Messer aus dem Gürtel – seine blutende, übel zugerichtete rechte Hand wollte ihm kaum gehorchen – und presste ihr die Spitze in die weiche Stelle unter dem Kinn. Sie ließ ihr Messer fallen.

»Hock-en-bär-iihh«, sagte sie, den Kopf im Nacken, aber die Stelle unter ihrem Kinn blutete bereits.

Er zögerte. Sein rechter Arm zitterte. Wenn er es tun wollte, dann musste er es schnell tun, bevor das Miststück zu sprechen

begann. Sie hatte sein Vertrauen missbraucht, hatte ihm ins Herz gestochen und ihn im Glauben, er sei tot, liegen gelassen, aber sie war auch die erstaunlichste Geliebte gewesen, die er je gehabt hatte.

»Du bist wahrhaftig ein Gott«, flüsterte Helena. Ihre Augen waren groß, aber sie zeigte keine Angst.

»Kein Gott«, sagte Hockenberry zähneknirschend. »Nur eine Katze. Du hast mir eines meiner Leben genommen. Ich hatte schon eines zusätzlich bekommen. Bleiben mir also noch sieben.«

Trotz der Messerspitze, die in ihren Unterkiefer schnitt, lachte Helena. »Eine Katze mit neun Leben. Dieser Gedanke gefällt mir. Du konntest schon immer gut mit Worten umgehen... für einen Fremden.«

Bring sie um oder lass es bleiben, aber entscheide dich jetzt... das ist absurd, dachte Hockenberry.

Er nahm die Spitze der Klinge von ihrem Hals, aber bevor Helena von Troja eine Bewegung machen oder etwas sagen konnte, griff er ihr mit der linken Hand in die schwarzen Haare, hielt ihr den Dolch an die Rippen und zog sie mit sich die Gasse entlang, weg von Andromaches Wohnung.

Der Kreis hatte sich geschlossen. Sie waren wieder in dem verlassenen Turm mit Blick aufs skäische Tor, wo er Menelaos und Helena in ihrem Versteck gefunden hatte und von Helena niedergestochen worden war, nachdem er ihren Gatten in Agamemnons Lager teleportiert hatte. Hockenberry stieß Helena die enge Wendeltreppe hinauf, bis ganz nach oben, zu dem größtenteils frei liegenden Geschoss in der jetzigen Spitze des

Turms, der vor Monaten von den Bomben der Götter zerstört worden war.

Er stieß sie zum offenen Rand, aber so, dass man sie von der Mauer unten nicht sah.

»Zieh dich aus«, sagte er.

Helena strich sich die Haare aus den Augen. »Wirst du mich vergewaltigen, bevor du mich hinunterwirfst, Hock-en-bär-iih?«

»Zieh dich aus.«

Er trat zurück, das Messer in der Hand, während Helena aus ihren wenigen Schichten seidener Gewänder schlüpfte. Dieser Morgen war wärmer als der Tag, an dem er die Stadt verlassen hatte – der Wintertag, an dem sie ihn niedergestochen hatte –, aber in dieser Höhe war der Wind noch immer so kühl, dass sich Helenas Brustwarzen aufrichteten und sie eine Gänsehaut auf ihren blassen Armen und dem Bauch bekam. Jedes Mal, wenn sie eine Schicht fallen ließ, befahl er ihr, die Kleidungsstücke mit dem Fuß zu ihm herüberzuschieben. Ohne sie aus den Augen zu lassen, tastete er die weichen Gewänder und die seidene Unterwäsche ab. Keine weiteren verborgenen Dolche.

Sie stand im Morgenlicht da, die Beine leicht gespreizt, ohne ihre Brüste oder ihre Scham mit den Händen zu bedecken; sie ließ die Arme einfach auf ganz natürliche Weise an den Seiten herabhängen. Sie hielt den Kopf hoch erhoben, und er sah eine sehr dünne Blutspur unter ihrem Kinn. In ihrem Blick schien sich kühler Trotz mit einer milden Neugier zu mischen, was als Nächstes geschehen würde. Selbst jetzt, in seinem Zorn, sah er, wie sie diese Hunderttausende von Männern dazu gebracht hatte, einander zu töten. Und es haute ihn um, dass er eine

Frau, die er vor Wut am liebsten umgebracht hätte, trotzdem sexuell begehren konnte. Nach den siebzehn Tagen im 1,28-Erd-g-Beschleunigungsfeld fühlte er sich hier auf der Erde stark, muskulös und mächtig. Er wusste, dass er diese schöne Frau mit einem Arm hochheben und überallhin tragen konnte, dass er mit ihr machen konnte, was er wollte und so lange er wollte.

Hockenberry warf ihr die Kleider wieder hin. »Zieh dich an.«

Sie beobachtete ihn wachsam, während sie ihre weichen Kleidungsstücke aufhob. Von der Mauer und dem skäischen Tor unten schollen Rufe, Applaus und das Klackern hölzerner Speerschäfte auf Schilde aus Bronze und Leder herauf, als Priamos seine Ansprache beendete.

»Erzähl mir, was in den siebzehn Tagen passiert ist, die ich fort war«, befahl er barsch.

»Bist du nur deshalb zurückgekommen, Hock-en-bär-iihh? Um mich nach den jüngsten Ereignissen zu fragen?« Sie befestigte das tief sitzende Mieder über ihren weißen Brüsten.

Er bedeutete ihr mit einer Handbewegung, auf einem heruntergefallenen Stein Platz zu nehmen, und suchte sich dann einen anderen Steinbrocken, ungefähr zwei Meter von ihr entfernt. Obwohl er ein Messer in der Hand hielt, wollte Hockenberry ihr nicht zu nahe kommen.

»Erzähl mir von den letzten Wochen, seit ich die Stadt verlassen habe«, verlangte er erneut.

»Willst du nicht wissen, weshalb ich dich niedergestochen habe?«

»Das weiß ich«, sagte Hockenberry müde. »Du hast mich dazu gebracht, Menelaos aus der Stadt zu qten, hattest aber be-

schlossen, ihm nicht zu folgen. Wenn ich tot wäre und die Achäer in die Stadt einfielen – und du warst sicher, dass ihnen das gelingen würde –, hättest du Menelaos immer noch erzählen können, ich hätte mich geweigert, dich zu ihm zu bringen. Oder irgendetwas dergleichen. Aber er hätte dich trotzdem getötet, Helena. Männer – selbst Menelaos, der nicht gerade der Hellste unter der Sonne ist – können sich Gründe dafür zurechtleger, wenn sie einmal betrogen werden. Aber nicht zweimal.«

»Ja, er hätte mich getötet. Aber ich habe dich verletzt, Hocken-bär-iihh, damit *ich* keine Wahl hatte... damit ich in Ilium bleiben *musste*.«

»Warum?« Das ergab für den ehemaligen Scholiker keinen Sinn. Außerdem hatte er Kopfschmerzen.

»Als Menelaos mich an jenem Tag fand, merkte ich, dass ich gern mit ihm gegangen wäre – ja, dass ich fast schon froh gewesen wäre, von ihm getötet zu werden, wenn es ihm so gefallen hätte. Meine Jahre hier in Ilium als Hure, als Paris' falsche Gemahlin, als Ursache all dieses Sterbens, hatten mich in jeder Hinsicht erniedrigt. Ich war gemein, kalt und innerlich leer – gewöhnlich.«

Du bist vieles, Helena von Troja, war er versucht zu sagen, *aber bestimmt nicht gewöhnlich*.

»Doch da Paris tot war«, fuhr Helena fort, »hatte ich zum ersten Mal seit meiner Kindheit keinen Gemahl, keinen Herrn. In meiner ersten Reaktion, dieser Freude darüber, Menelaos an jenem Tag hier in Ilium zu sehen, erkannte ich rasch das Glücksgefühl eines Sklaven beim Anblick seiner alten Ketten und Beinschellen. Zu dem Zeitpunkt, als du in jener Nacht hier in diesem Turm zu uns gekommen bist, wollte ich nur noch in

Ilium bleiben, und zwar allein, nicht als Helena, die Gattin des Menelaos, nicht als Helena, die Gemahlin von Paris, sondern nur als... Helena.«

»Das erklärt nicht, warum du mich niedergestochen hast. Nachdem ich Menelaos ins Lager seines Bruders gebracht hatte, hättest du mir einfach sagen können, dass du hier bleiben wolltest. Oder du hättest mich bitten können, dich an jeden beliebigen Ort der Welt zu bringen – ich hätte gehorcht.«

»Eben darum habe ich ja versucht, dich zu töten«, sagte Helena leise.

Hockenberry konnte sie nur stirnrunzelnd ansehen.

»An jenem Tag habe ich beschlossen, mein Schicksal nicht mehr mit einem Mann, sondern mit der Stadt zu verbinden... mit Ilium«, erklärte sie. »Und ich wusste, solange du hier und am Leben wärst, könnte ich dich dazu bewegen, mich mit deinem Zauber irgendwohin zu bringen... in Sicherheit... selbst wenn Agamemnon und Menelaos in die Stadt eindringen und sie in Brand stecken würden.«

Hockenberry dachte lange darüber nach. Es ergab keinen Sinn. Er wusste, dass es auch nie einen Sinn ergeben würde. Er schob es beiseite. »Erzähl mir von den letzten zwei Wochen. Ich will wissen, was geschehen ist«, sagte er zum dritten Mal.

»Die Tage, nachdem ich dich hier zurückgelassen habe, weil ich dich für tot hielt, waren eine dunkle Zeit für die Stadt«, begann Helena. »Agamemnons Angriff hätte ihm in jener Nacht beinahe den Sieg gebracht. Hektor saß bereits schmollend in seinen Gemächern, als die Amazonen in den Tod zogen. Auch nachdem das Loch sich geschlossen hatte und zweifelsfrei feststand, dass es sich nicht wieder öffnen würde, blieb Hektor in

seinen Räumen und brütete vor sich hin; nicht einmal Andromache wusste, was in ihm vorging – sie erwog, ihm zu offenbaren, dass ihr Sohn noch lebte, unterließ es dann aber, weil sie nicht wusste, wie sie ihm die Täuschung erklären konnte, ohne ihr eigenes Leben zu verwirken –, und bei den Kämpfen der folgenden Tage töteten Agamemnons Truppen und ihre göttlichen Unterstützer viele Trojaner. Nur der Schutzherr der Stadt – Phöbus Apollo, der Herr des silbernen Bogens – schoss seine niemals fehlenden Pfeile in die achäischen Massen und verhinderte dadurch, dass wir in jenen dunklen Tagen, bevor Hektor sich wieder ins Kampfgetümmel stürzte, überrannt und vernichtet wurden.

Allerdings gelang es den Argeiern unter Diomedes tatsächlich, eine Bresche in unsere Mauer zu schlagen, Hock-en-bärihh, und zwar dort, wo sie am niedrigsten ist – dort, wo der wilde Feigenbaum steht. In den zehn Jahren, die unserem unglückseligen Krieg gegen die Götter vorangingen, hatten die Argeier es bereits dreimal an dieser Stelle versucht – vielleicht, weil ihnen ein guter Prophet unseren Schwachpunkt verraten hatte –, aber Hektor, Paris und unsere Kämpfer hatten sie dreimal zurückgeschlagen – erst den großen und den kleinen Ajax, dann die Atriden, beim dritten Mal Diomedes selbst –, aber diesmal, vier Tage, nachdem ich dich zu töten versucht und deinen Leichnam für die Aasvögel hier liegen gelassen hatte, führte Diomedes seine Krieger von Argos bei der vierten Attacke auf die Stelle, wo der wilde Feigenbaum steht. Noch während Agamemnons Leitern an die Westmauer gestellt wurden und Rammböcke vom Ausmaß großer Bäume das skäische Tor in seinen gewaltigen Angeln splittern ließen, griff Diomedes heimlich und mit einer großen Zahl von Männern den niedrigs-

ten Punkt unserer Mauer an, und bei Sonnenuntergang des vierten Tages waren die Argeier im Innern der Stadt.

Nur der Mut von Deiphobos, Hektors Bruder, Priamos' anderem Sohn, dem Mann, der von der königlichen Familie zu meinem nächsten Gemahl erwählt wurde – nur Deiphobos hat die Stadt durch seinen Mut gerettet. Er sah die Gefahr, und als andere angesichts von Agamemnons Leitern und Rammböcken schon alle Hoffnung fahren ließen, trommelte Deiphobos Überlebende seines alten Bataillons zusammen, zu denen sich Helenos, ein Heerführer namens Asios, Sohn des Hyrtakos, und ein paar hundert von Äneas' fliehenden Männern gesellten, und dann ging Deiphobos mit ihnen und dem kampferprobten Asteropaios an seiner Seite in den von Feinden wimmelnden Straßen der Stadt zum Gegenangriff über und verwandelte den nahe gelegenen Marktplatz in eine zweite Front. In einer schrecklichen Schlacht mit dem siegreichen Diomedes kämpfte Deiphobos wie ein Gott – er parierte sogar Athenes Speerwurf, denn die Götter kämpften hier mit ebensolcher und noch größerer Wildheit als die Menschen!

In der Morgendämmerung jenes Tages wurde die Linie der Argeier zeitweilig zum Stehen gebracht – unsere Mauer beim wilden Feigenbaum war durchbrochen, ein Dutzend Häuserblöcke waren niedergebrannt und von den rasenden Argeiern besetzt, Agamemnons Horden versuchten, unsere West- und Nordmauer zu erklimmen, das große skäische Tor hing nur noch lose in den Angeln, lediglich von seinen eisernen Bändern gehalten –, und an diesem Morgen verkündete Hektor Priamos und den anderen verzweifelten Mitgliedern der Königsfamilie, dass er den Kampf wieder aufnehmen werde.«

»Und hat er es getan?«, fragte Hockenberry.

Helena lachte. »Ob er es *getan* hat? Noch nie hat es eine solch ruhmreiche *Aristie* gegeben, Hock-en-bär-iihh. Am ersten Tag seines Zorns trafen Hektor, dem Apollo und Aphrodite Schutz vor Athenes und Heras Pfeilen gewährten, und Diomedes in einem fairen Kampf aufeinander, und Hektor tötete Diomedes, durchbohrte den Tydiden mit seinem besten Speer und schlug seine Kämpfer aus Argos in die Flucht. Bei Sonnenuntergang jenes Tages war die Stadt wieder in unserer Hand, und unsere Maurer errichteten die Mauer beim alten Feigenbaum neu, so hoch wie die Mauer beim skäischen Tor.«

»Diomedes ist tot?« Hockenberry war schockiert. Nachdem er die Kämpfe hier zehn Jahre lang beobachtet hatte, war der Scholiker allmählich zu der Überzeugung gelangt, dass Diomedes ebenso unverwundbar war wie Achilles oder einer der Götter. In Homers *Ilias* hatten Diomedes' Heldentaten – sein *Exkursus*, sein ruhmreicher Zweikampf oder seine *Aristie* – den fünften Gesang und den Anfang des sechsten Gesangs eingenommen, an Länge und Wildheit nur vom entfesselten Zorn des Achilles im 20. bis 22. Gesang übertroffen... einem Zorn, der hier dank Hockenberrys unerlaubter Eingriffe in den Ablauf der Ereignisse nie Realität werden würde.

»Diomedes ist tot«, wiederholte Hockenberry benommen.

»Und Ajax auch«, fuhr Helena fort. »Denn am nächsten Tag trafen Hektor und Ajax erneut aufeinander – du erinnerst dich sicher, dass sie schon einmal einen Zweikampf ausgetragen hatten, aber als Freunde auseinander gegangen waren, so heldenhaft hatten beide gekämpft. Diesmal jedoch streckte Hektor den Sohn des Telamon nieder; mit seinem Schwert schlug er dem Riesen den gewaltigen, rechteckigen Schild herab, bis das Metall sich zusammenfaltete, und als der große Ajax rief: ›Gnade!

Hab Mitleid, Sohn des Priamos!«, hatte Hektor kein Erbarmen mit ihm; er trieb dem Helden sein Schwert durch Rückgrat und Herz und schickte ihn in den Hades hinab, bevor die Sonne an jenem Morgen noch eine Handbreit über den Horizont gestiegen war. Ajax' Männer, die berühmten Kämpfer aus Salamis, weinten an jenem Tag und zerrissen in ihrer Trauer ihre Kleider, doch sie wichen auch verwirrt zurück; dabei stießen sie mit Agamemnons und Menelaos' Truppen zusammen, als sie über den Hügel Batieía strömten – kennst du diese Erhebung nicht weit von der Stadt im Westen? Die Götter nennen sie das Grabmal der Amazone Myrine.«

»Ich kenne sie«, sagte Hockenberry.

»Nun, dort sind die flüchtenden Truppen des toten Ajax mit den Angreifern von Agamemnons und Menelaos' Korps zusammengeprallt. Es war ein Chaos. Ein einziges Chaos.

Und in dieses Durcheinander stieß Hektor hinein, an der Spitze der Heerführer seiner Trojaner und ihrer Verbündeten – Deiphobos folgte nun seinem Bruder, Akamas und der alte Peireos führten die Thraker, die unmittelbar hinter ihnen kamen, Mesthles und Antiphos' Sohn trieben die Maionier mit lauten Rufen vorwärts – alle verbliebenen, überlebenden trojanischen Helden, die noch vor zwei Tagen geschlagen gewesen waren, nahmen an diesem Angriff teil. An jenem Morgen habe ich dort unten auf der Mauer gestanden, Hock-en-bär-iihh, und drei Stunden lang konnte keiner von uns Trojanerinnen, der alte Priamos, der nicht mehr laufen kann, der jedoch in seiner Sänfte dorthin getragen worden war, wir Frauen und Töchter und Mütter und Schwestern, die kleinen Jungen und die alten Männer –, keiner von uns konnte drei Stunden lang etwas sehen, so gewaltig war die Staubwolke, die von den Abertausend Krie-

gern und vielen hundert Streitwagen aufgewirbelt wurde. Manchmal verdunkelten Pfeilsalven der einen oder anderen Seite die Sonne.

Doch als der Staub sich legte und die Götter sich nach den Kämpfen dieses Morgens auf den Olymp zurückzogen, hatte sich auch Menelaos zu Diomedes und Ajax im Hades gesellt, und...«

»Menelaos ist tot? Dein Gemahl ist tot?«, fiel ihr Hockenberry ins Wort. Erneut war er zutiefst erschüttert. Diese Männer hatten zehn Jahre lang gegen die Trojaner und weitere zehn Monate gegen die Götter gekämpft und überlebt.

»Habe ich das nicht gerade gesagt?« Helena war verärgert über die Unterbrechung. »Nicht Hektor hat ihn getötet. Es war ein Pfeil, der ihn traf, ein Pfeil, abgeschossen vom Sohn des toten Pandaros, dem jungen Palmys, Lykaons Enkel, der denselben von den Göttern gesegneten Bogen benutzte, mit dem Pandaros Menelaos erst ein Jahr zuvor an der Hüfte verwundet hatte. Diesmal jedoch schlug keine unsichtbare Athene den Schaft beiseite, und der Pfeil traf Menelaos durch die ringförmige Öffnung für die Augen in seinem Helm, durchdrang sein Gehirn und trat auf der Rückseite des bronzenen Kopfschutzes aus.«

»Der kleine Palmys?« Hockenberry war sich bewusst, dass er wie ein Schwachsinniger Namen wiederholte. »Der kann doch höchstens zwölf Jahre alt sein...«

»Nicht einmal elf«, sagte Helena mit einem Lächeln. »Aber der Junge hat den Bogen eines Mannes benutzt – den seines toten Vaters, Pandaros, den Diomedes vor einem Jahr niedergestreckt hatte –, und der Pfeil hat sämtliche Schulden meines

Gemahls beglichen und all unsere Eheprobleme gelöst. Ich habe Menelaos' blutbespritzten Helm in meinen Räumen im Palast, falls du ihn sehen möchtest – der kleine Palmys hat seinen Schild bekommen.«

»Mein Gott«, sagte Hockenberry. »Diomedes, der große Ajax und Menelaos tot – und all das binnen vierundzwanzig Stunden! Kein Wunder, dass ihr die Argeier zu ihren Schiffen zurückgetrieben habt.«

»Nein«, sagte Helena, »der Tag hätte durchaus an die Achäer gehen können, wenn Zeus nicht erschienen wäre.«

»Zeus!«

»Zeus«, sagte Helena. »Der Tag hatte zwar mit einem ruhmreichen Sieg begonnen, aber die Götter und Göttinnen auf Seiten der Argeier waren so wütend über den Tod ihrer Helden, dass allein Hera und Athene tausend unserer tapferen Trojaner mit ihren feurigen Blitzen ermordeten. Poseidon, der alte Erdenerschütterer, stieß ein solches Zornesgebrüll aus, dass in Ilium zwanzig stabile Gebäude zusammenbrachen. Bogenschützen stürzten wie fallende Blätter von unseren Mauern. Priamos wurde von seiner Thronsänfte geschleudert.

All unsere Vorteile an jenem Tag waren binnen Minuten dahin – Hektor wich in erbittertem Gefecht zurück, während seine Männer um ihn herum fielen, Deiphobos wurde am Bein verwundet und musste schließlich von seinem Bruder getragen werden, noch während unsere Trojaner den Rückzug zum Hügel Batieía und dann vom Batieía zum skäischen Tor und in die Stadt antraten.

Wir Frauen liefen herbei und halfen, den großen Riegel vor die zersplitterten Torflügel zu legen, so wild wogte der Kampf

– Dutzende wutentbrannte Argeier waren zusammen mit unseren zurückweichenden Helden in die Stadt gekommen –, und wieder erschütterte Poseidon die Erde und warf alle auf die Knie, während Athene Apollo in ihren Himmelskämpfen außer Gefecht setzte. Ihre Streitwagen sausten und wirbelten durch den Himmel, und Hera schleuderte explosive Energiestrahlen gegen unsere Mauern.

Dann erschien Zeus im Osten. Größer und eindrucksvoller, als ihn jemals ein lebender Sterblicher gesehen hat...«

»Noch eindrucksvoller als an jenem Tag, an dem er als Gesicht im Atompilz erschienen ist?«, fragte Hockenberry.

Helena lachte. »*Viel* eindrucksvoller, mein Hock-en-bär-iihh. Dieser Zeus war ein Koloss. Seine Beine erhoben sich noch über den verschneiten Gipfel des Ida-Gebirges im Osten, seine gewaltige Brust ragte über die Wolken auf, und seine Riesenstirn war so hoch über uns, dass sie beinahe unsichtbar war, höher als die Spitzen der höchsten, übereinander getürmten Stratokumuluswolken an einem Sommertag vor einem Gewitter.«

»Heiliger Bimbam.« Hockenberry hatte einmal mit Zeus gerangelt – nun ja, nicht richtig gerangelt, er war während eines Erdbebens auf dem Olymp eher irgendwie von ihm weggekrabbelt. Das Ganze hatte darin gegipfelt, dass er zwischen die Beine des Herren aller Götter geglitscht war und sich das heruntergefallene QT-Medaillon geschnappt hatte, sodass er gleich zu Beginn des Krieges zwischen Menschen und Göttern wegteleportieren konnte – und der Göttervater war schon mit seinen üblichen viereinhalb Metern Größe äußerst eindrucksvoll gewesen. Er versuchte, sich diesen fünfzehn Kilometer hohen Koloss vorzustellen. »Sprich weiter«, sagte er.

»Als dieser riesige Zeus also erschien, blieben die Truppen wie angewurzelt stehen, gleichsam zu Statuen erstarrt, mit erhobenen Schwertern, zum Speerwurf ausholend, die Schilde hoch erhoben – selbst die Streitwagen der Götter blieben am Himmel stehen. Athene und Phöbus Apollo waren ebenso reglos wie all die Tausende von Sterblichen unten –, und Zeus donnerte – ich kann seine Stimme nicht nachahmen, Hock-en-bär-iihh, denn sie klang wie ein Donnergrollen, ein Erdbeben und ein Vulkanausbruch zugleich –, aber Zeus donnerte: *»SCHON WIEDER DEINE HEILLOSE LIST, UNSELIGE HERA! ICH SCHLIEFE NOCH, HÄTTEN MICH NICHT DEIN VERKRÜPPELTER SOHN UND EIN STERBLICHER GEWECKT WIE KANNST DU ES WAGEN, MICH MIT DEINER WARMEN LIEBESUMARMUNG ZU BETRÜGEN, UM DEINEN WILLEN DURCHZUSETZEN UND DEIN ZIEL ZU VERFOLGEN, TROJA WIDER DEN BEFEHL DEINES HERRN ZU VERNICHTEN!«*

»»Dein verkrüppelter Sohn und ein Sterblicher?«, wiederholte Hockenberry. Der verkrüppelte Sohn musste Hephaistos sein, der Gott des Feuers. Aber der Sterbliche?

»Das ist es, was er gebrüllt hat«, sagte Helena und rieb sich den blassen Hals, als hätte sie von ihrer Nachahmung des tiefen, erdbebenartigen Grollens Halsschmerzen bekommen.

»Und dann?«, drängte Hockenberry.

»Und dann, ehe Hera noch etwas zu ihrer Verteidigung vorbringen konnte, ehe noch einer der Götter sich bewegen konnte, traf Zeus, der Schwarzwolkige, sie mit einem Blitz. Er muss sie getötet haben, auch wenn wir alle geglaubt hatten, sie wäre unsterblich.«

»Die Götter können wiederkehren, selbst wenn sie ›getötet‹ worden sind«, erwiderte Hockenberry leise und dachte an die riesigen Genesungstanks mit den zappelnden blauen Würmern in dem riesigen, weißen Gebäude oben auf dem Olymp, Tanks, die von dem riesigen, insektoiden Heiler betreut wurden.

»Ja, das wissen wir alle«, sagte Helena in entrüstetem Ton. »Hat unser Hektor Ares in den vergangenen acht Monaten nicht ein halbes dutzend Mal getötet? Nur um ihm ein paar Tage später erneut gegenüberzustehen? Aber diesmal war es anders, Hock-en-bär-iihh.«

»Inwiefern?«

»Zeus' Blitzstrahl hat Hera *vernichtet* – Trümmer ihres goldenen Streitwagens flogen kilometerweit durch die Luft, sodass geschmolzenes Gold und Stahl auf die Dächer Trojas regneten. Und Stücke der Göttin selbst fielen in einem breiten Streifen vom Meer bis zum Palast des toten Paris herab – verbrannte Fetzen rosafarbenen Fleisches, die keiner von uns zu berühren wagte, die jedoch noch tagelang kochten und rauchten.«

»Du meine Güte«, flüsterte Hockenberry.

»Und dann schlug der mächtige Zeus Poseidon, indem er einen riesigen, gähnenden Schlund unter dem flüchtenden Gott des Meeres öffnete und den Schreienden hineinwarf. Die Schreie hallten noch stundenlang wider, bis allen Sterblichen – Argeiern und Trojanern gleichermaßen – Tränen in den Augen standen.«

»Hat Zeus etwas gesagt, als er diesen Schlund öffnete?«

»Ja«, sagte Helena, »er schrie: *›ICH BIN ZEUS, DER WOLKEN-VERSAMMLER, SOHN DES KRONOS, VATER DER MENSCHEN UND GÖTTER, HERR DES WAHRSCHEINLICH-*

KEITSRAUMES, BEVOR IHR EURE JÄMMERLICHEN NACHMENSCHENGESTALTEN ABLEGEN DURFTET! ICH WAR HERR UND HÜTER VON SETEBOS, BEVOR IHR AUCH NUR DAVON ZU TRÄUMEN WAGTET, UNSTERBLICH ZU SEIN! DU, POSEIDON ERDENER-SCHÜTTERER, DER DU MEIN VERTRAUEN MISSBRAUCHT HAST, GLAUBST DU, ICH WÜSSTE NICHT, DASS DU ZUSAMMEN MIT MEINER KUHÄUGIGEN KÖNIGIN MEINEN STURZ GEPLANT HAST? ICH VERBANNE DICH IN DEN TARTAROS, TIEF UNTER DEM HADES, ICH STÜRZE DICH IN DIE ERD- UND MEERESGRUBE, WO KRONOS UND IAPETOS SICH IHR SCHMERZENSBETT BEREITEN, WO KEIN SONNENSTRAHL IHRE HERZEN WÄRMEN KANN, HINAB IN DIE TIEFEN DES TARTAROS, UMMAUERT VOM ABGRUND DES SCHWARZEN LOCHES!<«

Hockenberry wartete, während Helena innehielt, um sich erneut zu räuspern.

»Hast du Wasser, Hock-en-bär-iihh?«

Er reichte ihr den Weinschlauch, den er auf dem Platz mit Brunnenwasser gefüllt hatte, und wartete schweigend, während sie trank.

»Dies waren Zeus' Worte, als er eine Grube unter Poseidon öffnete und den schreienden Erdenerschütterer in den Tartaros sandte. Die Soldaten auf den Mauern, die in den Abgrund schauten, konnten tagelang nicht sprechen; sie murmelten oder schrien nur.«

Hockenberry wartete.

»Dann befahl der Göttervater allen anderen Göttern, zum Olympos zurückzukehren, um ihre Strafe zu empfangen – du wirst mir verzeihen, Hock-en-bär-iihh, wenn ich nicht versuche,

Zeus' Gebrüll zu imitieren –, und gleich darauf waren die fliegenden Streitwagen fort, der Herr des silbernen Bogens war fort, Athene war fort, der rotäugige Hades war fort, diese Hündin Aphrodite war fort, der blutrünstige Ares war fort – unser gesamtes Pantheon verschwand, qtete zum Olymp zurück wie schuldbewusste Kinder, die darauf warteten, dass ihr ungehaltener Vater sie mit dem Stock traktierte.«

»Verschwand Zeus dann ebenfalls?«, fragte Hockenberry.

»O nein, der Sohn des Kronos hatte gerade erst zu spielen begonnen. Seine hoch aufragende Gestalt stieg über Ilium hinweg und marschierte zur Küste, wie Astyanax beim Spiel im Sandkasten über seine Spielzeugsoldaten hinwegsteigt. Hunderte von Trojanern und Argeiern starben an jenem Tag unter den riesigen Füßen des Zeus, Hock-en-bär-iihh, und als er Agamemnons Lager erreichte, streckte er die Hand aus und verbrannte all die vielen hundert schwarzen Schiffe, die dort auf den Sand gezogen waren. Was die noch vor Anker liegenden Argeierschiffe und den von Lemnos kommenden Konvoi betrifft, der mit Wein von Euneos, Jasons Sohn, und Geschenken für die Atriden, Agamemnon und den toten Menelaos, beladen war, so ballte Zeus seine feurige Hand zur Faust, und eine gewaltige Welle erhob sich und zerschmetterte die Schiffe aus Lemnos und die vor Anker liegenden Argeierschiffe am Ufer – wieder wie Spielzeug, als würde Astyanax in seiner Wanne herumplanschen und seine von Sklaven geschnitzten Spielzeugboote aus Pappelholz in göttlicher Launenhaftigkeit versenken.«

»Großer Gott«, flüsterte Hockenberry.

»Ja, genau«, sagte Helena. »Und dann verschwand Zeus mit dem bisher lautesten Donnerschlag, lauter noch als seine Stimme, die Hunderte taub gemacht hatte, und der Wind fuhr heulend in den Raum, wo der riesige Zeus gewesen war, zerfetzte die Zelte der Achäer und wirbelte sie viele hundert Meter hoch in die Luft, riss starke trojanische Hengste aus ihren Ställen und schleuderte sie über unsere höchsten Mauern.«

Hockenberry schaute nach Westen, wo die trojanischen Truppen die dezimierte Argeierschar umzingelt hatten. »Das ist beinahe zwei Wochen her. Sind die Götter seitdem zurückgekommen? Irgendeiner von ihnen? Zeus?«

»Nein, Hock-en-bär-iïhh. Seit jenem Tag haben wir keine Unsterblichen mehr gesehen.«

»Aber das ist zwei Wochen her«, sagte Hockenberry. »Warum hat Hektor so lange gebraucht, um das Heer der Argeier einzuschließen? Nach dem Tod von Diomedes, dem großen Ajax und Menelaos müssen die Achäer doch demoralisiert gewesen sein.«

»Das waren sie auch«, stimmte Helena zu. »Aber beide Seiten standen unter Schock. Viele von uns konnten tagelang nichts hören. Wie gesagt, unsere Männer auf den Mauern wie auch die Danaer in der Nähe der offenen Tartarosgrube waren eine Woche lang kaum mehr als sabbernde Idioten. Es gab einen Waffenstillstand, ohne dass eine der beiden Seiten ihn erklärt hätte. Wir sammelten unsere Toten ein – denn wir hatten während Agamemnons Angriffen schrecklich gelitten, wie du weißt –, und fast eine Woche lang brannten Leichenfeuer hier in der Stadt wie auch in den Lagern der entsetzten Argeier an der kilometerlangen Küste. Dann, in der zweiten Woche, als Aga-

memnon seinen Männern befahl, in die Wälder am Fuß des Ida-Gebirges zu gehen und Bäume zu fällen – natürlich um neue Schiffe zu bauen –, setzte Hektor zum Angriff an. Es waren harte Kämpfe, und unsere Männer gewannen nur langsam an Boden. Mit dem Rücken zum Meer und ohne Schiffe, mit denen sie hätten fliehen können, kämpften die Argeier wie in die Enge getriebene Ratten. Doch nun sind die wenigen tausend, die noch übrig sind, am Rand des Wassers umzingelt, wie du siehst, und heute wird Hektor unseren letzten Angriff führen. Heute endet der trojanische Krieg, Ilium steht noch, Hektor ist der größte aller Helden, und Helena ist frei.«

Eine Zeit lang saßen der Mann und die Frau nur auf ihren jeweiligen großen Steinbrocken und schauten nach Westen, wo Rüstungen und Speere im Sonnenlicht glitzerten und Trompeten erklangen.

Schließlich sagte Helena: »Was wirst du nun mit mir machen, Hock-en-bär-ihh?«

Er blinzelte, schaute auf das Messer, das er noch in der Hand hielt, und steckte es in seinen Gürtel. »Du kannst gehen«, sagte er.

Helena schaute ihm ins Gesicht, rührte sich aber nicht.

»Geh!«, sagte Hockenberry.

Sie ging langsam hinaus. Das Geräusch ihrer Schlüpfschuhe kam den kreisrunden Treppenschacht herauf – er erinnerte sich an dasselbe leise Geräusch, als er hier vor zweieinhalb Wochen im Sterben gelegen hatte.

Und wohin gehe ich jetzt?

Dank der Scholikerausbildung, die er in seinem zweiten Leben genossen hatte, verspürte er den loyalen Drang, der Muse –

und damit allen Göttern – über diese Abweichungen von der *Ilias* Bericht zu erstatten. Der Gedanke brachte ihn zum Lächeln. Wie viele Götter existierten noch in jenem anderen Universum, in dem der Olympus Mons auf dem Mars in den Olymp verwandelt worden war? Wie groß war Zeus' Zorn wirklich gewesen? Hatte dort oben ein genozidaler Göttermord stattgefunden? Er würde es vielleicht nie erfahren. Er hatte nicht den Mut, noch einmal auf den Olymp zu teleportieren.

Hockenberry berührte das QT-Medaillon unter seinem Chiton. Zurück aufs Schiff? Er wollte die Erde sehen – *seine* Erde, selbst wenn sie rund dreitausend Jahre in seiner Zukunft lag –, und er wollte bei den Moravecs und bei Odysseus sein, wenn diese sie sahen. Hier in diesem Ilium-Universum hatte er nun keine Aufgaben und keine Funktion mehr.

Er holte das QT-Medaillon heraus und strich mit der Hand über das schwere Gold.

Nicht zurück auf die *Queen Mab*. Noch nicht. Er war vielleicht kein Scholiker mehr – die Götter mochten ihn aufgegeben haben, so wie er sie im Stich gelassen hatte –, aber er war noch immer ein *Philologe*. Jahrzehntlang hatte er Seminare über die *Ilias* abgehalten, und all die Erinnerungen an wundervoll stau-
bige Klassenzimmer und ganz junge College-Studenten, an all diese Gesichter – blass, picklig, gesund, gebräunt, gespannt, gleichgültig, inspiriert, gelangweilt –, kamen nun zurück und schlossen die Lücken. Wie könnte er darauf verzichten, den letzten Akt dieser neuen, auf absurde Weise revidierten Version mitzuerleben?

Dr. phil. Thomas Hockenberry drehte das Medaillon und quantenteleportierte mitten in das belagerte und zum Untergang verurteilte achäische Lager.

40

Später wusste Daeman nicht mehr genau, wann er beschlossen hatte, eines der Eier zu stehlen.

Jedenfalls nicht, als er am Seil zum Boden des Kuppel-Kraters hinunterrutschte, weil er viel zu sehr damit beschäftigt war, sich festzuhalten und keine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Auch nicht, als er über den heißen, rissigen Boden des Kraters huschte, weil sein Herz während dieses Sprints so laut klopfte, dass er an nichts anderes denken konnte als daran, die Fumarole zu erreichen, wo er die Eier gesehen hatte. Zweimal sah er Gruppen von *Calibani* hinter den nächsten rauchenden Schloten vorbeihasten, und beide Male warf Daeman sich zu Boden und rührte sich nicht, bis sie in Erledigung ihrer Aufgaben zu Setebos' großem Nest davongeeilt waren. Der Boden des Kraters war so heiß, dass er sich ohne die Thermohaut unter seiner normalen Kleidung die Hände verbrannt hätte. So jedoch begannen sein Hemd und seine Hose bereits zu qualmen, wenn er eine Minute lang auf dem Bauch lag. Er sprintete vorwärts und erreichte die Seite der Fumarole, kauerte sich zusammen und keuchte in der Hitze – die Fumarole war ungefähr dreieinhalb Meter hoch, und ihre unebenen Wände bestanden aus demselben Blau eis wie alles andere. Daeman fand genug Vertiefungen

für Finger und Füße, um sie zu ersteigen, ohne seine Eishämmer zu Hilfe zu nehmen.

Die Fumarole – ein zischender Krater innerhalb des größeren Kraters, einer von Dutzenden im Inneren der Kuppel-Kathedrale – war mit menschlichen Schädeln gefüllt. Diese wurden so stark erhitzt, dass einige rot glühten; um sie herum stiegen Schwefeldämpfe zischend in die stinkende Luft empor. Der Rauch und die Dämpfe gewährten Daeman zumindest eine gewisse Deckung, als er auf den Schädelhaufen sprang und sich die Setebos-Eier ansah.

Es waren ovale, grauweiße, einen knappen Meter lange Dinger, die von einer inneren Energie oder von Leben pulsierten. Daeman zählte siebenundzwanzig Stück in diesem Nest. In ihrem Bett aus heißen Schädeln waren die Eier selbst von einem Ring aus klebrigem, blaugrauem Schleim umgeben. Daeman kroch näher heran, krabbelte auf Händen und Füßen über Schädel und sah sich den hohen Eierhaufen aus größtmöglicher Nähe an, ohne dass er den Kopf über den Kraterrand der Fumarole heben musste.

Die Schalen waren dünn, warm und beinahe durchscheinend. Manche Eier leuchteten bereits hell, andere wiesen nur einen weißen Lichtschimmer in ihrem Kern auf. Daeman streckte die Hand aus und berührte eines von ihnen behutsam – eine leichte Wärme, ein seltsames Schwindelgefühl, als flösse eine Instabilität im Ei durch seine von der Thermohaut umhüllten Finger. Er versuchte, eines hochzuheben, und stellte fest, dass es um die zehn Kilo wog.

Was nun?

Nun musste er den Rückzug antreten, sich das Seil hinaufhängeln, durch die Tunnels zur Avenue-Daumesnil-Spalte und dann zum Garlion-Faxknoten zurückkehren. Er musste den Bewohnern von Ardis so bald wie möglich berichten, was er hier gesehen hatte.

Aber da er nun schon so weit gekommen war und es riskiert hatte, auf dem Kraterboden entdeckt zu werden, konnte er ruhig ein Souvenir mitnehmen, oder?

Er räumte seinen Rucksack aus – nur die zusätzlichen Armbrustbolzen behielt er –, um Platz für das Ei zu schaffen. Anfangs passte es nicht hinein, doch er schob und drückte sanft, aber beharrlich, bis es ihm gelang, das dicke Ende des Ovals durch die Öffnung zu zwängen und die Bolzen um den Rand des Eis herum festzuklemmen. *Und wenn es zerbricht?* Nun, dann hätte er einen schmutzigen Rucksack, dachte er, aber er wüsste zumindest, was sich in den verdammten Dingen befand.

So nah bei Setebos und den Calibani will ich keines der Eier zerbrechen. Wir werden es in Ardis untersuchen.

Amen, dachte Daeman. Das Atmen fiel ihm schwer. Obwohl er seine Osmosemaske die ganze Zeit aufbehalten hatte, war ihm schwindlig von den Schwefeldämpfen aus dem Fumarolenschlot und der überwältigenden Hitze. Er wusste, wenn er ohne die Thermohaut und die Maske in die Kuppel gekommen wäre, hätte er schon längst das Bewusstsein verloren. Die Luft hier drin war giftig. *Wie atmen dann die Calibani?*

Zum Teufel mit den *Calibani*, dachte Daeman. Er wartete, bis der Rauch und die Dämpfe so dick waren wie ein Nebelvorhang, dann rutschte er an der Seite der Fumarole hinunter; die

letzten anderthalb Meter sprang er. Das Ei verlagerte sich schwerfällig in seinem Rucksack, und er wäre beinahe hingefallen.

Sachte, sachte.

»Sagt: Gepriesen sei, was Er hasst, seid alle zu Gast, um Dich und Deinen Staat zu ehren! Denkt: Gepriesen sei, was ich hass, um Ihn zu ehren und was Er fraß!« Calibans monotoner Gesang war hier unten viel lauter. Irgendwie verstärkte die Akustik der riesigen Kuppelkathedrale die Stimme des Monsters nicht nur, sie schien sie auch an bestimmte Stellen zu lenken. Vielleicht war Caliban jetzt aber auch näher.

Geduckt rannte Daeman die hundert Meter bis zu seinem Seil, das noch vom Blaueis-Balkon herunterhing. Bei jedem Anzeichen einer Bewegung hinter den wogenden Dämpfen fiel er auf ein Knie. Er schaute zu dem frei hängenden Seil hinauf.

Was habe ich mir bloß dabei gedacht? Es sind bestimmt fünfundzwanzig Meter bis zum Balkon. So hoch kann ich nie im Leben hinaufklettern – schon gar nicht mit dieser Last auf dem Rücken.

Daeman schaute sich nach einem anderen Tunneleingang um. Der nächste befand sich gute hundert Meter weiter zu seiner Rechten in der gekrümmten Kuppelwand, aber er war mit dem riesigen Armstängel einer der kriechenden Setebos-Hände gefüllt.

Wie viele Hände und Arme hat dieses verfluchte Gehirn eigentlich?

»Glaubt Er daran, dass mit dem Leben auch die Schmerzen ein Ende finden werden? Keineswegs! Er plagt seine Feinde und tut sich an seinen Freunden gütlich. In diesem unserem Leben schadet Er uns schon, so sehr Er kann, lässt uns nur ge-

rade so viel Frieden, dass wir nicht vor Schmerzen sterben, und spart den schlimmsten Schmerz für den Schluss auf!«

Es hieß klettern oder sterben. Daeman hatte in den letzten zehn Monaten weit über zwanzig Kilo abgenommen und einen Teil seines Gewichts in Muskeln verwandelt, aber nun wünschte er, er hätte an jedem einzelnen Tag in diesen letzten zehn Monaten Nomans Hindernisparcours im Wald hinter Ardis' Nordmauer absolviert und in seiner Freizeit Gewichte gestemmt.

»Scheiß drauf«, flüsterte Daeman. Er sprang, packte das Seil, schlang Beine und Schienbeine darum, griff mit seiner von der Thermohaut umhüllten linken Hand nach oben und begann sich hinaufzuziehen. Er kletterte, so lange er konnte, und ruhte sich aus, wenn es nicht mehr anders ging.

Er kam nur langsam voran. Quälend langsam. Und die Langsamkeit war noch das Wenigste an der Quälerei. Nach einem Drittel der Strecke wusste er, dass er es nicht schaffen würde – dass er wahrscheinlich nicht einmal die Kraft haben würde, sich beim Hinunterrutschen festzuhalten. Doch wenn er sprang, würde das Ei zerbrechen. Was immer darin war, würde herauskommen. Und Setebos und Caliban würden es sofort merken.

Etwas an diesem Bild brachte Daeman zum Kichern, bis sich seine Augen mit Tränen füllten und die durchsichtigen Gläser der Osmosemaske-Kapuze beschlugen. Er hörte seinen krächzenden Atem in der Maske und merkte, wie der Thermohaut-Anzug sich straffte, um ihm Kühlung zu verschaffen. *Komm schon, Daeman, du hast fast die Hälfte geschafft. Noch einen Meter, dann kannst du dich ausruhen.*

Nach drei Metern ruhte er sich immer noch nicht aus. Nach zehn auch nicht. Daeman wusste, wenn er sich hängen ließ – im wahrsten Sinne des Wortes –, wenn er innehielt und das Seil um die Hände schlang, um sich einfach nur daran festzuhalten, würde er sich nie wieder in Bewegung setzen.

Einmal verschob sich das Seil an seinem Sicherungshaken, und Daeman schnappte erschrocken nach Luft; das Herz klopfte ihm bis zum Hals. Er hatte über die Hälfte des fünfundzwanzig Meter langen Seils erklommen. Wenn er jetzt abstürzte, würde er sich ein Bein oder einen Arm brechen und schwer verletzt auf dem dampfenden, zischenden Kraterboden liegen bleiben.

Der Haken hielt. Daeman hing eine Minute dort; ihm war volllauf bewusst, wie gut er für alle *Calibani* diesseits des Kraters zu sehen war. Vielleicht standen schon Dutzende der Wesen unter ihm und warteten darauf, dass er ihnen in die schuppigen Arme fiel. Er schaute nicht nach unten.

Noch ein paar Meter. Er hob seinen schmerzenden, zitternden Arm, wickelte sich Seil um die Handfläche und zog sich hoch. Seine Beine und Knöchel suchten Halt. Noch einmal. Noch einmal. Keine Pause. Noch einmal.

Schließlich konnte er nicht mehr weiter. Seine Kräfte waren endgültig aufgebraucht. Er hing da, am ganzen Körper zitternd, und das Gewicht seiner Armbrust und des riesigen Eis in seinem Rucksack zogen ihn nach hinten, aus dem Gleichgewicht. Er wusste, dass er jeden Moment abstürzen würde. Daeman zwinkerte wie wild und befreite eine Hand, um sich den Beschlag von den Gläsern seiner Thermohaut zu wischen.

Er befand sich unmittelbar unter dem Balkonvorsprung – keinen halben Meter unter dem Rand.

Eine letzte, unglaubliche Kraftanstrengung, und er war oben. Auf dem Bauch liegend, zog er sich zum Sicherungshaken und legte sich darauf. Er lag auf dem Seil, lag breitbeinig auf dem Blaueis-Balkon.

Nicht kotzen... nicht kotzen! Entweder würde er in seiner eigenen Osmosemaske am Erbrochenen ersticken, oder er musste sich die Maske herunterreißen, und dann würden ihm die Dämpfe binnen Sekunden das Bewusstsein rauben. Er würde hier sterben, ohne dass überhaupt jemand merkte, dass er es fertig gebracht hatte, fünfundzwanzig Meter an einem Seil hinaufzuklettern – nein, mehr, vielleicht dreißig Meter –, er, der pummelige Daeman, Marinas dicker kleiner Sohn, der Junge, der keinen einzigen Klimmzug an den Buckykarbon-Streben geschafft hatte.

Eine Weile später erwachte Daeman wieder zu vollem Bewusstsein. Es kostete ihn eine gewaltige Willensanstrengung, sich erneut zu bewegen. Er nahm die Armbrust von der Schulter, vergewisserte sich, dass sie noch gespannt und geladen war, und entsicherte sie. Er überprüfte das Ei – es pulsierte weißer und heller als zuvor, war aber noch immer heil. Er steckte die Eishammer in seinen Gürtel und holte das dreißig Meter lange Seil ein. Es war absurd schwer.

In den Tunnels verirrte er sich. Es war bereits Abend gewesen, als er hergekommen war, und das letzte Tageslicht war durchs Blaueis gesickert, doch nun war es draußen finstere Nacht, und die einzige Beleuchtung stammte von den gelben elektrischen Entladungen, die durch das lebende Gewebe

überall um ihn herum schossen – Daeman war sicher, dass das Blau eis organisch war und irgendwie zu Setebos gehörte.

Auf dem Herweg hatte er an den Kreuzungen gelbe Stofffetzen als Markierungen ans Eis genagelt, aber irgendwie verpasste er eine davon, und so kroch er nun zu neuen Kreuzungen mit Tunnels, die er noch nie gesehen hatte. Statt umzukehren – der Tunnel war zu eng, als dass er sich darin hätte umdrehen können, und er hatte Angst davor, rückwärts zu kriechen –, wählte er den Tunnel, der nach oben zu führen schien, und robbte weiter.

Zweimal endeten die Tunnels abrupt oder fielen steil ab, so dass ihm nichts anderes übrig blieb, als zur letzten Kreuzung zurückzukriechen. Schließlich stieg ein Tunnel an und verbreitete sich zugleich, und er kam mit unendlicher Erleichterung auf die Beine und begann, die sanft geneigte Eisrampe emporzusteigen, die Armbrust in den Händen.

Auf einmal blieb er stehen und versuchte, seinen keuchenden Atem unter Kontrolle zu bringen.

Keine drei Meter vor ihm war eine Kreuzung, eine weitere neun Meter hinter ihm, und aus der einen oder der anderen oder gar beiden kam ein kratzendes, scharrendes Geräusch.

Calibani, dachte er und spürte, wie ihm das Entsetzen weltraumkalt durch die Thermohaut drang, aber dann kam ein noch kälterer Gedanke. *Eine der Hände*.

Es war eine Hand. Länger als Daeman, dicker in der Mitte, zog sie sich auf Fingernägeln dahin, die wie fünfundzwanzig Zentimeter langer geschärfter Stahl aus dem grauen Fleisch hervortraten. Schwarze, stachelige Haarfasern an den Fingerspitzen bohrten sich ins Eis. Die pulsierende Hand zog sich kei-

ne drei Meter vor Daeman auf die Kreuzung und hielt dort inne, der Handteller hob sich – die Öffnung in der Mitte des Handtellers öffnete sich zuckend und schloss sich wieder.

Sie sucht mich, dachte Daeman, der nicht zu atmen wagte. Sie spürt Wärme.

Er rührte sich nicht, nicht einmal, um die Armbrust zu heben. Alles hing von dem zerschnittenen und abgenutzten alten Thermohaut-Anzug ab. Wenn er Wärme abstrahlte, würde die Hand in einer Millisekunde über ihm sein. Daeman senkte den Kopf und schaute auf den Eisboden, nicht aus Angst, sondern um jede Wärmeabstrahlung zu verbergen, die aus seiner Osmosemaske lecken mochte.

Ein wildes Scharren ertönte, und als Daeman ruckartig den Kopf hob, sah er, dass die Hand einen Tunnel zu seiner Rechten gewählt hatte. Der fleischige, bewegliche Armstängel füllte den Tunnel vor ihm aus und versperrte beinahe die Kreuzung.

Der Teufel soll mich holen, wenn ich umkehre, dachte Daeman. So leise er konnte, schlich er vorwärts.

Der Armstängel glitt quer über die Kreuzung; hundert Meter waren bereits vorbeigeströmt, aber er schien endlos lang zu sein. Daeman konnte das Scharren der Hand nicht mehr hören.

Sie hat mich wahrscheinlich in den Tunnels umgangen und ist hinter mir.

»Horch! Ein weißes Lodern, eine Baumkrone zerbricht – und da, da, da, da, da folgt Sein Donner! Dummkopf, ihn zu verspotten! Sieh! Liegt flach am Boden und liebt Setebos!«

Calibans Singsang war von der Entfernung und vom Eis gedämpft, aber er folgte Daeman durch den Tunnel.

Nur Zentimeter von dem dahingleitenden Armstängel entfernt, wog Daeman seine Möglichkeiten ab.

Der Tunnel, durch den der Arm glitt, war nicht ganz zwei Meter breit und zwei Meter hoch. Der Armstängel füllte die Kreuzung und den Tunnel in ganzer Breite aus – mindestens einen Meter achtzig dick, zusammengepresst von dem Blau eis, war er jedoch breiter als hoch. Zwischen der Oberseite der endlosen, dahingleitenden Masse und der Tunneldecke war ein knapper Meter Platz. Auf der anderen Seite verbreiterte sich der Tunnel, dem Daeman gefolgt war, und führte allmählich zur Oberfläche hinauf. Er glaubte, durch die Thermohaut einen Luftzug von draußen zu spüren. Vielleicht war er hier nicht einmal mehr hundert Meter von der Oberfläche entfernt.

Wie komme ich an dem Armstängel vorbei?

Er dachte an die Eishämmer – nutzlos, er konnte diese zwei Meter nicht an der Decke hängend überqueren. Er dachte daran, in das Labyrinth zurückzukehren, durch das er stundenlang gekrochen war, wie es ihm schien, schlug sich diesen Gedanken dann jedoch aus dem Kopf.

Vielleicht ist der Armstängel irgendwann zu Ende. Dieser Gedanke zeigte ihm, wie müde und dumm er war. Dieses Ding endete in der Gehirnmasse, die Setebos war, einen guten Kilometer entfernt im Zentrum des Kraters.

Er wird all diese Tunnels mit seinen Armen und seinen scharrenden Händen ausfallen. Er sucht mich!

Daeman merkte in einem Teil seines Bewusstseins, dass schiefe Panik wie Blut schmeckte. Dann erkannte er, dass er sich in die Wange gebissen hatte. Sein Mund füllte sich mit Blut, aber

er hatte keine Zeit, die Osmosemaske abzunehmen und auszuspuken, deshalb schluckte er es stattdessen herunter.

Zum Teufel damit.

Daeman sicherte die schwere Armbrust und warf sie dann über die dahingleitende Masse des Armstängels. Sie verfehlte die öliggraue Haut um Zentimeter und schlitterte über das Eis auf der anderen Seite des Tunnels. Mit dem Rucksack und dem Ei war es schwieriger.

Das Ei wird zerbrechen. Es wird aufplatzen, der milchige Lichtschein im Innern – er ist jetzt heller, ich bin sicher, dass er heller ist – wird sich ins Freie ergießen, und es wird eine dieser Hände sein, klein und rosa statt grau, ihr Mund wird sich öffnen, und die kleine Hand wird schreien und schreien, und dann kommt blitzschnell die riesige graue Hand zurück, oder vielleicht kommt sie auch geradewegs durch den Tunnel vor mir, sodass ich in der Falle sitze...

»Hol dich der Teufel«, sagte Daeman laut, ohne sich über das Geräusch Gedanken zu machen. Er hasste sich, weil er ein solcher Feigling war, weil er immer ein solcher Feigling gewesen war. Marinas pummeliges kleines Baby, zu nichts anderem fähig, als Mädchen zu verführen und Schmetterlinge zu fangen.

Er nahm den Rucksack ab, wickelte den Deckel so gut es ging um das Ei und warf ihn seitwärts über die dahingleitende Masse des öligen Arms.

Er landete eher auf der eingepackten Seite als auf der freiliegenden Eierschale und rutschte weiter. Das Ei sah heil aus, soweit Daeman erkennen konnte.

Jetzt ich.

Ohne den Rucksack und die schwere Armbrust fühlte er sich leicht und frei. Er ging in dem beinahe horizontalen Tunnel

zehn Meter zurück und nahm Anlauf, bevor er die Zeit fand, darüber nachzudenken.

Er wäre beinahe ausgerutscht, doch dann fanden seine Stiefel Halt, und er bewegte sich schnell, als er den Arm erreichte. Die Kapuze seiner Thermohaut streifte die Decke, als er in so hohem Bogen sprang, wie er konnte, die Arme vor sich ausgestreckt, seine Füße kamen hoch – aber nicht hoch genug, er spürte, wie die Stiefelspitzen den dicken, sich dahinschlängelnden Arm streiften – *fall nicht auf den Rucksack und das Eil* –, und dann landete er auf den Händen, überschlug sich, knallte auf den Boden – das Blaueis trieb ihm die Luft aus den Lungen – und rollte über die Armbrust hinweg, ohne sie aus Versehen abzufeuern, weil der Sicherungshebel umgelegt war.

Hinter ihm kam der endlose Arm zum Stillstand.

Ohne abzuwarten, bis er wieder Luft bekam, schnappte sich Daeman den Rucksack und die Armbrust und lief den sanft ansteigenden Eishang zur frischen Luft und der Dunkelheit des Ausgangs hinauf.

Ein oder zwei Blocks südlich der Île-de-la-Cité-Spalte, der er in die Kuppel gefolgt war, trat er in die frische, kühle Nachtluft hinaus. Im Sternenlicht und dem elektrischen Schein der Nervenblitze im Blaueis war nichts von den Händen oder den *Calibani* zu sehen.

Daeman zog die Osmosemaske herunter und atmete die frische Luft in tiefen Zügen ein.

Er war noch nicht draußen. Mit dem Rucksack auf dem Rücken und der Armbrust in den Händen folgte er der Spalte, bis sie irgendwo in der Nähe der verschwundenen Île St. Louis endete.

Zu seiner Rechten erhob sich eine Eiswand, zu seiner Linken sah er Tunnelleingänge.

Ich betrete keinen Tunnel mehr. Mühsam – seine Arme zitterten vor Müdigkeit, noch bevor er irgendetwas tat – zog Daeman die Eishammer aus seinem Gürtel, schlug einen in die flackernde Blaeis-Wand und machte sich an den Aufstieg.

Zwei Stunden später wusste er, dass er sich verirrt hatte. Er hatte sich nicht nur an den Sternen und den Ringen orientiert, sondern auch an Gebäuden, die er hier und dort aus dem Eis ragen sah, und an Mauerwerksformen, die er halb in den Schatten von Spalten erspähte. Er glaubte, er hätte sich parallel zu der Spalte bewegt, die an der Avenue Daumesnil entlangführte, doch nun war ihm klar, dass er sich geirrt haben musste – vor ihm lag nichts als eine breite, schwarze Spalte, die in absolute Dunkelheit abfiel.

Daeman legte sich dicht am Rand auf den Bauch. Er spürte, wie sich das Ei in seinem Rucksack bewegte, als wäre es lebendig, als wollte etwas schlüpfen. Er musste seine ganze Konzentration aufbieten, um nicht in Tränen auszubrechen. In den Tunnelöffnungen und Spalten, an denen er vorbeigekommen war, hatte er scharrende Geräusche gehört – zweifellos weitere Hände, die ihn suchten. Im Licht der Sterne und der Ringe hier oben auf der Eismasse hatte er keine gesehen, aber die Kuppel hinter ihm leuchtete heller denn je.

Setebos vermisst sein Ei.

Seins?, dachte Daeman und widerstand dem Drang zu lachen, weil schon hinter dem leisesten Kichern die Hysterie lauern konnte.

Etwas am Rand des bodenlosen Abgrunds vor ihm fiel ihm ins Auge. Daeman zog sich auf den Ellbogen vorwärts.

Einer seiner Nägel, mit einem gelben Stofffetzen daran.

Dies war der Eiskamin, der nur hundertfünfzig Meter vom Garlion-Knoten entfernt war, wo er in Paris-Krater angekommen war.

Daeman konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Er schlug seinen letzten Eisnagel ein, bog ihn um, band das Seil daran – er machte sich nicht einmal die Mühe, es mit dem erlernten Abseilknoten zu befestigen, damit er es frei bekam, wenn er den Boden erreichte –, hievte sich über den Rand und ließ sich in die Dunkelheit hinab.

Er ließ das Seil hängen und legte die letzten hundert Meter taumelnd und auf allen vieren zurück. Eine letzte Kreuzung war mit seinem gelben Stofffetzen markiert, dann musste er kriechen, und dann war er draußen und schlüpfte in den Garlion-Faxpavillon, wo er sich auf festem Boden aufrichten konnte. Das Faxpad leuchtete sanft auf seinem Sockel im Zentrum des kreisförmigen Knotens.

Die nackte Gestalt traf ihn von der Seite. Er rutschte über den Boden, seine Armbrust schlitterte über Fliesen.

Das Ding – Caliban oder *Calibani*, in der blauen Dunkelheit konnte er es nicht erkennen – schlang lange Finger um Daemans Hals, während gelbe Zähne nach seinem Gesicht schnappten.

Daeman rollte sich erneut herum und versuchte, die nackte Gestalt abzuwerfen, aber sie klammerte sich mit ihren Beinen und spateiförmigen Greifzehen, ihren langen Armen und starken Händen an ihm fest.

Das Ei, dachte Daeman und bemühte sich, nicht auf dem Rücken zu landen, als die beiden hin und her rollten und in den Faxpad-Sockel krachten.

Dann war er eine Sekunde lang frei und sprang nach der Armbrust, die an der gegenüberliegenden Wand lag. Das amphibische, menschenähnliche Wesen knurrte, packte ihn und warf ihn gegen das Eis. Die gelben Augen und gelben Zähne leuchteten im blauen Halbdunkel.

Daeman hatte bereits mit Caliban gekämpft, und dies war nicht Caliban – dieser Dämon war kleiner, nicht ganz so stark, nicht ganz so schnell, aber trotzdem schrecklich genug. Die Zähne schnappten nach Daemans Augen.

Der Mensch bekam die linke Hand unter das Kinn des *Calibani* und drückte ihm den Kiefer nach oben. Das schuppige Gesicht mit der flachen Nase bog sich nach oben und zurück, die gelben Augen funkelten. Daeman spürte, wie die Kraft mit der Woge seines letzten Adrenalins in ihn hineinströmte, und er versuchte, der Kreatur das Genick zu brechen, indem er ihr den Kopf nach hinten presste.

Der Kopf des *Calibani* peitschte wie eine Schlange herum, und er biss Daeman zwei Finger seiner angespannten linken Hand ab.

Der Mensch schrie auf und wich zurück. Der *Calibani* machte weit ausholende Armbewegungen, hielt inne, um die Finger zu verschlingen, und sprang.

Mit seiner gesunden rechten Hand riss Daeman die Armbrust hoch und feuerte beide Bolzen ab. Der *Calibani* wurde zurückgeschleudert und an die Eiswand genagelt. Einer der langen, eisernen, mit Widerhaken versehenen Bolzen ragte durch seine

obere Schulter ins Eis, der andere durchbohrte den Teller der zu seinem brüllenden Gesicht erhobenen Hand. Die nackte Kreatur wand sich, zog knurrend an einem der Bolzen und riss ihn heraus.

Daeman brüllte ebenfalls. Er sprang auf, zog das Messer aus seinem Gürtel und rammte die lange Klinge durch den Unterkiefer des *Calibani* nach oben, durch seinen weichen Gaumen und in sein Gehirn. Dann drückte er sich wie ein Liebhaber an den langen Körper des *Calibani* und drehte die Klinge herum – drehte sie noch einmal, noch einmal und dann noch einmal, immer weiter, bis das obszöne Gezappel an ihm aufhörte.

Er fiel auf die Fliesen zurück und umklammerte seine verstümmelte Hand. Unglaublicherweise blutete sie nicht. Der Thermohaut-Handschuh hatte sich über die Stümpfe der beiden amputierten Finger geschlossen, aber der Schmerz war so brutal, dass er sich am liebsten erbrochen hätte.

Das konnte er tun, und er tat es. Er kniete da und übergab sich, bis nichts mehr herauskam.

In einem oder mehreren der Tunnels an der gegenüberliegenden Wand ertönte ein Scharren.

Daeman stand auf und zog das lange Messer mit einem Ruck aus dem Unterkiefer des *Calibani* – der Körper der Kreatur sackte zusammen, wurde jedoch von dem Bolzen in seiner Schulter aufrecht gehalten –, dann holte er sich den anderen Bolzen zurück, indem er ihn losrüttelte, hob die Armbrust auf und ging zum Faxpad hinüber.

Etwas stürmte aus dem leuchtenden Tunneleingang hinter ihm.

Daeman faxte ins Tageslicht beim Ardis-Hall-Knoten. Er taumelte vom dortigen Faxpad weg, fummelte einen Bolzen aus seinem Rucksack, legte ihn in die Rinne seiner Armbrust und spannte den massiven Mechanismus mit dem Fuß. Er richtete die Armbrust auf den Faxpad-Knoten und wartete.

Nichts kam hindurch.

Nach einer langen Minute ließ er die Waffe sinken und taumelte ins Sonnenlicht hinaus.

Hier beim Ardis-Knoten schien es früher Nachmittag zu sein. Von den Wachen war nichts zu sehen. Die Palisadenmauer war an einem Dutzend Stellen niedergerissen worden. In der Umgebung des Faxpavillons lagen die Kadaver von mindestens zwanzig toten Voynixen, doch abgesehen von Streifen, Flecken und Spuren menschlichen Blutes, die zur Wiese und in den Wald führten, war nichts von den Menschen zu sehen, die hier geblieben waren, um den Pavillon zu bewachen.

Daemans Hand tat dermaßen weh, dass sein ganzer Körper und sein Schädel zu einem einzigen Echo dieses pochenden Schmerzes wurden, aber er barg die Hand an seiner Brust, legte einen weiteren Bolzen in die Armbrust ein und taumelte auf die Straße hinaus. Es waren etwas mehr als zwei Kilometer bis Ardis Hall.

Ardis Hall existierte nicht mehr.

Daeman hatte sich vorsichtig genähert, war auf dem größten Teil des Weges abseits der Straße und unter den Bäumen geblieben und in dem schmalen Fluss von der Brücke aus stromaufwärts gewatet. Er war von Nordosten auf die Palisade und

Ardis zugekommen, durch den Wald, bereit, die Wachposten rasch anzurufen, um nicht als Voynix erschossen zu werden.

Es gab keine Wachposten. Eine halbe Stunde lang hockte Daeman am Waldrand und beobachtete. Außer die Krähen und Elstern, die an den Überresten menschlicher Körper herumpickten, rührte sich nichts. Dann schlich er vorsichtig zur linken Seite herum, so nah an die Baracken und das Osttor der Palisade heran, wie er konnte, ohne aus dem Schutz der Bäume zu treten.

Die Palisade war an hundert Stellen durchbrochen worden. Ein großer Teil der Mauer war niedergerissen. Hannahs schöner Kuppelofen war abgebrannt und dann zum Einsturz gebracht worden. Die Reihe der Baracken und Zelte, in denen die Hälfte der vierhundert Bewohner von Ardis gelebt hatte, war niedergebrannt. Ardis Hall selbst – das imposante Herrenhaus, das mehr als zweitausend Winter überdauert hatte – bestand nur noch aus ein paar rußverschmierten Steinkaminen, verbrannten und herabgefallenen Dachbalken und den Steinhäufen der eingestürzten Mauern.

Über dem ganzen Gelände lag der Gestank von Rauch und Tod. In Adas ehemaligem Vorgarten lagen Dutzende toter Voynixe, weitere häuften sich dort, wo die Veranda gewesen war, doch die zerbrochenen Panzer vermischten sich mit den sterblichen Überresten Hunderter Männer und Frauen. Daeman konnte keine einzige der Leichen identifizieren, die er in der Umgebung der niedergebrannten Ruinen des Hauses sah – dort ein kleiner, verkohlter Leichnam, zu klein für einen Erwachsenen, schwarz verbrannt, die verkohlten und abblätternen Arme zur Abwehrhaltung eines Boxers erhoben, hier ein Brustkorb und ein Schädel, fast sauber gepickt von den Vögeln, dort

eine Frau, die scheinbar unverletzt im rußigen Gras lag, der jedoch – als Daeman zu ihr eilte und sie umdrehte – das Gesicht fehlte.

Daeman kniete im kalten, blutbesudelten Gras und versuchte zu weinen. Er konnte nicht mehr tun, als mit den Armen zu wedeln, um die schwerfälligen Krähen und hüpfenden Elstern zu vertreiben, die immer wieder zu den Leichen zurückzukehren versuchten.

Die Sonne ging unter. Das Licht schwand vom Himmel.

Daeman stand auf, um sich die anderen Leichen anzusehen – hierhin und dorthin geschleudert, lagen sie wie Bündel zurückgelassener Wäsche auf der gefrorenen Erde, einige unter den Kadavern von Voynixen, andere für sich allein, manche in Trauben, als hätten sich die Menschen am Ende zusammengedrängt. Er musste Ada finden. Musste sie und so viele andere wie möglich identifizieren und begraben, bevor er zum Faxpavillon zurückzugelangen versuchte.

Wohin kann ich gehen? Welche Gemeinschaft wird mich aufnehmen?

Bevor er darauf eine Antwort fand oder in der rasch hereinbrechenden Dämmerung zu den anderen Leichen gelangte, sah er die Bewegung am Waldrand.

Zuerst glaubte Daeman, die Überlebenden des Ardis-Massakers kämen aus dem Wald, doch noch während er seine gesunde Hand hob, um sie zu begrüßen, sah er das Glitzern auf grauen Panzern und erkannte, dass er sich geirrt hatte.

Dreißig, sechzig, hundert Voynixe kamen aus dem Wald und von der Straße im Osten über die Wiese auf ihn zu.

Zu müde, um zu laufen, taumelte Daeman seufzend ein paar Meter in Richtung des Waldes im Südwesten, dann sah er dort ebenfalls die Bewegung. Voynixe huschten aus der Dunkelheit, weitere sprangen von den Bäumen und kamen auf allen vieren ins Freie heraus. In ein paar Sekunden würden sie über ihm sein.

Er wusste, dass es keinen Sinn hatte, um die schwelenden Ruinen des großen Herrenhauses herum nach Norden zu laufen. Dort würden nur noch mehr Voynixe sein.

Daeman ging auf ein Knie – das Ei in seinem Rucksack leuchtete nun so hell, dass es seinen Schatten auf das gefrorene Gras warf – und holte die letzten Armbrustbolzen heraus.

Sechs. Er hatte noch sechs Bolzen übrig. Plus die zwei, die er bereits eingelegt hatte.

So etwas wie ein schreckliches Hochgefühl stieg in ihm auf. Mit einem grimmigen Lächeln erhob er sich und richtete die Waffe auf die nächste Gruppe der herannahenden Gestalten. Sie waren höchstens noch zwanzig Meter entfernt. Er würde sie noch etwas näher herankommen lassen, obwohl er wusste, dass sie den Abstand binnen Sekunden überwinden konnten, wenn sie mit voller Voynix-Geschwindigkeit rannten. Seine verstümmelte Hand war stark genug, um die Armbrust mit dem Daumen und den verbliebenen zwei Fingern waagerecht zu halten.

Etwas knallte und klatschte hinter ihm. Daeman wirbelte herum, bereit, sich dem Angriff zu stellen, aber es war das Sonie, das im Tiefflug von Westen herankam. Zwei Personen in den hinteren Mulden schossen mit Flechette-Gewehren. Voynixe

sprangen danach, wurden jedoch von Wolken flimmernder Flechettes zurückgeschleudert.

»Spring!«, brüllte Greogi, als das Sonie in Kopfhöhe herankam und dann bei Daeman in der Luft stehen blieb.

Die Voynixe kamen in rasendem Tempo von allen Seiten herbei; sie sprangen und hopsten wie riesige silberne Grashüpfer. Ein Mann, den Daeman undeutlich als Boman erkannte, und eine Frau mit dunklem Haar – nicht Ada, sondern Edide, die mit Daeman auf die Fax-Warnungs-Expedition gegangen war – feuerten in entgegengesetzte Richtungen, und ihre auf Vollautomatik gestellten Flechette-Gewehre spien Wolken von Glaspfeilen aus.

»Spring!«, schrie Greogi erneut.

Daeman schüttelte den Kopf, nahm den Rucksack mit dem Ei ab, warf ihn aufs Sonie, warf seine Armbrust hinterher und sprang erst dann. Das Sonie begann in die Höhe zu steigen, noch bevor er es erreicht hatte.

Er schaffte es nicht ganz. Seine gesunde Hand fand Halt am Innenrand des Sonies, aber seine verstümmelte Linke schlug gegen Metall. Vor Schmerz wurde ihm dunkel vor Augen, und er ließ los und begann, zu der Masse der stummen Voynixe unten hinunterzurutschen.

Boman packte ihn am Arm und zog ihn an Bord.

Fast während des ganzen schnellen Fluges nach Nordosten brachte Daeman kein Wort heraus. Sie sausten viele Kilometer über den dunklen Wald hinweg und hielten schließlich im Bogen auf einen kahlen Felsvorsprung zu, der sich fast siebenzig Meter hoch über die skelettartigen Bäume erhob. Diese Granitkuppe hatte er schon vor Jahren gesehen, als er Ada und ihre

Mutter zum ersten Mal in Ardis Hall besucht hatte. Damals hatte er Schmetterlinge gejagt, und nachdem er mit Ada einen langen Nachmittag durch die Gegend gestreift war, hatte sie auf die Fels Spitze gezeigt, die sich fast senkrecht aus einer Wiese voller Dornengestrüpp jenseits des Waldes erhob. »Der Hungerstein«, hatte sie gesagt, und aus ihrer Teenagerstimme hatte fast so etwas wie Besitzerstolz gesprochen.

»Weshalb heißt er so?«, hatte er gefragt.

Die junge Ada hatte die Achseln gezuckt.

»Wollen wir raufklettern?« Wenn er sie dort hinaufbekäme, hatte er sich gedacht, würde es ihm vielleicht gelingen, sie auf dem grasbewachsenen Gipfel zu verführen.

Ada hatte gelacht. »Niemand kann den Hungerstein ersteigen.«

Nun sah Daeman im letzten Licht der Abenddämmerung und dem ersten hellen Ringlicht, was sie getan hatten. Der Gipfel war nicht grasbewachsen, sondern eine kahle, felsige Fläche mit einem Durchmesser von rund dreißig Metern, hin und wieder unterbrochen von einem Felsbrocken, und auf dieser Fläche drängten sich primitive Planen und ein halbes Dutzend Lagerfeuer. Dunkle Gestalten kauerten an den Feuern, weitere waren ringsum am Rand des Granit-Monolithen postiert... Wachposten, kein Zweifel.

Das Feld unter dem Hungerstein schien sich im Halbdunkel zu bewegen. Es bewegte sich *tatsächlich*. Voynixe wogten dort hin und her und stiegen über Hunderte zerborstener Kadaver ihrer Artgenossen hinweg.

»Wie viele von uns haben es hierher geschafft?«, fragte Daeman, während Greogi im Bogen zur Landung ansetzte.

»Rund fünfzig«, sagte der Pilot. Sein Gesicht war rußverschmiert und sah im Lichtschein der virtuellen Kontrollen unendlich müde aus.

Fünfzig von über vierhundert, dachte Daeman benommen. Ihm wurde klar, dass er durch den Verlust seiner Finger einen körperlichen Schock erlitten hatte, und nach den Eindrücken von Ardis ging nun auch sein Bewusstsein in eine Art Schockzustand über. Die Taubheit und Gleichgültigkeit waren nicht unangenehm.

»Ada?«, sagte er zögernd.

»Sie lebt«, antwortete Greogi. »Aber sie ist seit fast vierundzwanzig Stunden bewusstlos. Das Herrenhaus stand in Flammen, aber sie wollte nicht fliehen, bevor nicht jeder, der weggebracht werden konnte, ausgeflogen worden war... und selbst dann wäre sie wahrscheinlich nicht mitgekommen, wenn das brennende Dach nicht eingestürzt wäre und ein Dachbalken sie bewusstlos geschlagen hätte. Wir wissen nicht, ob ihr Baby noch... lebensfähig ist oder nicht.«

»Petyr?«, sagte Daeman. »Reman?« Er versuchte, darüber nachzudenken, wer sie nun anführen würde, da Harman fort, Ada verletzt und so viele umgekommen waren.

»Tot.« Greogi brachte das Sonie in der Luft zum Stehen und ließ es dann zu der dunklen Masse des Granitgipfels hinabsinken. Es setzte holpernd auf. An einem der Lagerfeuer erhoben sich dunkle Gestalten und kamen auf sie zu.

»Weshalb seid ihr noch hier?« Daeman hielt Greogi an der Hemdbrust fest, während die anderen von dem gelandeten Sonie stiegen. »Weshalb seid ihr noch hier, obwohl die Voynixe dort unten sind?«

Greogi machte sich ohne große Mühe los. »Wir haben versucht, zum Faxknoten zu kommen, aber die Voynixe waren über uns, bevor wir jemanden reinbringen konnten. Wir haben dort vier Mann verloren, ehe uns die Flucht gelungen ist. Und wir können sonst nirgends hinfliegen... Ada und ein Dutzend andere sind schwer verletzt, und wir könnten sie niemals alle rechtzeitig vom Hungerfelsen wegschaffen, bevor diese verfluchten Bestien die Steilwand heraufkommen. Wir brauchen hier jeden Mann, nur um die Voynixe abzuwehren... Wenn wir anfangen, immer ein paar auszufliegen, werden die Zurückbleibenden überrannt. Wir haben wahrscheinlich nicht mal genug Flechette-Munition, um noch eine Nacht durchzuhalten.«

Daeman blickte sich um. Die Lagerfeuer waren niedrig und kümmerlich – nur brennendes Moos oder Flechten und ein paar Zweige, weiter nichts. Das Hellste auf dem dunklen Stein war das Setebos-Ei, das immer noch milchig in seinem Rucksack leuchtete.

»So weit ist es also gekommen?« Es klang, als spräche er mit sich selbst.

»Tja, sieht so aus.« Greogi rutschte vom Sonie herunter und taumelte leicht. Der Mann war offenkundig schon weit über den Zustand der Erschöpfung hinaus. »Jetzt ist es vollständig dunkel. Die Voynixe werden jeden Moment die Felswände heraufkommen.«

3. TEIL



Harman fiel mit Ariel durch Dunkelheit. Der Sturz schien unglaublich lange zu dauern.

Sie landeten nicht mit einem tödlichen Aufprall am Fuß der Golden Gate bei Machu Picchu, sondern setzten sanft auf einem Dschungelboden auf, der mit einer jahrhundertealten Schicht aus Blättern und Humus bedeckt war.

Eine benommene Sekunde lang konnte Harman nicht glauben, dass er nicht tot war, aber dann rappelte er sich taumelnd auf, versuchte, die kleine Ariel-Gestalt beiseite zu stoßen – sie war jedoch bereits außer Reichweite getänzelt –, und stand dann da und blinzelte in die Dunkelheit.

Dunkelheit. Auf der Golden Gate war es Tag gewesen. Er war... woanders. Wo immer dieses Woanders sein mochte, außer auf der dunklen Seite des Planeten, Harman wusste, dass er sich in einem tiefen Dschungel befand. Die Nacht roch nach Fülle und Fäulnis, die dicke, feuchte Luft klebte wie eine nasse Decke an seiner Haut, Harmans Hemd war sofort durchnässt und hing schlaff an ihm, und überall um sich herum hörte er in der scheinbar undurchdringlichen Nacht das Summen von Insekten und das Rascheln von Farnwedeln, Palmen, Unterholz und kleinen und großen Geschöpfen. Harman wartete darauf, dass seine Augen sich anpassten, die erhobenen Hände in der Hoffnung zu Fäusten geballt, dass Ariel wieder in seine Reichweite kommen würde. Er reckte den Hals und sah eine Spur Sternenlicht in winzigen Lücken im Laub sehr, sehr hoch über ihm.

Kurz darauf konnte er in etwa drei Meter Entfernung Ariels blasse, beinahe geisterhafte, geschlechtslose Gestalt ausmachen. Sie leuchtete schwach.

»Bring mich zurück«, knurrte Harman.

»Zurück wohin?«

»Zur Brücke. Oder nach Ardis. Jetzt *gleich*.«

»Das kann ich nicht.« Die geschlechtslose Stimme war aufreizend und unverschämt.

»Und ob«, knurrte Harman. »Na los. Wie auch immer du mich hierher gebracht hast, mach es ungeschehen. Bring mich zurück. *Sofort*.«

»Und wenn nicht?«, fragte die leuchtende Gestalt in der Dunkelheit des Dschungels. Ariels Stimme klang ein wenig belustigt.

»Dann bringe ich dich um«, sagte Harman rundheraus. Ihm wurde klar, dass er es ernst meinte. Er würde diesen grün-weißen Hänfling erdrosseln, würde ihn so lange würgen, bis alles Leben aus ihm gewichen war, und auf die Leiche spucken. *Und dann hockst du ganz allein irgendwo in einem unbekannten Dschungel*, warnte ihn der letzte vernünftige Rest seines Verstands. Harman ignorierte ihn.

»Oje«, sagte Ariel in gespielter Entsetzen, »zu Tode wird er mich zwicken.«

Harman sprang, mit ausgestreckten Armen. Die kleine Gestalt – nicht viel mehr als einen Meter zwanzig groß – packte ihn mitten im Sprung und warf ihn zehn Meter weit durch zerreißende Farnwedel und Ranken in den Dschungel.

Harman brauchte ein oder zwei Minuten, um wieder zu Atem zu kommen, und eine weitere Minute, um sich auf die Knie hochzurappeln. Ihm wurde sofort klar, dass er sich das Kreuz gebrochen hätte, wenn Ariel das woanders mit ihm gemacht hätte – beispielsweise auf der Golden Gate bei Machu Picchu, wo sie gerade eben noch gewesen waren. Nun stand er wieder auf tiefem Humus, bemühte sich verzweifelt, die alles verhüllende Dunkelheit mit seinen Blicken zu durchdringen, und kämpfte sich durch Ranken und dichte Vegetation zu der kleinen Lichtung zurück, wo Ariel wartete.

Der Luftgeist war nicht mehr allein.

»Sieh nur«, sagte Ariel im munteren Plauderton, »da sind noch mehr von uns!«

Harman blieb stehen. Im Sternenlicht, das auf diese kleine Dschungellichtung fiel, konnte er jetzt besser sehen, und er machte große Augen.

Auf der Lichtung sowie unter den Bäumen und inmitten der Farnwedel und Ranken auf der anderen Seite waren mindestens fünfzig oder sechzig weitere Gestalten. Sie waren nicht menschlich, aber das waren die Voynixe, die *Calibani* und all die anderen zweibeinigen Wesen, die Harman in den neunundneunzig Jahren und neun Monaten seines Lebens zu Gesicht bekommen hatte, ebenso wenig. Diese humanoiden Gestalten sahen wie rasch hingeworfene Menschenskizzen aus – klein, nicht viel größer als Ariel, mit der gleichen durchsichtigen Haut und Organen, die in einer grünlichen Flüssigkeit schwebten. Doch während Ariel Lippen, Wangen, Nase und Augen eines jungen Mannes oder einer jungen Frau besaß, dazu körperliche Merkmale und Muskeln, die man mit dem men-

schlichen Körper verband, hatten diese kleinen, grünen Gestalten weder einen Mund noch menschliche Augen – sie erwiderten Harmans Blick im Sternenlicht aus schwarzen Punkten in ihren Gesichtern, die kleinen Kohlestückchen ähnelten –, und von ihren knochenlos wirkenden Rümpfen bis zu ihren dreifingrigen Händen schien ihnen jegliche Individualität zu fehlen.

»Ich glaube, du kennst die Meinen noch nicht«, sagte Ariel leise und deutete mit einer femininen Handbewegung auf die Schar der Gestalten im Dunkeln. »Werkzeuge dieser niederen Welt, wurden sie ausgespien, bevor deinesgleichen geboren wurde. Sie haben verschiedene Namen – Seiner Prosperität beliebt es, sie zu nennen, wie es ihm gerade gefällt –, aber sie sind mir nicht ganz unähnlich, Abkömmlinge des Chlorophylls und der winzigen Stäubchen, die in vornachmenschlichen Zeiten zu Messzwecken hier im Wald eingesetzt wurden. Sie sind die *Zeks* – allesamt Helfer, Arbeiter und Gefangene, und wer von uns wäre das alles nicht?«

Harman starrte die grünlichen Gestalten an. Sie erwiderten seinen Blick, ohne zu blinzeln.

»Ergreift ihn«, lispelte Ariel.

Vier *Zeks* traten vor – sie bewegten sich mit einer geschmeidigen Anmut, die Harman bei solchen Lebkuchengestalten nicht erwartet hätte –, und bevor er weglaufen oder sich wehren konnte, packten ihn zwei von ihnen mit dreifingrigen, eisernen Griffen. Der dritte *Zek* beugte sich nah zu ihm, ohne zu atmen, bis seine unausgeprägte Brust den Kittel über Harmans Brust berührte, und der vierte nahm Harmans Hand – so wie Ariel erst vor kurzem Hannahs Hand genommen hatte – und stieß sie durch die nachgiebige grüne Hautmembran der Brust des

dritten *Zeks*. Harman fühlte das weiche Herzorgan in seiner Hand – es kam zu ihm, fast wie ein Haustier –, und dann hallten die unausgesprochenen Worte durch sein Gehirn –

REIZE ARIEL NICHT
ER WIRD DICH
AUS EINER LAUNE HERAUS
TÖTEN.
KOMM MIT UNS
UND VERSUCHE NICHT
DICH ZU WIDERSETZEN.
ES IST ZU DEINEM BESTEN
UND DEM
DEINER ADA
JETZT
MIT UNS ZU KOMMEN.

»Woher weißt du von Ada?«, rief Harman laut.

KOMM MIT

Dies waren die letzten Worte, die durch Harmans pulsierende Hand in seinen schmerzenden Schädel übertragen wurden, dann wurde seine Hand mitsamt dem weichen Herzen des *Zeks* darin aus dessen Leib gerissen. Das Herz verschrumpelte und starb, dann kippte der *Zek* selbst hintenüber und fiel lautlos auf den Dschungelboden, wo er ebenfalls verschrumpelte, austrocknete und starb. Ariel und die anderen *Zeks* schenkten der Leiche des Kommunikators keinerlei Beachtung. Ariel drehte

sich um und führte sie auf einem kaum wahrnehmbaren Pfad in den dunklen Dschungel.

Die *Zeks* links und rechts von Harman hielten ihn immer noch an den Armen gepackt, aber mit einem viel lockereren Griff, und Harman versuchte nicht, sich zu wehren, sondern bemühte sich nur, mit der Kolonne der durch den Wald marschierenden Gestalten Schritt zu halten.

Während Harman durch den dunklen Dschungel stolperte, um nicht hinter den anderen zurückzubleiben, waren seine Gedanken noch schneller als seine Füße. Hin und wieder, wenn das Laubwerk über ihm zu dicht war, sah er gar nichts mehr – nicht einmal seine eigenen Beine –, sodass er sich wie ein Blinder von den *Zeks* führen ließ und sich aufs Nachdenken konzentrierte. Er wusste, wenn er Ada und Ardis Hall jemals wiedersehen wollte, würde er in den kommenden Stunden noch erheblich klüger sein müssen als in den vielen letzten Monaten.

Erste Frage: Wo war er? Auf der Golden Gate bei Machu Picchu war es noch ein stürmischer Vormittag gewesen, doch hier in diesem Dschungel schien es späte Nacht zu sein. Er versuchte, sich die geografischen Kenntnisse ins Gedächtnis zu rufen, die er sich selbst angeeignet hatte, aber die Karten und Erdkugeln verschwammen in seinem Bewusstsein – Wörter wie Asien und Europa bedeuteten so gut wie nichts. Doch die Dunkelheit hier deutete darauf hin, dass Ariel ihn nicht nur in einen Dschungel auf demselben südlichen Kontinent entführt hatte, auf dem sich auch die Brücke befand. *Zu Fuß* kam er also nicht nach Machu Picchu, zu Hannah, Petyr und dem Sonie zurück.

Das führte zur zweiten Frage: Wie hatte Ariel ihn hierher gebracht? In den grünen Kugeln der Golden Gate hatte er keinen Faxknoten-Pavillon gesehen. Falls es einen gegeben hätte – falls Savi jemals von einer Fax-Verbindung zur Brücke gesprochen hätte –, wäre er bestimmt nicht mit dem Sonie dorthin geflogen, um Waffen und Munition zu holen und Odysseus in die Genesungskrippe zu stecken. Nein... Ariel hatte ihn auf andere Weise durch den Raum an diesen dunklen, nach Fäulnis riechenden, schwülen, von Insekten wimmelnden Ort befördert.

Da er keine zehn Schritte hinter dem Biosphären-Avatar – so hatte Prospero Ariel jedenfalls einmal genannt – durch die Dunkelheit geschleppt wurde, gelangte Harman zu dem Schluss, dass er ihm diese Fragen einfach stellen konnte. Schlimmstenfalls würde der blasse Luftgeist – sein/ihr Körper leuchtete sichtbar im Sternenlicht, während sie hin und wieder eine kleine Lichtung im Dschungel überquerten – sie eben einfach nicht beantworten.

Ariel beantwortete beide Fragen, die zweite zuerst.

»Deine Gesellschaft ist mir nur noch wenige Stunden vergönnt«, sagte die kleine Gestalt. »Dann muss ich dich bei meinem Herrn abliefern, nicht lange, nachdem der Gockelhahn mit seinem Ruf anhebt – wenn es an diesem scheußlichen Ort einen Gockelhahn gäbe.«

»Ist Prospero dein Herr?«, fragte Harman.

Ariel antwortete nicht.

»Und wie lautet der Name dieses scheußlichen Ortes?«, fragte Harman.

Der Luftgeist lachte. Es klang wie das Klingeln kleiner Glöckchen, war aber kein übermäßig angenehmes Geräusch. »Man

sollte diesen Wald ›Ariels Kinderstube‹ nennen, denn hier bin ich vor zehnmal zweihundert Jahren entstanden – zum Bewusstsein erwacht aus einer Milliarde kleiner Sensor-Transponder, die die Altmenschen – solche wie du, Gast – Stäubchen nannten. Bäume sprachen mit ihren menschlichen Herren und miteinander, plauderten in dem moosigen alten Netz, das sich zu der im Entstehen begriffenen Noosphäre entwickelt hatte, schwatzten über Temperaturen, Nester und Brut der Vögel sowie osmotischen Druck in Pfund pro Quadratzoll und versuchten, die Fotosynthese zu quantifizieren, wie ein katarrhalischer Verkäufer seine Perlen und Armreifen zählt und für Schätze hält. Die *Zeks* – meine geliebten Werkzeuge der Tat, von denen mir dieser monströse Magus, mein Herr und Meister, zu viele für den verlustreichen Dienst auf der roten Welt gestohlen hat – erwachten auf ähnliche Weise, ja, aber nicht hier, verehrter Gast, nicht hier, nein.«

Harman verstand so gut wie nichts von alledem, aber Ariel redete – plapperte – weiter, und er wusste, wenn es ihm gelang, das Gespräch mit dem Geschöpf aufrechtzuerhalten, würde er früher oder später etwas Wichtiges erfahren.

»Prospero, dein Herr, hat dich ›Avatar der Biosphäre‹ genannt, als ich vor neun Monaten auf seiner Orbitalinsel mit ihm gesprochen habe«, sagte Harman.

»Ja«, Ariel lachte erneut, »und ich nenne Prospero, den du meinen Herrn nennst, Hans Arsch.« Ariel schaute sich zu ihm um. Sein kleines, grünlich-weißes Gesicht leuchtete wie eine phosphoreszierende tropische Pflanze, während sie sich in einen stockfinsternen Abschnitt des Pfades unter dem Laubdickicht stürzten. »Harman, Gemahl von Ada, Freund von Norman, in meinen Augen bist du ein Sündenmann, ein Mann,

dessen Schicksal Gewicht hat, zumindest in dieser niedren Welt, weniger wegen dem, was darin ist, als wegen ihres faden Zustands. Von allen Menschen taugst du am wenigsten zum Leben – geschweige denn dazu, wie eine von Bruder Calibans gut durchgebratenen Mahlzeiten deine vollen fünf Zwanziger zu erleben –, da die Zeit und ihr Auf und Ab dich toll gemacht haben. Und selbst deine Art von Mut lässt Menschen sich er-säufen und erhängen.«

Harman verstand nichts von alledem, und obwohl er noch viele weitere Fragen stellte, antwortete oder sprach Ariel nicht mehr, bis rund drei Stunden und viele Kilometer später die Morgendämmerung anbrach.

Eine Stunde, nachdem Harman sich am Ende seiner Kräfte glaubte, durfte er eine Pause machen und sich an einen riesigen Felsbrocken lehnen, um wieder zu Atem zu kommen. Als es heller wurde, erkannte er, dass es kein Felsbrocken war.

Der Felsbrocken war in Wirklichkeit eine Mauer, und die Mauer gehörte zu einem großen Bauwerk, das sich nach oben hin mit zurückgesetzten Geschossen verjüngte. Nach allem, was er sich bisher ersigt hatte, vermutete er, dass es sich um einen Tempel handelte. Dann erkannte Harman, was seine Hände berührten und was seine Augen sahen.

Jeder Zentimeter des großen Tempels war mit steinernen Reliefs verziert. Einige der Bilder waren groß – etwa eine Armeslänge breit –, aber die meisten waren so klein, dass er sie mit dem Handteller bedecken konnte.

In den Reliefs – jedes von ihnen trat deutlicher hervor, als das Licht des tropischen Sonnenaufgangs durch das Dschungeldach

über ihm strömte – liebten sich Männer und Frauen, oder besser, sie hatten Sex miteinander, und zwar in allen erdenklichen Konstellationen: Männer und mehr als eine Frau, Männer und Männer, Frauen und Frauen, Frauen und Männer und Pferde, wie es schien, Männer und Elefanten, Frauen und Stiere, Frauen und Frauen und Affen und Männer und Männer und Männer...

Harman konnte den Blick nicht davon abwenden. In seinen neunundneunzig Lebensjahren hatte er noch nie etwas dergleichen gesehen. Auf einer Ebene der Reliefs, genau in Augenhöhe, sah er einen Mann, der den Kopf zwischen den Beinen einer Frau hatte, während ein anderer Mann, der breitbeinig über dem ersten stand, seinen erigierten Penis dem offenen Mund der sich windenden Frau darbot und eine zweite Frau, die eine Art künstlichen Penis trug, von hinten in die erste Frau eindrang; zugleich streckte die erste Frau, die den beiden Männern und der Frau hinter ihr zu Diensten war, den Arm nach einem Tier aus, das Harman aus dem Turin-Drama als Pferd erkannte, und masturbierte den erregten Hengst. Ihre andere freie Hand massierte die Genitalien eines Mannes, der neben dem Pferd stand.

Harman trat von der Tempelmauer zurück und schaute zu dem von Ranken überzogenen steinernen Bauwerk hinauf. Es gab Tausende – vielleicht Zehntausende – von Variationen dieses Themas. Sie zeigten Harman Aspekte des Geschlechtsverkehrs, die er sich nie vorgestellt hatte, die er sich nie hätte vorstellen *können*. Allein schon einige der Elefantenbilder... die menschlichen Figuren waren stilisiert: ovale Gesichter und Brüste, mandelförmige Augen, zu einem erfreuten und dekadenten Lächeln verzogene Münder.

»Wo sind wir hier?«, fragte er.

Ariel sang im Falsett:

*»Halb sichtbar nur im Dunkel droben
Gestalten, in wilder Liebeslust verwoben
Welch seltsam Werk! Was war der Schöpfer Sinn,
Die längst schon Staub sind und dahin?«*

Harman versuchte es erneut. *»Wo sind wir hier?«*

Diesmal bekam er von Ariel ausnahmsweise eine schlichte Antwort. *»In Khajuraho.«* Das Wort sagte Harman nichts.

Der Biosphären-Geist machte eine Handbewegung, zwei der kleinen, grünen, weitgehend durchsichtigen *Zeks* berührten Harman am Arm, und die Prozession entfernte sich auf einem kaum sichtbaren Dschungelpfad von dem Tempel. Als Harman zurückschaute, erhaschte er einen letzten Blick von dem steinernen Bauwerk – *den Bauwerken*, wie er nun erkannte, es gab hier mehr als nur einen Tempel, und alle waren mit erotischen Friesen verziert –, und ihm fiel erneut auf, dass der Dschungel die Bauten fast schon zurückerobert hatte. Die sich paarenden Gestalten waren von Ranken umschlossen, zum Teil vom Gras verdeckt und eng eingeschnürt von Wurzeln und grünen Schlingpflanzen.

Dann verschwand der Ort namens Khajuraho im grünen Pflanzenmeer, und Harman konzentrierte sich darauf, hinter Ariel herzustapfen.

Während das Sonnenlicht den wild wuchernden, dichten Dschungel um sie herum erhellte – Zehntausende Schattierungen von Grün, von denen Harman sich die meisten bisher noch nicht einmal vorgestellt hatte –, konnte er nur daran denken,

wie er nach Ardis und zu Ada zurückkommen sollte, oder zumindest zur Brücke, bevor Petyr mit dem Sonie abflog. Er wollte keine drei Tage warten, bis Petyr zurückkam, um Hannah und den genesenen Noman/Odysseus abzuholen – falls diese Krippe wirklich instande war, einem Leben und Gesundheit zurückzugeben.

»Ariel?«, sagte er plötzlich zu der kleinen Gestalt, die vor ihm an der Spitze der *Zeck*kolonne zu schweben schien.

»Ja, bitte?« Der androgyne Charakter der ansonsten angenehmen Stimme verwirrte Harman.

»Wie hast du mich von der Golden Gate in diesen Dschungel gebracht?«

»Hab ich meinen Geisterdienst nicht sanft genug verrichtet, Mensch?«

»Doch«, sagte Harman, der befürchtete, dass die bleiche Gestalt sich in weiterem unsinnigem Geplapper ergehen würde. »Aber *wie* hast du es gemacht?«

»Wie reist ihr von einem Ort zum andern, wenn ihr nicht in eurer Sonie-Untertasse auf dem Bauch liegt?«

»Wir faxen«, sagte Harman. »Aber auf der Golden Gate war kein Faxpavillon... kein Faxknoten.«

Ariel schwebte höher empor, streifte Äste und Zweige und ließ einen Schauer von Tropfen auf die *Zeks* und Harman herabregnen. »Ist dein Freund Daeman vor zehn Monaten zu einem Faxpavillon gegangen, nachdem ihn der Allosaurier gefressen hatte?«

Harman blieb abrupt stehen. Die *Zeks*, die ihn immer noch an den Armen hielten, blieben ebenfalls stehen; sie zogen ihn noch nicht weiter.

Natürlich, dachte Harman. Er hatte es sein Leben lang direkt vor Augen gehabt, hatte es gesehen – aber er war blind gewesen. Wenn jemand an einem seiner normalen vier Zwanziger zu den Ringen hinauffaxte, ging er zum nächsten Faxpavillon. Wenn jemand irgendwohin faxen wollte, ging er zum nächsten Faxknoten-Pavillon. Aber wenn jemand verletzt war – oder getötet wurde, gefressen wie Daeman, bei einem unvorhersehbaren Unfall in Stücke gerissen –, faxten einen *die Ringe* nach oben.

Harman war dort gewesen, auf Prosperos Insel, wo nackte Körper in den Klinik-Tanks eintrafen, von der brodelnden Flüssigkeit und den blauen Würmern geheilt und dann wieder zurückgefaxt wurden. Harman und Daeman hatten das Faxen auf Prosperos Anweisungen hin selbst übernommen, hatten die Servitoren zerstört und die virtuellen Anzeigen und Bedienungselemente so eingestellt, dass sie möglichst viele der im Genesungsprozess befindlichen Körper nach Hause faxen konnten.

Menschen konnten gefaxt werden, ohne dass man zu einem Faxpavillon ging, ohne dass man von einem der etwas über dreihundert bekannten Faxknoten starten musste. Harman hatte es sein ganzes Leben lang vor Augen gehabt – fast hundert Jahre lang –, aber er hatte einfach nicht richtig *hingeschaut*. Der Gedanke, dass die Nachmenschen einen zu sich holten, wenn man vor dem Fünften Zwanziger verletzt oder getötet wurde, war zu tief verwurzelt. Faxknoten waren Wissenschaft; der Gang in die Klinik, um sich im Notfall heilen zu lassen, war so etwas wie Religion.

Aber in der Klinik auf Prosperos Insel hatte es Maschinen gegeben, die jeden von überall her faxen konnten, ohne Rückgriff auf Knoten und Pavillons.

Und Harman und Daeman hatten die Klinik und Prosperos Insel vernichtet.

Die *Zeks* zerrten sanft an Harmans Armen, damit er sich wieder in Bewegung setzte. Harman rührte sich jedoch noch nicht. Von der Intensität seiner Gedanken wurde ihm schwindlig; wenn die *Zeks* ihn nicht festgehalten hätten, wäre er vielleicht auf den Dschungelboden gefallen.

Prosperos Insel war vernichtet worden – er und alle anderen Altmenschen hatten gesehen, wie sich die Trümmer monatelang durch den Nachthimmel gebrannt hatten. Dennoch konnte Ariel noch immer faxen – eine Art Freifaxen, unabhängig von Knoten, Portalen und Pavillons. Etwas dort oben in den Ringen – oder auf der Erde selbst – fand den Luftgeist, kodierte und faxte ihn, und heute hatte es Harman zusammen mit ihm von der Brücke hierher gefaxt, wo immer »hier« und »Khajuraho« waren. Zumindest auf der anderen Seite der Erde.

Vielleicht würde Harman doch noch zu Ada heimfaxen können, wenn es ihm gelang, Ariel das Geheimnis dieses Freifaxens zu entlocken.

Die *Zeks* zogen erneut an ihm, sanft, aber beharrlich. Ariel schwebte weit vor ihnen auf einen Flecken hellen Sonnenlichts im Dschungel zu. Harman wollte die *Zeks* nicht in Schwierigkeiten bringen. Er wollte Ariel auch nicht aus den Augen verlieren – der Luftgeist war sein Fax-Ticket nach Hause.

Harman lief stolpernd los, um den Avatar der irdischen Biosphäre einzuholen.

Als sie auf die Lichtung hinaustraten, war die Sonne so hell, dass Harman blinzelte und sich die Hand vor die Augen hielt. So kam es, dass er etliche Sekunden lang nichts von dem Gebilde sah, das über ihm aufragte. Doch als er es schließlich erblickte, blieb er wie angewurzelt stehen.

Das Ding oder Konstrukt – es war kein Gebäude im eigentlichen Sinn – war gigantisch. Harman schätzte – und seine Größenschätzungen waren immer unheimlich gut gewesen –, dass es mindestens dreihundert Meter hoch war. Vielleicht noch etwas höher. Es besaß keine Hülle; das heißt, das gesamte Konstrukt war ein filigranes, offenes, gitterartiges Skelett aus dunklen Metallträgern, das sich schräg auf einer riesigen quadratischen Basis erhob. Die Eckpunkte waren durch halbkreisförmige Metallbogen in Höhe der Baumwipfel verbunden. Von dort aus verjüngte sich das Konstrukt in einer weitgespannten Innenkurve zu einem Turm, dessen dunkle, knubbelige Spitze sehr, sehr hoch oben war. Ein Ausdruck der in Metallarbeiten versierten Hannah kam ihm in den Sinn – *Schmiedeeisen*. Harman war sicher, dass das Tragwerk, die Bogen, Streben und offenen Gitterkonstruktionen, die er hier in der heißen Dschungelsonne anstarrte, aus irgendeiner Art von Eisen bestanden.

»Was ist das?«, hauchte er. Die *Zeks* hatten ihn losgelassen und waren in den Schatten des Dschungels zurückgetreten, als hätten sie Angst davor, sich der Basis des unglaublichen Turms noch weiter zu nähern. Harman stellte fest, dass auf der etliche Quadratkilometer großen Fläche am Fuß des Turms nichts wuchs außer einem niedrigen, makellosen Rasen. Es war, als hielte die Kraft des Konstrukts selbst den Dschungel in Schach.

»Das sind siebentausend Tonnen«, sagte Ariel mit einer viel maskulineren Stimme als bisher. »Zweieinhalb Millionen Nie-

ten. Es ist viertausenddreihundertelf Jahre alt – das Original jedenfalls. In Khan Ho Teps *Eiffelbahn* gibt es mehr als vierzehntausend davon.«

»Eiffelbahn...«, wiederholte Harman. »Ich verstehe nicht...«

»Komm«, bellte Ariel. Seine Stimme war jetzt kraftvoll und männlich, tief und bedrohlich; sie duldeten keinen Ungehorsam.

Am Fuß eines der Bogenbeine war so etwas wie ein schmiedeeiserner Käfig.

»Steig ein«, sagte Ariel.

»Ich muss wissen...«

»Steig ein, und du wirst alles erfahren, was du wissen musst«, fiel ihm der Biosphären-Avatar ins Wort. »Auch, wie du zu deiner heiß geliebten Ada zurückkommst. Wenn du hier bleibst, stirbst du.«

Harman betrat den Käfig. Ein Eisengitter glitt zu. Zahnräder klapperten, Metall kreischte, und der Käfig stieg langsam an der Krümmung empor, wobei er einer Reihe von Drahtseilen und Eisenschienen folgte.

»Kommst du nicht mit?«, rief Harman zu Ariel hinunter.

Der Luftgeist antwortete nicht. Harmans Fahrstuhl fuhr im Turm weiter aufwärts.

42

Der Turm schien drei Hauptebenen zu haben. Die erste und größte befand sich knapp oberhalb der Baumwipfel des

Dschungels. Harman ließ den Blick über einen massiven grünen Teppich schweifen. Der Fahrstuhl hielt nicht an.

Die zweite Ebene war so hoch oben, dass der Fahrstuhl beinahe senkrecht hinauffuhr, und Harman war in die Mitte des kleinen Käfigs getreten. Wenn er den Kopf in den Nacken legte und oben hinausschaute, konnte er eine Reihe von Drahtseilen sehen, die von der Spitze des Turms herabführten und weit im Osten und Westen verschwanden; in der Ferne hingen sie ein wenig durch. Auch auf der zweiten Ebene hielt der Fahrstuhl nicht an.

Die dritte und letzte Ebene befand sich mehr als dreihundert Meter über dem Boden, knapp unterhalb der kuppelförmigen Turmspitze mit ihrem Antennenstachel. Hier wurde der Fahrstuhl langsamer und hielt dann an – uralte Zahnräder knirschten und rutschten durch, der Fahrstuhlkorb sackte knapp zwei Meter ab, und Harman packte die schmiedeeisernen Stangen des Käfigs und bereitete sich auf den Tod vor.

Eine Bremse stoppte den Käfig. Die schmiedeeiserne Tür glitt beiseite. Auf wackligen Beinen überquerte Harman eine anderthalb bis zwei Meter lange Eisenbrücke mit verrotteten Holzplanken. Sie führte zu einer viel kunstvoller gearbeiteten Tür – polierte Mahagonitafeln waren in eine filigrane schmiedeeiserne Konstruktion eingesetzt –, die rasselnde Geräusche von sich gab und sich dann mit einem Zischen öffnete. Harman hielt nur eine Sekunde lang inne, bevor er den dunklen Innenraum betrat. Überall war es besser als auf dieser offenen kleinen Brücke mehr als dreihundert Meter hoch oben in dem Gitterwerk aus Trägern, das sich unter ihm in einem vertiginösen Eisenwirrwarr verlor.

Er befand sich in einem großen Raum. Als die Tür sich zischend und rasselnd hinter ihm schloss, merkte Harman, dass es hier drin erheblich kühler war als draußen in der Sonne. Er blieb ein paar Sekunden lang, wo er war, damit seine Augen sich an die relative Dunkelheit gewöhnen konnten.

Er stand auf einem kleinen, mit Teppichen ausgelegten und von Bücherwänden gesäumten Zwischengeschoß, das als Eingangsbereich diente und zu einem größeren Raum gehörte. Von dem Zwischengeschoß führte eine schmiedeeiserne Wendeltreppe zur Hauptebene des Raums hinunter und auch durch die Decke nach oben, vermutlich zu einer zweiten Etage.

Harman stieg hinab.

Eine solche Einrichtung hatte er noch nie gesehen – seltsam gestaltetes, geknöpftes Mobiliar, mit rotem Velours bezogen, vor einer Fensterwand auf der Südseite des Raums dicke Vorhänge, die ihre goldenen Fransen auf den kompliziert gemusterten rot-braunen Teppich hängen ließen. Die Nordwand zierte ein Kamin – Harman starrte auf das Gebilde aus schwarzem Eisen und grüner Keramik. Ein mindestens zweieinhalb Meter langer Tisch mit kunstvoll geschnitzten Beinen stand vor der gut viereinhalb Meter langen Fensterwand; zu den Ecken hin waren die Scheiben des Fensters so kompliziert wie die Seide eines Spinnennetzes. Außerdem gab es noch dick gepolsterte Sessel und Ottomanen, geschnittene Stühle aus glänzendem dunklem Holz mit Intarsien aus goldenem Metall und jede Menge Objekte aus einem Material, das Hannah einmal als »poliertes Messing« bezeichnet hatte.

Es gab beispielsweise den seltsamen Feuerwehrschauch eines Sprachrohrs mit einem glockenförmigen Trichter aus poliertem

Messing; es gab Hebel aus poliertem Messing, die in kirschrote Holzkästen an den Wänden eingesetzt waren; auf dem langen Holztisch standen etliche Messinginstrumente – einige mit Messingtasten und langsam kreisenden Zahnrädern, weiter unten auf dem Tisch ein Astrolabium mit drehbaren Messingscheiben innerhalb größerer Messingscheiben und eine Lampe aus poliertem Messing, die ein sanftes Licht abgab. Auf dem Tisch lagen Karten, die von kleinen Messinghalbkugeln gehalten wurden; weitere Karten standen aufgerollt in einem Messingkorb auf dem Fußboden.

Harman lief zu dem Korb und schaute sehnsüchtig auf die Karten. Er zog weitere heraus, rollte sie aus und legte Messinghalbkugeln darauf.

Solche Karten hatte er noch nie gesehen. Alles war mit einem Gitternetz unterlegt, aber innerhalb der Quadrate waren zehntausend krakelige parallele Linien – einige eng beieinander, wo die Karte braun oder grün war, andere in größerem Abstand, wo die Karte weiße Flächen aufwies. Es gab unregelmäßige blaue Kleckse, die Harman als Seen oder Meere interpretierte, und längere, gewundenere blaue Linien, wahrscheinlich Flüsse, neben denen seltsame Namen standen: Tungabhadra, Krishna, Godavari, Normada, Mahanadi und Ganga.

Um kleinere, aber trotzdem in viele Scheiben unterteilte Fenster an der Ost- und Westwand des Raums zogen sich weitere Regale mit Büchern, Jadestatuen sowie Objekten und Maschinen aus Messing.

Hermann lief zu einem Regal und nahm drei Bücher herunter. Von dem alten, aber dennoch festen Papier und den dicken Ledereinbänden stieg ihm der Geruch der Jahrhunderte in die Na-

se. Als er die Titel las, begann sein Herz schneller zu schlagen: *Die dritte Dynastie von Khan Ho Tep – A.D. 2601-2939, Schrifttum des Ramayana und Mahabharata, überarbeitet gemäß Ganesh dem Cyborg und Eiffelbahn-Wartung und KI-Interface*. Harman legte die rechte Hand auf das oberste Buch, schloss die Augen, um die Sigl-Funktion aufzurufen, und zögerte dann. Wenn er Zeit hatte, würde er diese Bücher lieber *lesen* – jedes Wort laut aussprechen und die Definitionen der Wörter aus dem Kontext erschließen. Es war langsam, mühsam und beschwerlich, aber das Lesen verschaffte ihm stets größeren Gewinn als das Sigln.

Er legte die drei Bücher ehrfürchtig auf die polierte, staubfreie Tischplatte und sprang die Wendeltreppe zum Obergeschoss hinauf.

Dies war ein Schlafzimmer; das Kopfteil des Bettes bestand aus polierten Messingstreben, die Bettdecke war aus leuchtend rotem Samt mit Fransen, die komplizierte, strudelnde Muster aufwiesen. Neben einer Stehlampe aus Messing stand ein weiterer Sessel – ein breiterer, bequem aussehender Sessel mit Blumenmustern, gegen den eine hohe, geknöpfte Leder-Ottomane geschoben war. Es gab auch einen kleineren Raum – ein Badezimmer mit einem seltsamen Toilettenbecken aus Porzellan unter einem Spülkasten aus Porzellan, von dem eine Kette mit Messinggriff herabhing, Buntglasfenstern in der Westwand, Messingelementen an den Armaturen auf dem Waschbecken, einer großen weißen Badewanne aus Porzellan mit Löwenfüßen und weiteren Messingarmaturen. Er kehrte ins Schlafzimmer zurück. Hier bestand die Südwand ebenfalls aus Fenstern – nein, aus Fenstertüren mit schmiedeeisernen Türgriffen.

Harman öffnete zwei der Türen und trat auf einen schmiedeeisernen Balkon hinaus, mehr als dreihundert Meter über dem Dschungel. Die Sonne und die Hitze trafen ihn wie eine heiße Faust. Er blinzelte, traute sich jedoch nicht zu, auf dem Eisen stehen zu bleiben – unter sich sah er das Gitterwerk des Turms, aber schon ein leichter Stoß genügte, und er würde ins Leere stürzen, dreihundert Meter tief.

Ohne den Türgriff loszulassen, beugte er sich so weit vor, dass er auf dem drei Meter breiten Balkon einen Tisch und ein paar Eisenstühle sehen konnte, auf denen rote Kissen festgebunden waren. Er schaute nach oben und sah die eiserne Wölbung über dem zweistöckigen Raum. Direkt unter der Katzengoldkuppel der Turmspitze hing ein riesiges Schwungrad aus Metall. Drahtseile, dicker als sein Unterarm und sein Oberschenkel, verliefen nach Osten und Westen. Als er mit zusammengekniffenen Augen nach Osten spähte, sah er dort den senkrechten Strich eines weiteren dunklen Turms. Wie weit mochte er entfernt sein? Mindestens sechzig Kilometer, aus dieser Höhe gesehen. Er schaute nach Westen, wo das runde Dutzend Drahtseile verschwand, erblickte dort jedoch nur die blauschwarzen Wolken eines Gewitters am Horizont.

Harman trat ins Schlafzimmer zurück und schloss sorgfältig die Türen. Dann stieg er wieder die Treppe hinunter. Mit dem Ärmel seines Kittels wischte er sich den Schweiß von Stirn und Hals. Es war so angenehm kühl hier drin, dass er keinerlei Drang verspürte, schon wieder zum Dschungel hinunterzufahren.

»Hallo, Harman«, sagte eine vertraute Stimme aus dem Halbdunkel in der Nähe des Tisches und der dunklen Vorhänge.

Prospero war von weitaus festerer Gestalt, als Harman ihn von ihrer mehrere Monate zurückliegenden Begegnung auf dem Orbitalen Steinbrocken hoch oben im Ä-Ring in Erinnerung hatte. Die runzlige Haut des Magiers war nicht mehr leicht transparent wie bei seinem Hologramm. Sein über und über mit goldenen Planeten, grauen Kometen und brennenden rotseidenen Sternen besticktes Gewand aus blauer Seide und Wolle hing jetzt in schweren Falten herab und schleifte auf dem türkischen Teppich hinter ihm her. Harman sah die langen silberweißen Haare, die hinter den spitzen Ohren des alten Mannes in Wellen herabfielen, und er bemerkte die Altersflecken auf seiner Stirn und seinen Händen wie auch die leichte, klauenartige Gelbfärbung seiner Fingernägel. Ihm fiel auf, wie massiv der mit Schnitzereien verzierte, verschlungene Stock wirkte, den der alte Zauberer in der rechten Hand hielt, und dass Prosperos blaue Pantoffeln mit einigem Gewicht über den Holzboden und den dicken Teppich zu schlurfen schienen.

»Schick mich nach Hause«, verlangte Harman, während er auf den alten Mann zutrat. »*Sofort.*«

»Geduld, Geduld, Mensch namens Harman, Freund von Norman«, sagte der Magier und bleckte seine vergilbten Zähne in einem leisen Lächeln.

»Zum *Teufel* mit deiner Geduld«, sagte Harman. Er hatte bis zu diesem Moment keine Ahnung gehabt, wie wütend er darüber war, dass Ariel ihn von der Brücke entführt hatte und dass man ihn von Ardis und Ada und seinem ungeborenen Kind fern hielt, fast mit Sicherheit auf Anweisung dieser schlurfenden, blau gewandeten Gestalt. Er trat noch einen Schritt näher

an den alten Mann heran, packte ihn an seinem wallenden Ärmel...

Und wurde ein paar Meter weit quer durch den Raum zurückgeschleudert, bis er schließlich vom Teppich auf den polierten Boden rutschte und auf dem Rücken liegen blieb. Er zwinkerte Netzhaut-Nachbilder orangefarbener Kreise weg.

»Ich dulde keine Berührung«, sagte Prospero leise. »Zwing mich nicht, dich mit diesem Altmännerstock Mores zu lehren.« Er hob kaum merklich seinen Zauberstab.

Harman rappelte sich auf ein Knie hoch. »Schick mich zurück. Bitte. Ich kann Ada nicht allein lassen. Nicht jetzt.«

»Diesen Weg hast du doch bereits aus freien Stücken eingeschlagen, oder nicht? Niemand hat dich gezwungen, Noman nach Machu Picchu zu bringen, und es hat dich auch niemand daran gehindert.«

»Was willst du, Prospero?« Harman stand auf, versuchte erfolglos, die letzten orangenroten Kreise in seinem Blickfeld wegzuzwinkern, und setzte sich auf den nächsten Holzstuhl. »Und wie hast du die Zerstörung des orbitalen Asteroiden überlebt? Ich dachte, dein Hologramm wäre dort gefangen gewesen, zusammen mit Caliban.«

»Oh, das war es auch«, sagte Prospero, während er auf und ab marschierte. »Insgesamt gesehen vielleicht nur ein kleiner Teil von mir, aber ein sehr wichtiger kleiner Teil. Du hast mich zur Erde zurückgebracht.«

»Ich...«, begann Harman. »Das Sonie? Hast du dein Hologramm irgendwie in den Speicher des Sonies geladen?«

»So ist es.«

Harman schüttelte den Kopf. »Du hättest dieses Sonie doch jederzeit zur Orbitalinsel heraufholen können.«

»Das stimmt nicht«, sagte der Magier. »Es war Savis Maschine, und orbitale Hausbesuche macht sie nur für menschliche Passagiere. Ich besitze also nicht die erforderliche Berechtigung... nicht ganz.«

»Wie ist Caliban dann entkommen?«, fragte Harman. »Ich weiß, dass er nicht mit Daeman, Hannah und mir im Sonie war.«

Prospero zuckte die Achseln. »Calibans Abenteuer sind jetzt ganz allein Calibans Angelegenheit. Der elende Schuft dient mir nicht mehr.«

»Er dient wieder Setebos«, sagte Harman.

»Ja.«

»Aber Caliban *hat* überlebt und ist nach Jahrhunderten wieder zur Erde zurückgekehrt.«

»Ja.«

Harman seufzte und rieb sich das Gesicht. Er war auf einmal sehr müde und sehr durstig.

»Der Holzkasten unter dem Zwischengeschoss ist eine Art Kühlschrank«, sagte Prospero. »Darin findest du etwas zu essen... und Flaschen mit sauberem Wasser.«

Harman setzte sich kerzengerade auf. »Liest du meine Gedanken, Zauberer?«

»Nein. Ich lese in deinem Gesicht. Keine Landkarte ist so aufschlussreich wie das menschliche Gesicht. Geh schon – hol dir etwas zu trinken. Ich werde hier am Fenster Platz nehmen und

warten, bis du dich erfrischt hast und als mein Gesprächspartner zurückkommst.«

Harman spürte, wie zittrig seine Arme und Beine waren, als er zu dem großen Holzkasten mit dem Messinggriff hinüberging und dann eine Weile in die Kälte starrte, auf all die Wasserflaschen und die Stapel in Klarsichtfolie verpackter Nahrungsmittel. Er trank einen tiefen Schluck.

Als er zu Prospero zurückkehrte, der mitten auf dem rotbraunen Teppich am Tisch saß, das Sonnenlicht im Rücken, sagte er: »Weshalb hast du mich von Ariel hierher bringen lassen?«

»Um der Genauigkeit die Ehre zu geben: Ich habe meinem Biosphären-Geist befohlen, dich in den Dschungel in der Nähe von Khajuraho zu bringen, weil das Faxen im Umkreis von zwanzig Kilometern um die *Eiffelbahn* nicht erlaubt ist.«

»*Eiffelbahn*?«, wiederholte Harman. Er trank noch einen Schluck aus der eiskalten Wasserflasche. »Nennt ihr diesen Turm so, du und Ariel?«

»Nein, nein, mein lieber Harman. So nennen wir – oder vielmehr, so nennt Khan Ho Tep, um genau zu sein, jener Herr, der die *Eiffelbahn* vor einigen Jahrtausenden erbaut hat – dieses System. Dies ist nur einer von... ähm, lass mich überlegen... vierzehntausendachthundert solchen Türmen.«

»Weshalb so viele?«, fragte Harman.

»Weil es dem Khan so gefiel. Außerdem braucht man so viele Eiffeltürme, um die Kabel von der chinesischen Ostküste bis zum atlantischen Bruch an der spanischen Küste zu verbinden, wenn man an all die Haupt- und Nebenstrecken, die Abzweigungen und so weiter denkt.«

Harman hatte keine Ahnung, wovon der alte Mann sprach.
»Die *Eiffelbahn* ist eine Art Transportsystem?«

»Für dich eine Gelegenheit, zur Abwechslung einmal stilvoll zu reisen«, sagte Prospero. »Oder für *uns*, sollte ich sagen, denn ich werde dich einen kleinen Teil des Weges begleiten.«

»Ich reise mit dir nirgendwohin, bevor du mir nicht...«, begann Harman. Dann brach er ab, ließ die Wasserflasche zu Boden fallen und umklammerte mit beiden Händen den schweren Tisch.

Die gesamte zweistöckige Plattform an der Turmspitze in über dreihundert Meter Höhe hatte sich ruckartig bewegt. Er hörte das Knirschen und Reißen von Metall, ein schreckliches Kreischen, dann kippte die gesamte Konstruktion, machte eine weitere ruckartige Bewegung und kippte noch weiter.

»Der Turm fällt um!«, schrie Harman. Er sah, wie der ferne grüne Horizont draußen vor den vielen Glasscheiben in ihren kunstvollen eisernen Rahmen sich neigte, wackelte und sich dann noch etwas weiter neigte.

»Keineswegs«, sagte Prospero.

Der zweistöckige Wohnkomplex fiel – er rutschte einfach aus dem Turm heraus, schabte mit einem kreischenden, reißenden Geräusch über trockenes Metall, als würden ihn gigantische Metallhände ins Leere stoßen.

Harman sprang auf und beschloss, zur Tür auf dem Zwischengeschoss zu laufen, fiel dann jedoch auf Hände und Knie, als der zweistöckige Komplex sich vollständig von dem Turm löste, mindestens fünf Meter in die Tiefe stürzte und dann heftig ruckte, bevor er nach Westen zu gleiten begann.

Mit klopfendem Herzen blieb Harman auf den Knien liegen, während der riesige Wohnkomplex gefährlich auf seiner Längsachse hin und her schaukelte und sich dann stabilisierte. Das Kreischen über ihnen wurde zu einem phonstarken Summen. Harman stand auf, fand sein Gleichgewicht, taumelte zum Tisch und schaute zum Fenster hinaus.

Zu ihrer Linken wich der Turm zurück; dort, wo diese zweistöckige Wohnung gewesen war, in über dreihundert Meter Höhe, zeigte sich jetzt ein Fleck offenen Himmels. Harman sah die Drahtseile über ihnen und stellte fest, dass das Summen mit einer Art Schwungrad in dem Gehäuse über ihnen zusammenhing. Die *Eiffelbahn* war so etwas wie eine Seilbahn-Anlage, und dieses große, eiserne, hausartige Konstrukt war die Gondel. Im Osten hatte er zuvor einen weiteren Turm gesehen, der jenem gleich, den sie soeben verlassen hatten. Und die Gondel fuhr rasch nach Westen.

Er drehte sich zu Prospero um und trat einen Schritt auf ihn zu, blieb jedoch stehen, bevor er in Reichweite von dessen solidem Stock gelangte. »Du musst mich zu Ada zurückkehren lassen«, sagte er. Obwohl er sich bemühte, seiner Stimme einen festen Klang zu verleihen, hörte er sein abscheuliches flehendes Gewinsel. »Die Voynixe sind überall um Ardis Hall herum. Sie ist dort in Gefahr, und ich kann sie nicht allein lassen. Bitte, Prospero. Bitte.«

»Es ist zu spät für dich, dort einzugreifen, Harman, Freund von Noman«, sagte Prospero mit seiner kehligen Altmännerstimme. »Was in Ardis Hall geschehen ist, ist geschehen. Doch lassen wir nun unsere Kümmernisse beiseite und beschweren wir uns nicht mit dem Gedanken an das, was war. Denn wir haben soeben eine neue Reise begonnen, eine Reise, die große

Veränderungen bringen wird, Freund von Noman – und einer von uns wird bald ein klügerer, tiefgründigerer, reiferer Mensch sein, während unsere Feinde – nämlich jenes Böse, das ich aus Sycorax' Lenden entspringen ließ und dann bei mir aufnahm – Meerwasser trinken und gezwungen sein werden, die verdorrten Wurzeln des Scheiterns und die Spelzen der Verachtung zu fressen.«

43

Auf dem Olymp und um ihn herum zog ein Sturm auf. Ein planetarer Staubsturm hatte den Mars mit einem roten Schleier verhüllt, und die heulenden Winde wirbelten um die *Ägis*, das nach wie vor aktivierte Kraftfeld, das der abwesende Zeus um das Heim der Götter gelegt hatte. Elektrostatische Partikel regten den Schild derartig an, dass Tag und Nacht Blitze den Gipfel des Olymps umzuckten und Donner im Infraschallbereich rumpelte. Im oberen Bereich des Berges wurde das Sonnenlicht gestreut und verwandelte sich in ein trübes, blutiges Dämmerlicht, durchsetzt von flackernden Blitzen, unterlegt vom allgegenwärtigen Brausen des Windes und Grollen des Donners.

Achilles, der noch immer seine geliebte, aber tote Amazonenkönigin Penthesilea trug, war ins Heim seines Gefangenen, Hephaistos, quantenteleportiert, des Feuergottes, obersten Handwerkers aller Götter und Gemahls von Aglaia, auch Charis genannt – die »Herrlichkeit der Kunst«, eine der liebreizendsten Chariten. Manche behaupteten, der große Handwerker hätte auch seine Gattin gebaut.

Hephaistos war nicht direkt in sein Heim quantenteleportiert, sondern vor dessen Tür. Für den flüchtigen Blick ähnelte die Fassade der Bleibe des verkrüppelten Feuergottes der anderer Behausungen der Unsterblichen – weißer Stein, weiße Säulen, weißer Portikus –, aber dies war nur der Eingang; in Wahrheit hatte Hephaistos sein Haus und seine umfangreichen Werkstätten in den steilen Südhang des Olymps hineingebaut, fern vom Caldera-See und der Ansammlung so vieler riesiger Tempelhäuser der Götter. Er lebte in einer Höhle.

Es war allerdings eine ziemlich eindrucksvolle Höhle, wie Achilles sah, als ihn der humpelnde Hephaistos hineinführte und hinter ihnen mehrere Eisentüren verriegelte.

Die Höhle war ins massive schwarze Gestein des Olymps gegraben worden, und dieser eine Raum erstreckte sich mehrere hundert Meter weit ins Halbdunkel. Überall waren Tische, geheimnisvolle Vorrichtungen, Vergrößerungsgläser, Werkzeuge und Maschinen in verschiedenen Stadien der Entstehung und Zerlegung. Tief in der Höhle brauste eine offene Feuerstelle, und flüssiger Stahl brodelte wie orangerote Lava. Näher beim Eingang zeigten diverse Schemel, Sofas, niedrige Tische, ein Bett und Kohlepfannen an, wo sich Hephaistos' eigentlicher Wohnraum befand; er war in die Wand der riesigen Werkstatt gehauen. Dort standen, saßen und schlenderten mehrere goldene Frauen herum – Hephaistos' berückigte *Gehilfinnen* –, Maschinenfrauen mit Nieten, menschlichen Augen, Metallbrüsten und Vaginas aus weichem synthetischem Fleisch, aber auch mit den gestohlenen Seelen von Menschen, wie man sich erzählte.

»Du kannst sie hierher legen«, sagte der Zwerggott und deutete auf eine mit allem möglichen Zeug übersäte Arbeitsfläche,

die er mit einer schwungvollen Bewegung seines haarigen Unterarms freiräumte.

Achilles ließ den Zwerggott los und legte seine in ein Leintuch gehüllte Last mit größter Sanftheit und Ehrfurcht nieder.

Penthesileas Gesicht war zu sehen, und Hephaistos schaute sie eine Weile an. »Sie war wirklich schön. Und ich sehe Athenes Handschrift in der Konservierung der Leiche. Ihr Tod liegt offensichtlich schon mehrere Tage zurück, und es gibt keinerlei Anzeichen von Verwesung und auch nicht die geringste Verfärbung. Die Wangen der Amazone sind noch immer gerötet. Hast du etwas dagegen, wenn ich das Leintuch herunterrolle, um einen kurzen Blick auf ihre Brüste zu werfen?«

»Wenn du sie oder das Leichentuch anrührst«, warnte ihn Achilles, »bringe ich dich um.«

Hephaistos hob die offenen Hände. »Schon gut, schon gut. Ich war bloß neugierig.« Er klatschte in die Hände. »Essen wir etwas«, sagte er. »Dann überlegen wir uns, wie wir deine Freundin wieder lebendig machen.«

Die goldenen Gehilfinnen brachten Tablett mit warmen Speisen und großen Bechern Wein zu dem runden Tisch in der Mitte von Hephaistos' Sofakreis. Der fußschnelle Achilles und der behaarte Hephaistos langten beide kräftig zu. Sie aßen schweigend, außer wenn sie mehr zu essen verlangten oder sich den gemeinsamen Weinkrug reichen ließen.

Die Gehilfinnen brachten dampfende gebratene Leber, mit Lammdarm umwickelt, als Vorspeise – eines von Achilles' Lieblingsgerichten. Sie trugen ein ganzes geröstetes Spanferkel herein, das mit dem Fleisch vieler kleiner Vögel, Weintrauben, Kastanien, Eidottern und diversem gewürztem Fleisch gefüllt

war. Sie tischten ihnen Schalen mit Schweinefleisch auf, geschmort mit brodelnden Äpfeln und Birnen, und verwöhnten sie mit Delikatessen wie der gebratenen Gebärmutter einer Sau und Oliven mit Kichererbsenbrei. Als Hauptgericht servierten sie riesige Fische mit knusprig gebratener, blättriger brauner Haut.

»In Zeus' eigenem Caldera-See auf dem Olymp gefangen«, sagte Hephaistos mit vollem Mund.

Zum Dessert und um den Gaumen zwischen den Gängen zu reinigen, gab es ein Sortiment von Früchten, Süßigkeiten und Nüssen. Die goldenen Metallfrauen stellten ihnen Schalen mit Feigen, Mandelhaufen und dicken Datteln hin, dazu flache Teller mit den köstlichen Honigkuchen, die Achilles erst ein einziges Mal gegessen hatte, bei einem Besuch in der kleinen Stadt Athen. Zum Schluss kam jenes Dessert, das Agamemnon, Priamos und andere Könige der Könige am meisten liebten: Käsekuchen.

Nach dem Essen wischten die Robotergehilfinnen den Tisch und den Fußboden sauber und brachten weitere Fässer und zweihenkelige Weinbecher herbei – mindestens zehn Sorten Wein. Hephaistos ließ es sich nicht nehmen, das Wasser mit dem Wein zu mischen und ihm den großen Becher zu reichen.

Der Zwerggott und der Halbgott tranken zwei Stunden lang, aber keiner von ihnen geriet in jenes Stadium, das bei Achilles' Männern *Paroinia* oder Rausch hieß.

Die beiden Männer redeten nicht viel, aber die nackten, goldenen Gehilfinnen feierten für sie – sie bildeten eine Schlange und tanzten in jener sinnlichen Conga-Reihe um den Tisch, die Ästheten wie Odysseus *Komos* nannten.

Der Mensch und der Gott gingen nacheinander auf die Höhlentoilette, und als sie wieder Wein tranken, sagte Achilles: »Ist es schon Nacht? Ist es nicht an der Zeit, dass du mich in die Halle des Heilers bringst?«

»Glaubst du wirklich, dass die Genesungstanks des Olymps deine Amazonenmätresse wieder zum Leben erwecken werden, Sohn der nassbrüstigen Thetis? Diese Tanks und Würmer sind dazu gedacht, Unsterbliche zu heilen, aber kein menschliches Weibsstück – so schön es auch sein mag.«

Achilles war zu betrunken und zu verzweifelt, um beleidigt zu sein. »Die Göttin Athene hat mir erklärt, die Tanks würden Penthesilea neues Leben schenken, und Athene lügt nicht.«

»Athene lügt, wenn sie den Mund aufmacht«, schnaubte Hephaistos. Er hob den großen zweihenkeligen Becher und trank einen tiefen Schluck. »Und noch vor ein paar Tagen hast du am Fuß des Olymps gewartet, Steine auf Zeus' undurchdringliche Ägis geworfen und Athene lauthals aufgefordert, herunterzukommen und sich zum Kampf zu stellen, damit du sie ebenso unfehlbar töten konntest, wie du dieser Amazone einen Speer durch die hübsche Brust gestoßen hast. Was hat sich geändert, o edler Männertöter?«

Achilles sah den Feuergott finster an. »Der trojanische Krieg war... kompliziert, Krüppel.«

»Darauf trinke ich«, lachte Hephaistos und hob erneut den großen Becher.

Als sie bereit waren, zur Halle des Heilers zu qten – Achilles hatte wieder seine komplette Rüstung angelegt, sein Schwert am Schleifrad des Feuergottes geschärft und seinen Schild po-

liert –, ging der Sohn des Peleus zu der Arbeitsfläche, um Penthesileas Leichnam zu schultern.

»Nein, lass sie liegen«, sagte Hephaistos.

»Was soll das heißen?«, knurrte Achilles. »Schließlich begeben wir uns ihretwegen in die Halle des Heilers. Ich kann sie nicht hier lassen.«

»Wir wissen nicht, welche Götter oder Wachposten heute Nacht dort sein werden«, erwiderte der Handwerker. »Kann sein, dass du dich durch eine ganze Phalanx kämpfen musst. Willst du das mit der Leiche einer Amazone auf der Schulter tun? Oder hattest du vor, ihren schönen Körper als Schild zu benutzen?«

Achilles zögerte.

»Hier gibt es nichts, was ihrem Körper Schaden zufügen könnte«, beruhigte ihn Hephaistos. »Früher einmal hatte ich Ratten, Fledermäuse und Kakerlaken, aber dann habe ich mechanische Katzen, Falken und Gottesanbeterinnen gebaut, um die Höhle von ihnen zu befreien.«

»Trotzdem...«

»Wenn die Halle des Heilers leer ist, brauchen wir drei Sekunden, um hierher zurückzuqten und ihren Leichnam zu holen. Bis dahin werden die Goldmädchen auf sie aufpassen«, sagte der Handwerker-Gott. Er schnippte mit seinen Wurstfingern, und sechs der metallenen Gehilfinnen nahmen um den Körper der Amazone herum Aufstellung. »Bist du so weit?«

»Ja.«

Achilles packte Hephaistos' zernarbten Oberarm, und die beiden Männer verschwanden abrupt.

Die Halle des Heilers war leer. Kein Unsterblicher hielt darin Wache. Noch überraschender war – selbst für Hephaistos –, dass die vielen Glaszylinder leer waren. In dieser Nacht wurden hier keine Götter geheilt und wieder zum Leben erweckt. In dem riesigen Raum, der nur von heruntergebrannten Feuern in ein paar Kohlebecken und dem violetten Licht der brodelnden Tanks erhellt wurde, bewegte sich nichts außer dem schlurfenden Hephaistos und dem fußschnellen Achilles, der seinen Schild hochhielt.

Dann kam der Heiler aus dem Schatten der brodelnden Bottiche hervor.

Achilles hob seinen Schild höher.

Athene hatte über Penthesileas Leichnam hinweg zu ihm gesagt: »Töte den Heiler – ein riesiges, monströses Tausendfüßlerwesen mit zu vielen Armen und Augen. Zerstöre alles in der Halle des Heilers.« Aber Achilles hatte die Bezeichnung »Tausendfüßler« für eine Beleidigung und nicht für eine exakte Beschreibung gehalten.

Dieses Wesen besaß den segmentierten Körper eines Tausendfüßlers, aber es ragte zehn Meter hoch auf, sein segmentierter Leib schwankte, und die um ihn herumlaufenden Ringe schwarzer Augen im obersten Segment hefteten sich auf Achilles und Hephaistos. Der Heiler hatte Fühler, segmentierte Arme – zu viele – und spindeldürre Hände mit spinnenartigen Fingern an den Enden eines halben Dutzends seiner oberen Arme. Um ein Körpersegment am oberen Ende trug er eine Weste mit vielen, prall mit Werkzeug gefüllten Taschen, dazu Riemen,

Bänder und schwarze Gürtel mit weiterem Werkzeug an anderen Segmenten des schwankenden Rumpfes.

»Heiler«, rief Hephaistos, »wo sind all die anderen?«

Der riesige Tausendfüßler schwankte hin und her, wedelte mit den Armen und bombardierte sie mit einer Salve unartikulierter Laute aus unsichtbaren Mündern.

»Hast du das verstanden?«, wandte sich Hephaistos an Achilles.

»Was verstanden? Es klang, als er würde ein kleiner Junge mit einem Stock am Brustkorb eines Skeletts entlangstreichen.«

»Es ist alles gutes Griechisch«, sagte Hephaistos. »Man muss es nur im Kopf verlangsamen. Hör genauer hin.« Der Zwerggott rief dem Heiler zu: »Mein sterblicher Freund hat dich nicht verstanden. Könntest du das wiederholen, o Heiler?«

**»ZeusUnserHerrUndGottHatBefohlenDassKeinSterbliche-
rOhneSeinenAusdrücklichenBefehlInEinenDerRegenerati-
ons-
tanksGelegtWerdenDarf.ZeusUnserGottHerrUndMeister-
IstNirgendsZuFinden.UndDaDerHeilerAufDemOlympNur-
SeinemBefehlGehorchtKannIchKeinenSterblichenAufneh-
menBisZeusZuSeinemThronAufDemOlympZurückkehrt.«**

»Hast du *jetzt* verstanden?«, fragte der Handwerker.

»So ungefähr. Dieses Ding gehorcht nur Zeus und erlaubt nicht, dass Penthesilea ohne Zeus' ausdrücklichen Befehl in einen der Bottiche gelegt wird?«

»Genau.«

»Ich kann diesen großen Käfer töten«, sagte Achilles.

»Vielleicht«, meinte Hephaistos. »Obwohl man munkelt, dass der Heiler noch unsterblicher ist als wir Neugötter. Aber wenn du ihn tötest, wird Penthesilea nie wieder zum Leben erweckt. Nur der Heiler weiß, wie man die Maschinen bedient, nur er kann den blauen und grünen Würmern, die zum Heilungsprozess gehören, die erforderlichen Anweisungen erteilen.«

»Du bist der Handwerker«, sagte Achilles und klopfte mit seinem Schwert auf den Rand seines goldenen Schildes. »Du musst doch wissen, wie man diese Maschinen bedient.«

»Einen Dreck weiß ich«, knurrte Hephaistos. »Das ist keine simple Technologie, wie wir sie benutzt haben, als wir noch bloße Nachmenschen waren. Ich könnte nie herausfinden, wie die Quantenmaschinen des Heilers funktionieren... und wenn doch, könnte ich die blauen Würmer nicht an die Arbeit schicken. Ich glaube, sie reagieren nur auf Telepathie und hören ausschließlich auf den Heiler.«

»Dieser Käfer hat gesagt, *auf dem Olymp* gehorche er nur Zeus«, sagte Achilles, der gefährlich nahe daran war, die Beherrschung zu verlieren und den Gott des Feuers, den riesigen Tausendfüßler und jeden anderen Gott zu töten, der auf dem Olymp noch übrig war. »Wer kann ihm sonst noch Befehle erteilen?«

»Kronos«, sagte Hephaistos mit einem provozierenden Lächeln. »Aber Kronos und die anderen Titanen sind für alle Zeiten in den Tartaros verbannt worden. In diesem Universum ist Zeus der Einzige, der dem Heiler sagen kann, was er tun soll.«

»Und wo ist Zeus?«

»Das weiß niemand«, knurrte Hephaistos, »aber in seiner Abwesenheit ringen die Götter miteinander um die Macht. Die

Kämpfe haben sich jetzt weitgehend auf die Erde Iliums verlagert, wo die Götter noch immer ihre Trojaner oder ihre Griechen unterstützen, und der Olymp ist so gut wie leer und friedlich – deshalb habe ich mich auf die Hänge des verdammten Vulkans hinausgewagt, um die Schäden an meiner Rolltreppe zu untersuchen.«

»Weshalb hat Athene mir wohl dieses Götter tötende Messer gegeben und mir befohlen, den Heiler zu töten, nachdem er Penthesilea wieder zum Leben erweckt hat?«, fragte Achilles.

Hephaistos machte große Augen. »Sie hat dir befohlen, den Heiler zu töten?« Die Stimme des bärtigen Zwerggottes war leise und verwirrt. »Ich habe keine Ahnung, weshalb sie das getan hat. Sie hat irgendeinen Plan, aber er muss verrückt sein. Wenn der Heiler tot ist, sind die Bottiche hier nutzlos... Dann wäre unsere ganze Unsterblichkeit ein Witz. Wir könnten sehr lange leben, aber wir würden leiden, Pelide. Ohne die Nano-Verjüngung würden wir schrecklich leiden.«

Achilles marschierte auf den Heiler zu, zog seinen berühmten Schild eng an sich heran, bis seine Augen durch die Schlitze des glänzenden Kriegshelms blitzten, und holte mit seinem Schwert aus. »Ich werde dieses Ding schon dazu bringen, die Bottiche für Penthesilea zu aktivieren.«

Hephaistos lief ihm nach und packte ihn am Arm. »Nein, mein sterblicher Freund. Glaub mir, der Heiler fürchtet den Tod nicht, und er wird sich nicht umstimmen lassen. Er gehorcht nur Zeus. Ohne den verdammten Heiler werden die blauen Würmer ihr Werk nicht verrichten. Ohne die verdammten blauen Würmer sind die Bottiche nutzlos. Und ohne die ver-

dammten Bottiche wird deine Amazonenkönigin bis in alle Ewigkeit tot bleiben, verdammt noch mal.«

Achilles schüttelte die Hand des Handwerkers zornig ab. »Dieser... Käfer *muss* Penthesilea in einen Heilbottich legen.« Noch während er das sagte, erinnerte sich Achilles wieder an Athenes Befehl, den Heiler zu töten. *Was führt diese Hündin von einer Göttin im Schilde? Auf welche Weise benutzt sie mich? Welche Ziele verfolgt sie damit? Sie ist nicht verrückt, und sie hat garantiert nicht die Absicht, das einzige Geschöpf zu töten, das ihr die Unsterblichkeit bewahren kann.*

»Der Heiler hat keine Angst vor dir, Pelide. Du kannst ihn töten, aber das bedeutet nur, dass du deine Königin nie wieder lebendig sehen wirst.«

Achilles entfernte sich von dem Zwerggott, schob sich an dem riesigen Heiler vorbei und schmetterte seinen schönen Schild – mit all den gehämmerten konzentrischen Kreisen von Symbolen – heftig gegen den durchsichtigen Kunststoff eines riesigen Regenerationstanks. Das Geräusch hallte im Halbdunkel der Halle wider.

Er drehte sich zu Hephaistos um. »Na schön. Dieser Käfer gehorcht Zeus. Wo ist Zeus?«

Der Gott des Feuers begann zu lachen, verstummte jedoch wieder, als er Achilles' Augen durch die Helmschlitze lodern sah. »Ist das dein Ernst? Du willst dir den Gott des Donners, den Vater aller Götter gefügig machen?«

»Wo ist Zeus?«

»Das weiß niemand«, wiederholte Hephaistos. Der verkrüppelte Gott ging zu den großen Türen, wobei er sein kürzeres Bein hinter sich herzog. Draußen zuckten Blitze auf, als der

Staubsturm das Kraftfeld *Ägis* an tausend Stellen Funken sprühen ließ. Die Säulen schnitten schwarze Schatten ins silberweiße Licht, das in die Halle des Heilers strömte. »Zeus ist seit über zwei Wochen fort«, rief der Feuergott über die Schulter hinweg. Er zupfte an seinem verfilzten Bart. »Die meisten von uns haben den Verdacht, dass Hera dahintersteckt. Vielleicht hat sie ihren Gatten in die Höllengrube des Tartaros geworfen, zu seinen verschwundenen Eltern, seinem Vater Kronos und seiner Mutter Rhea.«

»Kannst du ihn finden?« Achilles wandte dem Heiler den Rücken zu und steckte sein Schwert in die Schlaufe an seinem breiten Gürtel. Er schwang seinen schweren Schild auf den Rücken. »Kannst du mich zu ihm bringen?«

Hephaistos starrte ihn nur mit großen Augen an. »Du würdest in den Tartaros hinabsteigen, um den Gott der Götter zu zwingen, sich deinem sterblichen Willen zu fügen? Es gibt nur eine Lebensform im Pantheon der ursprünglichen Götter außer Zeus, die wissen könnte, wo er ist. Diese schreckliche Macht ist auch der einzige andere Unsterbliche hier auf dem Mars, der uns in den Tartaros schicken könnte. Würdest du wirklich in den Tartaros gehen, wenn es sein müsste?«

»Ich würde durch die Zähne des Todes und zurück gehen, um meine Amazone wieder zum Leben zu erwecken«, sagte Achilles leise.

»Du würdest feststellen, dass der Tartaros tausendmal schlimmer ist als der Tod und das schattige Haus des Hades, Pelide.«

»Bring mich zu diesem Unsterblichen, von dem du sprichst«, befahl Achilles. Die Augen hinter den Schlitzen seines Helms waren nicht ganz normal.

Der bärtige Handwerker stand eine Weile zusammengekrümmt da, ein wenig schnaufend, mit blicklosen Augen. Er zupfte noch immer geistesabwesend an seinem verfilzten Bart. Dann sagte er: »So sei es«, zog sein schlimmes Bein schneller, als es möglich schien, über den polierten Marmor, und schloss seine riesigen Hände um Achilles' Unterarm.

44

Harman hatte nicht die Absicht gehabt zu schlafen. So erschöpft er war, er hatte eigentlich nur etwas essen und trinken wollen. Darum hatte er sich ein ausgezeichnetes Eintopfgericht aufgewärmt und es an dem Tisch am Fenster gegessen, während Prospero schweigend in dem dick gepolsterten Sessel saß. Der Zauberer las in einem großen, abgenutzten, in Leder gebundenen Buch.

Als Harman sich wieder zu Prospero umdrehte, um das Gespräch mit ihm weiterzuführen und mit noch größerem Nachdruck darauf zu drängen, dass man ihn nach Ardis zurückbrachte, war der alte Mann samt seinem Buch fort. Harman war noch eine Weile am Tisch sitzen geblieben, ohne den Dschungel, der dreihundert Meter unter der knarrenden, hausgroßen Seilbahngondel vorbeizog, wirklich wahrzunehmen. Dann schleppte er sich die eiserne Wendeltreppe hinauf – nur, um noch einmal einen Blick ins Obergeschoss zu werfen, wie er

sich einredete –, blieb eine Minute vor dem großen Bett stehen, starrte es an und sank dann mit dem Gesicht voran darauf nieder.

Als er aufwachte, war es Nacht. Mond- und Ringlicht fielen durch die Scheiben in das seltsame Schlafzimmer und bemalten Samt und Messing mit so hellem Licht, dass es wie weiße Farbstreifen aussah. Harman öffnete die Türen und trat auf den Schlafzimmersbalkon hinaus.

Mehr als dreihundert Meter über dem Dschungelboden war die Luft kühl, und die Bewegung der Gondel erzeugte eine beständige Brise, aber die Feuchtigkeit, die Wärme und die organischen Gerüche all des grünen Lebens dort unten trafen ihn dennoch. Das Blätterdach des Dschungels war weitgehend geschlossen, weißgetüncht vom Licht der Ringe und des Dreiviertelmondes, und hin und wieder wehten seltsame Geräusche herauf, die trotz des stetig summenden Schwungrads oben und des knarrenden langen Drahtseils zu hören waren. Harman brauchte eine Weile, um sich anhand des Ä-Rings und des P-Rings zu orientieren.

Er war sicher, dass die Gondel nach Westen gefahren war, als sie den ersten Turm vor Stunden verlassen hatten – er hatte mindestens zehn Stunden geschlafen –, aber jetzt bestand kein Zweifel daran, dass die Seilbahn nach Nordnordosten schaukelte. Über dem Horizont im Südwesten, dort, woher er gekommen sein musste, sah er gerade noch die vom Mondlicht beschienene Spitze eines der *Eiffelbahn*-Türme, und im Nordosten, keine dreißig Kilometer entfernt, kam ein anderer näher. Während er geschlafen hatte, musste die Gondel, mit der er unterwegs war, irgendwo an einem Verbindungsturm die Richtung geändert haben. Harman hatte all seine Geografiekenntnisse

aus eigener Kraft erworben – er hatte sie Büchern entnommen, nachdem er sich selbst das Lesen beigebracht hatte, und er war ziemlich sicher, dass er bis in die letzten Monate hinein der *einzig*e Altmensch auf der Erde gewesen war, der auch nur den Hauch einer Ahnung von Geografie gehabt und ansatzweise gewusst hatte, dass die Erde eine Kugel war –, aber diesem pfeilförmigen Subkontinent südlich der ehemals Asien genannten Landmasse hatte er nie viel Aufmerksamkeit geschenkt. Dennoch musste man kein Kartograf sein, um zu erkennen, dass er in die falsche Richtung fuhr, wenn Prospero die Wahrheit gesagt hatte – wenn sein Ziel die europäische Küste war, wo am vierzigsten Breitengrad der atlantische Bruch begann.

Es spielte keine Rolle. Harman hatte nicht die Absicht, die erforderlichen Wochen oder Monate, die es dauern würde, diese ganze Strecke zurückzulegen, in diesem seltsamen Gefährt zu bleiben. Ada brauchte ihn *jetzt*.

Er marschierte auf dem Balkon hin und her und hielt sich dabei ab und zu am Geländer fest, wenn das Gondel-Haus leicht schaukelte. Nach der dritten Kehrtwende fiel ihm eine Leiter aus Eisensprossen ins Auge, die draußen vor dem Geländer an der Seite des Konstrukts nach oben führte. Harman beugte sich hinaus, packte eine Sprosse und zog sich auf die Leiter. Zwischen ihm und dem Erdboden waren jetzt nur noch dreihundert Meter Luft und das Dschungeldach.

Die Leiter führte aufs Dach der Gondel. Harman stieg hinauf und hielt sich einen Moment lang nur mit den Beinen fest, bevor er mit der Hand Halt fand und sich aufs flache Dach hinaufzog.

Er stand vorsichtig auf, die Arme ausgebreitet, um das Gleichgewicht zu wahren, während die Gondel sich schaukelnd an den allmählichen Aufstieg zu den blinkenden Lichtern des *Eiffelbahn*-Turms machte, der nun nur noch ungefähr fünfzehn Kilometer vor ihnen war. Am Horizont jenseits des Turms war eine Bergkette in Sicht gekommen, deren schneebedeckte Gipfel im Licht des Mondes und der Ringe beinahe strahlend leuchteten.

Berauscht von der Nacht und der Fahrgeschwindigkeit, fiel Harman etwas auf. Einen knappen Meter von der Vorderkante der Gondel entfernt war ein schwaches Schimmern; der Mond, die Ringe und die Szenerie unten wirkten dort ein wenig verschwommen. Er ging zum Rand und streckte die Hand so weit wie möglich aus.

Es war ein Kraftfeld, nicht sehr stark – seine Finger durchdrangen es wie eine widerstandsfähige, aber durchlässige Membran, und Harman musste an den Eingang zur Klinik auf Prosperos Orbitalinsel denken –, aber stark genug, um den Wind von der stumpfen, aerodynamisch ungünstig geformten Seite des Gondel-Hauses abzulenken. Mit den Fingern, die sich außerhalb des Kraftfelds befanden, spürte er die wahre Kraft des Windes; sie reichte aus, um seine Hand umzubiegen. Dieses Ding bewegte sich schneller, als er geglaubt hatte.

Nachdem er etwa eine halbe Stunde lang auf dem Dach gestanden, dem Summen der Drahtseile gelauscht, die Anfahrt zum nächsten *Eiffelbahn*-Turm beobachtet und über Strategien gebrütet hatte, wie er zu Ada zurückkam, stieg Harman Hand über Hand die Sprossenleiter hinunter, sprang auf den Balkon und ging wieder ins Haus.

Prospero wartete im Erdgeschoss auf ihn. Der Magier saß im selben Sessel wie zuvor, die Beine unter dem Gewand auf der Ottomane, das große Buch offen in seinem Schoß, den Stock neben seiner rechten Hand.

»Was willst du von mir?«, fragte Harman.

Prospero blickte auf. »Wie ich sehe, mein junger Freund, sind deine Manieren ebenso ungeformt wie die Gestalt unseres gemeinsamen Freundes Caliban.«

»Was willst du von mir?«, wiederholte Harman. Seine Hände ballten sich zu Fäusten.

»Es ist an der Zeit für euch, in den Krieg zu ziehen, Harman von Ardis.«

»In den Krieg?«

»Ja. Ihr werdet bald kämpfen müssen – du und deinesgleichen, deine Sippe, deine Gattung.«

»Wovon redest du? In den Krieg gegen wen?«

»Gegen *was* wäre vielleicht eine bessere Formulierung«, sagte Prospero.

»Sprichst du von den Voynixen? Gegen die kämpfen wir bereits. Ich habe Noman-Odysseus vor allem deshalb zur Brücke bei Machu Picchu gebracht, um mehr Waffen zu holen.«

»Nicht von den Voynixen, nein«, sagte Prospero. »Auch nicht von den *Calibani*, obwohl all diese Sklavenwesen mit der Aufgabe betraut worden sind, deinesgleichen zu töten, und der Moment nun gekommen ist, wo sie ihren Plan ausführen werden. Ich spreche vom Feind.«

»Setebos?«

»O ja.« Prospero ließ seine vom Alter gezeichnete Hand auf die große Buchseite sinken, legte ein langes Blatt als Lesezeichen ein, schloss das Buch sanft, stand auf und stützte sich auf seinen Stab. »Setebos, der Vielarmige-wie-ein-Tintenfisch, ist nun endlich hier, auf eurer und meiner Welt.«

»Das weiß ich. Daeman hat das Wesen in Paris-Krater gesehen. Setebos hat den dortigen Faxknoten in einen Blau eis-Kokon eingewoben, ebenso wie ein Dutzend andere, darunter auch Chom und...«

»Und weißt du auch, weshalb der Vielarmige jetzt zur Erde gekommen ist?«, unterbrach ihn Prospero.

»Nein«, sagte Harman.

»Um zu fressen«, sagte Prospero leise. »Um zu fressen.«

»Uns?« Harman spürte, wie die Gondel abbremste und dann rumpelnd zum Stehen kam. Einen Moment lang umgab sie der nächste *Eiffelbahn*-Turm. Das zweistöckige Gondel-Gebilde fügte sich in das Turmgeschoss in über dreihundert Meter Höhe ein, so wie beim ersten Turm. Er merkte, wie die Gondel sich drehte, hörte Zahnräder knirschen und klappern, und sie glitten in einer anderen Richtung aus dem Turm; jetzt ging es eher nach Osten als nach Norden. »Ist Setebos hier, um uns zu fressen?«, fragte er erneut.

Prospero lächelte. »Nicht im eigentlichen Sinn. Nicht direkt.«

»Was zum Teufel soll das heißen?«

»Es heißt, mein junger Mensch namens Harman, dass Setebos ein Ghul ist. Unser vielarmiger Freund ernährt sich von dem, was von Furcht und Schmerz übrig bleibt, von der dunklen Energie plötzlichen Schreckens und den nahrhaften Rückständen ebenso plötzlichen Sterbens. Diese Erinnerung an den

Schrecken liegt im Erdreich eurer Welt – im Erdreich jeder Welt kriegerischer, empfindungsfähiger Geschöpfe – wie Kohle oder Erdöl. Die gesamte wilde Energie einer untergegangenen Zeit schläft dort in der Tiefe.«

»Ich verstehe nicht.«

»Es bedeutet, dass Setebos, der Weltenverschlinger, dieser Gourmet dunkler Geschichte, einige eurer Faxknoten in blauer Stasis stillgelegt hat, ja – um seine Eier zu legen, seine Saat über eure Welt zu verbreiten und diesen Orten die Wärme auszusaugen, wie ein Sukkubus den Atem aus einer schlafenden Seele saugt –, aber es sind eure Erinnerungen und eure Geschichte, an denen er sich mästen wird wie eine vielarmige Zecke.«

»Ich verstehe immer noch nicht«, sagte Harman.

»Seine Nester sind jetzt in Paris-Krater, Chom und diesen anderen provinziellen Orten, wo ihr Menschen Partys feiert, schläft und euer nutzloses Leben vergeudet«, sagte Prospero, »aber fressen wird er in Waterloo, HoTepsa, Stalingrad, Kursk, Hiroshima, Saigon, Ruanda, Kapstadt, Montreal, Gettysburg, Riad, Kambodscha, Khanstaq, Chancellorsville, Okinawa, Tarawa, My Lai, Bergen Belsen, Auschwitz, bei Ground Zero und an der Somme – sagen dir diese Namen etwas, Harman?«

»Nein.«

Prospero seufzte. »Das ist unser Problem. So lange nicht wenigstens ein Bruchteil eurer menschlichen Gattung das Gattungsgedächtnis wiedergewinnt, könnt ihr nicht gegen Setebos kämpfen, könnt ihr Setebos nicht verstehen – könnt ihr euch selbst nicht verstehen.«

»Weshalb ist das dein Problem, Prospero?«

Der alte Mann seufzte erneut. »Wenn Setebos den menschlichen Schmerz und die Erinnerungen dieser Welt frisst – eine Energieressource, die ich *Umana* nenne –, wird diese Welt für jedes empfindungsfähige Wesen zwar physisch lebendig, aber spirituell tot sein... auch für mich.«

»*Spirituell* tot?«, wiederholte Harman. Er kannte das Wort von seiner Lektüre und seinem Sign – *Spiritus*, spirituell, Spiritualität –, verschwommene Vorstellungen, die etwas mit alten Geistermythen und mit Religion zu tun hatten –, es ergab nur keinen Sinn aus dem Mund dieses Hologramms eines Logosphären-Avatars, des allzu niedlichen Konstrukts eines Sets alter Softwareprogramme und Kommunikationsprotokolle.

»*Spirituell* tot«, wiederholte der Magier. »Seelisch, philosophisch, organisch tot. Auf der Quantenebene zeichnet eine lebendige Welt die Energien der meisten Empfindungen ihrer Bewohner auf, Harman von Ardis – Liebe, Hass, Furcht, Hoffnung. Wie Magnetitteilchen, die sich auf einen Nord- oder Südpol ausrichten. Die Pole können sich ändern, können wandern oder verschwinden, aber die Aufzeichnungen bleiben. Das daraus resultierende Energiefeld ist ebenso real – wenn auch schwieriger zu messen und zu lokalisieren – wie die Magnetosphäre, die ein Planet mit einem heißen, rotierenden Kern erzeugt, um seine lebendigen Bewohner mit diesem Kraftfeld vor den schlimmsten Realitäten des Weltraums zu schützen. So schützt die Erinnerung an Schmerz und Leid die Zukunft einer empfindungsfähigen Gattung. Ergibt *das* für dich einen Sinn?«

»Nein«, sagte Harman.

Prospero zuckte die Achseln. »Dann glaub es mir einfach. Wenn du Ada jemals lebend Wiedersehen willst, wirst du...

viel lernen müssen. Vielleicht zu viel. Doch wenn du es gelernt hast, wirst du zumindest imstande sein, dich am Kampf zu beteiligen. Mag sein, dass es keine Hoffnung gibt – für gewöhnlich gibt es keine, wenn Setebos anfängt, das Gedächtnis einer Welt zu verschlingen –, aber wir können wenigstens kämpfen.«

»Weshalb interessiert dich das?«, fragte Harman. »Was hast du davon, wenn Menschen überleben? Oder ihre Erinnerungen?«

Prospero lächelte dünn. »Wofür hältst du mich? Glaubst du, ich bin nur eine Funktion alter E-Mails, das Icon eines alten Internets mit Zauberstab und wallendem Gewand?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was du bist«, sagte Harman. »Ein Hologramm.«

Prospero trat einen Schritt auf ihn zu und verpasste ihm eine kräftige Ohrfeige.

Harman trat mit offenem Mund einen Schritt zurück. Er hob die Hand an seine brennende Wange und ballte sie zur Faust.

Prospero lächelte und hielt seinen Stock zwischen sie. »Komm ja nicht auf dumme Gedanken – außer du möchtest in zehn Minuten mit den schlimmsten Kopfschmerzen deines Lebens auf dem Fußboden erwachen.«

»Ich will nach Hause zu Ada«, sagte Harman langsam.

»Hast du versucht, sie mit deinen Funktionen zu finden?«, fragte der Magier.

Harman blinzelte. »Ja.«

»Und war auch nur eine deiner Funktionen hier in der Gondel oder zuvor im Dschungel aktiv?«

»Nein.«

»Und sie werden auch nicht aktiv sein, bevor er nicht die übrigen Funktionen beherrscht, über die du verfügst«, sagte der alte Mann, kehrte zu seinem Sessel zurück und ließ sich bedächtig darauf nieder.

»Die übrigen Funktionen...«, begann Harman. »Was meinst du damit?«

»Wie viele Funktionen beherrscht du?«, fragte Prospero.

»Fünf«, sagte Harman. Eine war seit Ewigkeiten allgemein bekannt – die Suchfunktion, zu der auch ein Chronometer gehörte –, aber Savi hatte ihnen drei weitere beigebracht. Dann hatte er selbst die fünfte entdeckt.

»Nenn sie mir.«

Harman seufzte. »Suchfunktion – Proxnet, Farnet, Allnet und Sigln – Lesen mittels der Handfläche.«

»Und beherrscht du die Allnet-Funktion, Harman von Ardis?«

»Nicht so richtig.« Es gab zu viele Informationen, zu viel *Bandbreite*, wie Savi gesagt hatte.

»Und glaubst du, dass die Altmenschen – die *echten* Altmenschen, eure unverfälschten, nicht modifizierten Vorfahren – fünf solche Funktionen besaßen, Harman von Ardis?«

»Ich... ich weiß es nicht.« Er hatte noch nie darüber nachgedacht.

»Sie besaßen sie nicht«, sagte Prospero rundheraus. »Du bist das Ergebnis von viertausend Jahren Genmanipulation und nanotechnischem Spleißen. Wie hast du die Sigl-Funktion entdeckt, Harman von Ardis?«

»Ich... habe einfach mit geistigen Bildern experimentiert, mit Dreiecken, Quadraten und Kreisen, bis eines funktioniert hat.«

»Ja, das hast du Ada und den anderen erzählt«, sagte Prospero, »aber es ist eine Lüge. Wie hast du *wirklich* sigln gelernt?«

»Ich habe den Code der Sigl-Funktion geträumt«, räumte Harman ein. Es war zu seltsam gewesen – zu *kostbar* –, als dass er es den anderen hätte erzählen können.

»Ariel hat dir mit diesem Traum geholfen.« Prospero bedachte ihn erneut mit seinem schmallippigen Lächeln. »Wir sind ungeduldig geworden. Möchtest du raten, wie viele Funktionen jeder von euch – jeder einzelne von euch ›Altmenschen‹ – in seinen Zellen, seinem Blut und seiner Gehirnmasse besitzt?«

»Mehr als fünf?«, fragte Harman.

»Einhundert«, sagte Prospero. »Genau einhundert.«

»Bring sie mir bei.« Harman trat einen Schritt auf den Zauberer zu.

Prospero schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht. Und ich möchte es auch nicht. Aber du musst sie trotzdem erlernen. Auf dieser Reise wirst du sie erlernen.«

»Wir fahren in die falsche Richtung«, erklärte Harman.

»Was?«

»Du hast gesagt, die *Eiffelbahn* brächte mich zur europäischen Küste, dorthin, wo der atlantische Bruch beginnt, aber wir fahren jetzt nach Osten, weg von Europa.«

»Beim übernächsten Turm biegen wir nach Norden ab«, erwiderte Prospero. »Wärst du gern schon am Ziel?«

»Ja.«

»Das ist ein Fehler«, sagte der Magier. »Alles, was es zu lernen gibt, wirst du auf dieser Reise lernen, nicht danach. *Du* wirst die größte aller großen Veränderungen durchlaufen. Und glaube mir, du willst nicht den kurzen Weg nehmen – über die alten pakistanischen Pässe in die Einöde namens Afghanistan, dann südwärts am Mittelmeerbecken entlang und durch die Sahara-Sümpfe.«

»Warum nicht?« Harman war mit Savi und Daeman ostwärts über den Atlantik und die Sahara-Sümpfe nach Jerusalem geflogen und dann mit einem Crawler ins trockene Mittelmeerbecken hineingefahren. Es war eine Region auf der Erde, die er kannte. Und er hätte gern nachgesehen, ob vom Tempelberg in Jerusalem noch immer der blaue Tachyonenstrahl emporstieg. Savi zufolge enthielt er sämtliche kodierte Informationen aller ihrer vor vierzehnhundert Jahren verschwundenen Zeitgenossen.

»Die *Calibani* sind frei«, sagte Prospero.

»Sie haben das Becken verlassen?«

»Die alten Beschränkungen sind aufgehoben. Die Mitte hält nicht mehr. Schiere Anarchie ergießt sich auf die Welt. Oder zumindest auf diesen Teil der Welt.«

»Wo fahren wir dann hin?«

»Geduld, Harman von Ardis. Geduld. Morgen überqueren wir eine Bergkette, die du, glaube ich, höchst aufschlussreich finden wirst. Dann geht es nach Asien hinein, wo du die Werke der Mächtigen und der Toten sehen kannst, dann nach Westen, ziemlich weit nach Westen. Der Bruch wird warten.«

»Zu langsam.« Harman marschierte auf und ab. »Zu lange. Wenn die Funktionen hier nicht in Betrieb sind, habe ich keine

Möglichkeit zu erfahren, wie es Ada geht. Ich muss weg. Ich muss nach Hause.«

»Du willst wissen, wie es deiner Ada ergangen ist?« Prospero lächelte nicht. Der Magier zeigte auf ein rotes Tuch, das über dem Sofa hing. »Nimm das da. Nur dieses eine Mal.«

Harman runzelte die Stirn, ging zu dem Tuch hinüber und betrachtete es. »Ein Turin-Tuch?« Es war rot – alle Turin-Tücher waren braun. Die aufgestickten Mikroschaltkreise sahen ebenfalls anders aus.

»Es gibt zahllose Turin-Tuch-Empfänger«, sagte Prospero. »So wie es auch zahllose sensorische Sender gibt. Jedermann kann einer sein.«

Harman schüttelte den Kopf. »Das Turin-Drama interessiert mich nicht im Geringsten – Troja, Agamemnon, all dieser Unsinn. Ich bin nicht in der Stimmung für Freizeitvergnügungen.«

»Dieses Tuch erzählt dir nichts von Ilium«, erklärte Prospero. »Es zeigt dir das Schicksal deiner Ada. Probier es aus.«

Zitternd setzte sich Harman aufs Sofa und lehnte sich zurück. Er legte sich das rote Tuch übers Gesicht, drückte die Stickereien auf seine Stirn und schloss die Augen.

45

Im Anflug zur Erde bremste die *Queen Mab* auf einer Säule nuklearer Explosionen ab. Das Schiff stieß alle dreißig Sekunden eine coladosengroße Atombombe aus, die Bombe explodierte und trieb die Schubplatte wieder ins Heck des dreihundertvier-

zig Meter langen Schiffes hinauf, die riesigen Kolben und Zylinder in dem wie ein Uhrwerk funktionierenden Maschinenraum arbeiteten, die nächste Dosenbombe wurde ausgeworfen...

Mahnmut sah sich das alles auf dem Kanal der Heckkamera an. *Falls irgendwer auf der Erde noch nicht gewusst hat, dass wir kommen, dann weiß er es jetzt garantiert*, sagte er auf ihrem Engstrahl-Kanal zu Orphu. Die beiden waren zum ersten Mal im Verlauf dieser Reise auf die Brücke eingeladen worden und fuhren nun gerade mit dem größten Fahrstuhl zum Bug des Schiffes hinauf – der während des Bremsmanövers natürlich in den Raum hinaus zeigte und nicht auf die rasch größer werdende Erde.

Ich glaube nicht, dass es uns um Subtilität geht, erklärte Orphu per Engstrahl.

Offensichtlich nicht. Aber das ist ungefähr so subtil wie eine Magenpumpe, ungefähr so subtil wie eine Münztoilette in der Diarrhöe-Station, ungefähr so subtil wie...

Willst du auf etwas Bestimmtes hinaus?, rumpelte Orphu.

Es ist zu plump, sagte Mahnmut. *Zu auffällig. Zu sichtbar. Zu manieriert – ich meine, Himmelherrgott noch mal, eine Raumschiffkonstruktion aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Atombomben. Auswurfmechanismen aus der Coca-Cola-Abfüllanlage in Atlanta, Georgia, um 1959...*

Und was willst du nun damit sagen?, unterbrach ihn Orphu. In den alten Zeiten hätten sich seine Augenstiele und Videokameras auf Mahnmut gerichtet – einige von ihnen zumindest –, aber sie waren nicht ersetzt worden, seit seine Sehnerven ausgebrannt waren.

Mir drängt sich der Gedanke auf, dass uns weniger auffällige Moravec-Schiffe folgen – moderne Schiffe mit aktivierten Tarnkappen und kaschiertem Antrieb, sendete Mahnmut.

Das war auch meine Vermutung, erklärte der große Hochvakuum-Moravec.

Davon hast du nie etwas erwähnt.

Du ja bis jetzt auch nicht, sagte Orphu.

Weshalb haben Asteague/Che und die anderen Hauptintegratoren uns nichts davon erzählt?, fragte Mahnmut. Wenn wir vor der richtigen Flotte den Köder spielen sollen, haben wir ein Recht, es zu erfahren.

Orphu sendete ein Rumpeln im Infraschallbereich, das bei dem Ionier einem Achselzucken entsprach, wie Mahnmut gelernt hatte. Das würde auch nichts ändern, oder?, sagte der große Moravec. Wenn die Verteidigungsanlagen der Erde auf uns feuern und unseren ziemlich bescheidenen Kraftfeldschutz durchbrechen, sind wir tot, bevor wir Zeit haben, uns zu beschweren.

Wo wir gerade von den Verteidigungsanlagen der Erde reden: Hat die Stimme aus der Orbitalstadt seit der Botschaft vor zwei Wochen noch mal etwas gesagt? Die Maser-Sendung war kurz und knapp gewesen; die aufgezeichnete menschliche Frauenstimme hatte einfach nur verlangt: »Bringt Odysseus zu mir«, immer wieder, vierundzwanzig Stunden lang, dann war sie so plötzlich verstummt, wie sie erklingen war. Die Botschaft war nicht aufs Geratewohl ausgestrahlt worden – sie war direkt auf die Queen Mab gerichtet gewesen.

Ich habe die Empfangskanäle überwacht, sagte Orphu, aber nichts Neues gehört.

Der Fahrstuhl kam surrend zum Stehen. Die breiten Ladetüren öffneten sich. Mahnmut trat zum ersten Mal seit ihrem Start von Phobos auf die Brücke hinaus, und Orphu folgte ihm auf seinen Repellern.

Die Brücke war kreisrund, mit einem Durchmesser von dreißig Metern, und um die kuppelförmige Decke herum waren dicke Fenster und als Fenster dienende Holo-Schirme angeordnet. Sie erfüllte das Raumschiff-Klischee beinahe perfekt, fand Mahnmut. Obwohl das namenlose Raumfahrzeug, das Orphu, ihn und die verstorbenen Koros III. und Ri Po zum Mars gebracht hatte, um Jahrhunderte höher entwickelt gewesen war – durch die Beschleunigungstore einer Magnetschere auf ein Fünftel der Lichtgeschwindigkeit beschleunigt, mit einem Boron-Lichtsegel, Fusionstriebwerken und anderen modernen Moravec-Gerätschaften ausgestattet –, sah dieses seltsame atomare Retro-Klischeeraumschiff... *richtig* aus. Statt vor rein virtuellen Kontrollen und an schlichten Einstöpselstationen saßen mehr als ein Dutzend Tech-Moravecs in altmodischen Beschleunigungssesseln an noch altmodischeren Überwachungsstationen aus Metall und Glas. Es gab echte Schalter aller Art, reale Anzeigeeinstrumente und hundert andere Details, die das Auge und die Kamera erfreuten. Der Boden schien aus geriffeltem Stahl zu bestehen; vielleicht stammte er direkt aus dem Rumpf eines hochseetüchtigen Schlachtschiffs aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs.

Die üblichen Verdächtigen, wie Orphu sie respektlos nannte, erwarteten sie am zentralen Navigationstisch: Asteague/Che, ihr zentraler Hauptintegrator von Europa, General Beh bin Adee, der die Gürtelkämpfer-Moravecs vertrat, Cho Li, ihr cal-

listanischer Navigator (der für Mahnmuts Geschmack viel zu große Ähnlichkeit mit dem toten Ri Po hatte, was sein Aussehen und seine Stimme betraf), Suma IV. der muskulöse, in Buckykarbon gehüllte, fliegenäugige Ganymeder, und der spinnenartige Retrograde Sinopessen.

Mahnmut trat näher an den Kartentisch heran und stieg auf die metallene Trittleiste, dank deren auch die kleineren Moravecs auf die leuchtende Tischplatte hinabschauen konnten.

»In knapp vierzehn Stunden werden wir in die erdnahe Umlaufbahn einschwenken«, sagte Asteague/Che, ohne sie zu begrüßen oder einander vorzustellen. Seine Stimme – die für Mahnmuts von historischen Aufnahmen aus dem Untergegangenen Zeitalter trainierte Ohren und Audio-Empfänger so nach James Mason klang – war sanft, aber zugleich sachlich und nüchtern. »Wir müssen entscheiden, was wir tun sollen.«

Der Hauptintegrator sprach die Wörter laut aus, statt sie auf dem gemeinsamen Kanal zu übertragen. Auf der Brücke herrschte normaler irdischer Luftdruck – eine Atmosphäre, die die Moravecs von Europa mochten und die anderen ertragen konnten –, und die akustische Rede war privater als das Geklapper auf dem gemeinsamen Kanal und nicht so konspirativ wie die Kommunikation per Engstrahl.

»Gibt es weitere Funkbotschaften von der Frau, die uns aufgefordert hat, Odysseus zu ihr zu bringen?«, fragte Orphu.

»Nein«, sagte Cho Li, der massige callistanische Navigator. Seine Stimme war wie immer sehr, sehr leise. »Aber das Orbitalkonstrukt, von dem diese Botschaft kam, ist unser Ziel.«

Cho Li fuhr mit einem Manipulator-Tentakel über den Kartentisch, und ein großes Hologramm der Erde erschien. Der

Äquatorialring und der Polarring waren sehr hell; zahllose Lichtpünktchen bewegten sich am Äquator von Westen nach Osten und an den Polen von Norden nach Süden.

»Das sind Live-Bilder«, sagte der Amaltheer Retrograde Sinopessen, eine winzige silberne Box inmitten dünner, kleiner silberner Beine.

»Über den gemeinsamen Kanal kann ich die Datenleisten lesen«, sagte Orphu von Io. »Und ich ›sehe‹ euch alle auf meinen Radar- und Infrarot-Scans. Aber möglicherweise entgehen mir einige Nuancen der Holo-Projektionen, wo ich doch blind bin und so.«

»Ich werde dir per Engstrahl alles beschreiben, was ich sehe«, sagte Mahnmut. Er stellte die Engstrahlverbindung her, sorgte dafür, dass dem Ionier die Informationen in komprimierter Form übertragen wurden, und beschrieb ihm das holografische Bild der blauweißen Erde, das über dem Kartentisch im Raum hing, und der hellen Orbitalringe, die über den Meeren und Wolken ihre sich kreuzenden Bahnen zogen. Die Ringe waren so nah, dass man unzählige einzelne Objekte vor der Schwärze des Weltraums schimmern sah.

»Vergrößerung?«, fragte Orphu.

»Nur zehnfach«, sagte Sinopessen. »Wie bei einem kleinen Fernglas. Wir nähern uns der Umlaufbahn des Erdmondes – obwohl Luna von uns aus gesehen jetzt auf der Rückseite des Planeten ist. Wir werden den Atombombenauswurf einstellen und auf den Ionenantrieb umschalten, sobald wir in ihren zislunaren Raum eintreten – nicht nötig, dass wir irgendjemanden dort unten gegen uns aufbringen. Unsere Geschwindigkeit ist auf zehn Kilometer pro Sekunde gesunken und sinkt weiter.

Vielleicht ist euch aufgefallen, dass wir in den letzten zwei Tagen mit eins Komma zwei fünf Erd-g abgebremst haben.«

»Wie hat Odysseus die zusätzliche Andruckbelastung verkraftet?«, fragte Mahnmüt. In der letzten Woche hatte er ihren einzigen verbliebenen menschlichen Passagier nicht zu Gesicht bekommen. Mahnmüt hatte gehofft, Hockenberry würde auf die *Queen Mab* zurückqten, aber bisher hatte er das nicht getan.

»Sehr gut«, dröhnte Suma IV. der baumlange Ganymeder. »Er neigt noch mehr als sonst dazu, in seiner Kabine und seiner Koje zu bleiben, aber das hat er auch schon getan, bevor wir die Bremslast erhöht haben.«

»Hat er irgendwas über die Frauenstimme auf dem Maser gesagt – oder über die ›Bringt Odysseus zu mir‹-Botschaft?«, fragte Orphu.

»Nein«, sagte Asteague/Che. »Er hat uns erzählt, er kenne die Stimme nicht – er sei sicher, dass sie nicht Athene, Aphrodite oder einer der anderen olympischen Unsterblichen gehört, denen er schon begegnet ist.«

»Woher kam diese Botschaft?«, fragte Mahnmüt.

Cho Li aktivierte einen Laserstift, der in einem seiner Manipulatoren eingebettet war, und zeigte auf ein Pünktchen im Polarring, das sich gerade dem Südpol auf der Rückseite des transparenten Erd-Holos näherte. »Vergrößern«, befahl der Navigator der Haupt-KI der *Mab*.

Das Pünktchen schien nach vorn zu springen, bis es das gesamte Erd-Hologramm ersetzte. Es war eine annähernd hantelförmige Stadt aus Metallträgern, undurchsichtigem orangefarbenem Glas und Licht: Gläserne Hochhäuser, gläserne Blasen und Kuppeln, verschlungene Türme und Bogen aus Glas.

Mahnmut gab Orphu in seinen Engstrahl-Beschreibungen einen raschen Überblick.

»Dies ist eines der größeren künstlichen Objekte in der Erdumlaufbahn«, erklärte Retrograde Sinopessen. »Ungefähr zwanzig Kilometer lang, etwa so groß wie die Stadt Manhattan aus dem Untergegangenen Zeitalter, bevor sie überschwemmt wurde. Sie scheint um einen Kern aus Gestein und schwerem Metall herumgebaut zu sein – wahrscheinlich ein eingefangener Asteroid. Dadurch kommen – oder kamen – die Bewohner in den Genuss einer geringen Schwerkraft.«

»Wie viel?«, fragte Orphu von Io.

»Ungefähr zehn Zentimeter pro Sekunde«, sagte der Amaltheer. »Das genügt, damit ein Mensch – oder nicht modifizierter Nachmensch – nicht davonschwebt oder durch einen Sprung die Fluchtgeschwindigkeit erreicht, aber es ist trotzdem so wenig, dass man seine Wege weitgehend im Schwebeflug zurücklegen kann.«

»Nicht viel anders als Phobos, was Größe und Schwerkraft betrifft«, bemerkte Mahnmut. »Irgendein Hinweis, wem die Stimme gehört oder wer dort lebt?«

»Die Nachmenschen haben diese Orbitalwelten vor über zweitausend Standardjahren erbaut«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che. »Wie ihr beide wisst, hatten wir angenommen, die Nachmenschen wären ausgestorben – ihr Funkgeplapper ist vor über einem Jahrtausend verstummt, etwa zum selben Zeitpunkt, als der Quantenfluss zwischen Erde und Mars zunahm; mit unseren Teleskopen haben wir ihre Schiffe im zislunaren Raum nicht mehr gesehen, und auch auf der Erde selbst waren keine Spuren mehr von ihnen zu entdecken –, aber wir können

die Möglichkeit nicht ausschließen, dass ein paar überlebt haben. Oder sich weiterentwickelt haben.«

»Wohin?«, fragte Orphu.

Asteague/Che vollführte die archaischste, geheimnisvollste, aber auch ausdrucksvollste menschliche Geste: Er zuckte die Achseln. Mahnmut begann, seinem Freund das Achselzucken des anderen Europäers zu beschreiben, aber Orphu erklärte ihm per Engstrahl, er habe es sowohl mit seinen Radar- wie auch Infrarotsensoren wahrgenommen.

»Ich möchte euch ein paar neuere Aktivitätsmuster zeigen, bevor wir entscheiden, ob ihr mit der *Dark Lady* in die Erdatmosphäre absteigt«, fuhr Asteague/Che fort. Er hielt eine sehr humanoide Hand über den Kartentisch.

Das Hologramm der Orbitalinsel wich Holos, die Erde und Mars in maßstabsgetreuer Größe, aber unmittelbar nebeneinander zeigten. Zahllose blaue, grüne und weiße Fäden verbanden den erdnahen Orbit und die Marsoberfläche. Holografische Datenkolonnen erschienen, erst verschwommen, dann scharf. Die beiden Planeten sahen aus, als wären sie von einem wuchernden Spinnennetz umwoben, nur dass in diesem Fall das Netz selbst pulsierte und wuchs; Stränge zogen sich zusammen und dehnten sich, sandten wie aus eigenem Willen neue Stränge und Knoten aus. Mahnmut beeilte sich, alles auf dem Engstrahl-Kanal zu beschreiben.

Ist schon gut, sendete Orphu. Ich lese die Datenkanäle. Das ist fast so gut, als sähe ich die grafische Darstellung.

»Dies ist die Quantenaktivität der letzten zehn Standardtage«, erklärte Cho Li. »Wie ihr seht, ist sie fast zehn Prozent lebhafter

und höher als bei unserem Start von Phobos. Die Instabilität erreicht allmählich ein kritisches Stadium...«

»Wie kritisch?«, fragte Orphu von Io.

Asteague/Che wandte dem großen Ionier sein von einer Sichtscheibe verdecktes Gesicht zu. »So kritisch, dass wir in der nächsten Woche eine Entscheidung treffen müssen. Oder sogar noch eher, wenn die Aktivitäten weiterhin zunehmen. Dieses Ausmaß der Quanteninstabilität bedroht das gesamte Sonnensystem.«

»Was für eine Entscheidung?«, fragte Mahnmut.

»Ob wir den Polarring und den Äquatorialring der Erde zerstören, von denen der Quantenfluss seinen Ausgang genommen hat, und ob wir den Olympus Mons und die anderen Quantenknoten auf dem Mars ausbrennen«, sagte General Behbin Adeo. »Und die Erde selbst zu sterilisieren, wenn es nötig ist.«

Orphu stieß einen Pfiff aus, ein seltsamer Laut auf der hallenden Brücke. »Verfügt die *Queen Mab* über die dazu erforderlichen militärischen Kapazitäten?«, fragte der Ionier leise.

»Nein«, antwortete der General.

Ich schätze, ich hatte Recht mit den unsichtbaren Moravec-Schiffen, die uns beschatten, dachte Mahnmut.

Auf Engstrahl sendete Orphu: *Ich schätze, wir hatten Recht mit den unsichtbaren Moravec-Schiffen, die uns beschatten*. Hätte Mahnmut Augenlider besessen, so hätte er angesichts dieser Ähnlichkeit ihrer Denkmuster gezwinkert.

Ein Schweigen senkte sich herab. Fast eine Minute lang sprach oder sendete keiner der sieben Moravecs, die sich um den Kartentisch versammelt hatten.

»Es gibt noch mehr Entwicklungen, über die ich euch in Kenntnis setzen möchte«, sagte Suma IV. schließlich. Der in Buckykarbon gehüllte Ganymeder berührte Kontrollen, und eine andere, vergrößerte teleskopische Ansicht der Erde ersetzte die vorherige. Mahnmut erkannte die ehemaligen britischen Inseln – Shakespeare! –, dann zoomte der Blick auf den europäischen Kontinent. Zwei Bilder füllten den Holowürfel: eine seltsame Stadt, die sich strahlenförmig von einem schwarzen Krater im Zentrum ausbreitete, und dann dieselbe Stadt, wie es schien, diesmal jedoch von einem blauen Netz überzogen, das sich nicht so sehr von der Darstellung der Quantenverschiebungen zwischen Erde und Mars unterschied. Er beschrieb seinem Freund die blaue Masse.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte Orphu.

»Wir wissen es nicht«, sagte Suma IV. »aber es ist in den letzten sieben Standardtagen erschienen. Die Koordinaten entsprechen denen der alten Stadt Paris im Staat Frankreich, doch wo unsere Astronomen auf Phobos und im Marsraum primitive, aber sichtbare Aktivitäten der Altmenschen beobachtet hatten, sieht man jetzt nur noch diese blaue Kuppel, die blauen Netze und blauen Türme, die einen offenbar von einem schwarzen Loch stammenden Krater umgeben.«

»Was könnte dieses Netz spinnen?«, fragte Mahnmut.

»Auch das wissen wir nicht«, antwortete Suma IV. »Aber schaut euch die Messdaten aus dem Inneren an.«

Diesmal piff Orphu nicht, aber Mahnmut verspürte den Drang, es zu tun. Die Temperaturen in den von dem blauen Netz überzogenen Teilen von Paris waren unter minus einhundert Grad Celsius gesunken, während nur ein paar Meter entfernt fast die für diese Region und Jahreszeit üblichen Temperaturen herrschten; wieder ein paar Meter weiter war es so heiß, dass Blei geschmolzen wäre.

»Könnte das ein natürliches Phänomen sein?«, fragte Mahnmut. »Von den Nachmenschen im Zeitalter des Wahnsinns erzeugt, als sie mit der Ökologie und den Lebensformen der Erde herumgespielt haben?«

»So etwas haben wir noch nie zuvor gesehen oder aufgezeichnet«, sagte Asteague/Che, »obwohl wir die Erde vom Konsortiumsraum aus permanent überwacht haben. Aber schaut euch das hier an.«

Ein Dutzend weitere blau markierte Stellen erschienen in der Holowürfel-Karte, die zurückwich und wieder zu einer großen Erdkugel wurde. In Europa, Asien, Südafrika und dem ehemaligen Südamerika waren noch mehr von blauen Netzen überzogene Orte gekennzeichnet – insgesamt ein Dutzend. Datenwürfel neben den blauen Kreisen enthielten Messdaten, die jenen des Pariser Phänomens glichen, sowie Angaben über den Tag, die Stunde, Minute und Sekunde, in denen das blaue Netz für die Moravec-Sensoren erschienen war. Mahnmut beeilte sich, Orphu die Bildbeschreibungen durchzugeben.

»Und das hier«, sagte Asteague/Che.

Eine weitere Erdkugel erschien. Sie wies schnurgerade blaue Linien auf, die von Paris und den anderen blauen Knoten in die Höhe stiegen – auch aus einer Stadt namens Jerusalem. Die

dünnen blauen Schäfte stiegen senkrecht in den Weltraum und verschwanden außerhalb des Sonnensystems.

»Nun, *das* haben wir schon gesehen«, sagte Orphu von Io, nachdem Mahnmut es ihm beschrieben hatte. »Es ist ein Tachyonenstrahl wie derjenige, der auf der anderen Erde, der alten Ilium-Erde, in Delphi erschien, als die Bevölkerung verschwand.«

»Ja«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che.

»Der Strahl in Delphi schien kein bestimmtes Ziel im interstellaren und intergalaktischen Raum zu haben«, sagte Mahnmut.

»Wie ist es bei denen hier?«

»Genauso – abgesehen davon, dass sie die Kleine Magellansche Wolke streifen«, sagte Cho Li. »Außerdem gibt es bei diesen Tachyonenstrahlen eine Quantenkomponente.«

»Quantenkomponente? Was soll das bedeuten?«, fragte Orphu.

»Die Strahlen durchlaufen auf der Quantenebene eine Phasenverschiebung; sie existieren mehr im Calabi-Yau-Raum als in der vierdimensionalen Einsteinschen Raumzeit«, sagte der callistanische Navigator.

»Du meinst«, sagte Mahnmut, »sie verschieben sich in ein anderes Universum.«

»Ja.«

»Das Universum der Ilium-Erde?«, fragte Mahnmut. Seine Stimme klang hoffnungsvoll. Als das letzte Bran-Loch zwischen den Universen des heutigen Mars und der Ilium-Erde vor ein paar Wochen zusammengebrochen war, hatten die Moravecs jede Verbindung zur alten Erde Trojas und Agamemnons verlo-

ren, aber Hockenberry war imstande gewesen, durch die Calabi-Yau-Universumsmembran zur *Queen Mab* zu quantenteleportieren – und vermutlich auch wieder zurück, obwohl niemand wusste, wohin er verschwunden war, als er das atomare Raumschiff verlassen hatte. Mahnmut kannte viele der Griechen und Trojaner und hoffte, dass es ihnen gelingen würde, die Verbindung zu diesem Universum wiederherzustellen.

»Das glauben wir nicht«, sagte Cho Li. »Die Gründe sind ebenso kompliziert wie die Mathematik des Calabi-Yau-Raums mit seinen vielen Membranen, auf der unsere Vermutungen basieren. Außerdem spielen auch die Erkenntnisse eine Rolle, die wir mit Hilfe des Apparats gewonnen haben, den ihr auf dem Mars vor acht Monaten erfolgreich aktiviert habt. Wir glauben, dass die Phasenverschiebung des Tachyonenstrahls in ein anderes Universum – oder sogar mehrere andere Universen – führt, aber nicht in das der Ilium-Erde.«

Mahnmut breitete die Hände aus. »Und was hat das alles mit unserer Erdmission zu tun? Ich sollte die *Dark Lady* durch die Meere oder Ozeane der Erde steuern und Suma IV. hinunterbringen, damit er seinen Auftrag ausführen kann – genauso wie ich den verstorbenen Ri Po letztes Jahr zum Olympus Mons bringen sollte. Ändern die blauen Netze und die Tachyonenstrahlen etwas an diesem Plan?«

Erneut trat ein Schweigen ein.

»Wir sehen uns mit einer Proliferation der Gefahren und unbekannten Risikofaktoren eines Atmosphäreneintritts konfrontiert«, sagte Suma IV.

»Kannst du das übersetzen?«, fragte Orphu von Io.

»Seht euch das bitte an«, erwiderte der große Ganymeder.

Über dem Kartentisch startete eine holografische astronomische Aufzeichnung. Mahnmut beschrieb Orphu die Bilder per Engstrahl.

»Bitte beachtet das Datum«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che.

»Das war vor über acht Monaten«, rief Mahnmut.

»Ja«, bestätigte der europasche Integrator. »Kurz nachdem wir die Bran-Löcher für den Transit in den Mars-Ilium-Raum benutzt haben. Im Vergleich zu den heutigen Bildern von den Orbitalringen ist die Auflösung ziemlich schlecht, wie ihr seht. Das liegt daran, dass wir die Aufnahmen von der Phobos-Basis aus gemacht haben.«

Die Bilder zeigten ein orbitales Objekt. Es ähnelte demjenigen, von dem die Botschaft an die *Queen Mab* gekommen war, sah aber doch ein wenig anders aus. Dieser Asteroid war ein langsam rotierender Steinbrocken, allerdings einer mit leuchtenden Glastürmen, Kuppeln und anderen Strukturen. Zudem war er kleiner – keine zwei Kilometer lang. Plötzlich kam ein anderes Objekt ins Bild – ein drei Kilometer langes Metallkonstrukt, das einem langen silbernen Stab glich, übersät mit Ansammlungen von Trägern, Speichertanks und Treibstoffzylindern. Die Säule endete in einer knolligen, schimmernden Kugel. Manövriertriebwerke feuerten, aber Mahnmut glaubte nicht, dass das Ding nur ein Raumfahrzeug war.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte Orphu, nachdem er Mahnmuts Beschreibung gehört und die Daten gelesen hatte.

»Ein orbitaler Linearbeschleuniger mit einem Wurmloch-Kollektor an der Spitze«, sagte Asteague/Che. »Beachtet, dass jemand – oder etwas – in der Asteroidenstadt diesem unbe-

mannten Linearbeschleuniger per Maser Befehle geschickt hat, mit denen er ihn unter Übergehung zahlloser Sicherheitsprotokolle direkt auf den Asteroiden zusteuert.«

»Weshalb?«, fragte Orphu.

Niemand antwortete. Sechs der sieben Moravecs sahen zu – und Orphu hörte zu –, wie die lange Orbitalmaschine mit dem Trägergerüst weiter beschleunigte, bis sie in die Asteroideninsel einschlug. Asteague/Che verlangsamte die Aufzeichnung. In extremer Zeitlupe zerbarsten die leuchtenden Türme und Kuppeln und flogen auseinander, dann zerbrach der Asteroid selbst, als der Wurmloch-Akkumulator an der Spitze des Linearbeschleunigers mit der Kraft zahlloser Wasserstoffbomben explodierte. Danach kam eine letzte Serie von Zeitlupenaufnahmen, lautlose Explosionen, als die Treibstofftanks, Korrektur- und Haupttriebwerke des Linearbeschleunigers sich selbst entzündeten.

»Jetzt passt auf«, sagte Suma IV.

Zu den holografischen Explosionen gesellten sich ein zweites Teleskopbild und dann eine Radaraufnahme. Mahnmut schilderte Orphu per Engstrahl, wie überall auf der Ebene des äquatorialen Orbitalrings Triebwerksflammen aufloderten, als Dutzende, dann Hunderte kleiner Raumschiffe zu dem explodierenden orbitalen Asteroiden eilten.

»Wie groß sind die?«, fragte Orphu.

»Ungefähr sechs Meter lang und drei Meter breit«, sagte Cho Li.

»Unbemannt«, sagte Orphu. »Moravecs?«

»Eher so etwas wie die Servitoren, die die Menschen vor Jahrhunderten benutzt haben«, sagte Asteague/Che. »Simple KIs mit einer einzigen Aufgabe, wie ihr gleich sehen werdet.«

Mahnmut sah es. Und er schilderte Orphu, was er sah. Die vielen hundert, dann vielen tausend winzigen Raumfahrzeuge, die zu dem sich ausdehnenden Trümmerfeld des Asteroiden und des Beschleunigers rasten, waren wenig mehr als starke Laser mit jeweils einem Gehirn und einer Zielvorrichtung. Im Schnellvorlauf durchheulte die Aufzeichnung die nächsten Stunden, in denen die Servitoren-Laser durch das Trümmerfeld, darunter hindurch und darüber hinweg schossen und jedes Asteroiden- und Beschleunigerfragment pulverisierten, das den Eintritt in die Erdatmosphäre ernsthaft zu überstehen drohte.

»Die Nachmenschen waren keine Dummköpfe«, erklärte Asteague/Che. »Jedenfalls nicht, wenn es um Technik ging. Die Masse, die sie in den beiden von ihnen konstruierten Ringen um die Erde angesammelt hatten, entsprach alles in allem fast der eines zweiten Mondes – mehr als eine Million einzelner Objekte, manche – zum Beispiel jenes, das uns begrüßt hat – fast so massiv wie Phobos. Aber sie hatten nahezu narrensichere Vorkehrungen getroffen, um sie im Orbit zu halten, und ein gestaffeltes Abwehrsystem eingerichtet, falls sie abzustürzen drohten – diese schnellen Laserhornissen, die alle Trümmerteile pulverisieren, sind die letzte Linie dieses Abwehrsystems. Auch mehr als acht Standardmonate später fallen noch Meteoriten auf die Erde, aber es hat keine katastrophalen Einschläge gegeben.«

»Orbitale Leukozyten«, meinte Orphu von Io.

»Genau«, sagte der Hauptintegrator des Fünf-Monde-Konsortiums.

»Ich verstehe«, sagte Mahnmut schließlich. »Ihr befürchtet, dass diese kleinen Roboter-Leukozyten angeschossen kommen und uns ebenfalls pulverisieren, wenn wir das Landeboot mit der *Dark Lady* im Bauch wie geplant einsetzen.«

»Die Masse des Landeboots und des U-Boots zusammen würde eine Bedrohung für die Erde darstellen«, stimmte ihm Asteague/ Che zu. »Wir haben beobachtet, wie die... Leukozyten, wie Orphu sie nennt, viel kleinere Stücke des zerstörten Asteroiden in Plasma verwandelt oder in den Raum hinausgeschossen haben.«

Mahnmut schüttelte seinen Metall- und Kunststoffkopf. »Da komme ich nicht ganz mit. Ihr besitzt diese Aufzeichnung und diese Erkenntnisse seit über acht Monaten, und trotzdem habt ihr die *Lady* und uns hierher gebracht... was hat sich geändert?«

General Beh bin Adee zeigte auf etwas in der erneut ablaufenden Holo-Aufzeichnung der Asteroidenexplosion.

Das körnige, pixelige Bild zoomte heran und wurde von den Computern verbessert.

Was ist?, fragte Orphu per Engstrahl.

Mahnmut beschrieb das verbesserte Bild. Mitten in all den Explosionen und pulverisierten Trümmern war ein kleines Fahrzeug mit drei menschlichen Gestalten zu erkennen, die in einem allem Anschein nach offenen Cockpit auf dem Bauch lagen. Nur das leichte Schimmern eines Kraftfelds zeigte, weshalb die drei nicht im Vakuum starben.

»Was ist das für ein Ding?«, fragte Mahnmut, nachdem er es Orphu beschrieben hatte.

Orphu antwortete ihm. »Eine alte Flugmaschine, die vor Jahrtausenden sowohl von den Altmenschen als auch von den Nachmenschen benutzt wurde. Man nannte sie Sonie. Die Nachmenschen flogen damit zwischen den Ringen und der Erde hin und her.«

Die Aufzeichnung beschleunigte sich, hielt inne, beschleunigte sich erneut. Mahnmut beschrieb Orphu, wie das Sonie hin und her schoss, als überall in seiner Umgebung Segmente des Asteroiden explodierten oder gelasert wurden.

Das Holo zeigte die Flugbahn des Sonies, als es in die Atmosphäre eintrat, sich über dem Zentrum von Nordamerika hinabschraubte und in einer Region unterhalb eines der Großen Seen landete.

»Das war einer unserer Zielorte«, sagte Asteague/Che. Er tippte auf ein paar Symbole, und teleskopische Standbilder von einer großen menschlichen Behausung auf einem Hügel erschienen. Das riesige Haus war von Nebengebäuden und offenbar auch von einer hölzernen Schutzmauer umgeben. In der Nähe der Mauern und des Hauses waren mehrere Dutzend Menschen zu sehen – oder Wesen, die wie Menschen aussahen.

»Das war vor einer Woche, als wir das Bremsmanöver eingeleitet haben«, sagte General Beh bin Ade. »Und die hier wurden gestern aufgenommen.«

Derselbe teleskopische Bildausschnitt, doch nun lagen das Haus und die Mauer in Ruinen. Offenbar hatte dort ein Feuer gewütet. Überall in der verkohlten Landschaft waren Leichen zu sehen.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Mahnmut. »Es sieht so aus, als würden die Menschen dort massakriert, wo das Sonie vor acht Monaten gelandet ist. Wer oder was hat sie umgebracht?«

Beh bin Adee zeigte ihnen ein weiteres Teleskopbild und vergrößerte es dann. Zwischen den kahlen Ästen von Bäumen waren zahllose nichtmenschliche Zweibeiner zu sehen. Die Wesen waren von einem stumpfen Silbergrau; statt eines Kopfes schienen sie einen dunklen Höcker zu haben. Die Arme und Beine waren anders gegliedert als bei Menschen oder bekannten Moravecs.

»Was sind das für Wesen?«, fragte Mahnmut. »Irgendwelche Servitoren? Roboter?«

»Wir wissen es nicht«, sagte Asteague/Che. »Aber diese Geschöpfe töten die Altmenschen in ihren über die ganze Erde verstreuten kleinen Gemeinschaften.«

Mahnmut sagte: »Das ist schrecklich, aber was hat es mit dem Abbruch unserer Mission zu tun?«

»Ich verstehe«, meldete sich Orphu von Io zu Wort. »Es geht darum, wie man auf die Erde kommt, um festzustellen, was dort los ist. Und die Frage ist: Weshalb haben die Laser-Leukozyten nicht auch auf das Sonie gefeuert? Es war groß genug, um den Wiedereintritt zu überstehen und eine Bedrohung für die Erdbewohner darzustellen. Weshalb ist es verschont worden?«

Mahnmut überlegte mehrere Sekunden. »Es waren Menschen an Bord«, meinte er schließlich.

»Oder Nachmenschen«, sagte Asteague/Che. »Die Auflösung ist zu gering, als dass wir es genau erkennen könnten.«

»Die Leukozyten lassen ein Schiff mit menschlichem oder nachmenschlichem Leben an Bord in die Atmosphäre hinein«, sagte Mahnmut langsam. »Das wisst ihr seit über acht Monaten. Deshalb sollte ich Odysseus für diese Mission entführen.«

»Ja«, sagte Suma IV. »Der Mensch sollte mit uns auf die Erde hinuntergehen. Seine menschliche DNA sollte unser Schlüssel sein.«

»Doch nun verlangt die Stimme von der anderen Orbitalinsel, dass wir Odysseus zu ihr bringen.« Orphu ließ ein tiefes Rumpeln hören, das Ironie, Belustigung oder Entrüstung ausdrücken konnte.

»Ja«, sagte Asteague/Che. »Wir haben keine Ahnung, ob unser Landeboot und euer U-Boot in die Erdatmosphäre durchgelassen werden, wenn kein menschliches Leben an Bord ist.«

»Wir können die Einladung aus der Asteroidenstadt im Polarring natürlich auch einfach ignorieren«, sagte Mahnmut. »Wir nehmen Odysseus mit zur Erde hinunter und schicken ihn dann vielleicht mit dem Landeboot wieder herauf...« Er überlegte noch ein paar Sekunden. »Nein, das wird nicht klappen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Asteroidenstadt auf uns schießen, wenn die *Queen Mab* nicht wie verlangt an ihr anlegt.«

»Ja, das ist durchaus möglich«, stimmte ihm Asteague/Che zu. »Diese gebieterische Aufforderung, Odysseus in die Orbitalstadt zu bringen, und die Bilder von dem Massaker, das nicht-menschliche Geschöpfe an den Menschen auf der Erde verüben, sind neue Faktoren, die wir noch nicht berücksichtigen konnten, als wir eure Exkursion mit dem Landeboot geplant haben.«

»Zu schade, dass Hockenberry von Bord getet ist«, sagte Mahnmut. »Mag sein, dass seine DNA von den olympischen

Göttern oder von wem auch immer rekonstruiert worden ist, aber sie hätte uns wahrscheinlich einen Weg durch die Orbitalen Leukozyten gebahnt.«

»Wir haben nicht mehr ganz elf Stunden, um uns zu entscheiden«, sagte Asteague/Che. »Dann legen wir an der Orbitalstadt im Polarring an, und es ist zu spät, um das Landeboot und das U-Boot auszusetzen. Ich schlage vor, wir kommen in zwei Stunden wieder hier zusammen und treffen eine endgültige Entscheidung.«

Als die beiden in den Fracht-Fahrstuhl traten und repellerten, legte Orphu von Io Mahnmut eine seiner größeren Manipulatorpfoten auf die Schulter.

Herrje, Stan, sendete der Ionier, das ist ein schönes Schlamassel, in dem du mich wieder gebracht hast.

46

Harman erlebte den Angriff auf Ardis Hall in Echtzeit.

Das Turin-Tuch-Erlebnis – die Geschehnisse mit den Augen und Ohren unsichtbarer anderer zu verfolgen – war für ihn zuvor immer eine dramatische, aber belanglose Form der Unterhaltung gewesen. Jetzt war es die Hölle auf Erden. Statt des absurden und scheinbar fiktiven trojanischen Krieges sah er einen Angriff auf Ardis, und er spürte – er *wusste* –, dass dieser real war; entweder fand er *jetzt* statt, während Harman ihn beobachtete, oder er war erst vor sehr kurzer Zeit aufgezeichnet worden.

Harman saß über sechs Stunden unter dem Tuch, und in dieser Zeit vergaß er alles um sich herum. Es begann mit dem Angriff der Voynixe kurz nach Mitternacht, und es endete kurz vor Sonnenaufgang, als Ardis in Flammen stand und das Sonie nach Norden flog, nachdem seine verwundete, blutende, bewusstlose, geliebte Ada wie ein Sack Talg an Bord gezerrt worden war.

Zu seiner Überraschung sah er Pertyr mit dem Sonie in Ardis – wo waren Hannah und Odysseus? –, und er schrie vor Schmerz laut auf, als er miterlebte, wie Petyr von einem Voynix-Steinwurf getroffen wurde und in den Tod stürzte. So viele seiner Freunde in Ardis waren tot oder lagen im Sterben – die junge Peaen fiel, der schönen Emme wurde von einem Voynix der Arm abgerissen, bevor sie zusammen mit Reman in einem Graben verbrannte, Salas tot, Laman niedergestreckt. Die Waffen, die Petyr von der Golden Gate bei Machu Picchu geholt hatte, brachten keine Wende im Kampf gegen die blutrünstigen Voynixe.

Harman stöhnte unter dem blutroten Turin-Tuch.

Sechs Stunden, nachdem er die aufgestickten Mikroschaltkreise aktiviert hatte, endeten die Turin-Bilder, und Harman stand auf und schleuderte das Tuch von sich.

Der Magier war fort. Harman ging in das kleine Badezimmer hinauf, benutzte die seltsame Toilette, betätigte die Spülung mit dem Porzellangriff an der Messingkette, spritzte sich Wasser ins Gesicht und trank gierig mehrere Hand voll Leitungswasser. Dann verließ er das Badezimmer und durchsuchte das zweistöckige Gondel-Konstrukt.

»Prospero! *PROSPERO!!*« Sein Gebrüll hallte in dem Metallgebilde wider.

Im Obergeschoss riss Harman die Türen zum Balkon auf und trat hinaus. Mit ein paar Sätzen war er bei den Sprossen und kletterte, ohne einen Gedanken an den langen Sturz in die Tiefe zu verschwenden, rasch aufs Dach der fahrenden, nach oben steigenden Gondel.

Die Luft war eiskalt. Er hatte die ganze Nacht unter dem Turin gelegen, und nun ging zu seiner Rechten eine kalte, goldene Sonne auf. Die Drahtseile führten genau nach Norden, und sie stiegen in die Höhe. Harman blieb an der Dachkante stehen und schaute senkrecht nach unten. Er stellte fest, dass sowohl die Gondel als auch die *Eiffelbahn* selbst schon seit Stunden im Steigen begriffen sein mussten. In der Nacht hatte er den Dschungel und die Ebene hinter sich gelassen und war erst ins Vorgebirge und nun ins richtige Gebirge hinaufgefahren.

»*Prospero!!!*« Harmans Schrei hallte von den Felsen mehrere hundert Meter unter ihm wider.

Er blieb auf der Gondel stehen, bis die aufgehende Sonne zwei Handbreit über dem Horizont stand, aber sie brachte keine Wärme. Harman merkte, dass er fror. Die *Eiffelbahn* trug ihn in eine Region aus Eis, Fels und Himmel empor – alles Grüne und Wachsende war hinter ihm zurückgeblieben. Er schaute über den Rand und sah einen riesigen Strom aus Eis – er kannte das Wort vom Sign: *Gletscher* –, der sich wie eine weiße Schlange zwischen Fels- und Eisspitzen hindurchwand und das Sonnenlicht zurückwarf, sodass es ihn blendete. Die gewaltige weiße Masse war von schwarzen Spalten gefurcht und von Steinen und Felsbrocken übersät, die sie bergab trug.

Eis fiel von den Drahtseilen über ihm herab. Das Summen der rotierenden Räder nahm eine neue, kalte Klangfarbe an. Harman sah, dass sich auf dem Dach der schaukelnden Gondel Eis gebildet hatte; es überzog die Sprossen, die an der Außenwand nach unten führten, und glänzte an den Drahtseilen selbst. Zitternd und mit schmerzenden Händen krabbelte er zum Rand, stieg vorsichtig die Sprossenleiter hinunter, schwang sich auf den eisverkrusteten Balkon und taumelte in den warmen Raum.

Als er wieder ins Erdgeschoss hinunterkam, brannte ein Feuer in dem eisernen Kamin. Prospero stand davor und wärmte sich die Hände.

Harman blieb eine ganze Weile am Fuß der Wendeltreppe stehen. Er zitterte ebenso sehr vor Zorn wie vor Kälte. Er widerstand dem Drang, sich auf den Zauberer zu stürzen. Zeit war kostbar; er wollte nicht in zehn Minuten auf dem Fußboden erwachen.

»Prospero«, sagte er schließlich und zwang sich, in freundlichem, vernünftigem Ton zu sprechen, »was immer ich tun soll, ich bin damit einverstanden. Was immer ich werden soll, ich bin bereit, es zu werden – oder zumindest mein Bestes zu versuchen. Ich schwöre es beim Leben meines ungeborenen Kindes. *Aber bitte lass mich jetzt nach Ardis zurückkehren – meine Frau ist verletzt, vielleicht liegt sie sogar im Sterben. Sie braucht mich.*«

»Nein«, sagte Prospero.

Harman stürmte auf den alten Mann zu. Er würde dem verdammten alten Narren mit dessen eigenem Stock den Schädel einschlagen. Er würde...

Diesmal verlor Harman nicht das Bewusstsein. Der starke Stromschlag schleuderte ihn durch den Raum zurück, sodass er von dem seltsamen Sofa abprallte und auf dem kunstvollen Teppich auf Hände und Knie fiel. Harman sah nur rote Kreise vor seinen Augen. Er knurrte und stand wieder auf.

»Nächstes Mal brenne ich dir das rechte Bein weg«, sagte der Magier in ausdruckslosem, kaltem, absolut überzeugendem Ton. »Wenn du deine Frau jemals Wiedersehen willst, wirst du nach Hause *hüpfen* müssen.«

Harman blieb stehen. »Sag mir, was ich tun soll«, flüsterte er.

»Setz dich... nein, dort an den Tisch, wo du hinausschauen kannst.«

Harman setzte sich an den Tisch. Das Sonnenlicht war sehr hell; es wurde von lotrechten Eiswänden und dem ansteigenden Gletscher reflektiert. Ein großer Teil des Eises war von den Glasscheiben geschmolzen. Die Berge wurden immer höher – eine Anhäufung der höchsten Gipfel, die Harman jemals gesehen hatte, viel dramatischer als die Berge in der Umgebung der Golden Gate bei Machu Picchu. Die Seilbahn folgte einer hohen Kammlinie; links von ihnen fiel ein Gletscher immer tiefer ab. In diesem Augenblick rumpelte die Gondel durch einen weiteren *Eiffelbahn*-Turm, und Harman musste sich am Tisch festhalten, als die zweistöckige Gondel schaukelte, hüpfte, knirschend gegen Eis stieß und dann knarrend weiter aufwärts fuhr.

Der Turm blieb hinter ihnen zurück. Harman lehnte sich an das kalte Glas und sah zu, wie er zurückwich – dieser Turm war nicht schwarz wie die anderen, sondern silbern, er glänzte in der Sonne, und seine eisernen Bogen und Träger zeichneten sich deutlich ab, wie ein Spinnennetz im Morgentau. *Eis*, dachte

Harman. Er schaute in die andere Richtung, nach rechts, dorthin, wo die Drahtseile immer weiter nach oben führten, und sah die weiße Wand des erstaunlichsten Berges, den er sich vorstellen konnte – nein, er überstieg seine Vorstellungskraft. Westlich von ihm ballten sich Wolken, sie häuften sich an einem Kamm, der so gezackt und gnadenlos aussah wie ein Kampfmesser. Die Wand, zu der sie emporstiegen, war mit Gestein, Eis und weiterem Gestein gebändert, eine Gipfelpyramide aus weißem Schnee und glänzendem Eis. Die Seilbahn rutschte knirschend über vereiste Drahtseile, die auf einer Kammlinie östlich dieses unglaublichen Gipfels verliefen. Harman sah einen weiteren Turm auf einem steil emporstrebenden Grat hoch über ihnen; die nach oben steigenden Kabel verbanden diesen Kamm mit der höheren Bergspitze. Hoch darüber – auf dem Gipfel des unglaublich hohen Berges und um ihn herum – erhob sich der vollkommenste weiße Kuppelbau, den er sich vorstellen konnte. Die Morgensonne tauchte seine Oberfläche in helles Gold, seine zentrale Masse war von vier weißen *Eiffelbahn*-Türmen umrahmt, und der gesamte Komplex ruhte auf einem weißen Fundament, das über die senkrecht abfallende Wand des Berges auskragte und durch mindestens sechs schlanke Hängebrücken, die sich ins Leere wölbten, mit den umliegenden Gipfeln verbunden war. Jede der Brücken war hundertmal höher, schmaler und eleganter als die Golden Gate bei Machu Picchu.

»Wie heißt dieser Berg?«, flüsterte Harman.

»Chomolungma«, sagte Prospero. »Muttergöttin der Erde.«

»Dieses Bauwerk auf dem Gipfel...«

»Rongbok Pumori Chu-mu-lang-ma Feng Dudh Kosi Lhotse-Nuptse Khumbu aga Ghat-Mandir Khan Ho Tep Rauza«, sagte der Magier. »Hier in der Gegend Taj Moira genannt. Dort machen wir Halt.«

47

In jener ersten kalten, regnerischen Nacht, die Daeman auf dem Hungerstein verbrachte, kamen die Voynixe nicht zu Hunderten oder Tausenden heraufgekrabbelt. Auch in der zweiten Nacht griffen sie nicht an. Am Abend des dritten Tages waren alle von Hunger geschwächt oder ernsthaft krank – sie litten unter Erkältungen, Grippe, beginnender Lungenentzündung oder ihren Verwundungen; Daemans linke Hand schmerzte und pochte mit einer Übelkeit erregenden Hitze, wo der *Calibani* in Paris-Krater ihm zwei Finger abgebissen hatte, und ihm war meist schwindlig –, aber die Voynixe kamen immer noch nicht.

Ada war an jenem zweiten Tag auf dem Stein wieder zu sich gekommen. Sie hatte zahlreiche Verletzungen davongetragen – Schnittwunden, Abschürfungen, ein gebrochenes rechtes Handgelenk, zwei gebrochene Rippen auf der linken Seite –, aber die einzigen lebensbedrohlichen waren eine schwere Gehirnerschütterung und die Rauchvergiftung gewesen. Sie war schließlich mit schrecklichen Kopfschmerzen, einem rauen Husten und verschwommenen Erinnerungen an die letzten Stunden des Ardis-Massakers erwacht, aber bei klarem Verstand. Mit ausdrucksloser Stimme war sie die Liste der Freunde

durchgegangen, von denen sie nicht genau wusste, ob sie ihren Tod nur geträumt oder wirklich miterlebt hatte; und nur ihre Augen reagierten, als Greogi mit seiner Litanei antwortete.

»Petyr?«, sagte sie leise und versuchte, das Husten zu unterdrücken.

»Tot.«

»Reman?«

»Tot.«

»Emme?«

»Zusammen mit Reman gestorben.«

»Peaen?«

»Tot. Ein Steinwurf hat ihr die Brust zerschmettert, und sie ist hier auf dem Hungerstein gestorben.«

»Salas?«

»Tot.«

»Oelleo?«

»Tot.«

Und so fort, weitere zwei Dutzend Namen, bis Ada auf den schmutzigen Rucksack zurücksank, der ihr als Kissen diente. Unter den verschmierten Ruß- und Blutflecken war ihr Gesicht so weiß wie Pergament.

Daeman war da; er lag auf den Knien, und das Setebos-Ei leuchtete unbeachtet in seinem Rucksack. Er räusperte sich. »Ein paar wichtige Leute haben überlebt, Ada«, sagte er. »Boman ist hier... und Kaman. Kaman war einer von Odysseus' ersten Schülern, und er hat alles über Militärgeschichte gesiglt, was er finden konnte. Laman hat bei der Verteidigung von Ardis vier Finger der rechten Hand verloren, aber er ist hier, und

er lebt noch. Loes und Stoman sind ebenfalls hier, außerdem einige von denen, die ich auf meine Fax-Warnungs-Expedition geschickt habe – Caul, Oko, Elle und Edide. Oh, und Tom und Siris haben es auch beide geschafft.«

»Das ist gut«, sagte Ada und hustete. Tom und Siris waren Ardis' beste Heilkundige.

»Aber von der medizinischen Ausrüstung oder den Medikamenten konnten wir nichts retten«, sagte Greogi.

»Und was haben wir?«, fragte Ada.

Greogi zuckte die Achseln. »Die Waffen, die wir bei uns hatten, aber nicht genug Flechette-Munition. Die Kleidung, die wir am Leib tragen. Ein paar Planen und Decken, unter denen wir uns während der letzten drei kalten Regennächte zusammengekauert haben.«

»Seid ihr nach Ardis zurückgeflogen, um die Gefallenen zu beerdigen?«, fragte Ada. Ihre Stimme war fest, bis auf das raue Krächzen und Husten.

Greogi warf Daeman einen raschen Blick zu und schaute dann weg, über den Rand des hoch liegenden Felsplateaus hinaus, auf dem sie sich zusammendrängten. »Geht nicht«, sagte er mit sonorer Stimme. »Wir haben's versucht. Die Voynixe warten auf uns – greifen uns aus dem Hinterhalt an.«

»Konntet ihr noch weitere Vorräte aus Ardis Hall holen?«, fragte die verletzte Frau.

Greogi schüttelte den Kopf. »Nichts von Bedeutung. Ardis existiert nicht mehr, Ada. Es ist alles weg.«

Ada nickte nur. Mehr als zweitausend Jahre ihrer Familiengeschichte, der Stolz der ganzen Dynastie, niedergebrannt und für

immer verloren. Sie dachte jetzt nicht an Ardis Hall, sondern an die Überlebenden, die verletzt und frierend auf diesem elenden Hungerstein gestrandet waren. »Was habt ihr getan, um Nahrung und Wasser zu beschaffen?«

»Wir haben Regenwasser in Plastikplanen aufgefangen und mit dem Sonie ein paar schnelle Jagdausflüge gemacht«, sagte Greogi, offensichtlich froh, das Thema wechseln zu können und nicht mehr über die Toten sprechen zu müssen. »Meistens haben wir Kaninchen erwischt, aber gestern Abend haben wir einen Elch geschossen. Wir sind immer noch dabei, Flechettes aus ihm rauszuziehen.«

»Weshalb haben die Voynixe uns noch nicht endgültig erledigt?«, fragte Ada, aber ihre Stimme klang nicht sonderlich wissbegierig.

»Tja«, sagte Daeman, »das ist eine gute Frage.« Er hatte in diesem Punkt seine eigene Theorie, aber es war noch zu früh, den anderen davon zu erzählen.

»Angst haben sie jedenfalls nicht vor uns«, meinte Greogi. »In den Wäldern da unten müssen zwei- bis dreitausend der verdammten Kreaturen sein, und wir haben nicht genug Flechette-Munition, um mehr als ein paar hundert zu töten. Wenn sie wollen, können sie jederzeit den Felsen heraufkommen. Sie haben es einfach noch nicht getan.«

»Den Faxknoten habt ihr ausprobiert«, sagte Ada. Es war eigentlich keine Frage.

»Die Voynixe haben uns dort aufgelauert.« Greogi blinzelte in den blauen Himmel hinauf. Dies war der erste sonnige Tag, den sie hier erlebten, und alle versuchten, Kleider und Decken zu trocknen, indem sie sie wie Signalplanen auf den flachen paar

hundert Quadratmetern Felsboden des Hungerstein-Gipfels ausbreiteten, aber es war trotzdem ein bitterkalter Winter, schlimmer als jeder andere, an den sich die Bewohner von Ardis erinnern konnten, und jeder bibberte im schwachen Sonnenschein.

»Wir haben Versuche angestellt«, sagte Daeman. »Wir können zwölf Personen auf dem Sonie unterbringen – doppelt so viele wie vorgesehen –, aber wenn es mehr sind, weigert sich die KI der Maschine zu starten. Und es ist ganz schön knifflig, sie mit zwölf Mann zu fliegen.«

»Was habt ihr gesagt, wie viele es bis hierher geschafft haben?«, fragte Ada. »Nur fünfzig?«

»Dreiundfünfzig«, sagte Greogi. »Neun von ihnen – darunter auch du, bis heute Morgen – waren zu krank oder zu schwer verletzt, um irgendwohin zu fliegen.«

»Jetzt sind es nur noch acht«, sagte Ada mit fester Stimme. »Das wären fünf Sonie-Flüge, um alle zu evakuieren – vorausgesetzt, die Voynixe greifen nicht an, sobald wir mit der Evakuierung beginnen, und vorausgesetzt, wir wüssten, wohin.«

»Ja, vorausgesetzt, wir wüssten, wohin«, sagte Greogi.

Als Ada wieder eingeschlafen war – eingeschlafen, versicherte ihnen Tom, nicht in ein halbes Koma gefallen wie zuvor –, nahm Daeman seinen Rucksack, sorgfältig darauf bedacht, ihn nicht zu nah am Körper zu halten, und ging damit zum Rand des Hungerstein-Gipfels hinüber. Er konnte die Voynixe dort unten sehen; ihre ledrigen Höcker und ihre kopflosen, silbrigen Körper bewegten sich unter den Bäumen. Hin und wieder überquerte eine Gruppe von ihnen offenbar zielstrebig die weit-

läufige Wiese an der Südseite des Hungersteins. Keiner von ihnen schaute nach oben.

Greogi, Boman und die dunkelhaarige Frau namens Edide kamen herbei, um zu sehen, was er machte.

»Na, willst du runterspringen?«, fragte Boman.

»Nein«, sagte Daeman, »aber ich wüsste gern, ob ihr hier oben ein Seil habt, das lang genug ist, damit ihr mich bis knapp außer Reichweite der Voynixe hinunterlassen könnt?«

»Wir haben etwas mehr als dreißig Meter Seil«, antwortete Greogi. »Aber damit wärest du noch zwanzig bis fünfundzwanzig Meter über den Mistkerlen – was sie allerdings keineswegs bremsen würde, wenn sie raufklettern und dich schnappen wollten. Warum zum Teufel willst du runter zu ihnen?«

Daeman hockte sich hin, stellte den Rucksack auf den Steinboden und zog Setebos' Ei heraus. Die anderen hockten sich ebenfalls hin und starrten es an.

Noch bevor sie Fragen stellen konnten, erzählte ihnen Daeman, woher er es hatte.

»Warum?«, fragte Edide.

Daeman konnte nur die Achseln zucken. »Fällt wohl in die Kategorie ›In dem Moment schien es eine gute Idee zu sein‹.«

»Am Ende bezahle ich immer dafür«, sagte die kleine, dunkelhaarige Frau. Daeman glaubte, dass sie ihren vierten Zwanziger bereits hinter sich hatte. Wegen der Klinik-Verjüngungen war es natürlich schwer zu erkennen, aber ältere Altmenschen besaßen meist mehr Selbstvertrauen als die jüngeren.

Daeman klemmte das leuchtende, leicht pulsierende silberweiße Ei in eine Spalte im Gestein, damit es nicht wegrollte, und sagte: »Fasst es mal an.«

Boman versuchte es als Erster. Er legte die flache Hand an die gekrümmte Schale, wie um die Wärme in sich aufzunehmen, die sie alle daraus hervorströmen fühlten, aber dann zog der blonde Mann die Hand rasch wieder weg – als hätte er einen Schlag bekommen oder wäre von etwas gezwickt worden. »Zum Teufel, was...«

»Ja«, sagte Daeman. »Ich spüre es auch, wenn ich es berühre. Es ist, als würde das Ding einem Energie aussaugen – es saugt einem etwas aus dem Herzen. Oder aus der Seele.«

Greogi und Edide berührten es ebenfalls – beide zogen die Hand rasch wieder weg und rückten dann ein Stück von dem Ei ab.

»Vernichte es«, verlangte Edide.

»Was ist, wenn Setebos hierher kommt, weil er es sucht?«, sagte Greogi. »Mütter tun so was, weißt du, wenn man ihre Eier stiehlt. Sie nehmen es persönlich. Erst recht, wenn die Mutter ein Monstergehirn mit gelben Augen und Dutzenden von Händen ist.«

»Daran habe ich auch schon gedacht.« Daeman verstummte.

»Und?«, sagte Edide. Obwohl er sie erst seit ein paar Monaten kannte, hatte er sie stets für eine praktisch veranlagte, kompetente Person gehalten. Nicht zuletzt deshalb hatte er sie ins Team seiner Fax-Warnungs-Expeditionen zu den dreihundert Knoten aufgenommen. »Soll ich es tun?« Sie stand auf und zog sich Lederhandschuhe an. »Mal sehen, wie weit ich das ver-

dammt Ding werfen kann. Vielleicht treffe ich damit ja sogar einen Voynix.«

Daeman kaute auf seiner Lippe.

»Wir wollen auf gar keinen Fall, dass es hier auf dem Gipfel des Hungersteins schlüpft«, sagte Boman. Der Mann hielt tatsächlich seine Armbrust in der Hand und zielte damit auf das milchige Ei. »Du hast uns erzählt, was das Mutti-Papi-Ding in Paris-Krater gemacht hat. Selbst ein kleines Setebos-Baby könnte uns hier oben alle umbringen.«

»Wartet«, sagte Daeman. »Es ist ja noch nicht geschlüpft. Kann sein, dass die Kälte hier nicht reicht, um es zu töten – es lebensunfähig zu machen –, aber vielleicht verlangsamt sie seinen Reifungsprozess... oder wie immer man die Brutphase bei einem Monster-Ei nennt. Ich möchte etwas damit ausprobieren, bevor wir es vernichten.«

Sie nahmen das Sonie. Greogi flog es. Boman und Edide knieten in den hinteren Mulden, die Flechette-Gewehre im Anschlag. Das Kraftfeld war ausgeschaltet.

Voynixe regten sich im Schatten unter den Bäumen jenseits der Wiese, keine hundert Meter entfernt. Das Sonie schwebte rund dreißig Meter über der Wiese, außerhalb der Sprunghöhe der Voynixe. »Bist du sicher?«, fragte Greogi. »Die sind schneller als wir.«

Daeman nickte nur; er befürchtete, dass ihm die Stimme versagen könnte.

Das Sonie ging in den Sturzflug. Daeman sprang ab. Das Sonie zog senkrecht nach oben, wie ein Fahrstuhl, der aus einer silbernen Scheibe bestand.

Daeman hatte sich ein geladenes Flechette-Gewehr über die Schulter gehängt, aber er nahm den Rucksack ab und schob das Setebos-Ei ein Stück heraus, wobei er darauf achtete, es nicht mit bloßen Händen zu berühren. Selbst im hellen Sonnenschein leuchtete das Ding wie radioaktive Milch.

Er setzte sich in Bewegung und ging auf die Voynixe am anderen Ende der Wiese zu, als würde er ihnen ein Geschenk bringen. Die Wesen beobachteten ihn offenbar mittels der Infrarot-Sensoren in ihrer metallischen Brust. Mehrere von ihnen drehten sich, damit er im Zentrum ihres Sensorbereichs blieb. Weitere Voynixe kamen aus dem Halbdunkel des Waldes und blieben am Wiesenrand stehen.

Daeman schaute nach oben. Er sah das Sonie zwanzig Meter über ihm, sah Bomans und Edides erhobene und schussbereite Flechette-Gewehre, wusste jedoch auch, dass ein laufender Voynix auf rund hundert Stundenkilometer kam. Die Wesen konnten über ihm sein, bevor das Sonie zu ihm herabzustoßen vermochte, und wenn genug von den Kreaturen an dem Angriff teilnahmen, würde ihn nicht einmal der beste Feuerschutz retten.

Daeman ging weiter. Das leuchtende Setebos-Ei ragte halb aus seinem Rucksack, wie ein Zwanziger-Geschenk, das aus seiner Verpackung lugte. Einmal verlagerte sich das Ei – Daeman erschrak derart über die innere Bewegung und den helleren Lichtschein, dass er das Ding beinahe fallen gelassen hätte, aber er hielt es am abgenutzten und schmutzigen Stoff seines Rucksacks fest. Nachdem er einen Moment lang damit herumgefummelt hatte, ging er weiter. Er war jetzt so nahe bei den versammelten Voynixen, dass er den Gestank der Wesen nach altem Leder und Rost beinahe riechen konnte.

Beschämt bemerkte Daeman, dass seine Arme und Beine ein wenig zitterten. *Ich war halt nicht klug genug, um mir eine andere Möglichkeit einfallen zu lassen*, dachte er. Aber es gab keine andere Möglichkeit. Nicht angesichts des ernstesten Zustands, in dem sich so viele der Überlebenden von Ardis befanden – nicht angesichts des Hungers und der Austrocknung, die ihnen drohten.

Er war jetzt höchstens noch fünfzehn Meter von der Schar der dreißig oder mehr Voynixe entfernt. Daeman hob das Setebos-Ei wie einen Talisman in die Höhe und ging schnurstracks auf sie zu.

Als er noch zehn Meter entfernt war, verdrückten sich die ersten Voynixe wieder in den Wald.

Daeman beschleunigte seine Schritte; er rannte jetzt beinahe. Die Voynixe wichen zu allen Seiten von ihm zurück.

Obwohl er Angst hatte, zu stolpern und das Ei zu zerbrechen – vor seinem geistigen Auge sah er das Übelkeit erregende Bild, wie das Ei zersplitterte; ein kleines Setebos-Gehirn kam auf seinen Dutzenden von Babyhänden und Stängeln herausgekrabbelt und sprang ihm ins Gesicht –, zwang er sich, auf die zurückweichenden Voynixe zuzulaufen.

Die Voynixe gingen auf alle viere herunter und rannten davon – Hunderte von ihnen flohen in alle Richtungen wie verängstigte Weidetiere auf einer prähistorischen Ebene vor Raubtieren –, und Daeman lief weiter, bis er nicht mehr konnte.

Er fiel auf die Knie, drückte den Rucksack an seine Brust und spürte, wie das Setebos-Ei sich bewegte und sich verlagerte, wie Energie von ihm zu dem Ei strömte, bis er es von sich weschob und es auf den Boden stellte – ein giftiges, böses Ding.

Greogi landete mit dem Sonie. »Mein Gott«, sagte der kahlköpfige Pilot. »Mein Gott.«

Daeman nickte. »Bringt mich zum Fuß des Hungersteins zurück. Ich warte dort mit dem Ei, während ihr alle, die zum Faxknoten-Pavillon laufen können, mit dem Sonie herunterholt. Ich werde den Zug anführen. Ihr könnt die Schwachen und Verwundeten einladen und uns in der Luft begleiten.«

»Was...«, begann Edide und verstummte. Sie schüttelte den Kopf.

»Ja«, sagte Daeman. »Ich habe an die Leichen der Voynixe gedacht, die in dem blauen Eis in Paris-Krater eingefroren waren. Das Eis hat sie erwischt, als sie von Setebos *wegliefen*.«

Er saß am Rand des Sonies, den Rucksack auf dem Schoß, während sie in angenehmen zwei Metern Höhe über dem Boden zum Hungerstein zurückschwebten. Weder unter den Bäumen noch auf der Wiese waren Voynixe zu sehen.

»Wohin werden wir faxen?«, fragte Boman.

»Ich weiß es nicht«, sagte Daeman. Er war sehr müde. »Das überlege ich mir, wenn wir auf der Straße von Ardis zum Pavillon sind.«

48

»Du wirst eine Thermohaut brauchen«, sagte Prospero. »Warum?« Harmans Stimme klang geistesabwesend. Er schaute durch die Glasfenster auf die wunderschöne Dreifachkuppel und die Marmorbogen des Taj Moira hinaus. Das Seilbahn-

Haus hatte seinen Platz im südöstlichen *Eiffelbahn*-Turm eingenommen – einem von vieren an den Ecken des riesigen, auskragenden Marmorplatzes, der dieses prachtvolle Bauwerk über dem Gipfel des Chomolungma trug. Harmans Schätzung nach war der *Eiffelbahn*-Turm etwas über dreihundert Meter hoch, und das von Zwiebelkuppeln gekrönte weiße Bauwerk war noch einmal um die Hälfte höher.

»Wir befinden uns hier in einer Höhe von achttausendacht-hundertachtundvierzig Metern«, sagte der Magier. »Da draußen ist eher ein Vakuum als Luft. In der Sonne beträgt die Temperatur vierunddreißig Grad minus. Diese sanfte Brise weht mit fünfzig Knoten. Im Wandschrank neben dem Bett hängt eine blaue Thermohaut. Geh hinauf und zieh sie an. Du wirst deine Überkleidung und deine Stiefel brauchen. Sag mir Bescheid, wenn du deine Osmosemaske aufgesetzt hast – ich muss den Druck in der Gondel verringern, bevor wir die Tür auf dem Zwischengeschoss öffnen.«

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl von der Plattform in über dreihundert Meter Höhe nach unten. Harman betrachtete die Streben, Bogen und Träger des Turms, als sie an ihnen vorbeikamen, und musste lächeln. Das Geheimnis der Weißfärbung dieses Turms war prosaisch: weiße Farbe auf demselben dunklen Eisen und Stahl wie bei den anderen *Eiffelbahn*-Bauten. Er spürte, wie der Fahrstuhl und der gesamte Turm unter den heulenden Winden erbebte, und erkannte, dass die Farbe hier binnen Monaten oder Wochen abgeschauert sein musste statt binnen Jahren; er versuchte sich das Malerteam vorzustellen, das hier oben permanent im Einsatz sein musste, gab es dann jedoch auf. Es war dumm.

Er gehorchte dem Magier jetzt, weil er dadurch aus dem Gefängnis der Seilbahn herauskam. Irgendwo hier in diesem wahnwitzigen Tempel, Palast, Grabmal oder was auch immer auf diesem wahnwitzig hohen Berg würde er einen Weg zurück zu Ada finden. Wenn Ariel ohne Faxknoten-Pavillon faxen konnte, dann konnte er das auch. Irgendwie.

Harman folgte Prospero vom Fahrstuhl am Fuß des Turms über die weite Fläche aus rotem Sandstein und weißem Marmor zum Eingang des Kuppelbaus hinüber. Der Wind drohte ihn von den Füßen zu wehen, aber aus irgendeinem Grund war kein Eis auf dem ungeschützten Sandstein und Marmor.

»Spüren Zauberer die Kälte nicht? Brauchen sie keine Luft?«, rief er dem alten Mann in dem flatternden blauen Gewand zu.

»Nicht im Geringsten«, sagte der Magier. Der Wind, stark wie ein Jetstream, wehte sein Gewand und den Kranz langer, grauer Haare auf seinem größtenteils kahlen Schädel zur Seite. »Eines der Privilegien des Alters«, rief er über das Heulen des Windes hinweg.

Harman bog nach rechts ab, die Arme ausgebreitet, um im Wind das Gleichgewicht zu bewahren, und ging zu dem niedrigen Marmorgeländer hinüber – es war höchstens sechzig Zentimeter hoch –, das um den riesigen Platz aus Sandstein und Marmor lief wie eine niedrige Bank um einen Skaterring.

»Wo willst du hin?«, rief Prospero. »Sei vorsichtig da drüben!«

Harman erreichte den Rand und schaute hinunter.

Später, als er die Karten studierte, erkannte er, dass er von diesem Berg namens Chomolungma oder Chu-mu-lang-ma Feng oder Qomolangma Feng oder Ho Tepma Chini-ka-Rauza

oder Everest, je nach Alter und Ursprung der Karte, nach Norden geblickt haben musste, und dass er dort am Geländer viele hundert Kilometer weit – und fast neun Kilometer tief – in Länder hinausgeschaut hatte, die früher einmal Khans Neuntes Königreich, Tibet oder China geheißen hatten.

Es war der Blick nach *unten*, der Harman bis in die Eingeweide traf.

Das Taj Moira war im Grunde ein städtischer Wohnblock aus Sandstein und Marmor, der auf dem Gipfel der Muttergöttin der Welt saß wie ein Tablett auf einem spitzen Stein, wie ein auf eine Nadel gespießtes Stück Papier. Als technische Leistung war die freitragende Buckykarbon-Plattform eindrucksvoll bis hin zur Unmöglichkeit – die Prahlerei eines Götterkindes.

Harman stand an dem sechzig Zentimeter hohen und fünfundzwanzig Zentimeter breiten »Geländer« und starrte mehr als achttausendachthundert Meter senkrecht nach unten, während ihn der Jetstream in seinem Rücken mit aller Kraft in die endlose Leere zu schieben versuchte. Später würden ihm Karten verraten, dass er auf andere Berge geschaut hatte, die Namen trugen, sowie auf den östlichen und westlichen Rongbuk-Gletscher und weit dahinter, dort, wo sich die Erde allmählich wegkrümmte, die braunen Ebenen Chinas, aber nichts von alledem spielte jetzt eine Rolle. Geschoben von den starken Armen des heulenden Windes, schaute Harman, der die Arme wie Windmühlen kreisen ließ, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, *fast neun Kilometer senkrecht in die Tiefe – von einem Überhang!*

Er fiel auf Hände und Knie und begann, zu dem Tempelgrab und dem wartenden Magier zurückzukrabbeln. Knapp zehn

Meter vor dem riesigen Eingang erhob sich ein kleiner, spitzer Felsbrocken – höchstens anderthalb Meter hoch – von den quadratischen Marmorplatten; er endete in einer fünfundsiebzig Zentimeter hohen Eispyramide. Vor Prosperos Augen – der Zauberer hatte die Arme verschränkt und trug ein kleines Lächeln im Gesicht – schlang Harman die Arme um den dekorativen Stein und benutzte dessen Unvollkommenheiten, um sich wieder auf die Beine zu ziehen. Er schmiegte sich weiter an den Stein, die Arme darum geschlungen, und sein Kinn lag auf der eisigen Spitze. Er hatte schreckliche Angst, dass er schon bei einem einzigen Blick zurück zu dem fernen niedrigen Mäuerchen und der schwindelerregenden Tiefe einen überwältigenden Drang verspüren würde, zu diesem Mäuerchen zu rennen und darüber hinwegzuspringen. Er schloss die Augen.

»Willst du den ganzen Tag dort bleiben?«, fragte der Magier.

»Schon möglich«, sagte Harman, ohne die Augen zu öffnen. Nach einer Weile rief er über den zunehmenden Wind hinweg: »Was ist das überhaupt für ein Stein? Irgendein Symbol? Ein Denkmal?«

»Es ist der Gipfel des Chomolungma«, sagte Prospero. Der Magier drehte sich um und ging in den offenen, elegant überwölbten Eingang des Bauwerks hinein, das er Rongbok Pumori Chu-mu-lang-ma Feng Dudh Kosi Lhotse-Nuptse Khumbu aga Ghat-Mandir Khan Ho Tep Rauza genannt hatte. Harman sah, dass eine halb durchlässige Membran den Eingang schützte – sie hatte sich gekräuselt, als der Magier hindurchgegangen war, ein weiteres Zeichen, dass Harman es diesmal nicht nur mit einem Hologramm zu tun hatte.

Eine Weile später ging Harman, der immer noch seinen Felsbrocken-Gipfel umklammerte und dessen Kapuzengläser und Osmosemaske wegen der peitschenden Schneeböen, die seinen Körper wie eisige Raketengeschosse trafen, fast vollständig vereist waren, der Gedanke durch den Kopf, dass es in diesem Bauwerk, jenseits des halb durchlässigen Kraftfelds, wahrscheinlich warm war. *Warm.*

Die letzten zehn Meter zur Tür krabbelte er nicht, aber er ging gebückt, mit gesenktem Kopf, die Handflächen nach unten ausgestreckt, *bereit* zu krabbeln.

In dem riesigen offenen Raum unter der Kuppel führte eine Eisentreppe zu einer Reihe von Zwischengeschossen hinauf, die jeweils durch eine weitere Eisentreppe mit dem nächsten Zwischengeschoß verbunden waren und die Innenwand der sich einwärts krümmenden Kuppel säumten, hundert Ebenen oder Stockwerke hoch, bis dorthin, wo die dunstige Luft und die Entfernung den obersten Bereich der Kuppel verbargen. Was bei der Anfahrt mit der Seilbahn und vom *Eiffelbahn*-Turm aus wie kleine Öffnungen in der Kuppel ausgesehen hatte – kaum mehr als dekorative Elemente im weißen Marmor –, erwies sich nun als eine Vielzahl von Plexiglasfenstern, von denen Lichtschäfte herabfielen, die helle Quadrate, Rechtecke und Trapezoide über die in dickes Leder gebundenen Bücher wandern ließen.

»Was meinst du, wie lange du brauchen würdest, um all das zu signl?«, fragte Prospero, während er sich, auf seinen Stock gestützt, im Kreis drehte, um die vielen Zwischengeschosse mit Büchern zu betrachten.

Harman öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und schloss ihn dann wieder. Wochen? Monate? Selbst wenn er von einem Buch zum anderen ging und seine Handfläche nur lange genug darauf legte, um zu sehen, wie die goldenen Wörter über seine Finger und Arme liefen, konnte es Jahre dauern, diese Bibliothek zu sign. Schließlich sagte er: »Du hast mir erzählt, die Funktionen wären in der *Eiffelbahn* und ihrer Umgebung nicht aktiv. Haben sich die Regeln geändert?«

»Wir werden sehen«, sagte der Magier. Er ging tiefer in den Kuppelbau hinein. Sein Stock klopfte auf den weißen Marmor, und das Geräusch hallte von den Wänden und der hohen Decke der akustisch perfekten Kuppel wider.

Harman merkte, dass es hier *warm* war. Er nahm die Thermo-haut-Kapuze ab und zog die Handschuhe aus.

Das Innere des Kuppelbaus war durch ein Labyrinth weißer Marmor-Trennwände, die nur zweieinhalb Meter hoch waren und wegen ihrer gitterartigen, filigranen Konstruktion und der zahllosen eleganten ovalen, herz- und blattförmigen Öffnungen keinen vollständigen Sichtschutz bildeten, in getrennte Bereiche, wenn auch nicht Räume im eigentlichen Sinn, unterteilt. Harman bemerkte, dass die Außenwände im unteren Bereich der Kuppel bis zu einer Höhe von etwa zwölf Metern, wo das erste Zwischengeschoss begann, vollständig mit Reliefs aus Blumen, Ranken und kunstvollen, teilweise fantastischen Pflanzen bedeckt waren, denen eingesetzte Juwelen noch mehr Glanz verliehen. Dasselbe galt für die marmornen Trennwände. Harman legte die Hand an eine der Marmor-Abtrennungen, während Prospero ihn durch das Labyrinth führte – es war tatsächlich ein echtes Labyrinth –, und stellte fest, dass seine Hand, ganz gleich, wohin er sie legte, immer zwei oder drei der

Muster zugleich bedeckte und dass immer mehrere kostbare Steine unter seinen Fingern lagen. Einige der Blumenmuster bildeten Quadrate mit einer Kantenlänge von nicht einmal zweieinhalb Zentimetern und schienen fünfzig oder sechzig winzige Einlegestücke zu enthalten.

»Was sind das für Steine?«, fragte Harman. In seinem Bekanntenkreis hatte man gern kostbare Steine als Schmuck getragen, die stets die Roboter-Servitoren besorgt hatten, aber er hatte sich nie gefragt, woher sie kamen.

»Diese... Steine...«, sagte Prospero, »sind unter anderem Achate, Jaspisse, Lapislazuli, Blutjaspisse und Karneole – allein das schlichte kleine Nelkenblatt auf dieser Trennwand, auf das ich gerade die Hand gelegt habe, enthält mehr als fünfunddreißig Sorten Karneole, siehst du?«

Harman sah es. Dieses Bauwerk war schwindelerregend. Lichttrapezoide zogen langsam über die Westwand unter den Büchern, und die abertausend kostbaren Steine, die darin eingelegt waren, ließen den Marmor funkeln, glänzen und schimmern.

»Was ist das für ein Gebäude?« Harman merkte, dass er flüsterte.

»Er wurde als Mausoleum erbaut... als Grabstätte«, antwortete der Magier, während er schwungvoll einen weiteren Knotenpunkt aufeinander stoßender weißer Marmor-Trennwände durchmaß und Harman ins Zentrum des großen Raums führte, als wären in dem Labyrinth gelbe Pfeile auf den Boden gemalt. Sie blieben vor dem überwölbten Eingang zu einem inneren Rechteck im Zentrum des Irrgartens aus Hunderten von

Trennwänden stehen. »Kannst du lesen, was auf dieser Stele steht, Harman von Ardis?«

Harman betrachtete sie aufmerksam in dem milchigen Licht. Die in den Marmor gemeißelten Lettern waren seltsam geformt – verschnörkelt und kunstvoll, keine geraden Linien, wie er sie aus den Büchern kannte –, aber der Text war in Standard-Weltenglisch verfasst.

»Lies es laut vor«, sagte der Zauberer.

»Tritt ehrfürchtig ein in die erhabene Grabstätte des Khan Ho Tep, Herrscher über Asien und Beschützer der Erde, und seiner Braut, der geliebten, von aller Welt verehrten Lias Lo Amumja. Sie verließ diese vergängliche Welt in der vierzehnten Nacht des Monats Rahab-Septem im Jahr des Khanats 987. Sie und ihr Gebieter wohnen nun im gestirnten Himmel und wachen über dich, der du hier eintrittst.«

»Was denkst du?«, fragte Prospero, der unter dem kunstvollen überwölbten Eingang stand, wo das Zentrum des Labyrinths sich zum noch unsichtbaren Innersten öffnete.

»Über die Inschrift oder über diese Stätte?«

»Beides«, sagte der Magier.

Harman rieb sich das Kinn und die Wange. Er spürte die Bartstoppeln. »Dieses Bauwerk ist... *falsch*. Zu groß. Zu prachtvoll. Überdimensioniert. Abgesehen von den Büchern.«

Prospero lachte, und das Geräusch wurde erst einmal, dann noch einmal zurückgeworfen. »Ich stimme dir zu, Harman von Ardis. Dieses Bauwerk wurde gestohlen – die Idee, die Konstruktion, die Einlegearbeiten, das Schachbrettmuster des Hofes draußen –, alles gestohlen, bis auf die Zwischengeschosse mit den Büchern, die dort sechshundert Jahre später von Rajahar

dem Stillen eingebaut wurden, einem entfernten Nachkommen des gefürchteten Khan Ho Tep. Der Khan hatte den Bauplan des ursprünglichen Taj Mahal um mehr als das Zehnfache vergrößern lassen. Dieses ursprüngliche Bauwerk war schön, ein wahres Zeugnis der Liebe – aber von ihm ist nichts geblieben, weil der Khan es in Schutt und Asche legen ließ; er wollte nämlich, dass nur dieses Mausoleum in Erinnerung blieb. Diese Stätte ist in erster Linie ein Denkmal für erbärmliche Maßlosigkeit.«

»Die Lage ist... interessant«, sagte Harman leise.

»Ja«, sagte Prospero und zog seine blauen Ärmel hoch. »Diese kluge Bemerkung über Immobilienbesitz ist heute ebenso zutreffend wie zu Odysseus' Zeit – Lage, Lage und nochmals Lage. Komm.«

Sie betraten das Innerste des Labyrinths, eine leere Marmorfäche mit einer Seitenlänge von vielleicht hundert Metern und einem hellen, spiegelnden Teich in der Mitte, wie es Harman schien. Prosperos Gehstock erzeugte hallende Klopflaute, als sie langsam zum Zentrum gingen.

Es war kein spiegelnder Teich.

»Heilige Mutter Gottes«, rief Harman und trat vom Rand zurück.

Es schien ein Abgrund zu sein. Links, nur gerade eben sichtbar, ragte die senkrechte Nordwand des Berges auf, aber unter ihnen – vielleicht zwölf Meter unterhalb des Fußbodens – schien ein Sarkophag aus Holz und Glas mitten in der Luft zu schweben, hoch über dem zerklüfteten Gletscher neun Kilometer unter ihnen. In dem Sarkophag lag eine nackte Frau. Eine schmale Wendeltreppe aus weißem Marmor schlängelte sich

zur Ebene des Sarkophags hinab, die letzte Stufe schien über der Leere zu hängen.

Es kann nicht offen sein, dachte Harman. Keine Jetstream-Böen, kein brüllender Höhenwind kam durch die Öffnung im Boden herauf. Der Sarkophag musste auf *irgendetwas* stehen. Harman kniff die Augen zusammen und machte Facetten aus, eine Vielzahl nahezu unsichtbarer Polyeder. Die Grabkammer bestand aus einem unglaublich transparenten Kunststoff, Kristall oder Glas. Aber weshalb hatte er diesen Sarkophag und die Treppe nicht schon eher gesehen, während ihres Aufstiegs mit der Seilbahn oder...

»Die Gruft ist von außen unsichtbar«, sagte Prospero leise. »Hast du dir die Frau schon angesehen?«

»Die geliebte Lias Lo Amumja?« Harman war nicht sonderlich daran interessiert, eine nackte Leiche zu betrachten. »Die diese vergängliche Welt wann auch immer verlassen hat? Und wo ist der Khan? Hat er seine eigene Kammer?«

Prospero lachte. »Khan Ho Tep und seine geliebte Lias Lo Amumja, Tochter Cezar Amumjas vom zentralafrikanischen Reich – glaub mir, Harman von Ardis, sie war ein elendes Miststück, eine echte Xanthippe – wurden keine zwei Jahrhunderte, nachdem man sie hier bestattet hatte, über Bord geworfen.«

»Über Bord geworfen?«

»Perfekt konservierte Leichen, ohne viel Federlesens über eben jene Mauer geworfen, über die du vor einer halben Stunde geschaut hast«, sagte Prospero. »Über Bord geworfen wie der Abfall vom Vortag auf einem Trampschiff. Die Nachfolger und Nachfolgerinnen des Khans – alle auf ihre Weise jeweils unbedeutender als ihre Vorgänger – wollten hier ebenfalls für alle

Ewigkeit begraben sein... eine Ewigkeit, die so lange dauerte, bis der nächste Khan-Nachfolger den bestmöglichen Platz im Mausoleum für sich beanspruchte.«

Harman konnte es sich vorstellen.

»So war es jedenfalls bis vor eintausendvierhundert Jahren«, fuhr Prospero fort und richtete den Blick seiner blauen Augen wieder auf den Sarkophag aus Glas und Holz vier Stockwerke unter ihnen. »Diese Frau war wirklich die Geliebte eines Mächtigen, und sie ruht hier seit vierzehn Jahrhunderten, ungestört. Schau sie dir an, Harman von Ardis.«

Harman hatte in die ungefähre Richtung des Sarkophags geschaut, sich jedoch bemüht, den Körper nicht anzustarren. Die Frau war zu nackt für seinen Geschmack – sie sah zu jung aus, um tot zu sein, ihr Körper war noch rosa und blass, ihre Brüste fielen zu sehr ins Auge; die Brustwarzen sahen selbst aus einer Entfernung von zwölf Metern rosig aus; die kurzen Haare auf ihrem Kopf, ein schwarzes Komma auf weißen Satinkissen, das üppige Haardreieck an ihrem Unterleib, ein weiteres schwarzes Komma; die dunklen Brauen, die kräftigen Züge, der breite Mund, all das wirkte selbst aus dieser Entfernung beinahe... vertraut.

»Heilige Mutter Gottes«, rief Harman zum zweiten Mal an diesem Vormittag, aber diesmal so laut, dass sein Ruf von der Kuppel zurückgeworfen wurde und von den Zwischengeschossen mit den Büchern und dem weißen Marmor widerhallte.

Sie war jünger – viel jünger –, das Haar schwarz statt grau, der Körper fest und jung statt von den langen Jahrhunderten zu jenen müden Linien und Falten verzogen, die ihre hautenge

Thermohaut nicht vor Harmans Blicken hatte verbergen können, aber ihr Gesicht besaß dieselbe Kraft, die Wangenknochen waren genauso ausgeprägt, die Augenbrauen genauso kühn geschwungen, das Kinn genauso entschlossen. Es gab keinen Zweifel.

Es war Savi.

49

»Wo *sind* sie denn alle?«, fragt der fußschnelle Peleussohn Achilles, während er Hephaistos über den grasbewachsenen Gipfel des Olympos folgt.

Der blonde Männertöter und Hephaistos, Gott des Feuers und oberster Handwerker aller Götter, gehen am Ufer des Caldera-Sees entlang von der Halle des Heilers zur Großen Halle der Götter. Die anderen mit weißen Säulen verzierten Häuser der Götter wirken dunkel und verlassen. Am Himmel ist kein einziger Streitwagen zu sehen. Keine Unsterblichen spazieren auf den vielen gepflasterten Gehwegen entlang, die von niedrigen, gelb leuchtenden Lampen – keinen Fackeln, wie Achilles bemerkt – beschienen werden.

»Das habe ich dir doch schon gesagt«, antwortet Hephaistos. »Ist die Katze aus dem Haus, tanzen die Mäuse auf dem Tisch. Fast alle sind unten auf der Ilium-Erde, um im letzten Akt eures schäbigen kleinen trojanischen Krieges mitzuspielen.«

»Wie entwickelt sich das Kriegsgeschehen?«, fragt Achilles.

»Da du nicht dort bist, um Hektor zu töten, verpassen die Trojaner deinen Myrmidonen und all den anderen Achäern, Argeiern und wie immer sie heißen mögen, eine ordentliche Tracht Prügel.«

»Agamemnon und seine Männer ziehen sich zurück?«, fragt Achilles.

»Ganz recht. Als ich das letzte Mal nachgeschaut habe – erst vor ein paar Stunden, kurz bevor ich den Fehler begangen habe, die Schäden an meiner gläsernen Rolltreppe zu begutachten und mich auf einen Ringkampf mit dir einzulassen –, habe ich im Holo-Pool in der Großen Halle gesehen, dass Agamemnons Angriff auf die Stadtmauern erneut fehlgeschlagen war und dass die Achäer sich zu ihren Verteidigungsgräben bei den schwarzen Schiffen zurückzogen. Hektor war im Begriff, sein Heer aus der Stadt zu führen, um wieder die Offensive zu ergreifen. Im Grunde läuft es darauf hinaus, wer von uns Unsterblichen in einem ernsthaften Kampf stärker ist als die anderen – und obwohl so knallharte Miststücke wie Hera und Athene für die Griechen kämpfen, ebenso wie Poseidon, der die Erde erschüttert – das ist nämlich echt sein Ding, weißt du, die Erde zu erschüttern –, gewinnt das trojanerfreundliche Team von Apollo, Ares, der raffinierten Aphrodite und ihrer Freundin Demeter die Oberhand, wie sich herausstellt. Als Heerführer ist Agamemnon ein kompletter Versager.«

Achilles nickt lediglich. Sein Schicksal ist jetzt mit Penthesilea verbunden, nicht mehr mit Agamemnon und seinen Heeren. Achilles vertraut darauf, dass seine Myrmidonen das Richtige tun werden – dass sie fliehen, wenn sie können, aber auch kämpfen und sterben, wenn es sein muss. Seit Athene – oder, wenn die Göttin der Weisheit ihm vor einigen Tagen die Wahr-

heit gesagt hat, vielmehr die als Athene verkleidete Aphrodite – seinen geliebten Patroklos ermordet hat, konzentriert sich Achilles' Blutdurst ausschließlich auf die Rache an den Göttern. Gegenwärtig hat er also zwei Ziele: seine geliebte Penthesilea wieder zum Leben zu erwecken – obwohl er weiß, dass dies nur das Resultat von Aphrodites Parfümzauber ist – und die Hündin Aphrodite zu töten. Unbewusst rückt Achilles den Götter tötenden Dolch in seinem Gürtel zurecht. Wenn Athene die Wahrheit über die Klinge gesagt hat – und Achilles hat ihr geglaubt –, wird dieses Stück quantenverschobenen Stahls Aphrodites Tod sein, wie auch der Tod jedes anderen Unsterblichen, der ihm in die Quere kommt, und sei es dieser verkrüppelte Feuergott, Hephaistos, falls er zu fliehen oder Achilles Knüppel zwischen die Beine zu werfen versucht.

Hephaistos führt Achilles zu einer Parkfläche vor der Großen Halle der Götter, wo mehr als zwanzig goldene Streitwagen auf dem Gras aufgereiht sind. Metallene Nabelschnüre schlängeln sich in eine unterirdische Ladestation. Hephaistos besteigt einen der pferdelosen Wagen und winkt Achilles zu sich herauf.

Achilles zögert. »Wohin fliegen wir?«

»Auch das habe ich dir schon gesagt. Wir besuchen die einzige Unsterbliche, die wissen könnte, wo Zeus jetzt ist.«

»Weshalb machen wir uns nicht gleich auf die Suche nach Zeus?« Achilles steigt immer noch nicht in das Gefährt. Er ist mit tausend Streitwagen gefahren – allein oder mit einem Wagenlenker –, aber noch nie mit einem geflogen, so wie er die Götter häufig über Ilium oder dem Olymp hin und her flitzen gesehen hat, und obwohl ihm die Vorstellung keine sonderliche Angst einjagt, hat er es auch nicht eilig, den Boden zu verlassen.

»Es gibt eine Technologie, die nur Zeus kennt«, erwidert Hephaistos. »Sie kann ihn vor all meinen Sensoren und Spürgeräten verbergen. Und sie ist offenkundig aktiviert worden, wenngleich wohl eher von seiner Gattin Hera als vom Gott der Götter selbst.«

»Wer ist diese andere Unsterbliche, die uns zeigen kann, wo Zeus sich verbirgt?« Achilles ist von dem heulenden Sandsturm, den wilden Blitzen und elektrostatischen Entladungen ein paar hundert Meter über ihnen abgelenkt; der planetare Sturm wirft sich gegen Zeus' den Olymp umspannendes Ägis-Kraftfeld.

»Nyx«, sagt Hephaistos.

»Nacht?« Der fußschnelle Männertöter kennt den Namen der Göttin – sie ist die Tochter von Chaos, einem der ersten empfindungsfähigen Geschöpfe, die aus dem Nichts kamen, das am Anfang der Zeit existierte, bevor die ursprünglichen Götter halfen, die Dunkelheit des Erebos von der blauen und grünen Gaia-Ordnung der Erde zu trennen – aber keine griechische, asiatische oder afrikanische Stadt, die er kennt, verehrt die geheimnisvolle Nyx-Nacht. In Legenden und Mythen heißt es, Nyx habe ganz allein, ohne von einem männlichen Unsterblichen geschwängert worden zu sein, Eris – Zwietracht –, die Moiren – die Schicksalgöttinnen –, Hypnos – Schlaf –, Nemesis – Vergeltung –, Thanatos – Tod – und die Hesperiden geboren.

»Ich dachte, Nacht wäre eine Allegorie«, setzt Achilles hinzu. »Oder nur ein großer Haufen Blödsinn.«

Hephaistos lächelt. »Selbst eine Personifizierung oder ein Haufen Blödsinn nimmt in dieser schönen neuen Welt, die die Nachmenschen, Sycorax und Prospero für uns erschaffen ha-

ben, körperliche Gestalt an«, sagt er. »Kommst du nun mit? Oder soll ich in mein Laboratorium zurückqten und mich... äh... mit deiner schlafenden Penthesilea vergnügen, während du hier oben unschlüssig herumstehst?«

»Du weißt, dass ich dich finden und töten werde, wenn du das tust«, sagt Achilles. In seiner Stimme liegt keine Drohung, sondern nur ein kühles Versprechen.

»Ja, ich weiß«, stimmt Hephaistos zu. »Deshalb frage ich dich ein letztes Mal: Kommst du nun an Bord dieses verdammten Streitwagens oder nicht?«

Sie fliegen nach Südosten, halb um die riesige Kugel des Mars herum, obwohl Achilles nicht weiß, dass es der Mars ist, den er dort unten sieht, und auch nicht, dass dieser eine Kugel ist. Aber er weiß, dass er den steilen Aufstieg über der Caldera des Olymps und die gewaltsame Durchdringung der *Ägis* hinter den vier Pferden, die beim Start wie aus dem Nichts erschienen sind, mitten hinein in den heulenden Staubsturm – und dann den Flug durch den alles verhüllenden Staubsturm und die Höhenwinde selbst – freiwillig nicht so bald noch einmal machen würde. Achilles hält sich am hölzernen und bronzenen Rand des Streitwagens fest und gibt sich alle Mühe, nicht die Augen zu schließen. Zum Glück ist der Streitwagen von einem Energiefeld umgeben – einer kleineren Ausgabe der *Ägis* oder einer Variante des unsichtbaren Körperschutzschildes, das die Götter im Kampf benutzen, vermutet Achilles –, das die beiden vor dem fliegenden Sand und den starken Winden schützt.

Dann sind sie über dem Staubsturm, unter dem schwarzen Nachthimmel, die Sterne leuchten hell, und zwei kleine Monde

ziehen so schnell über den Himmel, dass man ihre Bewegung mit den Augen verfolgen kann. Als der Streitwagen drei riesige, in einer Reihe stehende Vulkane überquert, haben sie den schlimmsten Teil des Staubsturms im Norden hinter sich gelassen, und im reflektierten Sternenlicht sind unter ihnen Landschaftsmerkmale zu sehen.

Achilles weiß natürlich, dass die Heimat der Götter auf dem Olymp in ihrer eigenen seltsamen Welt liegt – er hat auf der roten Ebene zwischen dem Olymp und dem Bran-Loch, wie es seine Moravec-Verbündeten genannt haben, acht Monate lang gekämpft, hat die lauwarmen, gezeitenlosen Wellen beobachtet, die von einem Nordmeer heranrollten, das es auf der Erde nicht gab –, aber er ist noch nie auf den Gedanken gekommen, dass die Welt der Olympier so *groß* sein könnte.

Sie fliegen hoch über eine endlose, breite, mit Wasser gefüllte Schlucht hinweg, und die Dunkelheit wird nur vom gespiegelten Sternenlicht im Wasser und ein paar sich bewegenden Laternen tief unter ihnen durchbrochen, bei denen es sich Hephaistos zufolge um die Positionslampen auf den Steine transportierenden Lastkähnen der kleinen grünen Männchen handelt. Achilles sieht keinen Grund, den Krüppel zu bitten, diese kryptische Beschreibung näher zu erläutern.

Sie fliegen über baumlose und dann bewaldete Bergketten und zahllose runde Vertiefungen hinweg – »Krater« nennt sie der Feuergott –, die teilweise erodiert oder bewaldet sind. Viele haben einen See in der Mitte, aber die meisten liegen scharf konturiert und streng im Licht der Monde und Sterne.

Sie steigen höher, bis das Pfeifen der Luft um die Mini-Ägis erstirbt und Achilles eine reine Luft atmet, die der Streitwagen

selbst abgibt. Der Sauerstoffgehalt ist so hoch, dass er sich ein wenig betrunken fühlt.

Hephaistos nennt ihm die Namen einiger der felsigen, gebirgigen oder talartigen Landschaftsmerkmale, die tief unter ihnen in der Nacht vorüberziehen. Achilles findet, dass der verkrüppelte Gott wie ein gelangweilter Fährmann klingt, der während einer Flussfahrt die Anlegestellen ausruft.

»Shalbatana Vallis«, sagt der Unsterbliche. Dann, ein paar Minuten später: »Margaratifer Terra. Meridiania Planum. Terra Sabaea. Dieses stark bewaldete Gebiet im Norden ist Schiaparelli, die Gebirgsausläufer genau vor uns heißen Huygens. Wir biegen jetzt nach Süden ab.«

Der Streitwagen hinter den vier sich bis zum Äußersten anstrengenden, ein wenig transparenten Pferden biegt nicht einfach nach Süden ab, sondern er *legt* sich in eine Kurve nach Süden, und Achilles hält sich mit aller Kraft fest, obwohl der Boden des Wagens immer – unmöglicherweise – *unten* zu sein scheint.

»Was ist das?«, fragt Achilles kurze Zeit später. Ein riesiger, kreisrunder See ist aufgetaucht, der einen großen Teil des südlichen Horizonts einnimmt. Der Streitwagen geht herunter, und obwohl hier kein Staubsturm tobt, heult die Luft dennoch.

»Das Hellas-Becken«, grunzt der Gott des Feuers. »Es hat einen Durchmesser von über zweitausend Kilometern – mehr als Pluto.«

»Pluto?«

»Das ist ein beschissener Planet, du dämlicher analphabetischer Bauerntrampel«, knurrt Hephaistos.

Achilles löst seinen tödlichen Griff um den Rand des Streitwagens, um die Hände für seine nächste Aktion frei zu haben. Er denkt daran, den verkrüppelten Gott hochzuheben, ihm über dem Knie das Rückgrat zu brechen und ihn dann aus dem Streitwagen zu werfen. Aber dann schaut Achilles über die Seite des Wagens auf die Berggipfel und die schwarzen Täler, die immer noch tief unter ihnen sind, und beschließt zu warten, bis der verkrüppelte Zwerg das Fahrzeug gelandet hat. Der See vor ihnen rückt immer näher und füllt den gesamten Süden aus. Dann überqueren sie die gebogene nördliche Küstenlinie und gehen über dem sternenbeschienenen Wasser weiter herunter. Achilles erkennt, dass die Wasserfläche, die er aus größerer Höhe für einen kreisrunden See gehalten hat, in Wirklichkeit ein kleiner, runder Ozean ist.

»Er ist zwischen drei und sechs Kilometer tief«, erklärt Hephaistos, als hätte Achilles danach gefragt oder als würde es ihn interessieren. »Diese beiden großen Zuflüsse aus dem Osten heißen Dao und Harmakhis. Ursprünglich wollten wir ein paar Millionen Altmenschen in diesen fruchtbaren Tälern ansiedeln. Dort hätten sie ihr Leben weiterführen, fruchtbar sein und sich mehrern können, aber wir sind nie dazu gekommen, den Strahl dorthin zu lenken und sie zu defaxen. Zeus und die anderen ursprünglichen Pantheon-Gottheiten haben sogar alle Erinnerungen an die Zeit vor ihrer Gottwerdung verloren – sie erschien uns allen nur noch wie ein Traum. Außerdem war Zeus damit beschäftigt, seine Titanen-Eltern zu stürzen, die erste Generation der Unsterblichen – Kronos und seine Schwester-Bräut Rhea –, und sie in die per Bran zugängliche Welt namens Tartaros zu werfen.«

Hephaistos räuspert sich und beginnt, im Ton eines fahrenden Sängers – für Achilles klingt es, als würde jemand mit einem rostigen Blatt eine Leier durchsägen – zu rezitieren:

*Heftig donnerte Zeus und gewaltig; ringsum erdröhnte
grässlich die Erde und über ihr der riesige Himmel,
Meer und Okéanos' Flut und der Tartaros tief in der Erde.
Unter den göttlichen Füßen dröhnte, während der Herrscher
ausschritt, bebend der hohe Olymp; es stöhnte die Erde.*

Achilles sieht jetzt rechts und links nur noch dunkles Wasser, das in unglaublichem Tempo unter ihnen vorbeischießt; die von Klippen gesäumten Ufer des kreisrunden Sees sind hinter den Horizonten verschwunden. Im Süden taucht eine einzelne, felsige Insel auf.

»Zeus hat den Krieg nur gewonnen«, fährt Hephaistos fort, »weil er zu den Bran-Stanzmaschinen der Nachmenschen im Orbit um die ursprüngliche Erde – die *echte* Erde, meine ich, nicht deine, nicht diese verdammte terraformierte Fälschung – zurückgekehrt ist und Setebos und seine eingeborene Brut geholt hat, um gegen Kronos' Legionen zu kämpfen. Die hundertarmigen Monster mit ihren Energiewaffen und ihrem Heißhunger auf Angst und Schrecken aus dem Erdreich haben den Sieg davongetragen, obwohl sie nach dem Ende des Krieges so schwer wieder loszuwerden waren wie Kackflecken. Außerdem ist eines der verfluchten Titanenkinder – Iapetos' Sohn Prometheus – zum Doppelagenten geworden. Und dann war da noch dieses im Labor gezüchtete hundertköpfige Klonmonster namens Typhon, das im vierhundertvierundzwanzigsten Jahr des

Krieges durchs Bran-Loch gekommen ist. Also, *das* war vielleicht ein Anblick! Ich weiß noch, wie...«

»Sind wir bald da?«, fällt ihm Achilles ins Wort.

Die Insel ist ziemlich groß, und während sie immer tiefer hinuntergehen, erzählt Hephaistos, dass es auf ihr von Ungeheuern wimmele.

»Ungeheuer?«, sagt Achilles. Er hat wenig Interesse an solchen Dingen. Er will wissen, wo Zeus ist, er will, dass Zeus dem Heiler befiehlt, die Verjüngungstanks zu öffnen, und er will, dass die Amazonenkönigin Penthesilea wieder lebendig wird. Alles andere ist irrelevant.

»Ungeheuer«, wiederholt der Gott des Feuers. »Die ersten Kinder von Gaia und Uranos waren missgestaltete Unholde. Aber sehr mächtig. Zeus hat sie hier weiterleben lassen, statt sie zu Kronos und Rhea in die Tartaros-Dimension zu werfen. Unter ihnen sind drei Setebosier.«

Diese Tatsache ist für Achilles ohne Bedeutung. Er sieht zu, wie die Insel vor ihnen größer wird, und bemerkt die riesige, dunkle Burg auf den Felsenspitzen im Zentrum. Die wenigen Fenster in den senkrechten Steinplatten leuchten orangerot, als stünde das Innere in Flammen.

»Außerdem leben auch die letzten Zyklopen auf der Insel«, plappert Hephaistos weiter. »Und die Erinnyen.«

»Diese Rachegöttinnen sind hier? Ich dachte, sie wären ebenfalls ein Mythos.«

»Nein, kein Mythos.« Der verkrüppelte Unsterbliche legt den Streitwagen erneut in die Kurve und richtet die Köpfe der Pfer-

de auf eine freie, offene Fläche über einer schwarzen Gesteinsplatte am Fuß der Burg aus. Dunkle Wolken ranken und winden sich um den Berg und seine Festung. In den Tälern zu allen Seiten sind verstohlene Bewegungen zu erkennen. »Wenn sie von hier entlassen werden, verbringen sie den Rest der Ewigkeit damit, Sünder zu verfolgen und zu bestrafen. Sie sind wahrhaftig »jene, die in Dunkelheit wandeln«, mit sich windenden Schlangen als Haaren und roten Augen, die blutige Tränen weinen.«

»Sie sollen nur kommen«, sagt der Pelide.

Der Streitwagen landet sanft am Fuß einer gigantischen Skulptur, die auf einem gewaltigen schwarzen Gesteinssims steht. Die Holzräder des Streitwagens knarren, und die Pferde lösen sich in Luft auf. Die seltsame leuchtende Tafel, mit deren Hilfe der Handwerker das Fahrzeug gelenkt hat, verschwindet ebenfalls.

»Komm mit«, sagt Hephaistos und führt Achilles zu der breiten, scheinbar endlosen Treppe auf der anderen Seite der Statue. Der Unsterbliche schleift seinen schlimmen Fuß auf dem Stein hinterher.

Achilles schaut unwillkürlich zu der Skulptur hinauf: mindestens hundert Meter groß, ein starker Mann, der die Erd- und die Himmelskugel auf seinen mächtigen Schultern trägt. »Das ist eine Skulptur von Iapetos«, sagt Achilles.

»Nein«, knurrt der Feuergott, »es ist der alte Atlas selbst. Er steht hier, erstarrt bis in alle Ewigkeit.«

Die vierhundertste Stufe ist die letzte. Die schwarze Burg erhebt sich über ihnen, ihre Türme, Zinnen und verborgenen Giebel verlieren sich in den brodelnden Wolken. Die beiden

Türen vor ihnen sind jeweils fünfzehn Meter hoch und fünfzehn Meter voneinander entfernt.

»Nyx und Hemera kommen hier täglich aneinander vorbei – Nacht und Tag«, sagt Hephaistos leise. »Die eine kommt heraus, die andere geht herein. Sie sind niemals gleichzeitig im Haus.«

Achilles schaut kurz zu den schwarzen Wolken und dem sternenlosen Himmel hinauf. »Dann sind wir zur falschen Zeit gekommen. Von Hemera will ich nichts. Du hast gesagt, wir müssten mit Nacht sprechen.«

»Geduld, Sohn des Peleus«, brummt Hephaistos. Der Gott wirkt nervös. Er blickt auf ein kleines, aber klobiges Gerät an seinem Handgelenk. »Eos steigt... jetzt auf.«

Ein orangefarbener Lichtschein erhellt den Ostrand der schwarzen Insel – und verblasst dann wieder.

»Kein Sonnenstrahl durchdringt die polarisierte Ägis dieser Insel«, flüstert Hephaistos. »Aber draußen ist es fast schon Morgen. In ein paar Sekunden geht die Sonne über dem Dao und dem Harmakhis und den östlichen Klippen des Hellas-Beckens auf.«

Ein plötzlicher Blitz blendet Achilles. Er hört, wie eine der riesigen Eisentüren zuschlägt, dann öffnet sich die andere knarrend. Als er wieder sehen kann, ist die zweite Tür geschlossen, und Nacht steht vor ihnen.

Obwohl ihm Athene, Hera und die anderen Göttinnen stets Ehrfurcht eingeflüßt haben, verspürt Achilles, der Sohn des Peleus und der Meeresgöttin Thetis, nun zum ersten Mal schreckliche *Angst* vor einer Unsterblichen. Hephaistos ist auf beide Knie gefallen und hat den Kopf in Hochachtung und Furcht vor

der schrecklichen Erscheinung vor ihnen gesenkt, aber Achilles zwingt sich, stehen zu bleiben. Dennoch muss er gegen den überwältigenden Drang ankämpfen, den Schild vom Rücken zu nehmen und mit der kurzen, Götter tötenden Klinge in der Hand dahinter in Deckung zu gehen. Hin und her gerissen zwischen Flucht und Kampf, senkt er als Kompromiss ehrerbietig den Kopf.

Obwohl die Götter und Göttinnen fast jede beliebige Größe annehmen können – Achilles weiß nichts vom Gesetz der Erhaltung von Masse und Energie und verstünde die Erklärung nicht, wie die Unsterblichen es umgehen –, scheinen sie sich bei einer Körpergröße von etwas über zweieinhalb Meter am wohlsten zu fühlen: Sie sind groß genug, dass sich die Sterblichen ihnen gegenüber wie Kinder vorkommen, aber nicht so groß, dass sie ihre Beinknochen verstärken müssten oder selbst in ihren eigenen olympischen Hallen zu unbeholfen wären.

Nacht – Nyx – ist fünf Meter groß, in eine brodelnde, dunstige Wolke gehüllt, bekleidet mit mehreren Schichten eines durchsichtigen schwarzen Stoffes, der in Streifen verschiedenster Länge herabhängt, und entweder trägt sie einen schwarzen Kopfschmuck, zu dem auch ein Schleier über ihrem Gesicht gehört, oder ihr Gesicht sieht wie ein schwarzer Schleier mit vorgeformtem Faltenwurf aus. Wider jede Logik sind ihre schwarzen Augen trotz des schwarzen Schleiers und der dunstigen Wolke voll und ganz sichtbar. Bevor Achilles das Gesicht abwendet, sieht er, dass sie unglaublich große Brüste hat, als wollte sie die ganze Welt in die Dunkelheit säugen. Nur ihre langfingrigen, kräftigen Hände leuchten fahl, als bestünden die Finger aus geronnenem Mondlicht.

Achilles merkt, dass Hephaistos spricht; es klingt fast wie ein monotoner Gesang. »Rauchopfer mit Fackeln, Nacht, dich feiert mein Lied, der Menschen und Götter Gebärerin, höre, selige Göttin, bläulich funkelnde, sternenflammende, du erfreust dich der Ruhe und schlafspendender Einsamkeit. Besinnung, Erquickung, im Finsternen wachend; Lösrin der Sorgen, Mutter der Labung, du bringst Erquickung gütig der Mühsal, Freundin aller, durch Spendung des Schlafs. Leuchte der Nacht in der Rosse Gespann...«

»Genug«, sagt Nacht. »Wenn ich eine orphische Hymne hören möchte, reise ich durch die Zeit. Wie kannst du es wagen, Gott des Feuers, einen kleinen Sterblichen nach Hellas zu bringen, in Nyx' von Dunkelheit umfanges Heim?«

Achilles erschauert beim Klang ihrer Stimme. Es ist der Klang eines aufgewühlten winterlichen Meeres, dessen Wogen sich tosend an Felsen brechen, aber man kann sie trotzdem verstehen.

»Göttin, deren angeborene Macht den Tag teilt«, winselt Hephaistos, der immer noch auf den Knien liegt und den Kopf gesenkt hält, »dieser Sterbliche ist der Sohn der unsterblichen Thetis, und er ist selbst ein Halbgott auf seiner speziellen Erde. Sein Name ist Achilles, Sohn des Peleus, und sein Ruf...«

»Oh, ich kenne Achilles, den Sohn des Peleus, und seinen Ruf – Städteplünderer, Frauenvergewaltiger und Männertöter«, sagt Nacht mit ihrer Stimme, die wie brechende Wellen klingt. »Was hat dich nur dazu bewogen, Handwerker, diesen... Fußsoldaten an meine schwarze Tür zu bringen?«

Achilles kommt zu dem Schluss, dass es an der Zeit für ihn ist, das Wort zu ergreifen. »Ich muss mit Zeus sprechen, Göttin.«

Das dunkle Gespenst wendet sich mehr in seine Richtung. Es ist, als würde sie schweben, nicht stehen; die große Gestalt mit den riesigen Brüsten dreht sich ohne Reibung. Ihr verschleiertes Gesicht – oder ihr schwarzes, netzartiges Schleiergesicht – schaut mit Augen auf ihn herab, die schwärzer als schwarz sind. Die Wolke wogt und brodeln um sie herum.

»Du *musst* mit dem Herrn des Donners sprechen, dem Gott aller Götter, dem pelasgischen Zeus, dem Herrn über zehntausend Tempel und Dodonas Schrein, dem Vater aller Götter und Menschen, mit Zeus, dem obersten König, der den Sturmwolken gebietet und alle Befehle erteilt?«

»Ja«, sagt Achilles.

»Worüber?«, fragt Nyx.

Nun spricht Hephaistos wieder. »Achilles möchte eine Sterbliche zu den Tanks des Heilers bringen, Mutter des ersten schwarzen keimlosen Eis. Er möchte Vater Zeus bitten, dass er dem Heiler befiehlt, die Amazonenkönigin Penthesilea wieder zum Leben zu erwecken.«

Nacht lacht. Wenn ihre Stimme wie ein wildes Meer ist, das sich an Felsen bricht, dann klingt ihr Lachen wie ein Winterwind, der aus der Ägäis heult.

»Penthesilea?« Die schwarz gewandete Göttin lacht immer noch in sich hinein. »Dieses hirnlose, blonde, lesbische Flittchen mit den großen Titten? Weshalb auf einer Million Erden solltest du diese geistig minderbemittelte Muskeltrine wieder zum Leben erwecken wollen, Pelide? Schließlich habe ich dich dabei

beobachtet, wie du sie *und* ihr Pferd mit der großen Lanze deines Vaters durchbohrt hast. Aufgespießt hast du sie alle beide, wie Pfefferschoten auf einem Kebab.«

»Ich habe keine Wahl«, grollt Achilles. »Ich liebe sie.«

Nacht lacht erneut. »Du *liebst* sie? Das aus dem Munde des Achilles, der Sklavinnen, besiegte Prinzessinnen und gefangene Königinnen so gleichgültig beschläft, wie andere Oliven essen, und sie dann wegwirft wie ausgespuckte Kerne? Du *liebst* sie?«

»Es liegt an Aphrodites Pheromon-Parfüm«, erklärt Hephaistos.

Nacht hört auf zu lachen. »Welche Sorte?«

»Nummer neun«, brummt Hephaistos. »Pucks Zaubersaft. Das mit den sich selbst duplizierenden Nanomaschinen im Blutstrom, die fortwährend weitere Abhängigkeitsmoleküle reproduzieren und dem Gehirn Endorphine und Serotonin entziehen, wenn das Opfer sich nicht seiner Verliebtheit gemäß verhält. Es gibt kein Gegenmittel.«

Nacht wendet ihr skulpturiertes Schleiergesicht Achilles zu. »Ich glaube, da sitzt du wirklich und wahrhaftig in der Patsche, Sohn des Peleus. Zeus wird sich ganz bestimmt nicht damit einverstanden erklären, eine Sterbliche zu verjüngen – erst recht keine Amazone, Angehörige eines Volksstammes, an den er selten denkt und von dem er reichlich wenig hält, wenn er ihm doch einmal in den Sinn kommt. Der Vater aller Götter und Menschen hat wenig übrig für Amazonen und noch weniger für Jungfrauen. Die Wiederbelebung einer solchen Sterblichen würde er für eine Entweihung der Tanks und der Fähigkeiten des Heilers halten.«

»Ich werde ihn trotzdem fragen«, erwidert Achilles störrisch.

Nacht mustert ihn schweigend. Dann dreht sich die großbusige, schwarz zerlumppte Erscheinung zu Hephaistos um, der nach wie vor auf den Knien liegt. »Verkrüppelter Gott des Feuers, eifriger Handwerker edlerer Götter, was siehst du, wenn du diesen Sterblichen anblickst?«

»Einen verdammt Narren«, grunzt Hephaistos.

»Ich sehe eine Quantensingularität«, sagt die Göttin Nyx. »Ein schwarzes Wahrscheinlichkeitsloch. Eine Myriade Gleichungen mit immer derselben Dreipunkt-Lösung. Woran liegt das, Handwerker?«

Der Gott des Feuers grunzt erneut. »Seine Mutter, Thetis mit den im Seegras verfangenen Brüsten, hat diesen arroganten Sterblichen ins himmlische Quantenfeuer gehalten, als er noch klein war, kaum mehr als eine Larve. Sein Todeszeitpunkt – Tag, Stunde, Minute – und seine Todesart sind mit einer Wahrscheinlichkeit von hundert Prozent festgelegt, und da sich daran nichts ändern lässt, scheint Achilles gegen alle anderen Angriffe und Verletzungen immun zu sein.«

»Jahhhhhhhh«, haucht die verhüllte Nacht. »Sohn der Hera, Gemahl jener hirnlosen Grazie, die man Aglaia die Prachtige nennt, weshalb hilfst du diesem Mann?«

Hephaistos verneigt sich noch tiefer auf seiner Stufe. »Zuerst hat er mich im Ringkampf bezwungen, geliebte Göttin des schrecklichen Schattens. Dann habe ich ihm weiterhin geholfen, weil sich seine Interessen mit meinen deckten.«

»Dein Interesse besteht darin, Vater Zeus zu finden?«, flüstert Nacht. Aus den schwarzen Schluchten zu ihrer Rechten steigt ein undefinierbares Geheul auf.

»Mein Interesse besteht darin, die wachsende Flut des Kaos aufzuhalten, Göttin.«

Nacht nickt und hebt ihr verschleiertes Gesicht zu den Wolken, die um ihre Burgtürme wogen. »Ich kann die Sterne schreien hören, verkrüppelter Handwerker. Ich weiß, wenn du ›Kaos‹ sagst, meinst du Chaos – auf der Quantenebene. Außer Zeus bist du der Einzige der Götter, der noch weiß, wie wir vor der Verwandlung waren und gedacht haben... der sich an Kleinigkeiten wie die Physik erinnert.«

Hephaistos hält den Kopf gesenkt und schweigt.

»Überwachst du den Quantenfluss, Handwerker?«, fragt Nacht. Ihre Stimme hat einen scharfen, zornigen Beiklang, den Achilles nicht versteht.

»Ja, Göttin.«

»Was glaubst du, Gott des Feuers, wie viel Zeit uns noch bleibt, wenn die Strudel des Wahrscheinlichkeitschaos in diesem logarithmischen Tempo weiterwachsen?«

»Ein paar Tage, Göttin«, grunzt Hephaistos. »Vielleicht weniger.«

»Die Schicksalsgöttinnen stimmen mit dir überein, Hera-Gezücht«, sagt Nyx. Die Lautstärke und das Brandungsgetöse-Timbre ihrer Stimme erwecken in Achilles den Wunsch, seine schwieligen Hände auf die Ohren zu schlagen. »Tag und Nacht arbeiten die *Moirai* – jene fremden Wesen, die sterbliche Menschen als Schicksalsgöttinnen bezeichnen – an ihren elektronischen Abakussen, manipulieren ihre Blasen magnetischer Energie und ihre kilometerlangen Rechen-DNA-Stränge –, und mit jedem Tag wird das Zukunftsbild der *Moirai* ungewisser, und

ihre Wahrscheinlichkeitsfäden räufeln sich weiter auf, als wäre das Gewebe der Zeit selbst zerrissen.«

»Das ist dieser beschissene Setebos«, knurrt Hephaistos. »Verzeihung, Madame.«

»Nein, du hast Recht, Handwerker«, sagt die riesige Nyx. »Es ist dieser beschissene Setebos, der endlich frei ist, der nicht mehr in den arktischen Meeren dieser Welt festgehalten wird. Der Vielarmige ist zur Erde gegangen, weißt du. Nicht zur Erde dieses Sterblichen, sondern in unsere alte Heimat.«

»Nein«, sagt Hephaistos und hebt endlich den Kopf. »Das wusste ich nicht.«

»O ja – der Bregen hat das Bran durchquert.« Sie lacht, und diesmal schlägt Achilles wirklich die Hände auf die Ohren. Es ist ein Geräusch, das kein Sterblicher hören müssen sollte.

»Was sagen die *Moirai*, wie viel Zeit uns noch bleibt?«, flüstert Hephaistos.

»Klotho, der Spinnerin, zufolge bleiben uns nur noch Stunden, bis der Quantenfluss dieses Universum implodieren lässt«, antwortet Nacht. »Atropos, die Unabwendbare, die mit ihrer schrecklichen Schere im Moment des Todes all unsere Lebensfäden durchtrennt, meint, es könnte noch einen Monat dauern.«

»Und Lachesis?«, fragt der Feuergott.

»Die Zuteilerin – und sie reitet besser als die anderen auf den fraktalen Wellen des elektronischen Abakus, glaube ich – sieht den Triumph des Kaos in dieser Welt und in diesem Bran binnen ein oder zwei Wochen. Wie auch immer, uns bleibt nur noch wenig Zeit, Handwerker.«

»Wirst du fliehen, Göttin?«

Nacht steht reglos da. Schreie hallen von den Felsspitzen und aus den Tälern hinter ihrer Burg wider. Schließlich sagt sie: »Wohin können wir fliehen, Handwerker? Wohin können selbst wir wenigen von den Ursprünglichen fliehen, wenn dieses Universum, in das wir geboren wurden, ins Chaos stürzt? Jedes Bran-Loch, das wir erzeugen können, jede Quantenteleportation, die wir ausführen können, wird durch die Fäden des Chaos mit diesem Universum verbunden sein. Nein, wir können nirgendwohin fliehen.«

»Was machen wir dann, Göttin?«, grunzt Hephaistos. »Bücken wir uns, packen wir unsere Sandalen und geben wir unseren unsterblichen Ärschen den Abschiedskuss?«

Nacht gibt einen Laut von sich, der wie ein lebhafter Sturm in der Ägäis klingt. »Wir müssen uns mit den Älteren Göttern beraten. Und zwar rasch.«

»Die Älteren Götter...«, beginnt der Handwerker und bricht ab. »Kronos, Rhea, Okeanos, Tethys... all jene, die in den schrecklichen Tartaros verbannt worden sind?«

»Ja«, sagt Nacht.

»Das wird Zeus niemals zulassen«, wendet Hephaistos ein. »Kein Gott darf mit...«

»Zeus muss sich der Realität stellen«, brüllt Nacht. »Oder alles wird im Chaos enden, einschließlich seiner Herrschaft.«

Achilles steigt die beiden Stufen zu der riesigen, schwarzen Gestalt hinauf. Er hat seinen Schild jetzt am Unterarm, als wäre er kampfbereit. »Hey, hast du mich vergessen? Ich warte noch immer auf eine Antwort. *Wo ist Zeus?*«

Nyx beugt sich über ihn und richtet einen fahlen, knochigen Finger wie eine Waffe auf ihn. »Die Quantenwahrscheinlichkeit

für deinen Tod von meiner Hand mag gleich null sein, Pelide, aber wenn ich dich in Atome und Moleküle zersprenge, wird das Universum selbst auf der Quantenebene große Schwierigkeiten haben, dieses Axiom aufrechtzuerhalten.«

Achilles wartet. Er hat bemerkt, dass die Götter häufig in dieses unsinnige Geschwätz verfallen. Dann bleibt einem nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis sie wieder Vernunft annehmen.

Schließlich spricht Nyx mit der Stimme windgepeitschter Wellen. »Hera, Schwester und Braut, Tochter von Rhea und Kronos und inzestuöse Bettgefährtin ihres göttlichen Bruders, Beschützerin der Achäer, die dabei nicht einmal vor Verrat und Mord zurückschreckt, hat Zeus verführt, sodass er seine Pflichten vernachlässigte und in seiner Wachsamkeit nachließ. Sie hat das Lager mit ihm geteilt und ihm Schlaf injiziert – in jenem großen Haus, in dem die Gattin eines Helden weint und arbeitet, tagsüber webt und nachts ihre Werke zerreißt. Dieser Held hat nicht seinen besten Bogen mitgenommen, um in Troja sein blutiges Werk zu verrichten; er hat ihn an einem Haken in einem geheimen Raum mit einer Geheimtür hängen lassen, verborgen vor Freiern und Plünderern. Dies ist der Bogen, den niemand sonst spannen kann, der Bogen, der einen Pfeil durch zwölf eiserne Axtstiellöcher hintereinander oder durch noch einmal halb so viele Leiber schuldiger oder unschuldiger Männer schießen kann.«

»Danke, Göttin«, sagt Achilles und steigt rücklings die Stufen hinab.

Hephaistos schaut sich um und folgt ihm dann, darauf bedacht, der riesigen, ebenholzschwarzen Gestalt in den wallen-

den Gewändern nicht den Rücken zuzukehren. Als die beiden Männer unten angelangt sind, ist Nacht von ihrem Platz am Kopf der Treppe verschwunden.

»Was im Hades hatte das alles zu bedeuten?«, flüstert der Handwerker, während sie in den Streitwagen steigen und die virtuelle Kontrolltafel und die holografischen Pferde aktivieren. »Die weinende Frau eines Helden, verdamnte verborgene Räume, zwölf Axtstiellöcher hintereinander. Nyx klang ja wie euer wirres Zeug redendes delphisches Orakel.«

»Zeus ist auf der Insel Ithaka«, sagt Achilles, während sie in die Höhe steigen, weg von der Burg, der Insel und dem Knurren und Brüllen unsichtbarer Ungeheuer. »Odysseus hat mir selbst erzählt, dass er seinen besten Bogen in seinem Palast auf dieser felsigen Insel zurückgelassen hat, versteckt in einem geheimen Raum, zusammen mit nach Kräutern duftenden Gewändern. Ich habe den listenreichen Odysseus dort in besseren Zeiten besucht. Nur er kann diesen riesigen Bogen ganz spannen – das behauptet er jedenfalls, obwohl ich es noch nie versucht habe –, und der Laertessohn findet es höchst amüsant, nach einem abendlichen Zechgelage einen Pfeil durch zwölf eiserne Axtstiellöcher hintereinander zu schießen. Und wenn es dort Freier gibt, die um die Hand seiner begehrten Gemahlin Penelope anhalten, fände er es sicher noch weitaus amüsanter, seine Pfeile stattdessen durch ihre Leiber zu jagen.«

»Odysseus' Haus auf Ithaka«, murmelt Hephaistos. »Da hat Hera wirklich ein gutes Versteck für ihren schlafenden Gebieter gefunden. Hast du eine Ahnung, Peleussohn, was Zeus mit dir machen wird, wenn du ihn dort weckst?«

»Finden wir es heraus. Kannst du uns direkt aus diesem Streitwagen dorthin teleportieren?«

»Pass auf«, sagt Hephaistos. Mensch und Gott verschwinden abrupt, und der nunmehr leere Streitwagen fliegt über dem Hellas-Becken weiter nach Nordwesten.

50

»Das ist nicht Savi.«

»Habe ich das Gegenteil behauptet, Freund von Noman?«

Harman stand auf dem massiven Metall des Sargpodests, das hundert Meter von der Nordwand des Chomolungma entfernt über einem mehr als achttausend Meter tiefen Abgrund in der Luft zu hängen schien, und starrte trotz seines starken inneren Widerstands auf das tote Gesicht und den nackten Körper einer jungen Savi hinab. Prospero stand hinter ihm auf der Marmortreppe. Draußen frischte der Wind auf.

»Sie sieht wie Savi aus«, sagte Harman. Sein Herz wollte einfach nicht langsamer klopfen. Er fühlte sich sowohl der Höhe als auch dem Körper vor ihm auf schwindelerregende Weise ausgesetzt; ihm war beinahe übel. »Aber Savi ist tot«, sagte er.

»Bist du sicher?«

»Ja, verdammt noch mal, ich bin sicher. Ich habe gesehen, wie dein Caliban sie getötet hat. Ich habe die blutigen Überreste seiner Mahlzeiten gesehen. Savi ist tot. Und sie sah auch längst nicht mehr so *jung* aus.« Die nackte Frau, die in dem gläsernen Sarg auf dem Rücken lag, war höchstens drei oder vier Jahre

über ihren ersten Zwanziger hinaus. Savi hingegen war... uralte gewesen. Sie alle – Hannah, Ada, Daeman und Harman – waren von ihrem Anblick schockiert gewesen – graue Haare, Falten, ein Körper, der seine Blütezeit hinter sich hatte. Keiner der Altmenschen hatte vorher jemals die Auswirkungen des Alterungsprozesses gesehen... und seitdem auch nicht mehr, aber nun, da die Verjüngungstanks der Klinik nicht mehr existierten, würde sich das alles ändern.

»Nicht *mein* Caliban«, sagte Prospero. »Nein, damals war er nicht mehr *mein* Monster. Als du dem Goblin vor rund neun Monaten auf jener Orbitalinsel begegnet bist, war die widerwärtige Sycorax-Brut ihr eigener Herr, ein ergebener Sklave von Setebos.«

»Das ist nicht Savi«, wiederholte Harman. »Unmöglich.« Er schob sich brüsk an dem blau gewandeten Magier vorbei und zwang sich, die Treppe zum innersten Raum des Taj Moira hinaufzusteigen. Bevor er jedoch durch die Granitdecke verschwand, blieb er stehen. »Ist sie lebendig?«, fragte er leise.

»Berühre sie«, forderte Prospero ihn auf.

Harman wich noch eine Stufe weiter zurück. »Nein. Warum?«

»Komm herunter und berühre sie.« Das Hologramm, die Projektion, was immer es war, stand nun an dem gläsernen Sarkophag. »Es ist die einzige Möglichkeit, zu erkennen, ob sie lebt.«

»Ich glaub's dir, wenn du es sagst.« Harman blieb, wo er war.

»Aber ich habe es nicht gesagt, Freund von Noman. Ich habe mich nicht darüber geäußert, ob dies eine schlafende Frau, ein Leichnam oder nur eine seelenlose Wachsfigur ist. Aber ich garantiere dir, Gemahl der Ada von Ardis: Falls sie real ist, und du sie weckst, und sie erwacht, und falls du dann mit diesem

erwachten und dekantierten Geist sprichst, werden all deine drängendsten Fragen beantwortet werden.«

»Was meinst du damit?« Trotz seines Fluchtimpulses stieg Harman die Stufen hinab.

Der Magier schwieg. Seine einzige Antwort bestand darin, dass er den Glasdeckel des durchsichtigen Sarkophags aufklappte.

Kein Verwesungsgeruch drang heraus. Harman trat auf das metallene Sargpodest und blieb neben dem Magier stehen. Außer den haarlosen Leichen in den Genesungstanks auf Prosperos Insel hatte er – wie die anderen Altmenschen auch – bis vor ein paar Monaten noch nie einen toten Menschen gesehen. Doch nun hatte er Menschen in Ardis Hall begraben und kannte die schrecklichen Aspekte des Todes – die Blässe und die Totenstarre, die Augen, die vom Licht wegzusinken schienen, die harte, kalte Haut. Diese Frau – diese *Savi* – wies keines dieser Anzeichen auf. Ihre Haut wirkte weich und von Leben gerötet. Ihre Lippen waren rosa, fast schon rot, ebenso wie ihre Brustwarzen. Die Augenlider mit den langen Wimpern waren geschlossen, aber es schien, als könnte sie jeden Moment erwachen.

»Berühre sie«, sagte Prospero.

Harman streckte eine zitternde Hand aus und zog sie rasch wieder zurück, bevor er sie berührte. Der Körper der Frau lag unter einem leichten, aber festen Kraftfeld – es war durchlässig, aber man konnte es spüren –, und die Luft unterhalb dieses Feldes war viel wärmer als die darüber. Er versuchte es erneut, legte seine Finger erst an den Hals der Frau – ertastete einen kaum wahrnehmbaren Pulsschlag, wie das allerleiseste Flattern

eines Schmetterlings – und legte dann die flache Hand auf ihre Brust, zwischen ihre Brüste. Ja – ihr Herz schlug ganz leicht, aber sehr langsam – sanfte Schläge, viel zu weit auseinander für den Herzschlag eines normalen Schläfers.

»Diese Krippe ähnelt derjenigen, in der dein Freund Noman jetzt schläft«, sagte Prospero leise. »Sie hält die Zeit an. Doch statt sie binnen drei Tagen zu heilen und in dieser Zeit zu schützen, wie Noman-Odysseus' Langsamzeit-Sarkophag es gerade tut, ist dieser gläserne Sarg ihr Zuhause – seit etwas mehr als eintausendvierhundert Jahren.«

Harman zog seine Hand zurück, als hätte ihn etwas gebissen. »Unmöglich«, stieß er hervor.

»Wirklich? Weck sie auf und frage sie.«

»Wer ist sie? Sie kann nicht Savi sein.«

Prospero lächelte. Unter ihren Füßen waren Wolken vor die Nordwand des Berges gezogen und strudelten grau um den Schutzraum mit dem Glasboden, in dem sie standen. »Nein, sie kann nicht Savi sein, nicht wahr?«, sagte der Magier. »Ich kenne sie als Moira.«

»Moira? Diese Stätte – das Taj Moira – ist nach ihr benannt?«

»Natürlich. Es ist ihr Grabmal. Oder zumindest das Grabmal, in dem sie schläft. Moira ist ein Nachmensch, Freund von Noman.«

»Die NMs sind alle tot. Daeman, Savi und ich haben ihre von Caliban angefressenen, mumifizierten Körper in der stinkenden Luft deiner Orbitalinsel schweben sehen.« Harman war wieder von dem Sarg zurückgetreten.

»Moira ist die Letzte«, sagte Prospero. »Sie ist vor über fünfzehnhundert Jahren vom P-Ring heruntergekommen. Sie war die Geliebte und die Gefährtin von Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khan Ho Tep.«

»Wer zum Teufel ist das?« Die Wolken hatten die Plattform des Taj nun eingehüllt, und da der Glasboden unter ihnen nur Grau zeigte, hatte Harman das Gefühl, auf festerem Boden zu stehen.

»Ein belesener Nachfahr des ursprünglichen Khan«, sagte der Zauberer. »Zu der Zeit, als die Voynixe das erste Mal aktiv wurden, herrschte er über das, was von der Erde noch übrig war. Er ließ sich diesen Zeit-Sarkophag bauen, doch da er in diese Moira verliebt war, schenkte er ihn ihr. Hier hat sie die Jahrhunderte verschlafen.«

Harman rang sich ein Lachen ab. »Das ergibt keinen Sinn. Weshalb hat dieser Ho Tep Soundso nicht einfach einen zweiten Sarg für sich selbst bauen lassen?«

Prosperos Lächeln war provozierend. »Das hat er getan. Er stand hier auf diesem Sargpodest, neben dem von Moira. Aber selbst ein Ort, der so schwer zugänglich ist wie das Rongbok Pumori Chu-mu-lang-ma Feng Dudh Kosi Lhotse-Nuptse Khumbu aga Ghat-Mandir Khan Ho Tep Rauza, hat im Verlauf von fast anderthalb Jahrtausenden seine Besucher. Einer der ersten Eindringlinge zog Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khans Körper und Zeit-Sarkophag hier heraus und warf ihn über den Rand zum Gletscher hinunter.«

»Warum haben sie diesen Sarg... den von Moira... verschont?« Harman misstraute jedem Wort des Zauberers.

Prospero streckte eine altersfleckige Hand zu der schlafenden Frau aus. »Würdest du diesen Körper wegwerfen?«

»Weshalb haben sie den Raum oben dann nicht geplündert?«

»Dort oben gibt es Sicherheitsvorkehrungen. Ich werde sie dir später gern zeigen.«

»Wieso haben diese ersten Eindringlinge diese... wer immer sie ist... nicht geweckt?«

»Sie haben es versucht«, sagte Prospero. »Aber es ist ihnen nicht gelungen, den Sarkophag zu öffnen...«

»Dir scheint das keine Schwierigkeiten bereitet zu haben.«

»Ich war hier, als Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khan die Maschine erfunden hat«, sagte der Magier. »Ich kenne ihre Codes und Passwörter.«

»Dann weck *du* sie doch auf. Ich will mit ihr sprechen.«

»Ich kann diesen schlafenden Nachmenschen nicht wecken«, erwiderte Prospero. »Ebenso wenig wie es den Eindringlingen gelungen wäre, wenn sie die Sicherheitssysteme überwunden und es geschafft hätten, ihren Sarg zu öffnen. Moira kann nur auf eine einzige Art und Weise aufgeweckt werden.«

»Und wie?« Harman war wieder auf der untersten Stufe, bereit, den Raum zu verlassen.

»Indem Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khan oder ein männlicher Nachkomme Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khans Geschlechtsverkehr mit ihr hat, während sie schläft.«

Harman öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber ihm fiel nichts ein, und so stand er einfach nur da und starrte die blau gewandete Gestalt an. Der Zauberer hatte entweder den Ver-

stand verloren, oder er war schon immer wahnsinnig gewesen. Eine dritte Möglichkeit gab es nicht.

»Du bist ein Nachkomme Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khan Ho Teps und der Linie der Khans«, fuhr Prospero fort. Seine Stimme klang so gelassen und desinteressiert wie die eines Menschen, der Mutmaßungen über das Wetter äußerte. »Die DNA deines Samens wird Moira wecken.«

51

Mahnmut und Orphu begaben sich auf die Hülle der *Queen Mab* hinaus, wo sie ungestört miteinander reden konnten.

Seit das große Schiff die Umlaufbahn des Erdmondes passiert hatte, warf es keine coladosengroßen Atombomben mehr aus – sie wollten ihre Ankunft ankündigen, aber nichts und niemanden im Äquatorialring oder Polarring dermaßen gegen sich aufbringen, dass auf sie gefeuert wurde –, und nun bremste die *Mab* im Anflug auf den Orbit mit einem dezenten Achtel-g ab; dazu setzte sie lediglich die auf kurzen Auslegern ausgefahrenen Triebwerke ihres zusätzlichen Ionenantriebs ein. Für Mahnmut war das blaue Leuchten »unter« ihnen eine angenehme Alternative zu den periodischen Detonationen und grellen Lichtblitzen der Bomben.

Während des Bremsvorgangs musste der kleine Europäer draußen im Vakuum vorsichtig sein. Er musste darauf achten, dass er permanent mit dem Schiff verbunden war, musste auf den um das Schiff laufenden Stegen bleiben und auf den Lei-

tern überall an dem über dreihundert Meter langen Raumschiff aufpassen, wohin er trat, aber er wusste, wenn er etwas Dummes tat, würde Orphu von Io ihm folgen und ihn retten. Mahnmut würde sich im Hochvakuum vielleicht nur etwa ein Dutzend Stunden lang wohl fühlen, bevor er seinen Luftvorrat und andere Bedarfsstoffe ergänzen musste, und er hatte nur selten mit den kleinen Peroxid-Triebwerken geübt, die in seinen Rücken eingebaut waren, aber diese Außenwelt des Hochvakuums mit extremer Kälte, schrecklicher Hitze und intensiver Strahlung war Orphus natürliche Umgebung.

»Also, was machen wir?«, fragte Mahnmut seinen großen Freund.

»Ich glaube, es ist unbedingt nötig, dass wir das Landeboot und die *Dark Lady* auf die Erde bringen«, antwortete Orphu. »Und zwar so bald wie möglich.«

»Wir?«, sagte Mahnmut. »Wir?« Der Plan sah vor, dass Suma IV. das Landeboot mit General Beh bin Adee und dreißig seiner Soldaten – den Steinvec-Soldaten unter dem direkten Befehl von Zenturio Mep Ahoo – in der Passagierzelle flog, während Mahnmut in der *Dark Lady* unten im Frachtraum des Landeboots wartete. Falls und wenn der Moment zum Einsatz des U-Boots kam, würden Suma IV. und alle anderen erforderlichen Besatzungsmitglieder durch einen Zugangschacht in die *Dark Lady* umsteigen. Obwohl sich Mahnmut nur höchst ungern von seinem alten Freund trennte, war niemals geplant gewesen, den riesigen, optisch blinden Ionier in den Landungsabschnitt der Mission einzubeziehen. Orphu sollte als Techniker für die Außensysteme auf der *Queen Mab* bleiben.

»Also, was ist das für ein ›wir‹?«, fragte Mahnmut erneut.

»Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ich für diese Mission unverzichtbar bin«, rumpelte Orphu. »Außerdem hast du noch diese bequeme kleine Nische im Frachtraum des U-Boots für mich übrig – Nabelschnüre für Luft und Energie, Kommunikationsverbindungen, Radar und andere Sensorkanäle –, ich könnte dort fröhlich Urlaub machen.«

Mahnmut schüttelte den Kopf, wurde sich bewusst, dass er es vor einem blinden Moravec tat, erkannte dann, dass Orphus Radar- und Infrarot-Sensoren die Bewegung erfassen würden, und schüttelte den Kopf erneut. »Weshalb sollten wir auf der Landung bestehen? Damit könnten wir das Rendezvous mit der sendenden Asteroidenstadt im P-Ring gefährden.«

»Scheiß auf die sendende Asteroidenstadt im P-Ring«, knurrte Orphu von Io. »Jetzt geht es darum, so schnell wie möglich auf diesen Planeten zu kommen.«

»Warum?«

»Warum?«, wiederholte Orphu. »*Warum?* Du bist derjenige mit den Augen, kleiner Freund. Hast du die Teleskopbilder, die du mir beschrieben hast, nicht *gesehen?*«

»Du meinst das niedergebrannte Dorf?«

»Ja, ich meine das niedergebrannte Dorf«, dröhnte Orphu. »Und die anderen dreißig oder vierzig menschlichen Siedlungen überall auf der Erde, die allem Anschein nach von kopfloßen Geschöpfen angegriffen werden, die sich darauf spezialisiert haben, Altmenschen abzuschlachten – *Altmenschen*, Mahnmut, die Konstrukteure unserer Vorfahren!«

»Seit wann ist das eine Rettungsmission?« Die Erde war jetzt eine große, helle, blaue Kugel, die mit jeder Minute wuchs. Die beiden Ringe waren sehr schön.

»Seit wir die Bilder gesehen haben, die zeigen, wie Menschen abgeschlachtet werden«, sagte Orphu, und Mahnmut bemerkte die fast im Infraschallbereich liegenden Klangfarben in der Stimme seines Freundes. Diese grollenden Laute bedeuteten entweder, dass Orphu etwas sehr lustig fand, oder dass er es sehr, sehr ernst meinte – und Mahnmut wusste, dass er im Moment nichts lustig fand.

»Ich dachte, es ginge darum, unsere Fünf Monde, den Gürtel und das Sonnensystem vor dem totalen Quantenkollaps zu retten«, wandte Mahnmut ein.

Orphu knurrte dumpf. »Das machen wir morgen. Heute haben wir eine Chance, den Menschen dort unten zu helfen.«

»Und wie? Wir kennen die Zusammenhänge nicht. Wir haben keine Ahnung, was dort unten vorgeht. Nach allem, was wir wissen, sind diese kopflosen metallischen Kreaturen nur Killerroboter, die die Menschen gebaut haben, um sich gegenseitig umzubringen. Wir würden uns in lokale Kriege einmischen, die uns nichts angehen.«

»Glaubst du das wirklich, Mahnmut?«

Mahnmut zögerte. Er schaute weit, weit nach unten, dorthin, wo die Ionentriebwerke an ihren Auslegern blaue Strahlenlanzen zu der wachsenden blau-weißen Kugel hinabschickten.

»Nein«, sagte er schließlich. »Nein, das glaube ich nicht. Ich glaube, dass dort unten etwas Neues vorgeht, genauso wie auf dem Mars, auf der Ilium-Erde und überall, wohin wir schauen.«

»Ganz meiner Meinung«, sagte Orphu von Io. »Also, gehen wir wieder hinein und überzeugen wir Asteague/Che und die anderen Hauptintegratoren, dass sie das Landeboot und das U-

Boot aussetzen müssen, wenn wir auf die Rückseite der Erde kommen. Mit mir an Bord.«

»Und wie willst du das anstellen?«, fragte Mahnmut.

Diesmal war das tiefe Rumpeln des Ioniers eher im amüsierten Spektrum der die Knochen zum Klappern bringenden Infraschallgeräusche angesiedelt. »Ich werde ihnen ein Angebot machen, das sie nicht ablehnen können.«

52

Harman versuchte, sich so weit wie möglich von dem gläsernen Sarg zu entfernen. Er wäre zur *Eiffelbahn*-Gondel zurückgekehrt, aber draußen tobte der Wind mit solcher Kraft, dass er ihn von der Marmorplatte gefegt hätte, die das Taj Moira umgab. Deshalb stieg er stattdessen durch die spiralförmig angeordneten Bücher-Etagen nach oben.

Die Balkone waren schmal und bald sehr hoch oben, jeder ragte ein wenig weiter über das Labyrinth mit den niedrigen Wänden tief unten hinaus, weil die gerundeten Kuppelwände die Bücherregale und Balkone nach innen drängten, und die schwindelerregende Tiefe unter seinen Füßen auf den Eisengitterstegen hätte Harman beunruhigt, wenn er nicht so darauf bedacht gewesen wäre, seine Distanz zu der schlafenden Frau zu vergrößern.

Die Bücher hatten keine Titel. Sie waren alle gleich groß. Harman schätzte, dass dieses riesige Bauwerk mehrere hunderttausend Bände beherbergen musste. Er zog aufs Geräte-

wohl einen heraus und schlug ihn auf. Die Buchstaben waren klein und in Prä-Rubikon-Englisch gedruckt, älter als jede andere Schrift, auf die er bisher gestoßen war, und er brauchte eine ganze Weile, um die Wörter der ersten paar Sätze zu identifizieren und Vermutungen über ihre Bedeutung anzustellen. Er schob das Buch wieder hinein und legte die flache Hand auf den Buchrücken, wobei er sich fünf blaue Dreiecke in einer Reihe vorstellte.

Sie siglte nicht. Keine goldenen Wörter liefen über seine Hand und seinen Arm, um sich in seinem Gedächtnis einzunisten. Entweder war die Sigl-Funktion in diesem Bauwerk nicht aktiv, oder diese uralten Bücher ließen sich nicht sigln.

»Es gibt eine Möglichkeit, wie du sie alle lesen kannst«, sagte Prospero.

Harman machte einen Satz nach hinten. Er hatte den Magier nicht über den lauten Steg kommen hören. Er war einfach plötzlich *da*, keine Armeslänge von ihm entfernt.

»Wie denn?«, fragte Harman.

»Die *Eiffelbahn*-Gondel fährt in zwei Stunden ab«, erklärte der Magier. »Wenn du nicht drin bist, wird es eine Weile dauern, bis die nächste hier beim Taj Moira hält – elf Jahre, um genau zu sein. Wenn du also all diese Bücher lesen willst, fängst du am besten jetzt gleich damit an.«

»Ich bin bereit, diesen Ort sofort zu verlassen. Es ist einfach nur so verdammt windig da draußen, dass ich nicht zur Gondel komme.«

»Ich werde einem der Servitoren befehlen, eine Leine zu spannen, wenn wir aufbruchbereit sind«, sagte Prospero.

»Einem der Servitoren? Hier gibt es funktionierende Servitoren?«

»Selbstverständlich. Glaubst du, die mechanischen Vorrichtungen des Taj oder der *Eiffelbahn* reparieren sich selbst?« Der Magier lachte in sich hinein. »Nun ja, in gewissem Sinn tun sie das natürlich, denn die meisten Servitoren sind Nanomaschinen, die zu den Bauwerken selbst gehören und viel zu klein für das Auge sind.«

»All unsere Servitoren in Ardis und den anderen Gemeinschaften haben aufgehört zu funktionieren«, sagte Harman. »Sie sind einfach... zu Boden gestürzt. Und die Energieversorgung ist ausgefallen.«

»Natürlich«, sagte Prospero. »Es hat Folgen, dass ihr die Klinik und meine Orbitalinsel zerstört habt. Aber das orbitale und planetare Energienetz und andere Mechanismen sind noch intakt. Selbst die Klinik ließe sich ersetzen, wenn ihr euch dafür entscheiden würdet.«

Harman war sprachlos, als er das hörte. Er drehte sich um, stützte sich auf das Eisengeländer und holte tief Luft, ohne daran zu denken, wie lange der Sturz zum Marmorboden tief unten dauern würde. Als er und Daeman – mit Hilfe der Instruktionen dieses Zauberers – vor neun Monaten den riesigen »Wurmloch-Kollektor« in Prosperos Insel gelenkt hatten, war es ihnen darum gegangen, die schreckliche Festtafel zu vernichten, wo Caliban sich jahrhundertlang an den Körpern und Knochen der Letzte-Zwanziger-Altmenschen in der Klinik gütlich getan hatte. Seit jenem Tag, seit mit der Klinik auch die Gewissheit dahingegangen war, dass man nach jeder schweren Verletzung und an jedem zwanzigsten Geburtstag dorthin ge-

faxt wurde, lastete die Sterblichkeit schwer auf dem Gemüt der Menschen. Der Tod und das Altern waren für jedermann zur Realität geworden. Wenn Prospero nun die Wahrheit sagte, lag es wieder im Bereich des Möglichen, virtuelle Jugend und Unsterblichkeit zu erlangen. Harman wusste nicht, was er von dieser neuen Möglichkeit halten sollte, aber allein schon bei der Vorstellung, eine solche Entscheidung treffen zu können, wurde ihm übel.

»Es gibt noch eine Klinik?« Obwohl er leise gesprochen hatte, hallte seine Stimme unter der gigantischen Kuppel wider.

»Natürlich. Auf Sycorax' Orbitalinsel. Sie muss nur aktiviert werden, ebenso wie die Orbitalen Energieprojektoren und automatisierten Faxsysteme.«

»Sycorax? Die Hexe, von der du behauptet hast, sie sei Calibans Mutter?«

»Ja.«

Harman wollte ihn fragen, wie sie zu den Orbitalringen hinaufkämen, um die Klinik, die Energieversorgung und das Notfaxsystem zu aktivieren, aber dann fiel ihm ein, dass Savis Sonie, das sie in Ardis hatten, zu den Ringen fliegen konnte. Er atmete ein paarmal tief durch.

»Harman, Freund von Noman«, sagte Prospero, »du musst mir jetzt zuhören. Du kannst diesen Ort verlassen, wenn die *Eiffelbahn* weiterfährt – in einer Stunde und vierundfünfzig Minuten. Oder du kannst hinausgehen und in den Tod springen, hinunter zum Khumbu-Gletscher. Die Entscheidung liegt ganz allein bei dir. Aber so sicher, wie die Nacht dem Tage folgt, wirst du deine Ada niemals Wiedersehen und niemals wieder nach Hause zu den Überresten von Ardis Hall zurückkehren,

ebenso wenig wie deine Freunde Daeman, Hannah und die anderen diesen Krieg gegen die Voynixe und die *Calibani* überleben werden und du noch einmal eine grüne Erde zu sehen bekommen wirst, die nicht von Setebos' Hunger blau gefärbt und abgetötet worden ist, wenn du Moira nicht aufweckst.«

Harman trat von dem Magier zurück und ballte beide Hände zu Fäusten. Prospero stützte sich auf seinen Stab, als wäre es ein Spazierstock, aber Harman wusste, dass der Magier ihn mit einer Bewegung dieses Stabes übers Gelände fliegen lassen konnte, sodass er auf den juwelenbesetzten Marmor-Trennwänden mehrere hundert Meter unter ihnen den Tod fand. »Es muss eine andere Möglichkeit geben, sie zu wecken«, sagte er.

»Nein, die gibt es nicht.«

Harman schlug mit den Fäusten auf das Eisengelände. »Das ist doch alles kompletter Unfug, verdammt noch mal!«

»Verstör nicht deinen Sinn mit Überlegungen, wie seltsam all dies ist«, sagte Prospero. Seine Worte hallten unter dem hohen Gewölbe wider. »Sobald wir Muße haben – und das wird bald sein –, wird Moira dir all diese Geschehnisse erklären. Aber zuerst musst du sie wecken.«

Harman schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass ich von diesem Ahman Soundso Khan Ho Tep abstamme«, sagte er. »Wie sollte ich? Jahrhunderte nachdem Savis Leute beim letzten Fax verschwunden waren, sind wir Altmenschen von den NMs erschaffen worden und...«

Prospero lächelte. »Genau. Was glaubst du, woher eure DNA-Matrizen und die gespeicherten Körper stammen, Freund von Noman? Moira kann dir all dies und noch mehr erklären. Sie ist

ein Nachmensch, die Letzte ihrer Art. Sie weiß, wie du all diese Bücher lesen kannst, bevor unsere *Eiffelbahn*-Gondel diese Station verlässt. Mag sein, dass sie sogar weiß, wie ihr die Voynixe oder die *Calibani*, vielleicht sogar Caliban und seinen Herrn, Setebos selbst, besiegen könnt. Aber du wirst bald entscheiden müssen, ob das Leben deiner Ada eine kleine Untreue wert ist. Uns bleiben noch eindreiviertel Stunden, bis die *Eiffelbahn* weiterfährt. Über vierzehnhundert Jahre Schlaf lassen sich nicht in einer Sekunde abschütteln. Moira wird einige Zeit brauchen, um zu erwachen, etwas zu essen und unsere Lage zu verstehen, bevor sie bereit sein wird, sich uns anzuschließen.«

»Sie würde mit uns kommen?«, sagte Harman einfältig. »Mit der *Eiffelbahn*? Nach Ardis?«

»Fast mit Sicherheit«, sagte Prospero.

Harman packte das Geländer so fest, dass seine Knöchel erst knallrot und dann weiß wurden. Schließlich ließ er das Eisen los und drehte sich zu dem wartenden Magier um. »Na schön. Aber du wartest hier. Oder noch besser, verzieh dich in die Gondel. Geh mir aus den Augen. Ich werde es tun, aber dazu muss ich allein sein.«

Prospero löste sich einfach in Luft auf. Harman blieb noch eine Minute an dem hohen Geländer stehen, atmete den muffigen Ledergeruch alter Bücher ein und lief dann die nächste Treppe hinunter.

Es war eine zerlumpfte, buntscheckige Gruppe von fünfundvierzig frierenden Männern und Frauen, die den zwölf Kilometer langen Fußmarsch vom Hungerstein zum Faxpavillon antraten.

Daeman führte sie. Er trug den Rucksack mit dem leuchtenden, weißen Setebos-Ei, das hin und wieder kaum merklich seinen Schwerpunkt verlagerte, und Ada ging trotz ihrer Gehirnerschütterung und den gebrochenen Rippen an seiner Seite. Die ersten paar Kilometer durch den Wald waren die schlimmsten – das Terrain war uneben und steinig, die Sicht war schlecht, es hatte wieder angefangen zu schneien, und alle rechneten jede Sekunde mit dem Angriff der unsichtbaren Voynixe. Als eine halbe Stunde, eine dreiviertel Stunde und dann eine ganze Stunde verging, ohne dass es zu einem Angriff kam – ohne dass sich auch nur ein einziger Voynix zeigte –, begannen sich alle ein wenig zu entspannen.

Dreißig Meter über ihnen flog das Sonie mit Greogi, Tom und den acht schwer verletzten Überlebenden von Ardis an Bord. Greogi schoss immer wieder voraus, kreiste hoch über dem Wald, kam dann zurück und ging gerade lange genug tief herunter, um ihnen Informationen zuzurufen.

»Voynixe voraus, einen knappen Kilometer entfernt, aber sie ziehen sich zurück – sie halten sich von euch und dem Ei fern.«

Ada, die von hämmernden Kopfschmerzen und dem dumpfen Schmerz von ihrem Handgelenk und den gebrochenen Rippen gepeinigt wurde – jeder Atemzug war qualvoll –, fand es nicht sonderlich beruhigend, dass die Voynixe nur einen

knappen Kilometer entfernt waren. Sie hatte sie in vollem Tempo laufen sehen, hatte gesehen, wie sie auf die Bäume und von diesen herabgesprungen waren. Die Kreaturen konnten im Handumdrehen über ihnen sein. Die Gruppe hatte ungefähr fünfundzwanzig Schusswaffen dabei – Flechette-Gewehre und Pistolen –, aber nicht viele zusätzliche Munitionsmagazine. Wegen ihres gebrochenen rechten Handgelenks und der verbundenen Rippen trug Ada keine Waffe; darum fühlte sie sich umso wehrloser, als sie mit Daeman, Edide, Boman und ein paar anderen an der Spitze ging. Hier im Wald waren die Schneewehen bis zu einem halben Meter tief, und Ada hatte kaum die Kraft, sich ihren Weg durch den klebrigen, nassen Schnee zu bahnen.

Selbst nachdem sie den steinigsten, dichtesten Teil des Waldes hinter sich hatten und weiter nach Südosten gingen, in Richtung der Straße, die von Ardis zum Faxpavillon führte, kam die Gruppe nur unerträglich langsam voran; das lag an denjenigen, die zwar gehfähig, aber doch schwerer verletzt oder sehr krank waren, darunter einige, die in den letzten beiden Nächten an Unterkühlung gelitten hatten. Siris, ihre andere Heilkundige, war bei ihnen, und sie eilte fortwährend hin und her, sorgte dafür, dass die Kranken und Verletzten Hilfe bekamen, und ermahnte die Anführer, das Tempo zu drosseln.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Ada, als sie auf eine weitläufige Wiese hinauskamen, an die sie sich von hundert Sommer-spaziergängen erinnerte.

»Was denn?« Daeman trug den Rucksack mit dem leuchtenden Ei am langen Arm vor sich her, als röche es schlecht. Wie Ada bemerkt hatte, stank es tatsächlich – eine Mischung aus fauligem Fisch und etwas Kloakenartigem. Aber es leuchtete

noch, und hin und wieder vibrierte es, also war der kleine Setebos darin vermutlich noch am Leben.

»Weshalb halten sich die Voynixe von uns fern, solange wir dieses Ding bei uns haben?«

»Offenbar haben sie Angst davor«, sagte Daeman. Er nahm den Rucksack von der rechten in die linke Hand. In der freien Hand hielt er eine Armbrust.

»Ja, natürlich.« Adas Ton war schärfer als beabsichtigt. Das Pochen in ihrem Kopf, ihren Rippen und Armen machte sie unduldsam. »Ich meine, welche Verbindung besteht zwischen diesem... Ding in Paris-Krater und den Voynixen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Daeman.

»Die Voynixe sind schon... seit einer Ewigkeit da. Dieses Setebos-Monster ist erst vor einer Woche gekommen.«

»Ich weiß. Aber ich spüre, dass es irgendeine Verbindung zwischen ihnen gibt. Vielleicht hat es die schon immer gegeben.«

Ada nickte, zuckte vor Schmerz zusammen und trottete weiter. In den ungeordneten Reihen der fünfundvierzig Männer und Frauen wurde sehr wenig gesprochen, während sie durch ein weiteres dichtes Waldstück stapften, einen vertrauten Fluss überquerten, der jetzt größtenteils zugefroren war, und einen steilen Hang aus gefrorenem hohem Gras und Unkraut hinuntergingen.

Das Sonie stieß zu ihnen herab. »Noch einen knappen halben Kilometer bis zur Straße«, rief Greogi. »Die Voynixe sind weiter nach Süden gezogen. Mindestens drei Kilometer.«

Als sie die Straße erreichten, kam Bewegung in die Überlebenden; eindringliches Geflüster war zu hören, und manche klopften einander auf den Rücken. Ada schaute nach Westen in Richtung Ardis Hall. Kurz vor der Stelle, wo die Straße zum Herrenhaus hinauf abbog, sah man die überdachte Brücke, aber vom Herrenhaus selbst war natürlich nichts zu sehen, nicht einmal eine schwarze Rauchwolke. Einen Moment lang glaubte sie, sich übergeben zu müssen. Schwarze Punkte tanzten vor ihren Augen. Sie blieb stehen, stützte die Hände auf die Knie und senkte den Kopf.

»Alles in Ordnung mit dir, Ada?« Es war Laman. Der bärtige Mann trug nur Lumpen; einen hatte er um die rechte Hand gewickelt, wo er bei dem Kampf mit den Voynixen in Ardis vier Finger verloren hatte.

»Ja.« Ada richtete sich auf, schenkte Laman ein Lächeln und beeilte sich, zu der kleinen Gruppe an der Spitze der dahinschlurfenden Schar aufzuschließen.

Es waren höchstens noch anderthalb Kilometer bis zum Faxpavillon, und alles sah vertraut aus, abgesehen von dem ungewöhnlichen Schnee. Nirgends war das kleinste Anzeichen von Voynixen zu sehen. Das Sonie kreiste über ihnen, weitete seine Kreise aus, bis es verschwand, und tauchte dann wieder auf. Greogi kam tief herunter, gab ihnen mit einem Zeichen zu verstehen, dass der Weg frei war, und flog dann wieder ein Stück voraus.

»Wohin werden wir faxen, Daeman?« Ada hörte die Ausdruckslosigkeit und Teilnahmslosigkeit in ihrer Stimme, war jedoch zu müde und hatte zu große Schmerzen, um auch nur ein Fünkchen Kraft für ihren Ton aufzuwenden.

»Keine Ahnung«, sagte der schlanke, muskulöse Mann, der einmal der pummelige Ästhet gewesen war, der sie zu verführen versucht hatte. »Zumindest weiß ich momentan keine dauerhafte Lösung. Chom, Ulanbat, Paris-Krater, Bellinbad und die anderen bevölkerungsreichen Knoten hat Setebos mittlerweile wahrscheinlich mit blauem Eis überzogen. Aber ich kenne einen menschenleeren Knoten, dem ich hin und wieder einen Besuch abstatte – er ist in den Tropen. Warm. Nichts als eine verlassene kleine Stadt, aber sie liegt am Meer – an irgendeinem Meer, irgendwo – und hat eine Lagune. Ich habe dort kaum andere Tiere als Eidechsen und ein paar Wildschweine gesehen, aber sie scheinen keine Angst vor Menschen zu haben. Wir könnten fischen, jagen, neue Waffen anfertigen, uns um die Verletzten kümmern... auf Tauchstation gehen, bis wir einen Plan haben.«

»Und wie sollen Harman, Hannah und Odysseus-Noman uns finden?«, fragte Ada.

Daeman schwieg eine Weile, und Ada konnte ihn beinahe denken hören: *Wir wissen nicht mal, ob Harman noch lebt. Petyr hat erzählt, er sei mit Ariel verschwunden.* Doch schließlich sagte er: »Da sehe ich kein Problem. Ein paar von uns werden regelmäßig hierher zurückfaxen. Und wir können in Ardis Hall eine bleibende Nachricht mit dem Faxknoten-Code für unser tropisches Versteck hinterlassen. Harman kann lesen. Ich glaube nicht, dass es die Voynixe auch können.«

Ada lächelte schwach. »Die Voynixe können vieles, was ihnen keiner von uns jemals zugetraut hat.«

»Ja«, sagte Daeman. Und dann schwiegen sie, bis sie den Faxpavillon erreichten.

Für Daeman sah der Faxpavillon noch weitgehend genauso aus wie vor achtundvierzig Stunden. Die Einpfählung war durchbrochen worden. Überall war getrocknetes menschliches Blut, aber die Voynixe oder wilde Tiere hatten die Leichen jener Ardisiten fortgeschleppt, die bis zum Tode gekämpft hatten, um den Pavillon zu verteidigen. Der Pavillon selbst war hingegen noch heil, und die Faxknoten-Säule erhob sich nach wie vor im Zentrum des offenen, kreisrunden Bauwerks.

Die Menschen standen unbeholfen am Rand der Bodenfläche des Pavillons und schauten sich immer wieder zu dem dunklen Wald um. Das Sonie landete, und die anderen halfen den Verletzten beim Absteigen oder trugen sie herunter.

»Nichts auf acht Kilometer im Umkreis«, vermeldete Greogi. »Es ist komisch. Die wenigen Voynixe, die ich gesehen habe, sind nach Süden geflohen, als würdet ihr sie verfolgen.«

Daeman warf einen Blick auf das milchig leuchtende Ei in seinem Rucksack und seufzte. »Wir verfolgen sie nicht«, sagte er. »Wir wollen nur so schnell wie möglich von hier verschwinden.« Er erzählte Greogi und den anderen von seinem Plan.

Es gab eine kurze, aber heftige Diskussion. Einige der Überlebenden wollten zu bekannten Orten faxen und nachsehen, ob Freunde und Angehörige noch lebten. Caul war sicher, dass dieses Setebos-Wesen, von dem Daeman ihnen erzählt hatte, den Knoten auf Lomans Anwesen noch nicht in seiner Gewalt hatte. Cauls Mutter lebte dort.

»Na schön, hört zu!«, rief Daeman über die lauter werdenden Stimmen hinweg. »Wir wissen nicht, *wo* Setebos inzwischen sein könnte. Das Monster hat die große Stadt Paris-Krater bin-

nen weniger als vierundzwanzig Stunden in ein Schloss aus Blaueis-Strängen verwandelt. Vor über achtundvierzig Stunden bin ich von dort zurückgekommen, und ich war der Letzte, der hergefaxt ist. Hier ist mein Vorschlag...«

Ada merkte, dass das Stimmengewirr verstummte. Die Leute hörten zu. Sie akzeptierten Daeman als Führer, so wie sie einmal ihre Führung akzeptiert hatten... und die von Harman. Sie musste gegen die Tränen ankämpfen, die ihr plötzlich in die Augen stiegen.

»Wir sollten jetzt entscheiden, ob wir eine Weile zusammenbleiben wollen oder nicht«, sagte Daeman. Seine tiefe Stimme trug mit Leichtigkeit bis zum Rand der Menge. »Wir können abstimmen und...«

»Was bedeutet ›abstimmen‹?«, fragte Boman.

Daeman erklärte es ihnen.

»Wenn also mehr als die Hälfte von uns dafür... stimmt zusammenzubleiben«, sagte Oko, »dann müssen wir alle tun, was die anderen wollen?«

»Nur für eine Weile«, beschwichtigte Daeman. »Sagen wir... eine Woche. Zusammen sind wir sicherer, als wenn wir einzeln reisen. Und wir haben Verwundete, Kranke, die sich nicht schützen können. Wenn jetzt alle in verschiedene Richtungen faxen, wie wollen wir uns dann jemals wieder finden? Wer bekommt die Flechette-Gewehre und Armbrüste – diejenigen, die es allein versuchen wollen, oder die größere Gruppe, die zusammenbleiben will?«

»Was machen wir in dieser Woche... *falls* wir uns einverstanden erklären, mit dir in dieses tropische Paradies zu gehen?«, fragte Tom.

»Was ich gerade gesagt habe«, antwortete Daeman. »Wir erholen uns. Suchen oder bauen neue Waffen. Errichten dort irgendeine schützende Umzäunung... ich erinnere mich an eine kleine Insel unmittelbar jenseits des Riffs. Wir könnten ein paar kleine Boote konstruieren und unsere Unterkünfte und Schutzvorrichtungen auf der Insel erbauen...«

»Glaubst du, die Voynixe können nicht schwimmen?«, rief Stoman.

Alle lachten nervös, aber Ada warf Daeman einen Blick zu. Es war Galgenhumor gewesen – ein Begriff, den sie beim Sign der alten Bücher in der Bibliothek von Ardis Hall gelernt hatte –, aber er hatte die Spannung gelöst.

Daeman lachte ungezwungen. »Keine Ahnung, ob Voynixe schwimmen können, aber wenn nicht, wäre diese Insel genau der richtige Platz für uns.«

»Bis wir so viele Kinder bekommen, dass wir nicht mehr draufpassen«, sagte Tom.

Diesmal lachten die Leute unbeschwerter.

»Und wir werden Erkundungsteams vom dortigen Faxknoten aussenden«, fuhr Daeman fort. »Und zwar schon am Tag unserer Ankunft. Auf diese Weise bekommen wir eine ungefähre Vorstellung, was in der Welt los ist und zu welchen Knoten man gefahrlos faxen kann. Und nach einer Woche kann jeder gehen, der uns verlassen möchte. Ich finde nur, es ist besser für uns alle, wenn wir zusammenbleiben, bis es unseren Kranken besser geht und wir alle Gelegenheit haben, etwas zu essen und zu schlafen.«

»Stimmen wir ab«, sagte Caul.

Sie taten es zögernd, mit weiterem Gelächter bei dem Gedanken, solch eine ernste Angelegenheit mit einem Heben der Hände zu entscheiden. Dreiundvierzig stimmten dafür zusammenzubleiben, sieben dagegen, und drei der am schwersten Verletzten stimmten nicht mit ab, weil sie bewusstlos waren.

»In Ordnung«, sagte Daeman. Er trat auf das Faxpad zu.

»Moment mal«, rief Greogi. »Was machen wir mit dem Sonie? Wir können es nicht wegfaxen, und wenn wir es hier lassen, schnappen es sich die Voynixe. Es hat uns mehr als einmal das Leben gerettet.«

»Oh, verdammt. Daran habe ich nicht gedacht.« Daeman strich sich mit der Hand über das schmutzige, blutverschmierte Gesicht, und Ada sah, wie blass und müde er unter der dünnen energischen Fassade war, die er den anderen zeigte.

»Was das betrifft, habe ich eine Idee«, sagte Ada.

Die Menge sah sie freundlich an und wartete.

»Die meisten von euch wissen, dass Savi einigen von uns letztes Jahr ein paar neue Funktionen gezeigt hat: Proxnet, Farnet und Allnet. Einige von euch haben sie sogar selbst ausprobiert. Wenn wir in Daemans tropischem Paradies sind, rufen wir die Farnet-Funktion auf, sehen nach, wo wir uns befinden, und dann faxt jemand hierher zurück, um das Sonie zu holen und zu unserer Insel zu fliegen. Harman, Hannah, Petyr und Norman sind in weniger als einer Stunde zur Golden Gate bei Machu Picchu gekommen, also dürfte der Flug ins Paradies nicht allzu lange dauern.«

Sie erntete leises Gelächter, und viele nickten.

»Ich habe noch eine bessere Idee«, sagte Greogi. »Ihr faxt alle ins Paradies. Ich bleibe hier und bewache das Sonie. Dann

kommt einer von euch mit den Zielkoordinaten zurück, und ich fliege es noch heute dorthin.«

»Ich bleibe bei dir«, sagte Laman und hob mit der heilen linken Hand ein Flechette-Gewehr. »Du wirst jemanden brauchen, der auf die Voynixe schießt, wenn sie zurückkommen. Und der dich während des Fluges nach Süden wach hält.«

Daeman lächelte müde. »Alles klar?«, wandte er sich an die Gruppe.

Einige traten mit schlurfenden Schritten vor, um endlich wegzufaxen.

»Moment noch«, sagte Daeman. »Wir wissen nicht, was uns dort erwartet. Sechs Leute mit Gewehren – Caul, Kaman, Elle, Boman, Casman, Edide –, ihr kommt mit mir zum Pavillon-Knoten, und wir faxen als Erste durch. Wenn dort alles in Ordnung ist, kommt einer von uns spätestens in zwei Minuten zurück. Dann sollten wir die Kranken und Verwundeten durchbringen. Tom, Siris, könntet ihr bitte die Bahrenträger organisieren? Und ein weiteres halbes Dutzend Bewaffnete halten unter Greogis Führung Wacht, während die anderen durchfaxen. Okay?«

Alle nickten ungeduldig. Die Gruppe der Bewaffneten ging zu dem Stern, der in den Boden des Faxpavillons eingesetzt war, während Daeman die Hand über das Tastenfeld hielt. »Auf geht's«, sagte er und tippte den Code für seinen unbewohnten Knoten ein.

Nichts geschah. Das übliche Rauschen einströmender Luft und das Flimmern beim Wegfaxen blieben einfach aus.

»Immer nur einer zurzeit«, befahl Daeman, obwohl Faxknoten mühelos mit sechs Personen zugleich fertig werden konnten. »Caul. Stell dich auf den Stern.«

Caul gehorchte. Er nahm sein Gewehr nervös in die andere Hand. Daeman gab erneut den Code ein.

Nichts. Der Wind blies pfeifend Schnee in den offenen Pavillon.

»Vielleicht arbeitet dieser Faxknoten nicht mehr«, rief eine Frau namens Seaes aus der Menge.

»Ich probiere es mit Lomans Anwesen.« Daeman tippte den vertrauten Code ein.

Es funktionierte nicht.

»Heilige verdamme Scheiße noch mal«, schrie der stämmige Kaman. Er schob sich nach vorn. »Vielleicht machst du was falsch. Lass mich mal.«

Ein halbes Dutzend Leute versuchten es. Drei Dutzend bekannte Faxknoten-Codes wurden ausprobiert, aber vergeblich. Weder Paris-Krater noch Chom, Bellinbad oder einer der vielen Himmelskreise-Codes für Ulanbat funktionierte.

Schließlich standen sie alle schweigend da, fassungslos, sprachlos, die Gesichter Masken des Entsetzens und der Hoffnungslosigkeit. Nichts im letzten Jahr, keiner der Albträume der letzten Monate – nicht der Absturz der Meteoriten, nicht der Ausfall der Elektrizität und der Absturz der Servitoren, nicht die ersten Angriffe der Voynixe oder die Nachrichten aus Paris-Krater, nicht einmal das Massaker in Ardis Hall oder die hoffnungslose Lage auf dem Hungerstein – hatte bei diesen Männern und Frauen eine solche Hoffnungslosigkeit ausgelöst.

Die Faxknoten funktionierten nicht mehr. Die Welt, die sie seit ihrer Geburt kannten, existierte nicht mehr. Sie konnten nirgendwohin fliehen und nichts anderes tun, als auf den Tod zu warten – auf die Rückkehr der Voynixe, darauf, dass die Kälte sie tötete oder dass Krankheiten und Hunger sie einen nach dem anderen umbrachten.

Ada stieg auf den kleinen Sockel um die Faxpad-Säule, sodass die anderen sie alle sehen und hören konnten.

»Wir kehren nach Ardis Hall zurück«, sagte sie. Ihre Stimme war stark, sie duldeten keinen Widerspruch. »Es sind keine zwei Kilometer die Straße entlang. Wir können in weniger als einer Stunde dort sein, selbst in unserer gegenwärtigen Verfassung. Greogi und Tom bringen diejenigen, die zu krank zum Laufen sind, mit dem Sonie hin.«

»Was zum Teufel sollen wir in Ardis Hall?«, fragte eine kleine Frau, die Ada nicht kannte. »Was gibt es dort außer Leichen, Aas Asche und Voynixen?«

»Es ist nicht alles verbrannt«, erwiderte Ada laut. Sie hatte keine Ahnung, ob alles verbrannt war oder nicht; sie war bewusstlos gewesen, als man sie von den in Flammen stehenden Ruinen weggeflogen hatte. Aber Daeman und Greogi hatten erzählt, dass einige Bereiche des Anwesens vom Feuer verschont geblieben waren. »Nicht alles ist verbrannt«, wiederholte sie. »Es gibt dort gefälltte Baumstämme. Überreste von Zelten und Baracken. Zumindest könnten wir die Palisadenmauer einreißen und Blockhütten aus dem Holz bauen. Und es gibt dort bestimmt auch Gebrauchsgegenstände und Werkzeug – Sachen, die nicht in den Ruinen verbrannt sind. Vielleicht sogar Schusswaffen. Oder anderes, was wir zurückgelassen haben.«

»Zum Beispiel die Voynixe«, warf ein zernarbter Mann namens Elos ein.

»Schon möglich«, räumte Ada ein, »aber die Voynixe sind überall. Und sie haben Angst vor diesem Setebos-Ei, das Dae-man bei sich trägt. Solange wir es haben, werden die Voynixe sich von uns fern halten. Und wo würdest du ihnen lieber gegenüberstehen, Elos? Nachts im dunklen Wald oder an einem großen Lagerfeuer in Ardis, in einer warmen Hütte, während deine Freunde Wache halten?«

Eine Stille trat ein, aber es war eine zornige Stille. Einige versuchten immer noch, Codes ins Faxpad einzugeben, und schlugen dann frustriert gegen die Säule.

»Warum bleiben wir nicht einfach hier im Pavillon?«, fragte Elle. »Er hat schon ein Dach. Wir können die Seitenwände schließen und ein Feuer machen. Die Palisade ist hier kleiner und ließe sich leichter wieder aufbauen. Und wenn das Fax wieder funktioniert, können wir schnell von hier verschwinden.«

Ada nickte. »Das klingt vernünftig, meine Liebe. Aber wie steht's mit Wasser? Der Fluss ist ein paar hundert Meter vom Pavillon entfernt. Jemand würde immer Wasser holen müssen und dabei Gefahr laufen, ungeschützt von Voynixen angegriffen zu werden. Und wir haben hier keine Möglichkeit, das Wasser zu speichern. Außerdem ist unter dem Dach dieses Pavillons nicht genug Platz für uns alle. Und in diesem Tal ist es *kalt*. Ardis bekommt mehr Sonne, wir haben dort mehr Baumaterial, das wir benutzen können, und unter Ardis Hall gab es einen Brunnen. Wir können unser neues Ardis Hall um den

Brunnen *herumbauen*, sodass wir nicht nach draußen müssen, um Wasser zu holen.«

Die Leute traten von einem Fuß auf den anderen, aber niemand hatte etwas zu sagen. Die Vorstellung, auf dieser vereisten Straße zurückzumarschieren, weg von dem rettenden Faxpavillon, schien so unangenehm zu sein, dass sie nicht darüber nachdenken wollten.

»Ich gehe jetzt«, erklärte Ada. »In ein paar Stunden wird es dunkel. Ich möchte, dass ein großes Feuer brennt, bevor das Ringlicht einsetzt.«

Sie verließ den Pavillon und ging die Straße entlang nach Westen. Daeman folgte ihr. Dann Boman und Edide. Dann Tom, Siris, Kaman und die meisten anderen. Unter Greogis Aufsicht wurden die Kranken wieder aufs Sonie geladen.

Daeman schloss mit schnellen Schritten zu Ada auf, beugte sich nah zu ihr und sagte leise: »Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht.«

»Wie lautet die gute Nachricht?«, fragte Ada müde. Ihr Kopf tat so mörderisch weh, dass sie die Augen geschlossen halten musste. Sie öffnete sie nur hin und wieder, um nicht von der gefrorenen Schotterstraße abzukommen.

»Sie folgen uns alle«, sagte er.

»Und die schlechte?« Ada dachte: *Ich werde nicht weinen. Ich werde nicht weinen.*

»Dieses Wesen in dem gottverdammten Setebos-Ei beginnt zu schlüpfen.«

Als Harman in der gläsernen Krypta unter der Marmormasse des Taj Moira seine Kleider ablegte, merkte er, wie verdammt kalt es in diesem Raum war. Es musste auch in dem riesigen Raum des Taj oben kalt gewesen sein, aber dank der Thermohaut, in die er in der *Eiffelbahn*-Gondel geschlüpft war, hatte er das gar nicht bemerkt. Jetzt zögerte er am Fuß des durchsichtigen Sarges; er hatte die Thermohaut bis zur Taille heruntergezogen, seine normale Kleidung lag auf einem Haufen zu seinen Füßen, und er hatte eine Gänsehaut auf den bloßen Armen und der Brust.

Das ist falsch. Das ist ganz und gar falsch.

Abgesehen von ihrer lebenslangen Ehrfurcht vor den Nachmenschen in den Orbitalringen und dem fast schon spirituellen Glauben, dass sie nach ihrem letzten Fax zu den Ringen auffahren und die Ewigkeit mit den NMs verbringen würden, wussten Harman und sein Volk nichts von Religion. Ihre einzigen Kenntnisse in Bezug auf religiöse Ehrfurcht und religiöse Rituale stammten aus den Szenen mit den griechischen Göttern im Turin-Tuch-Drama, die sie miterlebt hatten.

Doch nun spürte Harman, dass er im Begriff war, so etwas wie eine Sünde zu begehen.

Adas Leben – das Leben aller Menschen, die ich kenne und an denen mir etwas liegt – kann davon abhängen, dass ich diese Nachmenschenfrau wecke.

»Indem ich mit einer toten oder im Koma liegenden Fremden schlafe?«, sagte er leise zu sich selbst. »Das ist falsch. Das ist *verrückt*.«

Harman warf einen raschen Blick über die Schulter und schaute zur Treppe hinauf, aber wie versprochen war Prospero nirgends zu sehen. Harman schlüpfte ganz aus seiner Thermo-haut. Die Luft war eiskalt. Er blickte an sich herunter und hätte beinahe darüber gelacht, wie klein, kalt und verschrumpelt er war.

Was, wenn das alles nur ein Scherz des verrückten alten Zauberers ist – oder was er unter einem Scherz versteht? Und wer konnte wissen, ob Prospero nicht unsichtbar unter einem Tarnmantel oder einer anderen »zauberhaften« Vorrichtung hier herumschlich?

Harman stand am Fußende des gläsernen Sarges und zitterte. Das lag zum Teil an der Kälte, zum größeren Teil jedoch an den unerquicklichen Dingen, die er zu tun im Begriff war. Schon bei der Vorstellung, er könnte ein Nachkomme dieses Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khan Ho Tep sein, wurde ihm übel.

Er dachte an die verletzte, ohnmächtige Ada, die zusammen mit den jämmerlich wenigen anderen Überlebenden des Massakers in Ardis auf diesem Felsen namens Hungerstein gestrandet war.

Wer weiß schon, ob das real war? Prospero könnte zweifellos dafür sorgen, dass ein Turin-Tuch falsche Bilder überträgt.

Aber er musste weitermachen, als ob das, was er gesehen hatte, real gewesen wäre. Er musste weitermachen, als ob Prosperos gefühlsbetonte Aussage, er müsse *lernen* und sich verändern, um an diesem Kampf gegen Setebos, die Voynixe und die

Calibani teilzunehmen, andernfalls wäre alles verloren, *wahr* wäre.

Aber was kann ein einzelner Mensch, der seine fünf Zwanziger hinter sich hat, schon tun?, fragte sich Harman.

Wie als Antwort darauf stieg er über den Rand der massiven Krippe. Er ließ sich vorsichtig am Fußende nieder, ohne die bloßen Füße der nackten Frau zu berühren. Dank des halb durchlässigen Kraftfelds fühlte es sich an, als glitte er durch einen kribbelnden Widerstand in ein warmes Bad. Jetzt waren nur noch sein Kopf und seine Schultern außerhalb der Wärme.

Der Sarg war lang und so breit, dass er sich mühelos neben die schlafende Frau legen konnte, ohne sie zu berühren. Das gepolsterte Material, auf dem sie lag, hatte wie Seide ausgesehen, aber unter Harmans Knien fühlte es sich eher wie ein weiches, metallisches Gewebe an. Jetzt, da er sich größtenteils innerhalb der Einschließung der Zeit-Krippe befand, spürte er das Wogen und Pulsieren des wie auch immer gearteten Energiefelds, das diese Savi-Doppelgängerin jung erhielt und vielleicht schlafen ließ.

Wenn ich den Kopf unter das Kraftfeld senke, dachte Harman, versetzt es mich womöglich auch in einen fünfzehnhundertjährigen Schlaf und löst all meine Probleme. Vor allem das Problem, was ich hier als Nächstes tun soll.

Er bückte sich tiefer, ging mit dem Gesicht unter die Ebene des kribbelnden Kraftfelds, wie ein furchtsamer Schwimmer vielleicht ins Wasser tauchen würde. Nun lag er auf Händen und Knien über den Beinen der Schlafenden. Die Luft hier in der Krippe war viel wärmer, und er spürte, wie die vibrierende Energie aus der Maschinerie des Sarkophags summend seinen

ganzen Körper durchdrang, aber sie versetzte ihn nicht in den Schlaf.

Was nun?, dachte er. Es hatte bestimmt einmal eine Zeit in seinem Leben gegeben, wo er sich ähnlich unbehaglich gefühlt hatte, aber er konnte sich nicht daran erinnern.

Ebenso wie das Konzept der Sünde in Harmans Welt unbekannt war, machte sich auch kaum jemand Gedanken über das Thema Vergewaltigung; so etwas kam einfach zu selten vor. In dieser nunmehr verschwundenen Welt der Altmenschen hatte es zwar keine Gesetze und keine Gesetzeshüter gegeben, aber auch weder Aggressionen zwischen den Geschlechtern noch Intimität ohne Einwilligung beider Parteien. In ihren kleinen, geschlossenen Gemeinschaften von Partys, Kotillons und Faxreisen zu diesem und jenem Ereignis hatte es keine Gesetze, keine Polizei und keine Gefängnisse gegeben – keines dieser Wörter, die Harman in den letzten acht Monaten gesiglt hatte –, wohl aber so etwas wie informelle Ausgrenzung. Und niemand hatte ausgegrenzt werden wollen.

Außerdem hatte es genug Sex für jeden gegeben, den es danach gelüstet hatte. Und fast jeden hatte es danach gelüstet.

Harman hatte es in seinen fast vollendeten fünf Zwanzigern oft genug nach Sex gelüstet. Erst so etwa im letzten Jahrzehnt, seit er sich beigebracht hatte, die seltsamen Krakel in den Büchern zu lesen, hatte er jenen Lebensrhythmus aufgegeben, der darin bestand, irgendwohin zu faxen und mit irgendwem ins Bett zu gehen. Er war auf die seltsame Idee verfallen, dass es einen besonderen Menschen für ihn gab, geben könnte oder vielleicht geben würde, jemanden, mit dem der Geschlechtsverkehr beiderseits eine ausschließliche, gemeinsame, besonde-

re Erfahrung sein sollte, anders als all die unbeschwerten Affären und physisch geprägten Freundschaften, aus denen die Altmenschen-Welt bestand.

Es war ein seltsamer Gedanke gewesen. Einer, den so gut wie jeder, dem er davon erzählt hätte, für Unsinn gehalten hätte – aber er erzählte niemandem davon. Und vielleicht lag es an Adas Jugend – sie war erst sieben Jahre über den ersten Zwanziger hinaus, als sie sich zum ersten Mal geliebt und ineinander *verliebt* hatten –, dass sie seine seltsamen und romantischen Vorstellungen von Ausschließlichkeit teilte. Sie hatten sogar ihre eigene »Hochzeits«-Feier in Ardis Hall abgehalten, und während die vierhundert anderen ihnen größtenteils ihren Willen gelassen und es als Vorwand für eine weitere Party akzeptiert hatten, verstanden einige wenige – Petyr, Daeman, Hannah, ein paar andere –, dass es viel mehr bedeutete.

Darüber nachzudenken hilft dir nicht, das zu tun, was du Prospero zufolge tun musst, Harman.

Er kniete nackt über einer Frau, die nach den Worten des verlogenen Logosphären-Avatars, der sich Prospero nannte, seit fast anderthalb Jahrtausenden schlief. Und da überraschte es ihn, dass er nicht zum Sex bereit war?

Weshalb hatte sie solche Ähnlichkeit mit Savi? Savi war vielleicht die interessanteste Person gewesen, die Harman je kennen gelernt hatte – mutig, rätselhaft, uralt, aus einer anderen Zeit, niemals ganz aufrichtig, geheimnisumwittert, wie es so gut wie kein Altmensch aus Harmans Zeit je sein könnte –, aber er hatte sich nie zu ihr als Frau hingezogen gefühlt. Er erinnerte sich an ihren hageren Körper in der hautengen Thermohaut auf Prosperos Orbitalinsel.

Diese jüngere Savi war nicht hager. Ihre Muskeln waren nicht im Laufe der Jahrhunderte verkümmert. Ihr Haar war dunkel – überall –, nicht schwarz, wie er zuerst geglaubt hatte, nicht pechschwarz wie Adas wunderschönes Haar, sondern von einem sehr dunklen Braun. Die Wolken an der Nordwand des Chomolungma hatten sich aufgelöst, und im reflektierten hellen Licht der herauskommenden Sonne leuchtete das Haar dieser Frau an manchen Stellen kupferrot. Harman konnte die winzigen Poren in ihrer Haut sehen. Ihre Nippel waren eher braun als rosa, stellte er fest. Sie hatte Savis Kerbe im Kinn und hielt es auch mit derselben Entschlossenheit, aber die Falten auf der Stirn, um den Mund und die Augenwinkel, an die er sich erinnerte, fehlten noch.

Wer ist sie?, fragte er sich zum fünfzigsten Mal.

Es spielt keine Rolle, wer sie in Wirklichkeit ist, schrie Harmans Bewusstsein auf sich selbst ein. Wenn Prospero die Wahrheit sagt, ist sie die Frau, mit der du schlafen musst, damit sie aufwacht und dir beibringt, was du lernen musst, um nach Hause zu kommen.

Harman beugte sich vor, bis sein Gewicht teilweise auf der schlafenden Frau ruhte. Sie lag auf dem Rücken, die Arme an den Seiten, die nach unten gedrehten Handflächen an dem Polstermaterial, die Beine bereits leicht gespreizt. Harman, der sich von Kopf bis Fuß wie ein Schänder fühlte, schob ihr linkes Bein mit seinem rechten Knie weiter zur Seite, dann ihr rechtes Bein mit dem linken Knie. Sie hätte nicht offener und schutzloser vor ihm liegen können.

Und er hätte nicht weniger erregt sein können.

Harman stützte sich auf die Hände, bis er eine Art Liegestütz über der ausgestreckt daliegenden Gestalt machte. Er zwang

sich, den Kopf zu heben, ihn aus dem nur leicht summenden Kraftfeld herauszustrecken und die eiskalte Luft dort in tiefen Zügen einzuatmen. Als er den Kopf wieder in das Energiefeld des Sarkophags senkte, fühlte er sich wie ein Ertrinkender, der zum dritten Mal unterging.

Harman legte sich mit seinem ganzen Gewicht auf die schlafende Frau. Sie rührte sich nicht. Ihre Wimpern waren lang und dunkel, aber er sah nicht das leiseste Flattern und hatte auch nicht den Eindruck, dass sich die Augen unter den Lidern bewegten, wie er es so oft bei Ada gesehen hatte, wenn er wach gelegen und sie beobachtet hatte, wie sie im Mondlicht neben ihm schlief. Ada.

Er schloss die Augen und dachte an sie – nicht verletzt und bewusstlos auf dem Hungerstein, wie Prosperos rotes Turintuch sie gezeigt hatte, sondern so, wie sie während ihrer gemeinsamen acht Monate in Ardis Hall gewesen war. Er erinnerte sich daran, wie er nachts neben ihr aufgewacht war, nur um ihr beim Schlafen zuzusehen. Er erinnerte sich an ihren sauberen Seifengeruch und ihren weiblichen Duft nachts in ihrem Zimmer mit dem Erkerfenster im alten Herrenhaus von Ardis.

Harman merkte, wie sich bei ihm etwas zu rühren begann.

Denk nicht darüber nach. Denk nicht daran, was jetzt ist. Erinnere dich einfach.

Er ließ seine Gedanken an das erste Mal mit Ada zurückschweifen; neun Monate, drei Wochen und zwei Tage war das erst her. Sie waren mit Savi, Daeman und Hannah unterwegs gewesen und hatten gerade den wiedererweckten Odysseus auf der Golden Gate bei Machu Picchu getroffen. In jener Nacht hatte jeder von ihnen eine eigene Schlafkabine gehabt – die

runden, grünen Kugeln saßen am orangefarbenen Turm der alten Brücke wie Trauben an einer Rebe; sie hingen unter der Querstrebe mehr als zweihundert Meter über den Ruinen tief unten.

Nachdem sie sich alle in ihre jeweiligen Schlaf-Domis zurückgezogen hatten – verblüfft darüber, dass der Boden genauso transparent war wie der Glasboden dieser Krypta – *nein, denk jetzt nicht daran* –, war Harman aus seinem Raum geschlüpft und hatte an Adas Tür geklopft. Sie hatte ihn eingelassen, und ihm war aufgefallen, wie ihre dunklen Augen gegläntzt hatten.

In jener Nacht war er eigentlich nur zu ihr gegangen, um etwas mit ihr zu besprechen, nicht um mit ihr zu schlafen. Das hatte er jedenfalls damals geglaubt. Er hatte schon einmal ihre Gefühle verletzt – in Paris-Krater war das gewesen, erinnerte er sich nun, im Domi von Daemans Mutter, Marina, hoch oben in einem der Bambus-Drei-Türme am Rand des rotäugigen Kraters. Und Ada hatte ihr Leben riskiert – oder zumindest ein Fax in die Orbitalklinik –, indem sie von ihrem Balkon zu seinem geklettert war, ein Balanceakt über einem tausend Kilometer tiefen Schwarzloch-Krater, um ihn in jener Nacht auf seinem Balkon zu besuchen. Und er hatte Nein gesagt. »Lass uns noch warten«, hatte er gesagt. Und das hatte sie getan, obwohl bestimmt noch kein Mann der schönen schwarzhaarigen Ada von Ardis Hall jemals einen Korb gegeben hatte.

Doch in jener Nacht, in dem durchsichtigen, kugelförmigen Domi, das an der Golden Gate bei Machu Picchu hing, mit den um sie herum aufragenden Bergen – den felsigen Anden, wie er später vermutete – und den spukhaften Ruinen tief unter ihnen, wollte er mit ihr... worüber sprechen? O ja – er war zu ihr gekommen, um sie zu überreden, mit Hannah und Odysseus in

Ardis Hall zu bleiben, während er und Daeman mit Savi zu jenem legendären Ort namens Atlantis weiterreisten, wo vielleicht ein Raumschiff wartete, das sie zu den Ringen bringen würde. Er war sehr überzeugend gewesen. Und er hatte wie gedruckt gelogen. Er hatte der jungen Ada erzählt, es wäre besser, wenn sie Odysseus in Ardis Hall all den anderen vorstellen würde, und dass er und Daeman sicher nur ein paar Tage fort wären. In Wahrheit hatte er Angst gehabt, dass Savi sie in schreckliche Gefahr führen würde – und das hatte sie getan und dafür mit ihrem Leben bezahlt –, und schon damals hatte er Ada nicht in Gefahr bringen wollen. Schon damals hatte er das Gefühl gehabt, dass es ihm Leib und Seele zerreißen würde, wenn ihr etwas geschähe.

In jener Nacht, in der sie die seine geworden war, hatte sie ein hauchdünnes, kurzes Nachthemd aus Seide getragen, als sie der Kabinentür befohlen hatte, sich zu öffnen. Das Mondlicht hatte bleich auf ihren Armen und Wimpern gelegen, während er so ernsthaft mit ihr darüber sprach, dass sie mit diesem Fremden namens Odysseus in Ardis Hall bleiben sollte.

Und dann hatte er sie geküsst. Nein – er hatte Ada am Ende ihres Gesprächs nur einen Kuss auf die Wange gegeben, so wie ein Vater oder ein Freund vielleicht ein Kind küssen würde. *Sie* hatte *ihn* zuerst geküsst – ein richtiger, offener, langer Kuss, und sie hatte die Arme um ihn gelegt und ihn an sich gezogen, als sie im Licht des Mondes und der Sterne dort standen. Er erinnerte sich daran, wie er ihre jungen Brüste durch die dünne Seide ihres blauen Nachthemds an seiner Brust gespürt hatte.

Er erinnerte sich daran, wie er sie zu dem kleinen Bett getragen hatte, das sich an die gekrümmte, durchsichtige Kabinenwand schmiegte. Sie hatte ihm beim Ausziehen geholfen; beide

hatten sie es nun auf unbeholfene, aber dennoch anmutige Art eilig gehabt.

War der Sturm aus den höheren Bergen herabgekommen und hatte just in dem Moment zugeschlagen, als sie sich auf dem schmalen Bett zu lieben begannen? Jedenfalls nicht lange danach. Er erinnerte sich an das Mondlicht auf Adas nach oben gewandtem Gesicht, das Mondlicht, das ihre Nippel beschien, als er jede Brust umfasste und an seine Lippen hob.

Und er erinnerte sich an den Wind, der die Brücke wie eine Mauer traf und die Kabine gefährlich und erregend zugleich ins Schaukeln brachte, gerade als sie selbst in heftige Bewegung gerieten, Ada unter ihm, ihre Beine kamen hoch und schlangen sich um seine Hüften, ihre rechte Hand wanderte nach unten und fand ihn, führte ihn...

Niemand führte ihn jetzt, als er hart wurde und sich zum Geschlecht dieser Frau in der gläsernen Krippe erhob. *Es wird nicht funktionieren*, dachte er durch die Woge seiner Erinnerungen und seines wiedererwachten Begehrens. *Sie wird trocken sein. Ich muss...*

Aber der Rest dieses Gedankens ging unter, als er bei seiner zaghaften Sondierung merkte, dass sie nicht trocken war, sondern weich, aufnahmebereit und sogar feucht, als hätte sie all die Jahre hier gelegen und auf ihn gewartet.

Ada war für ihn bereit gewesen – feucht vor Erregung, ihre Lippen so warm wie ihr Geschlecht, die Arme drängend um ihn gelegt, die gekrümmten Finger auf seinem bloßen Rücken, als er sanft in sie eindrang und sich im Gleichklang mit ihr bewegte. Sie hatten sich geküsst, bis Harman – er, der just in dieser Woche vier Zwanziger und neunzehn Jahre auf dem Buckel

gehabt hatte, der Älteste der Alten, die Ada kannte oder jemals gekannt hatte – schon allein durch das Küssen vor teenagerhafter Lust und Erregung beinahe ohnmächtig wurde.

Sie hatten sich bewegt, während die Kabine in den heftigen Böen schaukelte – zuerst sanft, eine Ewigkeit, wie es schien, dann mit zunehmender Leidenschaft und weniger Zurückhaltung, als Ada ihn drängte, sich gehen zu lassen, als sie sich für ihn öffnete und ihn tiefer in sich hineinzog, ihn küsste und ihn in dem starken Kreis ihrer Arme, ihrer druckvollen Beine und kratzenden Fingernägel festhielt.

Und als er gekommen war, hatte er sich für lange Momente, wie es ihm schien, mit vielen Spasmen in sie ergossen. Und Ada hatte mit einer Reihe innerer Kontraktionen reagiert, die sich wie von einem unendlich tiefen Epizentrum aufsteigende Schauer anfühlten, bis es ihm so vorkam, als wäre es nicht ihr ganzer Körper, sondern ihre kleine Hand, die sich fester um sein tiefstes Innerstes schloss, den Griff dann etwas löste und wieder verstärkte.

Harman ergoss sich in die Frau, die wie Savi aussah und es doch nicht sein konnte. Er verweilte nicht in ihr, sondern zog sich sofort aus ihr zurück. Sein Herz klopfte von Schuldgefühlen und so etwas wie Entsetzen, noch während er von seiner Liebe zu Ada und seinen Erinnerungen an Ada erfüllt war.

Er rollte sich zur Seite und lag keuchend und unglücklich neben dem Körper der Frau auf den metallisch-seidenen Polstern. Die warme Luft strich um sie herum, versuchte, ihn in den Schlaf zu lullen. Harman hatte in diesem Moment das Gefühl, dass er schlafen könnte – anderthalb Jahrtausende lang, so wie diese Fremde –, schlafen, während seine Welt, seine Freunde

und seine einzige, vollkommene, betrogene Geliebte all diesen Gefahren ausgesetzt waren.

Eine leichte Bewegung weckte ihn, ehe er richtig in den Schlaf sinken konnte.

Er schlug die Augen auf, und ihm blieb beinahe das Herz stehen, als er feststellte, dass die Augen der Frau offen waren. Sie hatte den Kopf gedreht und blickte ihn mit einer kühlen Intelligenz an – einer fast unglaublichen Wachheit, nachdem sie so lange geschlafen hatte.

»Wer bist du?«, fragte die junge Frau mit der Stimme der toten Savi.

55

Letztendlich lag es nicht nur an Orphus Beredsamkeit, sondern an einer Vielzahl von Faktoren, dass die Moravecs beschlossen, das Atmosphären-Landeboot mit der *Dark Lady* darin auszusetzen.

Die Moravecs trafen sich nicht erst nach den von Astea-gue/Che vorgeschlagenen zwei Stunden auf der Brücke, sondern schon viel früher. Die Ereignisse überschlugen sich geradezu. Zwanzig Minuten nach ihrer Unterredung draußen auf der Hülle der *Queen Mab* waren Mahnmut und Orphu wieder auf der Brücke und berieten sich per Sprache in der normalen Atmosphäre und Schwerkraft der Erde auf Höhe des Meeres-spiegels mit dem Callistaner Cho Li, Hauptintegrator Astea-gue/Che, General Beh bin Adee und seinem Leutnant Mep

Ahoo, dem ominösen Suma IV., einem erregten Retrograde Sinopessen und einem halben Dutzend anderer Moravec-Integratoren und Steinvec-Militärs.

»Diese Nachricht haben wir vor acht Minuten erhalten«, sagte Navigator Cho Li. Fast jeder hatte sie gehört, aber er spielte sie trotzdem noch einmal per Engstrahl ab.

Die Koordinaten dieser Maser-Sendung waren identisch mit denen der vorherigen Nachricht – sie kam von dem phobosgroßen Asteroiden im Polarring der Erde –, aber diesmal war es keine weibliche Stimme, sondern nur eine Abfolge von Rendezvous-Koordinaten und Delta-V-Werten.

»Die Dame möchte, dass wir ihr Odysseus direkt an die Haustür bringen und keine Zeit damit verschwenden, erst noch die Rückseite der Erde zu umrunden«, meinte Orphu.

»Geht das?«, fragte Mahnmut. »Ich meine, können wir so stark abbremesen, dass wir direkt ihre hohe polare Umlaufbahn ansteuern?«

»Ja, wenn wir während der nächsten neun Stunden wieder Atombomben einsetzen und ein Bremsmanöver mit hohen g-Kräften durchführen«, sagte Asteague/Che. »Aber das wollen wir aus einer Reihe von Gründen nicht.«

»Verzeihung«, sagte Mahnmut. »Ich bin bloß ein U-Boot-Fahrer, kein Navigator oder Ingenieur, aber angesichts der schwachen Bremsleistung des Ionenantriebs verstehe ich sowieso nicht, wie wir unsere Geschwindigkeit reduzieren wollen. Hatten wir für die letzte Phase des Bremsmanövers etwas Besonderes auf Lager?«

»Atmosphärische Bremsung«, sagte der stämmige kleine Callistaner mit den vielen Gliedmaßen, Cho Li.

Mahnmut musste lachen, als er sich vorstellte, wie die *Queen Mab* – alle dreihundertvierzig Meter ihres klobigen, verstreuten, mit Kränen verzierten, nicht-aerodynamischen Rumpfes – in der Erdatmosphäre abbremste, aber dann wurde ihm klar, dass Cho Li nicht gescherzt hatte.

»Ihr könnt dieses Ding *aerobremsen*?«, sagte er schließlich.

Retrograde Sinopessen trippelte auf seinen silbernen Spinnenbeinen nach vorn. »Natürlich. Wir hatten von Anfang an eine Aerobremmung geplant. Die sechzig Meter breite Schubplatte mit ihrer Ablationsbeschichtung wird ein Stück weit eingezogen und ein wenig umgeformt, sodass sie sehr gut als Hitzeschild dienen kann. Das Plasmafeld, das uns während des Manövers umgibt, dürfte kein Hindernis sein – wir können sogar weiter per Maser mit der Außenwelt kommunizieren, wenn wir wollen. Unsere ursprünglichen Pläne sahen ein sanftes atmosphärisches Bremsmanöver in einhundertfünfundvierzig Kilometern Höhe über dem irdischen Meeresspiegel mit etlichen Überflügen zur Regulierung unserer Umlaufbahn vor – schwierig wäre dabei nur die Passage durch die belebten künstlichen Ringe gewesen, weil es in ihnen nichts mit der von Trümmern freigeräumten Cassini-Lücke im F-Ring um den Saturn Vergleichbares gibt, aber diese Berechnungen waren ziemlich einfach. Wir hätten nur wilde Ausweichmanöver fliegen müssen. Da wir nun jedoch offenbar zur Asteroidenstadt der Dame im P-Ring zitiert worden sind, wollen wir bis auf siebenunddreißig Kilometer hinuntergehen und die Geschwindigkeit viel schneller reduzieren, um schon gleich beim ersten Versuch den richtigen elliptischen Orbit für das Rendezvous zu erreichen.«

Orphu stieß einen Pfiff aus.

Mahnmut versuchte, sich das Ganze bildlich vorzustellen. »Wir werden bis auf wenige Kilometer über der Oberfläche hinuntergehen? Dann können wir die einzelnen Gesichter der Menschen unten sehen.«

»Nicht ganz«, sagte Asteague/Che. »Allerdings wird es dramatischer werden, als wir es geplant hatten. Wir werden zweifellos einen Streifen am Himmel hinterlassen. Aber die Altmenschen dort unten sind momentan wahrscheinlich zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, als dass sie einen Streifen an ihrem Himmel bemerken würden.«

»Was soll das heißen?«, fragte Orphu von Io.

Asteague/Che übermittelte ihnen die neueste Serie von Fotos. Mahnmut beschrieb Orphu jene Elemente, die der Ionier nicht der begleitenden Datametrie entnehmen konnte.

Weitere Bilder von Metzeleien. Zerstörte menschliche Siedlungen, menschliche Leichen, die für die Aaskrähen draußen liegen gelassen worden waren. Infrarotbilder zeigten warme Gebäude, kalte Leichen und ebenso kalte bucklige, kopflose Geschöpfe beim Töten. Auf der Nachtseite des Planeten brannten Feuer, wo Häuser und bescheidene Städte gewesen waren. Überall auf dem Planeten schienen die Altmenschen von den grau-metallischen, kopflosen Kreaturen angegriffen zu werden, die die Moravec-Experten nicht identifizieren konnten. Und auf vier Kontinenten vermehrten sich die Blaueis-Gebilde und wuchsen, und nun kamen Bilder einer einzelnen, riesigen Kreatur, die wie ein menschliches Gehirn mit Augen aussah, nur dass es die Größe einer Lagerhalle hatte. Dann folgte eine Videosequenz – nahezu senkrecht von oben aufgenommene Bilder von dem Ding, das auf gigantischen Händen dahinzuhasten

schien; weitere stängelartige Arme standen wie Ganglien hervor. Obszöne Rüssel ragten aus Fressöffnungen und schienen von der Erde selbst zu trinken oder zu fressen.

»Ich sehe die Daten«, sagte Orphu, »aber es fällt mir schwer, mir das Geschöpf bildlich vorzustellen. Es kann unmöglich so hässlich sein.«

»Wir sehen es gerade vor uns«, sagte General Beh bin Adee, »und wir können kaum glauben, was wir sehen. Es ist wirklich so hässlich.«

»Gibt es irgendeine Theorie«, fragte Mahnmut, »was das ist oder woher es kommt?«

»Es ist mit den Blaueis-Stätten verbunden und wurde zum ersten Mal in der ehemaligen Stadt Paris und im größten Blaueis-Komplex gesichtet«, sagte Cho Li. »Aber du meinst ja etwas anderes. Wir wissen einfach nicht, woher es kommt.«

»Haben Moravecs in all den Jahrhunderten, seit wir die Erde vom Jupiter- oder Saturnraum aus durch Teleskope beobachten, schon jemals etwas Derartiges gesehen?«, fragte Orphu.

»Nein«, antworteten Asteague/Che und Suma IV. gleichzeitig.

»Die Gehirn-Hände-Kreatur ist nicht allein unterwegs«, erklärte Retrograde Sinopessen, während er eine weitere Reihe holografischer Bilder und Flachbild-Projektionen abrief. »An jedem der achtzehn Orte, wo wir das Gehirn gesehen haben, sind diese Wesen bei ihm.«

»Menschen?«, fragte Orphu. Die Daten waren verwirrend.

»Nicht ganz.« Mahnmut beschrieb ihm die Schuppen, die Fänge, die überlangen Arme und die mit Schwimmhäuten versehenen Füße der Gestalten in den Bildern.

»Und der Datametrie zufolge gibt es Hunderte von diesen Wesen«, sagte Orphu von Io.

»Tausende«, verbesserte Zenturio Mep Ahoo. »Wir haben Bilder gesehen, die gleichzeitig an mehrere tausend Kilometer voneinander entfernten Orten aufgenommen wurden, und mindestens dreitausendzweihundert der amphibisch anmutenden Gestalten gezählt.«

»Caliban«, sagte Mahnmut.

»Wie bitte?« Asteague/Ches sanft modulierte Stimme klang verwirrt.

»Auf dem Mars, Hauptintegrator«, sagte der kleine europäische Moravec. »Die kleinen grünen Männchen haben von Prospero und Caliban geredet... aus Shakespeares *Sturm*. Die Steinköpfe – ihr erinnert euch – sollten Abbilder von Prospero sein. Die KGMs haben uns vor Caliban gewarnt. Dieses Wesen hier hat optisch und akustisch eine gewisse Ähnlichkeit mit einigen Caliban-Versionen in den Inszenierungen dieses Stücks, die im Lauf der Jahrhunderte auf der Erde aufgeführt wurden.«

Keiner der Moravecs hatte etwas dazu zu sagen.

»Auf der Erde sind elf neue Bran-Löcher entstanden, seit wir vor zwei Wochen diese Quantenaktivitätsspitze zu messen begonnen haben«, erklärte Beh bin Adee schließlich. »Soweit wir wissen, hat die Gehirn-Kreatur sie alle zu Beförderungszwecken erschaffen – oder benutzt sie zumindest dafür, genauso wie die schuppigen, amphibisch aussehenden Wesen, die du Caliban nennst. Und es gibt sogar ein Muster dafür, wo sie auftauchen.«

Weitere holografische Bilder formten sich über dem Kartentisch, erst verschwommen, dann mit scharfen Konturen, und

Mahnmut beschrieb sie Orphu per Engstrahl, aber dieser hatte die begleitenden Daten bereits in sich aufgenommen.

»Alles Schlachtfelder oder Stätten historischer menschlicher Massaker oder Gräueltaten«, sagte Orphu.

»Genau«, stimmte ihm General Beh bin Adee zu. »Wie ihr seht, war die Stadt Paris die erste Bran-Quanten-Öffnung. Wir wissen, dass vor über zweitausendfünfhundert Jahren, während des Schwarzloch-Austauschs des EU-Reichs mit dem Globalen Islamischen Surinat, in und um Paris mehr als vierzehn Millionen Menschen gestorben sind.«

»Und die anderen Bran-Loch-Stätten hier fallen auch in diese Kategorie«, sagte Mahnmut. »Hiroshima, Auschwitz, Waterloo, HoTepsa, Stalingrad, Kapstadt, Montreal, Gettysburg, Khans-taq, Okinawa, die Somme, New Wellington – alles jahrtausendealte, blutbesudelte historische Stätten.«

»Haben wir es hier mit so etwas wie einem durch den Calabi-Yau-Raum reisenden intermembran-Touristengehirn zu tun?«, fragte Orphu.

»Vielleicht mit etwas noch Schlimmerem«, erwiderte Cho Li. »Die Neutrino- und Tachyonenstrahlen, die von den Orten aufsteigen, die dieses... Ding besucht, enthalten irgendwelche komplexen kodierte Informationen. Die Strahlen sind interdimensional; sie haben kein bestimmtes Ziel in unserem Universum. Wir können sie einfach nicht anzapfen, um die Botschaften oder den Inhalt zu dekodieren.«

»Ich glaube, das Gehirn ist ein Ghul«, sagte Orphu von Io.

»Ghul?«, fragte Hauptintegrator Asteague/Che.

Orphu erklärte den Begriff. »Ich glaube, es saugt irgendeine dunkle Energie aus diesen Orten.«

»Ziemlich unwahrscheinlich«, zirpte Retrograde Sinopessen. »Ich kenne keine registrierbare... Energie, die eine Gewalttat durch ihr bloßes Geschehen hinterlässt. Das ist Metaphysik... Unsinn... unwissenschaftlich.«

Orphu zuckte mit viereiner seiner mehrfach gegliederten Arme.

»Glaubt ihr, die riesige Gehirn-Kreatur könnte eine Erfindung oder ein Bioprodukt der Nachmenschen oder der Altmenschen aus den Jahren des Wahnsinns nach dem Rubikon sein?«, fragte Zenturio Mep Ahoo. »Ebenso wie die Caliban-Kreatur und die kopflosen roboterartigen Killerwesen? Alles Kunstprodukte risikofreudiger RNA-Techniker? Wie einige der anachronistischen Pflanzen und Tiere, die auf dem Planeten wieder eingeführt worden sind?«

»Nicht das große Wesen«, erwiderte der Ganymeder, Suma IV. »Wir hätten es schon früher gesehen. Die Gehirn-Kreatur mit den Händen ist erst vor ein paar Tagen durch Bran-Löcher aus einem anderen Universum gekommen. Wir wissen nicht, woher die Caliban-Wesen oder die buckligen Kreaturen kommen, die die Altmenschen dezimieren. Sie könnten durchaus Kunstprodukte gentechnischer Manipulation sein. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Nachmenschen sich selbst vor über fünfzehnhundert Standardjahren schnurstracks aus dem menschlichen Genpool herausdesignt haben.«

»Und ich habe die Holos von Dinosauriern, Terrorvögeln und Säbelzahnkatzen gesehen, die auf dieser Erde umherstreifen«, sagte Zenturio Mep Ahoo.

»Haben die buckligen metallischen Wesen wirklich bis zu zehn Prozent der Altmenschen-Bevölkerung getötet?«, fragte

Mahnmut, der wissen wollte, ob das Wort »dezimieren« auch wirklich in seiner exakten Bedeutung verwendet worden war.

»So ist es«, bestätigte General Beh bin Adee. »Wahrscheinlich noch mehr. Und erst seit wir vom Mars hierher unterwegs sind.«

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Orphu von Io. »Also, wenn niemand schon eine Antwort parat hat: Ich habe einen Vorschlag.«

»Sprich weiter«, forderte ihn Hauptintegrator Asteague/Che auf.

»Ich finde, ihr solltet die tausend Steinvec-Soldaten auftauen, die wir im Kältespeicher haben, das Landeboot und die Dutzend atmosphärischen Hornissen Warmlaufen lassen, die ihr an Bord habt, sie bis oben hin mit Soldaten beladen und in den Kampf eingreifen.«

»In den Kampf eingreifen?«, wiederholte Navigator Cho Li, der Callistaner.

»Fangt damit an, diese Gehirn-Kreatur mit Atombomben in radioaktiven Eiter zu verwandeln«, verlangte Orphu. »Dann solltet ihr Moravec-Soldaten auf die Erde bringen und die Menschen verteidigen. Tötet diese Calibane und die kopflosbuckligen Wesen, die überall Menschen umbringen. Greift in den Kampf ein.«

»Was für ein außergewöhnlicher Vorschlag«, sagte Cho Li in schockiertem Ton.

»Wir haben momentan wohl kaum genug Informationen, um eine bestimmte Vorgehensweise zu beschließen«, meinte Hauptintegrator Asteague/Che. »Soweit wir wissen, könnte die Gehirn-Kreatur – wie wir sie so respektvoll nennen – der einzi-

ge friedliche, empfindungsfähige Organismus auf der Erde sein. Vielleicht ist sie so etwas wie ein interdimensionaler Archäologe, Anthropologe oder Historiker.«

»Oder ein Ghul«, warf Mahnmüt ein.

»Unser Auftrag bestand darin, die Vorgänge zu beobachten«, erklärte Suma IV. in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Nicht, einen Krieg anzufangen.«

»Wir können zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen«, sagte Orphu. »Wir haben genug Feuerkraft an Bord der *Queen Mab*, um in den Geschehnissen dort unten eine entscheidende Rolle zu spielen. Und obwohl ihr es Mahnmüt und mir nicht offiziell mitgeteilt habt, wissen wir, dass der *Mab* zweifellos eine Menge modernerer, getarnter Moravec-Kriegsschiffe folgen. Dies könnte eine wunderbare Gelegenheit sein, dieses Wesen – all diese Wesen – zu treffen und auszuschalten, bevor sie überhaupt merken, dass sie in einen Kampf verwickelt sind.«

»Was für ein *außergewöhnlicher* Vorschlag«, wiederholte Cho Li. »Absolut außergewöhnlich.«

»Momentan ist es nicht unser Ziel, einen Krieg anzufangen«, sagte Asteague/Che mit jener seltsamen James-Mason-Stimme, die Mahnmüt aus Flachfilmen in Erinnerung hatte, »sondern Odysseus zu der phobosgroßen Asteroidenstadt im Polarring zu bringen, wie es die Stimme verlangt hat.«

»Aber vorher«, ergänzte Suma IV. »müssen wir eine Entscheidung treffen, ob wir die Landeboot-Mission unter dem Deckmantel des atmosphärischen Bremsmanövers fortsetzen oder damit warten wollen, bis wir das Rendezvous mit der Orbitalstadt der Stimme durchgeführt und unseren menschlichen Passagier übergeben haben.«

»Ich habe eine Frage«, sagte Mahnmut.

»Ja?« Hauptintegrator Asteague/Che stammte ebenfalls von Europa und war darum ebenso groß wie der kleine Mahnmut. Die beiden starrten sich von Sichtscheibe zu Sichtscheibe an, während der Administrator wartete.

»*Möchte* unser menschlicher Passagier der Stimme übergeben werden?«

Die Stille wurde nur vom Summen der Ventilatoren, hin und her fliegenden Meldungen der Vecs an den Instrumenten und dem gelegentlichen Dröhnen der Ausgleichstriebwerke am Schiffsrumpf unterbrochen.

»Gütiger Himmel«, rief Cho Li. »Wie konnten wir vergessen, ihn zu fragen?«

»Wir waren sehr beschäftigt«, sagte General Beh bin Adee.

»Ich werde ihn fragen«, erbot sich Suma IV. »Obwohl es beim Stand der Dinge peinlich wäre, wenn Odysseus nein sagt.«

»Wir haben seine Garderobe schon vorbereitet«, sagte der umhertrippelnde Retrograde Sinopessen.

»Was denn für eine Garderobe?«, rumpelte Orphu von Io.

»An Bord der *Queen Mab* hat Odysseus natürlich schon von uns hergestellte Kleidung getragen«, zirpte Retrograde Sinopessen. »Aber die Kleidung, die er beim Rendezvous mit dem Orbitalasteroiden der Stimme tragen wird, enthält alle erdenklichen nanogroßen Aufzeichnungs- und Übertragungsgeräte. Wir alle werden seine Erlebnisse in Echtzeit verfolgen.«

»Auch diejenigen von uns, die mit dem Landeboot zur Erde hinuntergehen?«, fragte Orphu.

Ein verlegenes Schweigen trat ein. Moravecs gerieten nicht sehr häufig in Verlegenheit, aber sie waren dazu fähig.

»Du bist gar nicht für die Besatzung des Landebootes vorgesehen«, sagte Asteague/Che schließlich in seinem abgehackten, aber nicht unangenehmen Ton.

»Ich weiß«, sagte Orphu, »aber ich glaube, ich kann euch davon überzeugen, dass die Landeboot-Mission während des Aerobremssmanövers der *Mab* gestartet werden *muss*, und dass ich an Bord sein muss. Die kleine Ecke in der Ladebucht von Mahnmuts U-Boot wäre mir als Passagierraum gerade recht. Dort gibt es sämtliche Anschlüsse, die ich brauche, und ich mag die Aussicht.«

»In der Ladebucht des U-Boots gibt es kein Fenster«, erwiderte Suma IV. »Nur einen Videolink, und der könnte bei einem Angriff auf das Landeboot unterbrochen werden.«

»Das war ironisch gemeint«, sagte Orphu.

»Außerdem«, sagte Cho Li und gab einen Laut von sich wie ein kleines Tier, das sich räusperte, »bist du – in technischer und optischer Hinsicht – blind.«

»Ja«, sagte Orphu, »das ist mir auch aufgefallen. Aber mal abgesehen von den korrekten Einstellungsverfahren unter Berücksichtigung der Minderheitenförderung – egal, es lohnt sich nicht, das zu erklären –, kann ich euch drei zwingende Gründe nennen, weshalb meine Teilnahme an der Landeboot-Mission zur Erde unverzichtbar ist.«

»Wir haben noch nicht beschlossen, dass die Mission tatsächlich stattfindet«, sagte Asteague/Che, »aber bitte fahre fort mit deinen Gründen, weshalb deine Teilnahme unverzichtbar ist.

Dann müssen wir Hauptintegratoren in den nächsten fünfzehn Minuten mehrere Entscheidungen treffen.«

»Zunächst einmal«, rumpelte Orphu, »wäre da natürlich die augenfällige Tatsache, dass ich einen hervorragenden Botschafter gegenüber jeder intelligenten Gattung abgäbe, auf die wir nach der Landung auf der Erde treffen.«

General Beh bin Adee gab einen rüden Laut von sich. »Bevor oder nachdem du sie mit Atombomben in radioaktiven Eiter verwandelt hast?«, fragte er.

»Zweitens ist da die weniger augenfällige, aber trotzdem wichtige Tatsache, dass kein Moravec auf diesem Schiff – vielleicht überhaupt kein existierender Moravec – mehr über die Werke von Marcel Proust, James Joyce, William Faulkner und George Marie Wong wie auch über die Dichtung von Emily Dickinson und Walt Whitman weiß als ich, deshalb und ergo weiß auch kein Moravec mehr über die menschliche Psychologie als ich. Sollten wir tatsächlich mit einem Altmenschen sprechen, wird meine Anwesenheit unabdingbar sein.«

Ich wusste gar nicht, dass du dich auch mit Joyce, Faulkner, Wong, Dickinson und Whitman beschäftigt hast, sendete Mahnmut per Engstrahl.

Es hat sich nie ergeben, antwortete Orphu. Aber ich hatte in den letzten zwölfhundert Standardjahren meines Daseins draußen im Hochvakuum und im Schwefel des Io-Torus genug Zeit zum Lesen.

Zwölfhundert Jahre!, erwiderte Mahnmut per Engstrahl. Moravecs waren für eine lange Lebensspanne konstruiert, aber für das Dasein des durchschnittlichen Vecs waren drei Standardjahrhunderte schon recht üppig. Mahnmut selbst war nicht

einmal hundertfünfzig Jahre alt. *Du hast mir nie erzählt, dass du schon so alt bist!*

Es hat sich nicht ergeben, sendete Orphu von Io.

»Ich bin nicht ganz mitgekommen bei all den logischen Verknüpfungen im verbalen Teil, bevor du mit deinem Freund per Engstrahl kommuniziert hast«, sagte Asteague/Che, »aber bitte fahre fort. Ich glaube, du hast gesagt, du hättest drei zwingende Gründe, weshalb du mit von der Partie sein solltest.«

»Der dritte Grund, weshalb ich einen Stuhl im Landeboot – metaphorisch gesprochen, natürlich – verdient habe«, sagte Orphu, »ist, dass ich es herausgefunden habe.«

»Was herausgefunden?«, fragte der baumlange Suma IV. Der dunkle Buckykarbon-Ganymeder schaute nicht auf seinen Chronometer, aber seine Stimme tat es.

»Alles«, sagte Orphu von Io. »Weshalb es griechische Götter auf dem Mars gibt. Weshalb es einen Tunnel durch Raum und Zeit zu einer anderen Erde gibt, auf der noch immer Homers trojanischer Krieg ausgefochten wird. Woher dieser unmögliche terraformierte Mars kommt. Weshalb Prospero und Caliban, zwei Figuren aus einem alten Shakespeare-Stück, auf dieser echten Erde auf uns warten, und warum die Quantenbasis des gesamten Sonnensystems von diesen immer wieder auftauchenden Bran-Löchern zerstört wird... eben alles.«

Die Frau, die wie eine junge Savi aussah, hieß in der Tat Moira, obwohl Prospero sie in den nächsten Stunden manchmal Miranda und einmal lächelnd Moneta nannte, was Harmans Verwirrung noch vergrößerte. Harmans Verlegenheit hingegen war bereits so groß, dass sie sich nicht mehr steigern ließ. Im Verlauf ihrer ersten gemeinsamen Stunde brachte er es nicht fertig, auch nur in Moiras Richtung zu blicken, geschweige denn ihr in die Augen zu schauen. Während Moira und er so etwas wie ein Frühstück zu sich nahmen und Prospero bei ihnen am Tisch saß, gelang es ihm schließlich, zu der Frau hinüberzuschauen, aber er konnte den Blick nicht auf ihre Augenhöhe heben. Dann wurde ihm klar, dass dies wahrscheinlich so wirkte, als würde er ihr auf die Brust starren, und so wandte er den Blick wieder ab.

Moira schien sein Unbehagen nicht zu bemerken.

»Prospero«, sagte sie, während sie an einem Orangensaft nippte, der ihnen von einem schwebenden Servitor gebracht worden war, »du stinkende alte Made. War dieser Erweckungsschlüssel deine Idee?«

»Natürlich nicht, Miranda, meine Liebe.«

»Nenn mich nicht Miranda, sonst nenne ich dich Alraunenmännchen. Ich bin nicht deine Tochter, und ich war es auch nie.«

»Natürlich bist und warst du meine Tochter, Miranda, meine Liebe«, schnurrte Prospero. »Gibt es einen lebenden Nachmenschen, dem ich nicht geholfen habe, das zu werden, was er ist?

Waren meine DNA-Sequenzierungslabors nicht dein Mutterleib und deine Wiege? Bin ich folglich nicht dein Vater?«

»Gibt es denn heute noch einen weiteren lebenden Nachmenschen, Prospero?«, fragte die Frau.

»Meines Wissens nicht, Miranda, meine Liebe.«

»Dann leck mich.«

Sie drehte sich zu Harman um, trank einen Schluck Kaffee, schälte mit einem furchterregend spitzen Messer eine Orange und sagte: »Mein Name ist Moira.«

Sie saßen an einem kleinen Tisch in einem kleinen Raum – eher einem abgeteilten Bereich als einem Zimmer –, den Harman vorher nicht bemerkt hatte. Es war eine Nische in der von Büchern gesäumten Wand auf halber Höhe der riesigen, nach innen gewölbten Kuppel, mindestens hundert Meter über dem von Marmorwänden strukturierten Labyrinth und dem Fußboden. Kein Wunder, dass er den Raum von unten nicht gesehen hatte: Die Wände dieser nicht sehr tiefen Nische waren ebenfalls von Büchern gesäumt. Auf dem Weg nach oben waren sie an weiteren Nischen vorbeigekommen, einige mit Tischen wie diesem hier, andere mit gepolsterten Bänken, geheimnisvollen Instrumenten und Trennwänden. Wie sich herausstellte, fungierten die Eisentreppen auch als Rolltreppen, sonst hätten die drei viel länger gebraucht, um so hoch hinaufzusteigen. Das Gefühl der Schutzlosigkeit – die schmalen Stege und schmiedeeisernen Rolltreppenstufen bestanden eher aus Luft als aus Eisen – war beängstigend. Harman fand den Blick nach unten schrecklich. Er konzentrierte sich stattdessen auf die Bücher und behielt die Schultern unterwegs möglichst dicht an den Regalen.

Die Frau war ganz ähnlich gekleidet wie Savi damals bei ihrer ersten Begegnung – sie trug eine blaue Hemdbluse aus Baumwoll-Segeltuch, eine Kordhose und hohe Lederstiefel, dazu einen ähnlichen kurzen Wollumhang wie Savi, nur dass ihr Umhang dunkelgelb statt dunkelrot war wie jener der älteren Frau. Der komplizierte Schnitt mit den vielen Falten schien jedoch identisch zu sein. Der größte Unterschied zwischen den beiden Frauen – außer dem enormen Altersunterschied – war, dass die ältere Savi eine Pistole bei sich getragen hatte, als sie sich kennen lernten, die erste Feuerwaffe, die Harman jemals zu Gesicht bekommen hatte. Diese Version von Savi – Moira, Miranda, Moneta – hingegen war, das wusste er mit hundertprozentiger Sicherheit, bei ihrer ersten Begegnung nicht bewaffnet gewesen.

»Was ist geschehen, seit ich eingeschlafen bin, Prospero?«, fragte Moira.

»Du wünschst einen Überblick über vierzehn Jahrhunderte in ebenso vielen Sätzen, meine Liebe?«

»Ja. Bitte.« Moira zerteilte die saftige Orange und reichte eine der Spalten Harman, der sie aß, ohne etwas zu schmecken.

»»Der Hain verwelkt««, intonierte der Magier, »»der Hain verwelkt und dorrt,

*Die Dünste weinen ihre Last zur Erde,
Der Mensch bestellt das Feld und sinkt ins Grab,
Nach manches Sommers Freude stirbt der Schwan.
Nur mich verzehrt grausam Unsterblichkeit:
Ich welk' in deinen Armen langsam hin,
Hier an dem stillen Grenzbezirk der Welt,
Mit weißem Haar, ein Schatten, der durchschweift,*

*Gleich einem Traum, des Ostens stummes Reich,
Der Nebel Flor, des Morgens goldne Hallen. <«*

Er neigte den Kopf mit dem schütterten, grauen Haar ein Stück.

»Tithonius«, sagte Moira. »Von Tennyson vor dem Frühstück bekomme ich immer Bauchweh. Sag mir, ist die Welt schon gesund geworden, Prospero?«

»Nein, Miranda.«

»Sind die Angehörigen meines Volkes also alle tot oder zu Wechselbälgern geworden, wie du behauptest?« Sie aß Weintrauben und wohlriechenden Käse und trank Eiswasser aus einem großen Kelch, den die schwebenden Servitoren immer wieder nachfüllten.

»Sie sind tot oder zu Wechselbälgern geworden oder beides.«

»Kommen sie wieder zurück, Prospero?«

»Das weiß nur Gott allein, meine Tochter.«

»Verschone mich bitte mit Gott«, sagte Moira. »Was ist mit Savis neuntausendeinhundertdreizehn Juden? Sind sie aus der Neutrinoschleife herausgeholt worden?«

»Nein, meine Liebe. Alle Juden und Rubikon-Überlebenden in diesem Universum sind nach wie vor ein blauer Strahl, der von Jerusalem aufsteigt, sonst nichts.«

»Dann haben wir unser Versprechen nicht gehalten, nicht wahr?« Moira schob ihren Teller weg und wischte sich Krümel von den Händen.

»Nein, Tochter.«

»Und du, Vergewaltiger«, wandte sie sich an den verständnislos dreinblickenden Harman, »hast du noch ein anderes Le-

bensziel in dieser Welt, als die Lage schlafender fremder Frauen auszunutzen?«

Harman öffnete den Mund, um darauf zu antworten, aber da ihm keine Erwiderung einfiel, schloss er ihn wieder. Ihm war speiübel.

Moira berührte seine Hand. »Mach dir keine Vorwürfe, mein Prometheus. Dir blieb kaum etwas anderes übrig. Die Luft im Innern des Sarkophags war mit einem so starken Aphrodisiakum versetzt, dass Prospero es sogar einem der ursprünglichen Wechselbälger mitgegeben hat – Aphrodite selbst. Zum Glück für uns beide sind seine Wirkungen zeitlich eng begrenzt.«

Eine Woge der Erleichterung überlief Harman, gefolgt von Zorn. »Du meinst, ich hatte keine Wahl?«

»Nicht, wenn du die DNA von Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khan Ho Tep in dir trägst«, sagte Moira. »Wie wohl alle männlichen Angehörigen deiner Gattung.«

Sie wandte sich wieder Prospero zu. »Wo ist Ferdinand Mark Alonzo? Oder vielmehr, was ist aus ihm geworden?«

Der Magier neigte den Kopf. »Meine geliebte Miranda, drei Jahre, nachdem du dich in den Faxschleifen-Sarkophag gelegt hast, ist er an einer der hoch gefährlichen Varianten des Rubikon gestorben, die jedes Jahr so sicher wie ein sommerlicher Zephyr durch die alte Bevölkerung fegten. Er wurde in einem gläsernen Sarkophag neben deinem beigesetzt – obwohl die Fax-Ausrüstung damals nur verhindern konnte, dass sein Leichnam verweste, weil die Klinik-Tanks noch nicht gelernt hatten, mit dem Rubikon fertig zu werden. Bevor die Bottiche sich fortbilden konnten, bestiegen zwanzig Kalifats-Mandroiden den Mount Everest, umgingen die Sicherheitsab-

schirmungen und begannen, das Taj zu plündern. Ihre erste Beute war der schwere Sarg des armen Ferdinand Mark Alonzo – sie warfen ihn über den Rand.«

»Weshalb haben sie mich nicht hinuntergeworfen?«, fragte Moira. »Oder ihren Raubzug beendet? Mir ist aufgefallen, dass all die Achate, Jaspisse, Blutjaspisse, Smaragde, Lapislazulis, Karneole und anderen Schmucksteine an den Kuppel- und Labyrinthwänden noch da sind.«

»Caliban ist hergefaxt und hat die zwanzig Kalifats-Mandroiden ins Jenseits befördert«, sagte Prospero. »Die Servitoren haben einen Monat gebraucht, um das ganze Blut aufzuwischen.«

Moira hob den Kopf. »Caliban lebt noch?«

»O ja. Frag unseren Freund Harman hier.«

Sie warf Harman einen Blick zu, richtete ihre Aufmerksamkeit dann jedoch wieder auf den Magier. »Mich wundert, dass Caliban mich nicht auch vergewaltigt hat.«

Prospero lächelte traurig. »Oh, er hat es versucht, Miranda, meine Liebe, er hat es viele Male versucht, aber es ist ihm nicht gelungen, den Sarkophag zu öffnen. Hätte sich die Welt Calibans Willen und Glied gebeugt, hätte er dieses Eiland namens Erde schon längst mit kleinen Calibans von dir bevölkert.«

Moira erschauerte. Schließlich drehte sie sich wieder zu Harman um und ignorierte den alten Mann. »Ich muss deine Geschichte, deinen Charakter und dein Leben kennen lernen«, sagte sie. »Gib mir deine Hand.« Sie stützte den rechten Ellbogen auf den Tisch und streckte ihm die offene Hand hin.

Verwirrt folgte Harman ihrem Beispiel, ohne sie jedoch zu berühren.

»Nein«, sagte Moira. »Haben die Altmenschen die Weitergabe-Funktion vergessen?«

»So ist es«, bestätigte Prospero. »Unser Freund Harman hier kann – oder konnte, bis die *Eiffelbahn* ihm den Zugang versperrt hat – nur die Suchfunktion sowie die Allnet-, Proxnet- und Farnet-Funktion aufrufen. Und das auch nur, indem er sich bestimmte geometrische Formen vorstellt.«

»Mutter des Himmels.« Moira ließ die Hand auf den Tisch fallen. »Können sie noch *lesen*?«

»Nur Harman und eine Hand voll andere, denen er es in den letzten Monaten beigebracht hat«, sagte Prospero. »Oh, ich vergaß zu erwähnen, dass unser Freund vor einigen Monaten signl gelernt hat.«

»Signl?« Moira lachte. »Das war nie dazu gedacht, Bücher zu *verstehen*. Es war eine Erfassungsfunktion. Es muss so sein, als würde man einen Blick auf ein Rezept in einem Kochbuch werfen und glauben, man hätte das Gericht tatsächlich gegessen. Harmans Volk scheint die dümmste Subspezies von *Homo Sapiens* sein, die je patentiert wurde.«

»Hey«, protestierte Harman. »Ich bin hier. Rede nicht über mich, als wäre ich nicht anwesend. Und es mag schon sein, dass ich diese Weitergabe-Funktion nicht kenne, aber ich kann sie rasch erlernen. Fürs Erste können wir miteinander reden. Ich habe Fragen an dich, weißt du.«

Moira sah ihn an. Er bemerkte das leuchtende Graugrün ihrer Augen.

»Ja«, lenkte sie schließlich ein, »ich war unhöflich. Du bist bestimmt von weither gekommen, um mich zu wecken – und du hast es gegen deinen Willen getan –, und ich bin sicher, du

wärest lieber ganz woanders. Da sollte ich mich dir gegenüber wenigstens anständig benehmen und deine Fragen beantworten.«

»Kannst du mir zeigen, wie man diese Weitergabe-Funktion aktiviert, von der du gesprochen hast?« Harman war fest entschlossen, nicht die Geduld mit dieser Frau zu verlieren, die Savi so ähnlich sah und mit ihrer Stimme sprach. »Oder wie man ohne Faxknoten-Pavillon faxt«, setzte er hinzu. »So wie Ariel es macht.«

»Ah, Ariel.« Moira warf Prospero einen Blick zu. »Haben die Altmenschen das Freifaxen vergessen?«

»Sie haben fast alles vergessen«, antwortete Prospero. »Dafür haben deine Leute *gesorgt*, Moira. Vala, Tirzah, Rahaba – all deine Urizenierten Beulahs.«

Moira schlug sich mit der flachen Seite ihres Messers auf die Handfläche. »Weshalb hast du mich mit Hilfe dieses Mannes geweckt, Prospero? Hat Sycorax ihre Macht gefestigt und dein Monster Caliban von deiner Herrschaft befreit?«

»Das hat sie, und er ist frei«, sagte Prospero leise, »aber ich fand es an der Zeit, dass du aufwachst, weil Setebos nun sein Unwesen auf dieser Welt treibt.«

»Sycorax, Caliban und Setebos«, wiederholte Moira. Sie holte tief Luft, wobei sie den Atem zischend durch die Zähne einsog.

»Die Hexe, der Halbteufel und der Finsterling«, sagte Prospero leise, »wollen gemeinsam den Mond und die Erde bezwingen, über Ebbe und Flut gebieten und alle Macht in ihrer Hand vereinigen.«

Moira nickte und nagte einen Moment lang an ihrer vollen Unterlippe. »Wann fährt eure *Eiffelbahn*-Gondel wieder ab?«

»In einer Stunde«, sagte der Magier. »Wirst du mitfahren, meine liebe Miranda? Oder wirst du wieder im Fax-Sarg der Zeit schlafen, damit deine Atome und Erinnerungen bis in alle Ewigkeit in einer solch sinnlosen Schleife rekonstruiert werden?«

»Ich fahre in eurer verdammten Gondel mit«, erklärte Moira. »Und ich hole mir aus den Update-Banken, was ich über diese schöne neue Welt wissen muss, in die ich wieder einmal hineingeboren worden bin. Aber nun stellt zunächst der junge Prometheus seine Fragen, und dann habe ich einen Vorschlag, was er tun kann, um seinen Funktionsstatus zurückzugewinnen.« Sie schaute flüchtig zur Kuppelspitze hinauf.

»Nein, Moira«, sagte Prospero.

»Harman«, sagte sie leise und legte ihre weiche Hand auf seinen Handrücken, »stell jetzt deine Fragen.«

Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Bist du wirklich ein Nachmensch?«

»Ja. So hat Savis Volk uns vor dem letzten Fax genannt.«

»Weshalb siehst du genauso aus wie Savi?«

»Äh... du hast sie also gekannt? Nun ja, ich werde erfahren, wie es ihr geht oder was aus ihr geworden ist, wenn ich die Update-Funktion aufrufe. Ich kannte Savi, aber was noch wichtiger ist, Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khan Ho Tep war in sie verliebt. Sie erwiderte seine Liebe jedoch nicht – sie gehörten sozusagen verschiedenen Stämmen an. Deshalb habe ich ihre Gestalt, ihre Erinnerungen, ihre Stimme und all das angenommen, bevor ich hierher zum Taj gekommen bin.«

»Wie hast du ihre Gestalt angenommen?«, fragte Harman.

Moira sah wieder Prospero an. »Sein Volk weiß wirklich nichts, stimmt's?« Zu Harman sagte sie: »Wir Nachmenschen hatten den Punkt erreicht, wo wir keinen eigenen Körper mehr besaßen, mein junger Prometheus. Zumindest keinen, den du als Körper erkennen würdest. Wir brauchten ihn nicht. Es gab nur ein paar Tausend von uns, aber wir hatten uns dank der gentechnischen Fähigkeiten dieses Avatars der Cyberspace-Logosphäre hier aus dem menschlichen Gen-Pool herausgezüchtet...«

»War mir ein Vergnügen«, warf Prospero ein.

»Wenn wir menschliche Gestalt annehmen wollten – immer eine weibliche menschliche Gestalt, sollte ich vielleicht hinzufügen –, haben wir uns einfach eine ausgeborgt.«

»Aber *wie*?«, fragte Harman.

Moira seufzte. »Sind die Ringe noch am Himmel?«

»Natürlich«, sagte Harman.

»Alle beide? Der Polarring und der Äquatorialring?«

»Ja.«

»Wofür hältst du sie, Harman Prometheus? Dort oben gibt es über eine Million einzelner Objekte... wofür hält sie dein Volk?«

Harman fuhr sich erneut mit der Zunge über die Lippen. Die Luft hier in dem riesigen Tempel-Grabmal war sehr trocken. »Wir wissen, dass unsere Klinik, in der wir verjüngt wurden, dort oben war. Die meisten von uns glauben, dass die anderen Objekte dort oben die Heimat der NMs – deines Volkes – sind. Und eure Maschinen. Städte auf Inseln, die um die Erde kreisen

wie die von Prospero. Ich war letztes Jahr auf Prosperos Insel, Moira. Ich habe mitgeholfen, sie zu zerstören.«

»So?« Sie sah den Magier wieder an. »Nun, das ist schön für dich, junger Prometheus. Aber du irrst dich, wenn du glaubst, dass die Million Objekte in der Umlaufbahn, von denen die meisten viel kleiner sind als Prosperos Insel, Habitate für meinesgleichen oder Maschinen sind, die ausschließlich unseren Zwecken dienen. Natürlich gibt es ein rundes Dutzend Habitate und mehrere tausend riesige Wurmloch-Generatoren, Schwarzwurmloch-Akkumulatoren, frühe Experimente im Rahmen unseres interdimensionalen Reiseprogramms, Bran-Loch-Generatoren... aber die meisten Objekte in den Umlaufbahnen dort oben dienen euch.«

»Uns?«

»Wisst ihr, was faxen ist?«

»Ich habe es mein Leben lang getan«, sagte Harman.

»Ja, selbstverständlich, aber wisst ihr, was es *ist*?«

Harman holte Luft. »Wir haben eigentlich nie darüber nachgedacht, aber auf unseren Reisen im vergangenen Jahr haben Savi und Prospero uns erklärt, dass die Faxknoten-Pavillons in Wahrheit unseren Körper in kodierte Energie verwandeln und dass unser Körper, unser Bewusstsein und unser Gedächtnis an einem anderen Knoten rekonstruiert werden.«

Moira nickte. »Aber die Faxpavillons und die Knoten sind nicht notwendig«, erklärte sie. »Sie waren schlicht und einfach ein Trick, um zu verhindern, dass ihr Altmenschen euch an Orten herumtreibt, von denen ihr euch fern halten solltet. Diese Fax-Form der Teleportation beanspruchte trotz der modernsten Calabi-Yau-DNA und der Blasenspeicher-Maschinen eine

schwindelerregende Menge an Speicherplatz. Hast du eine Ahnung, wie viel Speicherplatz man benötigt, um die Daten für die Moleküle eines einzigen menschlichen Wesens zu speichern, geschweige denn die holistische Wellenfront seiner Persönlichkeit und seiner Erinnerungen?»

»Nein«, sagte Harman.

Moira machte eine Handbewegung zur Kuppelspitze, aber Harman erkannte, dass sie in Wirklichkeit auf den Himmel darüber und den Polar- und Äquatorialring deutete, die sich jetzt dort oben vor dem dunkelblauen Himmel drehten. »Eine Million orbitaler Datenspeicher«, sagte die Frau. »Jeweils einer für jeden von euch Altmenschen. Und in vielen der anderen klobigen Orbitalmaschinen, die mit Schwarzkoch-Energie betriebenen Teleportationsgeräte selbst – GPS-Satelliten, Scanner, Reduktoren, Kompilatoren, Empfänger und Sender. In jeder Nacht deines Lebens, mein Harman Prometheus, war irgendwo dort oben ein Stern mit deinem Namen darauf.«

»Weshalb eine Million?«, fragte Harman.

»Das hielt man für einen tragfähigen Mindestbestand, obwohl ich vermute, dass ihr heute viel weniger seid, weil jede Frau nur ein einziges Kind bekommen durfte. Zu meiner Zeit gab es lediglich neuntausenddreihundertvierzehn Angehörige eurer Subspezies – Menschen mit installierten und aktiven nanogenetischen Funktionen – und ein paar hunderttausend sterbende Alt-Altmenschen, wie zum Beispiel meinen geliebten Ahman Ferdinand Mark Alonzo Khan Ho Tep, den Letzten seines königlichen Geblüts.«

»Was sind die Voynixe?«, fragte Harman. »Wo kommen sie her? Weshalb haben sie so lange als stumme Diener fungiert

und dann angefangen, mein Volk anzugreifen, nachdem Dae-man und ich Prosperos Insel und die Klinik zerstört hatten? Wie können wir sie aufhalten?«

»So viele Fragen«, seufzte Moira. »Wenn du sie alle beantwortet haben möchtest, wirst du die Hintergründe und Zusammenhänge verstehen müssen. Und um die Hintergründe und Zusammenhänge zu verstehen, musst du diese Bücher lesen.«

Harman hob ruckartig den Kopf und ließ den Blick über die gebogene und von Büchern gesäumte Innenwand der Kuppel schweifen. Er konnte nicht berechnen, wie viele Quadrat- oder Kubikmeter Bücher auf diesen Borden standen, aber er schätzte – blindlings ins Blaue geraten –, dass es mindestens eine Million sein mussten.

»Welche Bücher?«, fragte er.

»Alle.« Moira nahm ihre Hand von seiner und machte eine weit ausholende, allumfassende Geste. »Und du *kannst es* auch.«

»Moira, nein«, sagte Prospero erneut. »Du wirst ihn umbringen.«

»Unsinn«, erwiderte die Frau. »Er ist jung.«

»Er ist neunundneunzig Jahre alt«, sagte Prospero, »über fünfundsiebzig Jahre älter als Savi zu dem Zeitpunkt, als du ihren Körper für deine Zwecke geklont hast. Sie hatte damals Erinnerungen. Nun sind es deine. Harman ist keine Tabula rasa.«

Moira zuckte die Achseln. »Er ist stark. Geistig gesund. Schau ihn dir an.«

»Du wirst ihn umbringen«, wiederholte Prospero. »Und mit ihm eine unserer besten Waffen gegen Setebos und Sycorax.«

Harman war jetzt sehr zornig, aber auch aufgeregt. »Wovon redet ihr?«, wollte er wissen und zog seine Hand weg, als Moira sie erneut zu berühren drohte. »Soll ich etwa all diese Bücher sign? Das würde Monate dauern... Jahre. Vielleicht sogar Jahrzehnte.«

»Nicht sign«, sagte Moira, »sondern *essen*.«

»Essen«, wiederholte Harman und dachte: *War sie schon verrückt, bevor sie sich in den Zeitsarg gelegt hat, oder haben die Jahrhunderte, in denen sie darin Zelle für Zelle, Neuron für Neuron reproduziert wurde, sie verrückt gemacht?*

»Ja, essen«, nickte Moira. »In dem Sinne, in dem der Talmud davon sprach, Bücher zu essen – sie nicht zu lesen, sondern zu essen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Weißt du, was der Talmud ist?«, fragte Moira.

»Nein.«

Moira zeigte erneut zur Kuppelspitze rund siebzig Etagen über ihnen hinauf. »Dort oben, mein junger Freund, steht in einer winzigen Kuppel aus durchsichtigstem Glas ein Schrein aus Gold, Perlen und Kristall, und ich habe den goldenen Schlüssel dazu. Er öffnet sich in eine Welt und eine kleine Mondennacht.«

»Wie dein Sarkophag?«, fragte Harman. Sein Herz klopfte.

»Ganz anders als mein Sarkophag«, lachte Moira. »Dieser Sarg war nur einer von vielen Knoten in eurem Fax-Karussell. Er hat mich durch die Jahrhunderte reproduziert, bis es an der Zeit war, aufzuwachen und an die Arbeit zu gehen. Ich rede von einer Maschine, mit deren Hilfe du *all diese Bücher gründlich*

lesen kannst, bevor die Eiffelbahn-Gondel die Taj-Station in« – sie warf einen Blick auf ihre Handfläche – »achtundfünfzig Minuten verlässt.«

»Tu das nicht, Moira«, warnte Prospero. »Er wird uns im Krieg gegen Setebos nichts mehr nützen, wenn er tot oder ein sabbernder Schwachsinniger ist.«

»Sei still, Prospero«, fauchte Moira. »Schau ihn dir an. Er ist bereits schwachsinnig. Es ist, als wäre seine gesamte Gattung seit Savis Zeiten lobotomisiert worden. Er könnte genauso gut tot sein. Aber wenn der Schrein funktioniert und er überlebt, kann er vielleicht sich selbst und uns helfen.« Sie nahm erneut Harmans Hand. »Was wünschst du dir am meisten in diesem Universum, Harman Prometheus?«

»Nach Hause zurückzukehren, zu meiner Frau«, sagte Harman.

Moira seufzte. »Ich kann nicht garantieren, dass der kristallene Schrein – das allumfassende und bis in die feinsten Details reichende Wissen all dieser Bücher, die mein armer, toter Ahman Ferdinand Mark Alonzo im Verlauf seines jahrhundertelangen Lebens gesammelt hat – es dir ermöglichen wird, per Freifax nach Hause zu deiner Frau zurückzukehren... wie heißt sie?«

»Ada.« Die beiden Silben trieben Harman beinahe die Tränen in die Augen. Er hätte am liebsten zweimal geweint – zum einen, weil sie ihm so fehlte, und zum anderen, weil er sie betrogen hatte.

»Zu Ada«, sagte Moira. »Aber ich *kann* dir garantieren, dass du *nicht* lebendig zu ihr zurückkehren wirst, wenn du diese Chance nicht ergreifst.«

Harman stand auf und trat auf das Eisengitter hundert Meter über dem kalten Marmorboden unten hinaus. Er schaute zur Mitte der Kuppel hinauf, gute zweihundert Meter über ihm, sah dort jedoch nichts als eine Art Dunst, wo die letzten metallenen Stege wie schwarze, fast unsichtbar dünne Spinnweben zusammenliefen.

»Harman, Freund von Noman...«, begann Prospero.

»Halt den Mund«, sagte Harman zum Magier der Logosphäre.

Zu Moira sagte er: »Gehen wir.«

57

»Ich habe uns nach deinen Anweisungen hierher quantenteleportiert«, sagt Hephaistos, »aber wo in Hades' Hölle sind wir?«

»Auf Ithaka«, antwortet Achilles. »Eine zerklüftete, felsige Insel, aber eine gute Kindermagd für Jungen, die Männer sein möchten.«

»Für mich sieht sie eher wie ein heißes, stinkiges Scheißloch aus«, sagt der Feuergott, während er den staubigen, steinigen Pfad entlanghinkt, der an Wiesen voller Ziegen und Rinder vorbei einen steilen Hang hinaufführt, dorthin, wo die roten Dachziegel etlicher Gebäude grell in der gnadenlosen Sonne leuchten.

»Ich war schon öfter hier«, sagt Achilles, »zum ersten Mal als kleiner Junge.« Der Held hat den schweren Schild auf den Rücken geschnallt, und sein Schwert steckt sicher in seiner

Scheide am Schultergurt. Weder der Aufstieg noch die Hitze bringen den blonden jungen Mann ins Schwitzen, aber Hephaistos, der hinter ihm herhinkt, schnauft und schwitzt reichlich. Selbst der Bart des unsterblichen Handwerkers ist schweißnass.

Der steile, aber schmale Pfad endet auf der Hügelkuppe, in Sichtweite mehrerer großer Gebäude.

»Odysseus' Palast«, sagt Achilles und legt die letzten fünfzig Meter im Laufschrift zurück.

»Palast«, keucht der Gott des Feuers. Er humpelt auf die Lichtung vor dem hohen Tor, stützt beide Hände auf sein verkrüppeltes Bein und beugt sich vornüber, als wollte er sich gleich übergeben. »Sieht eher aus wie ein verdammter senkrechter Schweinestall.«

Die Überreste einer kleinen, verlassenen Burg erheben sich wie ein gedrungener steinerner Stumpf fünfzig Meter rechts vom Haupthaus auf der Landzunge mit Blick auf die Klippe. Das Haus selbst – Odysseus' Palast – ist aus neueren Steinen und neuerem Holz errichtet, obwohl die offene zweiflügelige Haustür aus zwei uralten Steinplatten besteht. Der Terrakotta-Boden der Terrasse besteht aus ordentlich verlegten, teuren Fliesen, offenkundig die Arbeit der besten Handwerker und Steinmetze – und ebenso offenkundig in letzter Zeit nicht mehr gewischt oder gefegt –, und alle Außenwände und Säulen sind bunt bemalt. Unechte, gemalte Ranken voller Bilder von Vögeln und ihren Nestern schlingen sich um die weißen Säulen zu beiden Seiten des Eingangs, aber dort sind auch echte Ranken gewachsen, deren Gewirr echte Vögel einlädt und die mindestens einem sichtbaren Nest eine Heimat bieten. Achilles sieht farben-

frohe Fresken an den Wänden des schattigen Vestibüls hinter der einen Spaltbreit geöffneten Eingangstür glänzen.

Er setzt sich in Bewegung, bleibt jedoch gleich wieder stehen, als Hephaistos ihn am Arm packt. »Hier gibt es ein Kraftfeld, Sohn des Peleus.«

»Ich sehe es nicht.«

»Du würdest es auch erst sehen, wenn du hineinläufst. Ich bin sicher, es würde jeden anderen Sterblichen töten, doch obgleich du der fußschnelle Männertöter mit dem Singularitäts-Wahrscheinlichkeitsquotienten bist, wie Nyx es genannt hat, würde dich das Feld von den Beinen holen. Meine Instrumente messen mindestens zweihunderttausend Volt darin und genug Stromstärke, um echten Schaden anzurichten. Bleib zurück.«

Der bärtige Zwerggott fummelt mit Kästchen und korkenzieherartigen, metallenen Gerätschaften herum, die an den diversen Lederriemen und Brustbändern seiner schweren Weste hängen, blickt prüfend auf kleine Skalen, befestigt etwas, was wie ein totes Frettchen aus Metall aussieht, mit Hilfe eines kurzen Stabes mit Krokodilklemmen an einem Pol in dem unsichtbaren Feld, verbindet dann vier rautenförmige Geräte mit farbigen Drähten und drückt auf einen Messingknopf.

»So«, sagt Hephaistos, der Gott des Feuers. »Das Feld ist abgeschaltet.«

»Das liebe ich so an Hohepriestern«, sagt Achilles, »sie tun nichts und geben dann noch groß damit an.«

»Du hättest verdammt noch mal nicht gedacht, dass es nichts ist, wenn du in dieses Kraftfeld eingelaufen wärst«, knurrt der Gott. »Das war Heras Werk, aber sie hat dazu meine Maschinen benutzt.«

»Dann danke ich dir.« Achilles marschiert durch den überwölbten Eingang – zwischen den Steinplatten der offen stehenden Tür hindurch – ins Vestibül und Odysseus' Heim.

Auf einmal ist ein Knurren zu hören, und ein dunkles Tier kommt aus dem Schatten gestürmt.

Achilles hat sofort das Schwert in der Hand, aber der Hund ist bereits auf den staubigen Fliesen zusammengebrochen.

»Das ist Argos«, sagt Achilles und tätschelt dem ausgestreckt daliegenden, hechelnden Tier den Kopf. »Odysseus hat diesen Hund vor über zehn Jahren aufgezogen, aber er hat mir erzählt, er habe nach Troja fortgehen müssen, bevor er Argos auf die Jagd nach Bären oder Rotwild mitnehmen konnte. Der Sohn unseres listenreichen Freundes, Telemachos, sollte sich in Odysseus' Abwesenheit um ihn kümmern.«

»Seit Wochen hat sich niemand mehr um ihn gekümmert«, sagt Hephaistos. »Der Köter ist halb verhungert.« Das stimmt; Argos ist zu schwach, um auf den Beinen zu stehen oder den Kopf zu bewegen. Nur seine großen, flehenden Augen folgen Achilles' Hand, als der Held das Tier streichelt. Die Rippen des Hundes zeichnen sich unter dem schlaffen, glanzlosen Fell ab wie die Spanten eines unfertigen Schiffes unter altem Segeltuch.

»Er kommt nicht durch Heras Kraftfeld«, sagt Achilles leise. »Und hier drin hat es bestimmt nichts zu fressen gegeben. Er hat wahrscheinlich Regenwasser und Abwässer getrunken, aber kein Futter gefunden.« Er holt mehrere Stück Zwieback aus dem kleinen Beutel, den er neben seinem Schild auf dem Rücken trägt – Zwieback, den er aus dem Heim des Handwerkers hat mitgehen lassen –, und gibt dem Hund zwei davon.

Das Tier kann sie nur mit Mühe kauen. Achilles legt drei weitere Stück Zwieback neben den Kopf des Hundes und steht auf.

»Nicht einmal eine Leiche, die er anfressen kann«, sagt Hephaistos. »Weil es auf deiner Erde außer in der Umgebung von Ilium nirgends mehr Menschen gibt... einfach verschwunden sind sie, wie beschissener Rauch.«

»Wo ist unser Volk?«, fährt Achilles den hinkenden Gott an. »Was habt ihr mit ihm gemacht?«

Der Handwerker hebt die Hände. »Das war nicht unser Werk, Pelide. Nicht einmal das des großen Zeus. Irgendeine andere Macht hat diese Erde geleert, nicht wir. Wir olympischen Götter brauchen unsere Anbeter. Ohne unsere sterblichen Speichellecker, Verehrer und Altar-Errichter zu leben, das wäre so, als müssten Narzissten – und ich kenne Narcissos sehr gut – in einer Welt ohne spiegelnde Flächen leben. Wir haben das nicht getan.«

»Soll das heißen, es gibt noch andere Götter? Erwartest du wirklich von mir, dass ich dir das glaube?« Achilles hat sein Schwert immer noch halb erhoben.

»Große Flöhe haben kleine Flöhe, und kleine Flöhe haben kleinere Flöhe, die sie beißen, und kleinere Flöhe haben noch kleinere Flöhe, und so weiter ad infinitum, oder wie diese Sprüche heißen«, sagt der bärtige Unsterbliche.

»Schweig«, sagt Achilles. Er tätschelt dem jetzt lebhaft kauen- den Hund ein letztes Mal den Kopf und kehrt Hephaistos den Rücken zu.

Sie gehen durchs Vestibül in die Haupthalle – den Thronsaal sozusagen –, wo Achilles Jahre zuvor von Odysseus und seiner Gattin Penelope empfangen worden ist. Odysseus' Sohn Tele-

machos war damals ein schüchterner Junge von sechs Jahren; kaum in der Lage, sich vor den versammelten Myrmidonen zu verneigen, wurde er von seiner Kindermagd eilends fortgeführt. Nun ist der Thronsaal leer.

Hephaistos zieht eines seiner Instrumentenkästchen zu Rate. »Hier entlang«, sagt er und führt Achilles aus dem Thronsaal zurück durch das mit bunten Fresken verzierte Vestibül in einen längeren, dunkleren Raum. Es ist der Festsaal, der von einem neun Meter langen, niedrigen Tisch beherrscht wird.

Zeus liegt ausgestreckt auf dem Tisch, die Arme und Beine leicht angewinkelt. Er ist nackt, und er schnarcht. Im Festsaal herrscht ein einziges Chaos – überall liegen Becher, Schalen und diverse Utensilien herum, Pfeile haben sich auf den Boden ergossen, wo ein großer Köcher von der Wand gefallen ist, und an einer anderen Wand fehlt ein Wandbehang, der zusammengeknüllt unter dem schnarchenden Vater der Götter liegt.....

»Kein Zweifel, das ist Absoluter Schlaf«, brummt Hephaistos.

»Hört sich so an«, sagt Achilles. »Erstaunlich, dass bei dem Schnarchen und Schnauben das Gebälk nicht einstürzt.« Der Männertöter steigt vorsichtig über die Spitzen mit Widerhaken versehenen Pfeile hinweg, die auf dem Boden verstreut sind. Zwar geben nur wenige griechische Krieger es zu, aber die meisten tragen tödliche Substanzen als Gift auf ihre Speer- und Pfeilspitzen auf, und Achilles, der Sohn des Peleus, weiß von den Vorhersagen des Orakels und seiner Mutter Thetis über seinen eigenen Tod lediglich, dass der Grund seines Ablebens eine vergiftete Pfeilspitze sein wird, *die* den einzigen sterblichen Teil seines Körpers durchbohrt. Doch weder seine unsterbliche Mutter noch die Moiren haben ihm je erzählt, wo oder wann

genau er sterben oder wer den tödlichen Pfeil abschießen wird. Es wäre eine allzu absurde Ironie, denkt Achilles jetzt, wenn er sich an einem der uralten, heruntergefallenen Pfeile des Odysseus am Zeh verletzen und qualvoll zugrunde gehen würde, bevor er Zeus wecken kann, um ihn um Penthesileas Rettung zu bitten.

»Nein, ich meine, Absoluter Schlaf war die Scheiß-Droge, mit der Hera ihn betäubt hat«, erklärt der Handwerker. »Es war ein Zaubersaft, der mit meiner Hilfe zu einem Spray entwickelt wurde, obwohl Nyx die eigentliche Chemikerin war.«

»Kannst du ihn aufwecken?«

»Oh, ich glaube schon, ja, ja, ich glaube schon.« Hephaistos nimmt kleine Beutel und Schachteln von den Bändern, die an seiner Lederweste und seinen Ledergurten befestigt sind, schaut in die Schachteln, verwirft manches, legt andere Fläschchen und kleine Gerätschaften neben Zeus' mächtigen Schenkel auf den mit dem zusammengeknüllten Wandbehang bedeckten Tisch.

Während der bärtige Zwerggott nervös herumfuhrwerkt und irgendetwas zusammenbaut, betrachtet Achilles den Vater aller Götter und Menschen, Zeus, der über die Sturmwolken gebietet, zum ersten Mal von nahem.

Zeus ist viereinhalb Meter groß und eindrucksvoll, selbst jetzt, wo er mit gespreizten Beinen rücklings auf dem Wandbehang und dem Tisch liegt. Sein Körper ist muskulös und perfekt gebaut, der eingölte Bart perfekt gekräuselt, doch abgesehen von solchen Nebensächlichkeiten wie Größe und körperliche Vollkommenheit ist er nur ein Riese von einem Mann, der nach einem grandiosen Fick eingeschlafen ist. Der göttliche Pe-

nis – fast so lang wie Achilles' Schwert – liegt noch immer geschwollen, rosa und schlaff auf dem öligen, göttlichen Schenkel des obersten Gottes. Der Sturmwolkenversammler schnarcht und sabbert wie ein Schwein.

»Das hier sollte ihn aufwecken«, sagt Hephaistos. Er hält eine Spritze hoch, ein Gerät, das Achilles noch nie gesehen hat. Sie endet in einer über dreißig Zentimeter langen Nadel.

»Bei den Göttern!«, schreit Achilles. »Willst du das in Vater Zeus stecken?«

»Genau in sein lügenhaftes, lüsternes Herz«, bestätigt Hephaistos mit einem hässlichen, meckernden Lachen. »Das sind tausend Kubikzentimeter reines göttliches Adrenalin, gemischt mit meinem eigenen kleinen Rezept aus diversen Amphetaminen – das einzige Gegenmittel gegen Absoluten Schlaf.«

»Was wird er tun, wenn er erwacht?« Achilles holt seinen Schild nach vorn.

Hephaistos zuckt die Achseln. »Ich werde nicht hier bleiben, um es rauszufinden. Ich qte weg, sobald ich ihm diesen Cocktail injiziert habe. Wie Zeus darauf reagiert, wenn er mit einer Nadel im Herzen aufgeweckt wird, ist dein Problem, Pelide.«

Achilles packt den Zwerggott am Bart und zieht ihn zu sich heran. »Oh, ich garantiere dir, dass es *unser* Problem sein wird, wenn es wirklich ein Problem ist, verkrüppelter Handwerker.«

»Was soll ich tun, Sterblicher? Hier warten und dir das Händchen halten? Verdammt noch mal, es war deine Idee, ihn aufzuwecken.«

»Es ist auch in deinem Interesse, Zeus zu wecken, Gott des einen kurzen Beines«, sagt Achilles, ohne den Bart des Unsterblichen loszulassen.

»Wieso?« Hephaistos blinzelt ihn mit seinem gesunden Auge an.

»Wenn du mir dabei hilfst«, flüstert Achilles und beugt sich näher zum missgestalteten Ohr des schmuddeligen Gottes, »könnte es sein, dass *du* in einer Woche auf dem goldenen Thron in der Halle der Götter sitzt, nicht Zeus.«

»Und wie soll das gehen?«, fragt Hephaistos, doch auch er flüstert jetzt. Seine immer noch zusammengekniffenen Augen funkeln auf einmal begierig.

Achilles hält Hephaistos weiterhin am Bart fest und erklärt dem Handwerker im Flüsterton seinen Plan.

Zeus erwacht mit lautem Gebrüll.

Wie angekündigt, ist Hephaistos sofort geflohen, nachdem er dem Göttervater das Adrenalin ins Herz injiziert hat; er hat nur noch lange genug innegehalten, um die lange Nadel herauszuziehen und die Spritze wegzuworfen. Drei Sekunden später setzt Zeus sich auf, brüllt so laut, dass Achilles die Hände über die Ohren schlagen muss, und dann springt der Vater auf, stürzt den neun Meter langen Holztisch um und schlägt die gesamte Südwand von Odysseus' Haus heraus.

»*HERA!!!!*«, dröhnt Zeus. »*ZUR HÖLLE MIT DIR!*«

Achilles zwingt sich, nicht zurückzuzucken und sich nicht zu ducken, aber er tritt doch ein paar Schritte zurück, als Zeus die letzten Reste der Mauer herausreißt und den aus einem Streitwagenrad und Kerzen bestehenden, herabhängenden Kronleuchter mit einem Holzbalken in tausend Stücke zertrümmert, den schweren, umgestürzten Tisch mit einem Schlag seiner riesigen Faust zerstört und ungestüm auf und ab marschiert.

Schließlich scheint der Vater aller Götter Achilles zu bemerken, der im Eingang zum Vestibül steht. »DU!«

»Ich«, bestätigt Achilles, der Sohn des Peleus. Sein Schwert steckt in der Schlaufe seines Gurtes, und er trägt seinen Schild höflich über der Schulter statt am Unterarm. Seine Hände sind leer und offen. Das Götter tötende lange Messer, das Athene ihm gegeben hat, damit er Aphrodite ins Jenseits befördert, steckt in seinem breiten Gürtel, ist jedoch nicht zu sehen.

»Was hast du auf dem Olymp zu suchen?«, knurrt Zeus. Er ist immer noch nackt. Mit seiner riesigen linken Hand hält er sich die Stirn, und in Vater Zeus' blutunterlaufenen Augen kann Achilles die hämmernden Kopfschmerzen sehen. Offenbar hinterlässt Absoluter Schlaf einen Kater.

»Du befindest dich nicht auf dem Olymp, Herrscher Zeus«, sagt Achilles leise, »sondern auf der Insel Ithaka – unter einer goldenen Tarnwolke – im Festsaal von Odysseus, dem Sohn des Laertes.«

Zeus schaut sich mit zusammengekniffenen Augen um. Dann wird seine Miene noch finsterer. Schließlich blickt er erneut auf Achilles herab. »Wie lange habe ich geschlafen, Sterblicher?«

»Zwei Wochen, Vater.«

»Du, Argeier, fußschneller Männertöter, *du* hättest mich nicht aus dem Bann des Zaubersafts wecken können, mit dem die weißellboge Hera mich betäubt hat. Welcher Gott hat mich wiederbelebt, und warum?«

»O Zeus, der den Sturmwolken gebietet«, sagt Achilles und senkt beinahe fromm den Kopf und den Blick, wie er es so oft bei den Frommen gesehen hat, »ich werde dir alles erzählen, was du wissen möchtest – und es ist wahr, obwohl die meisten

Unsterblichen auf dem Olympos dich im Stich gelassen haben, ist zumindest ein Gott dein treuer Diener geblieben –, aber zuerst muss ich dich bitten, mir eine Gunst zu gewähren.«

»Eine Gunst?«, brüllt Zeus. »Ich gewähre dir eine Gunst, die du dein Lebtage nicht vergessen wirst, wenn du noch einmal ohne Erlaubnis sprichst. Bleib dort stehen und sei still.«

Die riesige Gestalt macht eine Handbewegung, und eine der drei verbliebenen Wände – diejenige, an welcher der Köcher mit den vergifteten Pfeilen hing, auch der Umriss eines großen Bogens ist noch an ihr zu erkennen – verschwimmt zu einer dreidimensionalen Bildfläche, die große Ähnlichkeit mit dem Holo-Pool in der großen Halle der Götter hat.

Achilles erkennt, dass er auf eine Luftaufnahme dieses Hauses blickt – Odysseus' Palast. Er sieht den Hund Argos draußen auf dem Hof. Der halb verhungerte Hund hat den Zwieback gefressen und ist wieder so weit zum Leben erwacht, dass er sich in den Schatten verkrochen hat.

»Hera hätte unter meiner goldenen Tarnwolke ein Kraftfeld hinterlassen«, murmelt Zeus. »Der Einzige, der es hätte aufheben können, ist Hephaistos. Mit ihm werde ich mich später befassen.«

Der Göttervater macht eine weitere Handbewegung. Das virtuelle Bild zeigt nun den Gipfel des Olympos: leere Häuser und Hallen, verlassene Streitwagen.

»Sie sind hinuntergegangen, um mit ihren Lieblingsfiguren zu spielen«, brummt Zeus.

Achilles sieht eine Schlacht vor den Mauern Iliums. Es ist helllicher Tag, und Hektors Truppen scheinen die Argeier und ihre Belagerungsmaschinen zum Hügel Batieía und noch weiter

zurückzutreiben. Die Luft ist von Pfeilsalven erfüllt, und zwanzig oder mehr fliegende Streitwagen kurven herum. Blitzschläge und leuchtend rote Strahlen zucken über dem Schlachtfeld der Sterblichen hin und her. Explosionen lassen die Ebene erbeben und hallen in den Himmel hinauf. Oben liefern sich die Götter ein Gefecht, während ihre jeweiligen Favoriten unten auf Leben und Tod kämpfen.

Zeus schüttelt den Kopf. »Siehst du sie, Achilles? Sie sind wie Kokainsüchtige, wie Spieler an ihren Tischen, die nicht aufhören können. Seit ich vor über fünfhundert Jahren die letzten Titanen – die ursprünglichen Wechselbälger – besiegt und Kronos, Rhea und die anderen monströsen Ursprünglichen in die leere Tartaros-Grube geworfen habe, haben wir unsere göttlichen Olympierkräfte weiterentwickelt und uns in unsere göttlichen Rollen eingelebt... und WOFÜR???

Achilles, der nicht ausdrücklich aufgefordert worden ist, etwas zu sagen, hält den Mund.

»*VERDAMMTE KINDER MIT IHREN SPIELEN!!*«, brüllt Zeus, und Achilles muss sich erneut die Ohren zuhalten. »Nutzlos wie Heroin-Junkies oder Teenager des Untergegangenen Zeitalters vor ihren Videospiele. Nach diesem langen Jahrzehnt, in dem sie trotz meines Verbots ihre Komplotte schmiedet, ihre Verschwörungen angezettelt, sich heimlich gestritten und die Zeit verlangsamt haben, um ihre Lieblingshelden mit Nanotech-Kräften bewaffnen zu können, müssen sie es einfach bis zum bitteren Ende durchziehen und dafür sorgen, dass ihre Seite gewinnt. *ALS OB ES AUCH NUR DIE GERINGSTE ROLLE SPIELEN WÜRDEN!!*«

Achilles weiß, dass ein Geringerer als er – und in seinen Augen sind alle Männer Geringere als er – mittlerweile auf den Knien liegen und wegen des göttlichen Gebrülls vor Schmerz schreien würde, aber das Ultraschallgetöse macht auch ihn innerlich mürbe.

»Allesamt Süchtige«, sagt Zeus. Sein Gebrüll ist jetzt erträglicher. »Ich hätte sie schon vor fünf Jahren zwingen sollen, den Anonymen Trojanern beizutreten, dann hätte sich die schreckliche Abrechnung, die nun fällig ist, vielleicht vermeiden lassen. Hera und ihre Verbündeten sind zu weit gegangen.«

Achilles beobachtet das Blutbad an der Wand. Das Bild ist so tief, so dreidimensional, dass es ihm vorkommt, als hätte sich die Wand zu den Leichenfeldern Iliums mit ihren Menschenmassen geöffnet. Unter Agamemnons unbeholfener Führung fallen die Achäer unverkennbar zurück – Apollo mit dem silbernen Bogen ist eindeutig der tödlichste Gott auf dem Feld, er treibt die fliegenden Streitwagen von Ares, Athene und Hera zum Meer –, aber es ist noch kein ungeordneter Rückzug, weder in der Luft noch am Boden. Der Anblick der Kämpfe bringt Achilles' Blut in Wallung und weckt in ihm den Wunsch, an der Spitze seiner Myrmidonen in den Kampf zu stürmen und im Gegenangriff eine Schneise des Todes in die trojanischen Reihen zu schlagen, die erst enden würde, wenn sein Streitwagen und seine Pferde den Marmor in Priamos' Palast zerkratzen. Am liebsten würde er dabei Hektors Leichnam hinter sich herschleifen und eine blutige Spur hinterlassen.

»NUN??«, röhrt Zeus. »Sprich!«

»Worüber, o Vater aller Götter und Menschen?«

»Was ist das für eine... Gunst, die du von mir erbittest, Sohn der Thetis?« Zeus hat seine Gewänder angelegt, während er die Ereignisse auf der Bildwand betrachtet hat.

Achilles tritt näher. »Zum Dank dafür, dass ich dich gefunden und geweckt habe, Vater Zeus, möchte ich dich bitten, Penthesilea in einem der Heilbottiche wieder zum Leben zu erwecken und...«

»Penthesilea?«, sagt Zeus mit dröhnender Stimme. »Diese Amazonenschlampe aus den nördlichen Gebieten? Die blonde Ziege, die ihre Schwester Hippolyte ermordet hat, um den wertlosen Amazonen-Thron zu erobern? Wie ist sie gestorben? Und was hat sie mit Achilles zu tun oder Achilles mit ihr?«

Achilles knirscht mit den Backenzähnen, hält jedoch seinen – nunmehr mörderischen – Blick gesenkt. »Ich liebe sie, Vater Zeus, und...«

Zeus brüllt vor Lachen. »Du *liebst* sie, sagst du? Sohn der Thetis, ich beobachte dich auf meinen Bildwänden und -böden sowie in leibhafter Gestalt, seit du ein Baby warst, später dann ein rotnäsiger Bengel, der von dem geduldigen Kentauren Chiron unterrichtet wurde, und nie habe ich dich eine Frau lieben sehen. Selbst das Mädchen, das dir einen Sohn gebar, hast du zurückgelassen wie überschüssiges Gepäck, wenn du den Drang verspürtest, in den Krieg zu ziehen – oder zu huren und zu vergewaltigen. Du *liebst Penthesilea*, diese hirnlose blonde Schnalle mit Speer. Erzähl mir ein anderes Märchen, Sohn der Thetis.«

»Ich *liebe* Penthesilea und möchte, dass sie wieder gesund wird«, knirscht Achilles. Das Einzige, woran er in dieser Sekunde denken kann, ist die Götter tötende Klinge in seinem

Gürtel. Aber Athene hat ihn bereits einmal belogen. Wenn sie die Unwahrheit gesagt hat, was die Fähigkeiten dieses Messers betrifft, wäre er ein Narr, wenn er auf Zeus losginge. Achilles weiß, dass er sowieso ein Narr ist, weil er hierher gekommen ist, um den Vater um dieses Geschenk zu bitten. Aber er gibt nicht auf; sein Blick ist immer noch gesenkt, doch die Hände sind zu mächtigen Fäusten geballt. »Aphrodite hat der Amazonenkönigin ein Parfüm gegeben, das sie auflegen sollte, als sie zum Kampf mit mir antrat...«, beginnt er.

Zeus lacht erneut brüllend. »Nicht Nummer Neun! Tja, da bist du wahrhaftig geliefert, mein Freund. Wie ist diese Fotze Penthesilea gestorben? Nein, warte, ich will es mit eigenen Augen sehen...«

Der Vater und Gebieter bewegt erneut die rechte Hand, und das Bild an der Wand verschwimmt, verändert sich, springt zurück durch Zeit und Raum. Achilles sieht, wie die zum Tode verurteilte Amazone ihn und seine Männer auf der roten Ebene am Fuß des Olymps angreift. Er sieht, wie Klonia, Bremusa und die anderen Amazonen unter den Pfeilen und Klingen der Männer fallen. Er sieht noch einmal, wie er die Königin Penthesilea und den dicken Rumpf ihres Pferdes hinter ihr mit der unfehlbaren Lanze seines Vaters durchbohrt und sie wie ein zappelndes Insekt in einer Sezierschale an ihr gefallenes Ross nagelt.

»Oh, gut gemacht«, dröhnt Zeus. »Und jetzt möchtest du, dass sie in einem der Bottiche meines Heilers wieder zum Leben erweckt wird?«

»Ja, Herr.«

»Ich weiß nicht, woher du über die Genesungshalle Bescheid weißt...« – Zeus marschiert wieder auf und ab – »... aber du solltest wissen, dass nicht einmal die fremdartigen Künste des Heilers eine tote Sterbliche wieder lebendig machen können.«

»Herr«, sagt Achilles mit leiser, aber eindringlicher Stimme, »Athene hat einen Zauberbann über den Körper meiner Geliebten gelegt, damit er nicht verwest und der Tod ihn nicht umfängt. Vielleicht wäre es doch möglich, ihn...«

»SCHWEIG!!«, brüllt Zeus, und Achilles wird von dem explosiven Laut körperlich an die Holo-Wand zurückgetrieben. *»NIEMAND IM URSPRÜNGLICHEN PANTHEON DER UNSTERBLICHEN SAGT ZEUS, DEM VATER, WAS MÖGLICH IST ODER WAS GETAN WERDEN SOLLTE, UND ERST RECHT KEIN KLEINER, STERBLICHER, MIT ZU VIELEN MUSKELN BEPACKTER LANZENKÄMPFER.«*

»Nein, Vater«, sagt Achilles und hebt den Blick zu der riesigen, bärtigen Gestalt, »aber ich hatte gehofft, dass...«

»Schweig«, wiederholt Zeus, aber diesmal mit einer Lautstärke, die es Achilles erlaubt, die Hände von den Ohren zu nehmen. »Ich begeben mich jetzt hinfort – um Hera zu vernichten, ihre Spießgesellen in die bodenlose Grube des Tartaros zu werfen, den anderen Göttern eine unvergessliche Lektion zu erteilen und dieses achäische Angreiferheer ein für alle Mal auszulöschen. Ihr Griechen geht mir mit eurer Arroganz und eurer schmierigen Art gewaltig auf die Eier.« Zeus macht sich mit großen Schritten auf den Weg zur Tür. »Du bist hier auf der Ilium-Erde, Sohn der Thetis. Mag sein, dass du viele Monate brauchst, aber du kannst den Heimweg allein finden. Ich würde dir allerdings nicht empfehlen, nach Ilium zurückzukehren –

wenn du dorthin kommst, wird es dort keine lebenden Achäer mehr geben.«

»Nein«, sagt Achilles.

Zeus fährt herum. Er lächelt tatsächlich durch seinen Bart.
»Was hast du gesagt?«

»Ich habe Nein gesagt. Du *musst* mir meinen Wunsch erfüllen.« Achilles nimmt seinen Schild von der Schulter und packt ihn mit dem Unterarm, als wäre er auf dem Weg zur Front. Er zieht sein Schwert.

Zeus legt den Kopf in den Nacken und lacht. »Ich muss dir deinen Wunsch erfüllen oder... was, Thetis-Bankert?«

»Oder ich verfüttere Zeus' Leber an Odysseus' hungrigen Hund da draußen auf dem Hof«, sagt Achilles mit fester Stimme.

Zeus lächelt und schüttelte den Kopf. »Weißt du, weshalb du bis zum heutigen Tag überlebt hast, Insekt?«

»Weil ich Achilles bin, der Sohn des Peleus«, sagt Achilles und tritt ein paar Schritte nach vorn. Er wünscht, er hätte seinen Wurfspeer. »Der größte Krieger und edelste Held auf der Erde – unverwundbar für seine Feinde – Freund des ermordeten Patroklos, Sklave und Diener keines Menschen... oder Gottes.«

Zeus schüttelt erneut den Kopf. »Du bist nicht der Sohn des Peleus.«

Achilles bleibt stehen. »Wovon redest du, Herr der Fliegen? Herr der Pferdescheiße? Ich bin der Sohn des Peleus, welcher der Sohn des Aiakos ist, der Sohn des Sterblichen, der sich mit der unsterblichen Meeresgöttin Thetis gepaart hat, ein König,

der von einer langen Reihe von Myrmidonenkönigen abstammt.«

»Nein.« Diesmal ist es der riesige Gott, der näher tritt. Er ragt über Achilles auf. »Du bist der Sohn von Thetis, aber ich habe dich mit ihr gezeugt, nicht Peleus.«

»Du!« Achilles versucht zu lachen, aber es kommt nur ein heiseres Bellen heraus. »Meine unsterbliche Mutter hat mir wahrheitsgemäß erzählt, dass...«

»Deine unsterbliche Mutter lügt, wenn sie ihren von Seetang verklebten Mund aufmacht«, lacht Zeus. »Vor annähernd drei Dekaden begehrte ich Thetis. Sie war damals noch keine richtige Göttin, aber dennoch schöner als die meisten von euch Sterblichen. Doch die Schicksalsgöttinnen – diese verfluchten Erbsenzählerinnen mit ihren DNA-Speicher-Abakussen – warnten mich, ein Kind, das ich mit Thetis zeugen würde, könnte mich ins Verderben stürzen, meinen Tod bewirken und der Herrschaft des Olympos selbst ein Ende machen.«

Achilles' Blick schickt Hass und Ungläubigkeit durch die Augenlöcher seines Helms.

»Aber ich wollte Thetis haben«, fährt Zeus fort. »Also habe ich sie gefickt. Zuvor habe ich jedoch die Gestalt von Peleus angenommen – irgendeinem gewöhnlichen sterblichen Jungen oder Mann, in den Thetis damals ein wenig vernarrt war. Dennoch ist das Sperma, aus dem du entstanden bist, Zeus' göttlicher Samen, Achilles, Sohn der *Thetis*, täusche dich nicht. Was glaubst du, weshalb deine Mutter dich sonst weit von diesem Dummkopf Peleus wegbrachte und dich von einem alten Kentauren aufziehen ließ?«

»Du lügst«, knurrt Achilles.

Zeus schüttelt beinahe traurig den Kopf. »Und du wirst in einer Sekunde sterben, junger Achilles«, sagt der Vater aller Götter und Menschen. »Aber du wirst im Wissen sterben, dass ich die Wahrheit gesagt habe.«

»Du kannst mich nicht töten, Herr der Krebse.«

Zeus reibt sich den Bart. »Nein, das kann ich nicht. Nicht direkt. Dafür hat Thetis gesorgt. Als sie erfuhr, dass ich der Liebhaber war, der sie geschwängert hatte, nicht dieser schwanzlose Wurm Peleus, kannte sie auch die Vorhersage der Moiren und wusste, dass ich dich unfehlbar töten würde, so wie mein Vater, Kronos, seine Nachkommen aß, statt das Risiko einzugehen, dass sie als Erwachsene Revolten und Rachefeldzüge inszenierten. Und ich hätte es auch getan, junger Achilles – dich gegessen, als du noch ein Baby warst –, hätte Thetis dich nicht heimlich in die Wahrscheinlichkeitsflammen des reinen himmlischen Quantenfeuers getaucht. Du bist eine Quantenmonstrosität, einmalig im Universum, unehelicher Sohn der Thetis und des Zeus. Die Art und der Zeitpunkt deines Todes – und nicht einmal ich kenne die Einzelheiten, die Moiren wollen sie nicht verraten – stehen unverrückbar fest.«

»Dann kämpf jetzt gegen mich, Gott der Fäkalien«, ruft Achilles und rückt mit erhobenem Schwert und Schild vor.

Zeus hebt eine Hand. Achilles erstarrt. Die Zeit selbst scheint zu erstarren.

»Ich kann dich nicht *töten*, mein hitziger kleiner Bastard«, sagt Zeus leise, wie zu sich selbst, »aber was ist, wenn ich dir das Fleisch von den Knochen fetze und dieses Fleisch dann in die Zellen und Moleküle zerreiße, aus denen es besteht? Selbst das Quantenuniversum könnte eine ganze Weile brauchen, um dich

wieder zusammenzusetzen – Jahrhunderte vielleicht? –, und ich glaube kaum, dass es ein schmerzloser Vorgang wäre.«

Achilles, der mitten im Schritt erstarrt ist, weiß, dass er noch sprechen kann, tut es aber nicht.

»Vielleicht sollte ich dich auch irgendwohin schicken«, fährt Zeus mit einer Handbewegung zur Decke fort, »wo es keine Atemluft gibt. Das wird die Wahrscheinlichkeits-Singularität des himmlischen Feuers vor ein interessantes Problem stellen.«

»Außerhalb der Meere gibt es keinen Ort ohne Atemluft«, faucht Achilles, aber dann fällt ihm wieder ein, dass er erst am Vortag an den oberen Hängen des Olympos völlig entkräftet nach Luft gerungen hat.

»Der Weltraum würde diese Behauptung Lügen strafen«, sagt Zeus mit einem provozierenden Lächeln. »Vielleicht schicke ich dich an einen Ort jenseits der Umlaufbahn des Uranus, oder im Kuiper-Gürtel draußen. Der Tartaros wäre auch nicht schlecht. Die Luft besteht dort größtenteils aus Methan und Ammoniak – sie würde deine Lungen in verbrannte Äste verwandeln –, aber falls du ein paar Stunden unter schrecklichen Schmerzen überlebst, könntest du Zwiesprache mit deinen Großeltern halten. Die *essen* Sterbliche, weißt du.«

»Leck mich«, ruft Achilles.

»So sei es«, sagt Zeus. »Gute Reise, mein Sohn. Eine kurze, qualvolle, aber gute Reise.«

Die rechte Hand des Götterkönigs beschreibt einen kurzen, lässigen Bogen, und die Fliesen unter Achilles' Füßen lösen sich auf. Im Boden von Odysseus' Festsaal öffnet sich ein kreisförmiges Loch, bis der fußschnelle Männertöter auf von Flammen erhellter Luft zu stehen scheint. Aus der schrecklichen Grube

unter ihm, die von wogenden Schwefelwolken, schwarzen, wie verfaulte Zähne aufragenden Bergen, Seen aus flüssigem Blei, zischender, brodelnder, strömender Lava und den schattenhaften Bewegungen riesiger, unmenschlicher Wesen erfüllt ist, steigt das unablässige Gebrüll und Geschrei der Ungeheuer auf, die einst Titanen genannt wurden.

Zeus bewegt erneut kaum merklich die Hand, und Achilles fällt in die Grube. Er verschwindet, ohne zu schreien.

Nachdem Zeus eine Weile in die Flammen und die brodelnden schwarzen Wolken tief unten hinabgeschaut hat, bewegt er die offene Hand von links nach rechts, das kreisförmige Loch schließt sich, der Boden wird wieder fest und besteht erneut aus Odysseus' von Hand verlegten Fliesen, und im Haus kehrt wieder Stille ein, bis auf das klägliche Bellen des hungrigen Hundes namens Argos irgendwo draußen auf dem Hof.

Zeus seufzt und quantenteleportiert fort, um mit den nichtsahnenden Göttern abzurechnen.

58

Prospero blieb zurück, als Moira Harman um den Eisengitterbalkon herum, eine Rolltreppe mit offenen Eisenstufen hinauf, dann über weitere Balkons und Rolltreppen nach oben führte, bis der Boden des Taj zu einem scheinbar Kilometer unter ihnen liegenden Rund wurde. Harmans Herz klopfte.

In die von Büchern gesäumte Wand der unaufhörlich ansteigenden und sich einwärts krümmenden Kuppel waren kleine,

runde Fenster eingelassen, die Licht hereinließen und ihm eine Ausrede lieferten, sich einen Moment lang zu verschlafen und neuen Mut zu fassen. Sie standen eine Minute lang im Licht, während Harman auf die fernen Berggipfel hinausschaute, die eisig im Spätvormittagslicht glänzten. Wolkenmassen hatten die Täler im Norden und Osten gefüllt und verbargen die gekräuselten, von Spalten durchzogenen Gletscher. Harman fragte sich, wie weit der Blick über die Gipfel, Gletscher und Wolkenmassen zum staubigen und fast gekrümmten Horizont dahinter reichte – hundertfünfzig Kilometer? Dreihundert Kilometer? Mehr?

»Ist schon in Ordnung«, sagte Moira leise.

Harman drehte sich um.

»Was du getan hast, um mich zu wecken«, erklärte sie. »Es ist schon in Ordnung. Es tut uns Leid. Du hattest wirklich keine Wahl. Die Mechanismen, die dich angestachelt haben, waren schon da, bevor der Urururgroßvater deines Großvaters zur Welt kam.«

»Aber wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich von deinem Ferdinand Mark Alonzo Khan Ho Tep abstamme?« Harman konnte die Reue in seiner Stimme nicht verbergen – er wollte es auch nicht.

Zu seiner Überraschung lachte Moira. Es war Savis Lachen – schnell und spontan –, aber ohne jenen Anflug von Bitterkeit, den Harman bei der älteren Frau gehört hatte. »Die Wahrscheinlichkeit beträgt hundert Prozent«, sagte sie.

Harmans Schweigen war ein beredter Ausdruck seiner Verwirrung.

»Als die nächste Linie von Altmenschen... vorbereitet und dekantiert wurde«, sagte Moira, »hat Ferdinand Mark Alonzo dafür gesorgt, dass alle männlichen Angehörigen dieser Linie einige seiner Chromosomen in sich tragen würden.«

»Kein Wunder, dass wir schwach, dumm und unfähig sind«, sagte Harman. »Wir sind ein einziger Haufen inzüchtiger Cousins und Cousinen.« Vor nicht einmal drei Wochen hatte er ein Buch über die Grundlagen der Genetik gesiglt, aber es kam ihm so vor, als wäre es schon Jahre her. Ada hatte neben ihm geschlafen, während er zugesehen hatte, wie die goldenen Wörter von dem Buch über seine Hand, sein Handgelenk und seinen Arm geströmt waren.

Moira lachte erneut. »Bist du bereit, ganz hinaufzusteigen, bis zum kristallinen Schrein?«

Die durchsichtige Kuppel an der Spitze des Taj Moira war viel größer, als sie von unten ausgesehen hatte – Harman schätzte, dass sie einen Durchmesser von etwa zwanzig Meter hatte. Hier gab es keine Eisenbalkone mehr, und die Rolltreppe mit den eisernen Stufen wie auch die Stege aus schwarzem Eisen endeten im Mittelpunkt der Kuppel. Alles leuchtete im Sonnenlicht, das zu den durchsichtigen Fenstern hereinfiel, die sich um die spitze Kuppel des Taj herumzogen.

Harman war noch nie in einer solchen Höhe gewesen – nicht einmal auf dem Turm der Golden Gate bei Machu Picchu, mehr als zweihundert Meter über der an den Tragkabeln hängenden Fahrbahn –, und er war noch nie von einer solchen Furcht übermannt worden, in die Tiefe zu stürzen. Diese Plattform war so hoch oben, dass er die gesamte kreisrunde Bodenfläche des

Taj mit seiner ausgestreckten Hand bedecken konnte, wenn er hinunterschaute. Das Labyrinth und der Krypta-Eingang im Erdgeschoss waren so tief unter ihm, dass sie wie die aufgestickten Mikroschaltkreise eines Turin-Tuchs aussahen. Harman zwang sich, nicht nach unten zu blicken, als er Moira über die letzte Treppe und das Netz aus Stegen zu der schmiedeeisernen Plattform in der Kuppel selbst folgte.

»Ist er das?«, fragte er und nickte zu einem etwa drei bis dreieinhalb Meter hohen Gebilde in der Mitte der Plattform.

»Ja.«

Harman hatte erwartet, dass dieser so genannte kristallene Schrein eine weitere Version von Moiras gläsernem Sarkophag sein würde, aber dieses Ding sah ganz anders aus als ein Sarg. Es war mit Glas und geodätischen Verstrebungen aus Metall in der Farbe von altem Zinn facettiert. Das Wort »Dodekaeder« kam ihm in den Sinn, aber Harman hatte es beim Signl statt beim Lesen gelernt und war nicht sicher, ob es der richtige Ausdruck war. Der kristallene Schrein war ein zwölfseitiges Objekt mit vielen Facetten, annähernd kugelförmig, abgesehen von den ebenen Flächen, und er bestand aus einem runden Dutzend Platten aus transparentem Glas oder Kristall, die von dünnen Streben aus poliertem Metall eingefasst waren. Eine Unzahl verschiedenartig gefärbter Kabel und Röhren liefen von den Wänden der Kuppel in den schwarzen Metallsockel des Gebildes. In der Nähe des Schreins war die Plattform mit Gitterstühlen aus Metall, seltsamen Instrumenten mit dunklen Monitoren und Tastaturen sowie hauchdünnen, senkrechten, rund anderthalb bis einen Meter achtzig hohen Platten aus durchsichtigem Kunststoff übersät.

»Was ist das hier?«, fragte Harman.

»Der Nexus des Taj.« Sie aktivierte mehrere der mit Bildschirmen ausgestatteten Instrumente und berührte eine senkrechte Scheibe. Der Kunststoff verschwand, und eine holografische virtuelle Kontrolltafel nahm seinen Platz ein. Moiras Hände tanzten über die virtuellen Bilder, aus den Wänden des Taj kam ein tiefes Geräusch, und eine goldene Flüssigkeit – nicht gelb, sondern flüssiges Gold, scheinbar nicht dicker als Wasser – ergoss sich in den Sockel des kristallinen Schreins.

Harman trat näher an den Dodekaeder heran. »Er füllt sich mit Flüssigkeit.«

»Ja.«

»Das ist verrückt. Da steige ich nicht hinein. Ich würde ertrinken.«

»Nein, wirst du nicht«, sagte Moira.

»Du erwartest von mir, dass ich in diesem Schrein bin, wenn die goldene Flüssigkeit darin drei Meter hoch steht?«

»Ja.«

Kopfschüttelnd wich Harman zurück und blieb knapp zwei Meter vom Rand der metallenen Plattform entfernt stehen.

»Nein, nein, nein. Das ist zu verrückt.«

»Wie du willst. Aber es ist die einzige Möglichkeit, wie du das Wissen dieser Bücher erwerben kannst«, sagte Moira. »Die Flüssigkeit ist das Medium für die Übertragung der Inhalte dieser Million Bücher. Ein Wissen, das du brauchen wirst, wenn du unser Prometheus im Kampf gegen Setebos und seinesgleichen sein willst. Ein Wissen, das du brauchen wirst, wenn du dein eigenes Volk erziehen willst. Ein Wissen, das du brauchen

wirst, mein Prometheus, wenn du deine geliebte Ada retten willst.«

»Ja, aber wenn das Wasser – oder was auch immer diese Flüssigkeit ist – den Schrein füllt, ist es mindestens drei Meter tief. Ich bin kein guter Schwimmer...«, begann Harman.

Auf einmal stand Ariel neben ihnen auf der Plattform, obwohl Harman keine Schritte auf dem Metallboden gehört hatte. Die kleine Gestalt hatte ein klobiges Ding dabei, das in ein rotes Turin-Tuch gehüllt zu sein schien.

»Ariel, mein Schatz!«, rief Moira. In ihrer Stimme lagen ein Entzücken und eine freudige Erregung, wie Harman sie bei ihr noch nicht gehört hatte – noch nicht einmal damals bei Savi, als er sie gekannt hatte.

»Sei begrüßt, Miranda«, sagte der Luftgeist, nahm das rote Tuch ab und reichte Moira ein uraltes Saiteninstrument. Harman und die Seinen hörten Musik und sangen, kannten jedoch nur wenige Instrumente und stellten keine her.

»Eine Gitarre!« Die Nachmenschenfrau nahm das seltsam geformte Instrument von dem grünlich leuchtenden Luftgeist entgegen und strich mit ihren langen Fingern über die Saiten. Die Töne, die erklangen, erinnerten Harman an Ariels Stimme.

Ariel verneigte sich tief und sprach in förmlichem Ton:

*»Diesen Sklaven der Musik nimm hin,
Dem zu Gunst, der dir zu Füßen,
Stets als Sklav liegt, Herrscherin.
Lehr' ihm all' die Harmonien
Mit denen du, und du allein
Machst entzückt die Seele glühn,*

*Bis Entzücken wird zur Pein.
Mit Erlaubnis, auf Befehl
Deines eigenen Ferdinand
Hat der arme Ariel
Dir dies Zeichen zugesandt.«*

Moira erwiderte die Verneigung, legte das klingende Instrument auf einen Tisch und küsste Ariel auf die grün leuchtende Stirn. »Ich danke dir, mein Freund, manchmal mein freundlicher Diener, aber nie mein Sklave. Wie ist es meinem Ariel ergangen, seit ich eingeschlafen bin?« Und er fuhr fort:

*»Stirbst du, ist stillen Mondes Schimmer,
Wenn er droben muss erblassen,
In seiner Zelle trauriger nimmer,
Als Ariel, der dann verlassen;
Wenn wieder du lebst auf der Erde
Geleitet dann von Ariel wird
Wie von einem unsichtbaren
Sterne auf des Lebens Meer.«*

Moira strich ihm über die Wange, sah dann Harman an und wandte sich wieder dem Luftgeist-Avatar der Biosphäre zu. »Kennt ihr beiden euch schon?«

»Ja, wir haben uns bereits kennen gelernt«, sagte Harman.

»Wie steht's um die Welt, Ariel, seit ich sie verlassen habe?«, fragte Moira und wandte sich wieder von Harman ab.

Ariel sagte:

*»Viele Wandlungen waren,
Seit Ferdinand mit dir im Bund
Auf der Liebe Pfad geht, und
Immer folgt dir Ariel,
Dir zu Willen und Befehl.«*

In weniger förmlichem Ton, wie zum Abschluss einer offiziellen Zeremonie, sagte der Biosphären-Geist: »Und wie steht's um dich, Madam, wo du uns nun wiedergeboren bist?«

Jetzt schien es an Moira zu sein, einen formellen und rhythmischen Ton anzuschlagen, wie Harman ihn bei Savi noch nie gehört hatte:

*»Dieser Tempel, grau und einsam,
Ist, was verschont vom Tosen eines Krieges ward
Gekämpft einst von der Hierarchie der Riesen
Wider den Aufruhr; hier dies alte Bildnis,
Züge im Stein, die, als es fiel, sich fürchten,
ist Prosperos; ich, Miranda, blieb
Höchste, einzige Priest'rin seiner Ödnis.«*

Zu seinem Schrecken sah Harman, dass die Nachmenschenfrau und das nichtmenschliche Biosphären-Wesen beide ganz offen weinten.

Ariel trat zurück, verneigte sich erneut, machte eine Handbewegung in Harmans Richtung und fragte: »Dieser Sterbliche, der nichts Böses getan hat – ist er zum kristallinen Schrein gekommen, um hingerichtet zu werden?«

»Nein«, sagte Moira, »um sich zu bilden.«

Das Wesen im Setebos-Ei schlüpfte in der Nacht nach ihrer Rückkehr zu den Ruinen von Ardis Hall.

Ada war schockiert über die Verwüstungen auf dem Anwesen, ihrem ehemaligen Zuhause. Bei ihrer Flucht mit dem Sonie in der Nacht des Angriffs war sie bewusstlos gewesen, und wegen ihrer Gehirnerschütterung und anderer Verletzungen besaß sie nur bruchstückhafte Erinnerungen an die schrecklichen Stunden davor. Jetzt sah sie die Trümmer ihres Lebens, ihres Hauses und ihrer Erinnerungen bei hellem Tageslicht. Sie wäre am liebsten auf die Knie gefallen und hätte sich in den Schlaf geweint, aber da sie die Gruppe von vierundvierzig anderen Überlebenden anführte, als sie die Anhöhe erklimmen, auf der Ardis lag – das Sonie mit acht der am schwersten Erkrankten und Verletzten schwebte über ihnen –, hielt sie den Kopf erhoben und verkniff sich die Tränen, und während sie an den verbrannten Ruinen vorbeiging, schaute sie nur nach rechts und links, um auf Gegenstände und Überreste zu zeigen, die geborgen und für ihr neues Lager benutzt werden konnten.

Ihr Zuhause, das große Herrenhaus von Ardis Hall, der zweitausend Jahre alte Stolz ihrer Familie, war praktisch verschwunden – nur rußgeschwärzte Balken und die steinernen Überreste der vielen Kamine waren noch übrig –, aber woanders gab es eine erstaunliche Menge von Bergungsgut.

Auch die verwesenden Leichen ihrer Freunde – oder zumindest Stücke davon – lagen noch auf den Feldern.

Ada beriet sich mit Daeman und ein paar anderen. Sie waren sich einig, dass es nun in erster Linie darauf ankam, ein Feuer zu machen und einen Unterschlupf zu errichten – zunächst einen primitiven Schuppen, einen warmen Ort, wo die Kranken und Verwundeten untergebracht und behandelt werden konnten, bevor sich der kurze Wintertag neigte, einen Unterschlupf, der groß genug für sie alle war, damit sie die Nacht überstanden, ohne zu erfrieren. Ardis Hall war für sie verloren, aber einzelne Abschnitte mehrerer Baracken, Hütten und anderer Nebengebäude, die sie in den letzten neun Monaten vor dem Einsturz des Himmels gebaut hatten, waren teilweise noch intakt. Sie hätten sich in einer dieser Hütten zusammendrängen können, wenn diese nicht zu nah am Wald, zu schwer zu verteidigen und zu weit von dem Brunnen gleich neben dem Herrenhaus entfernt gewesen wären.

Sie fanden haufenweise Anmachholz und trockenes Holz und verbrauchten nach Adas Ansicht zu viele Streichhölzer ihres schwindenden Vorrats, um ein großes Feuer in Gang zu bringen. Greogi landete das Sonie, und sie luden die bewusstlosen und halb ohnmächtigen Verwundeten aus und betteten sie so bequem wie möglich auf provisorische Liegen und zusammengerolltes Bettzeug beim Feuer. Ein Arbeitstrupp brachte weiteres Feuerholz aus den diversen Ruinen herbei – niemand wollte bis in den schattigen Wald gehen, und Ada hatte solche Abenteuer für diesen Tag ohnehin verboten. Das Sonie startete und zog einen anderthalb Kilometer weiten Kreis, bemannt mit dem erschöpften Greogi am Steuer und Boman mit seinem Gewehr, und beide Männer hielten Ausschau nach Voynixen. Eine der Baracken – diejenige, die Odysseus vor Monaten eigenhändig für seine Jünger errichtet hatte – gab einen wahren Schatz aus

Decken und Segeltuchrollen preis, die alle nach Rauch stanken, aber noch brauchbar waren, und in einer anderen eingestürzten, aber nur teilweise verbrannten Hütte in der Nähe von Hannahs ausgebranntem Kuppelofen fand Caul Spaten, Hacken, Brechstangen, Kuhfüße, Hämmer, Nägel, Stifte, Nylonsehnur, Karabinerhaken und anderes ehemaliges Servitorenwerkzeug, das ihnen jetzt das Leben retten konnte. Mit dem nicht verbrannten Holz der Baracken und gefälltten Baumstämme, die sie aus großen Teilen der ehemaligen Palisade bargehen, begann ein Arbeitstrupp, um den tiefen Wasserbrunnen in der Nähe der noch schwelenden Ruinen von Ardis ein Bauwerk zu errichten, das teils Zelt, teils Blockhütte war – ein provisorischer Unterschlupf, der zumindest für diese Nacht und ein paar weitere Nächte gut genug war. Boman hatte detailliertere Pläne für eine auf Dauer angelegte Unterkunft mit einem Turm, Schießscharten und dicht angrenzender Palisade, aber Ada befahl ihm, jetzt zunächst beim Bau des überlebensnotwendigen Schuppens zu helfen und den Burgbau auf später zu verschieben.

Noch immer war nichts von den Voynixen zu sehen, aber es war erst Nachmittag, und die Nacht würde rasch genug kommen. Deshalb betrauten Ada und Daeman Kaman und zehn seiner besten Schützen mit der Aufgabe, eine äußere Verteidigungslinie zu bilden. Andere Männer und Frauen mit Flechette-Waffen – sie hatten vierundzwanzig funktionierende Waffen gezählt, dazu eine, die offenbar defekt war, und weniger als hundertzwanzig Glas-Flechette-Magazine – wurden dazu eingeteilt, näher beim Feuer und beim Schuppen Wache zu halten.

Es dauerte etwas über drei Stunden, bis das Grundgerüst zusammengenagelt und aufgestellt worden war – nur ungefähr

einen Meter achtzig hohe Wände aus Palisadenstämmen, ein zusammengeschustertes Tonnendach aus Holzplanken von den Baracken und ein Segeltuchdach. Es war wichtig, etwas zwischen die Verwundeten und das kalte Erdreich zu bringen, aber da die Zeit nicht reichte, um einen Boden einzusetzen, legten sie mehrere Schichten Segeltuch auf Stroh, das sie vom ehemaligen Heuschuppen in der Nähe der Nordmauer herbeischafften. Das Vieh selbst war verschwunden – die Tiere waren entweder von den Voynixen getötet worden oder einfach fortgelaufen. An diesem Nachmittag ging niemand in den Wald, um nach ihnen zu suchen, und das kreisende Sonie hatte seine eigenen Aufgaben.

Am späten Nachmittag war der provisorische Schuppen fertig. Ada, die an neuen Eimern und Seilen für den Brunnen gearbeitet und Beerdigungstrupps angeführt hatte, die mit Hacken und Schaufeln flache Gräber in der gefrorenen Erde aushoben, kam zurück, um das Bauwerk zu begutachten, und fand es groß genug, dass mindestens fünfundvierzig Personen darin dicht an dicht schlafen konnten, während die andern draußen Wache hielten, und dass alle dreiundfünfzig sich notfalls zum Essen darin zusammendrängen konnten, obwohl es dann sehr voll sein würde. Drei der Wände bestanden aus Holz, die vierte – die zum Brunnen und zwei nunmehr brennenden Feuer zeigte – nur aus Segeltuch; die Plane war weit geöffnet, um die Wärme einzulassen. Laman und Edide hatten aus Ardis Hall Metall und Keramik für den Bau eines Ofenrohrs, wenn auch keines richtigen Kamins, für den Schuppen beschafft, aber diese Änderung würde bis zum nächsten Tag warten müssen. Für die kleinen, unterschiedlich hoch angebrachten Öffnungen in jeder Holzwand gab es kein Fensterglas, sondern nur hölzerne Schie-

bedeckel und Segeltuchabdeckungen. Daeman stimmte zu, dass sie sich in den Schuppen zurückziehen und die Umgebung durch diese Schlitze mit vernichtendem Flechette-Feuer belegen konnten, aber ein Blick auf das Segeltuchdach und die vierte Segeltuchwand sagte allen, dass die Voynixe nicht lange aufzuhalten sein würden, wenn sie erst einmal einen Angriff starteten.

Das Setebos-Ei schien die Voynixe jedoch in Schach zu halten.

Es war fast schon dunkel, als Daeman mit Ada, Tom und Laman von der Wärme der Feuer zur Asche von Hannahs Kuppelofen ging, seinen Rucksack öffnete und ihnen das Ei mit dem schlüpfenden Wesen darin zeigte. Das Ding leuchtete noch heller als zuvor; es gab ein fahles, milchiges Licht ab, und die Schale wies lauter winzige Risse auf, aber noch keine Löcher.

»Wie lange wird es noch dauern, bis es schlüpft?«, fragte Ada.

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?«, sagte Daeman. »Ich weiß nur, dass der kleine Setebos darin noch lebt und herauszukommen versucht. Ihr könnt ihn quieken und kauen hören, wenn ihr euer Ohr an die Schale legt.«

»Nein, danke«, wehrte Ada ab.

»Was passiert, wenn er schlüpft?«, fragte Laman, der von Anfang an dafür gewesen war, das Ei zu zerstören.

Daeman zuckte die Achseln.

»Was genau hattest du eigentlich vor, als du das Ding aus Setebos' Nest in der Blaueis-Kathedrale von Paris-Krater gestohlen hast?«, fragte Tom, der Heilkundige, der die ganze Geschichte gehört hatte.

»Keine Ahnung. In dem Moment schien es mir eine gute Idee zu sein. Wir könnten zumindest herausfinden, was für ein Geschöpf dieser Setebos ist.«

»Und was, wenn Mami kommt und ihr Baby sucht?«, fragte Laman.

Diese Frage hörte Daeman nicht zum ersten Mal. Er zuckte erneut die Achseln. »Wenn es sein muss, können wir es sofort töten, nachdem es geschlüpft ist«, sagte er leise und schaute in die zunehmende winterliche Dunkelheit unter den Bäumen jenseits der Ruinen der alten Palisade.

»Bist du dir sicher?« Laman legte die linke Hand an die von vielen Rissen durchzogene Eierschale und zog sie dann rasch wieder weg, als wäre die Oberfläche heiß. All jene, die das Ei berührt hatten, sprachen davon, wie unangenehm es sich anfühlte, als ob etwas an der Innenseite der Schale ihnen durch die Handfläche Energie aussaugte.

Bevor Daeman auch darauf antworten konnte, sagte Ada: »Daeman, wenn du dieses Ding nicht mitgebracht hättest, wären die meisten von uns jetzt wahrscheinlich schon tot. Das Wesen hat die Voynixe bis jetzt fern gehalten. Vielleicht tut es das auch, nachdem es geschlüpft ist.«

»Wenn es – oder seine Mama oder sein Papa – uns nicht im Schlaf auffrisst«, erwiderte Laman, der seine verstümmelte rechte Hand umklammerte.

Später, kurz nach Einbruch der Dunkelheit, kam Siris und berichtete Ada im Flüsterton, dass Sherman, einer ihrer Schwerverletzten, gestorben war. Ada nickte, holte zwei andere herbei – Edide und einen noch immer beliebten Mann namens Rallum –, und sie trugen den Leichnam schweigend zu einer Stelle in

der Nähe der eingestürzten Baracken, die vom Feuerschein nicht mehr erreicht wurde, und bedeckten ihn mit Holz und Steinen, sodass sie Sherman am nächsten Morgen ordnungsgemäß begraben konnten. Der Wind war kalt.

Ada übernahm in der Dunkelheit eine vierstündige Wachschicht. Sie hatte ein geladenes Flechette-Gewehr, das wärmende Feuer war ein ferner Lichtschein, und der nächste Posten war fünfzig Meter entfernt; die Gehirnerschütterung verursachte ihr so heftige Kopfschmerzen, dass sie weder einen Voynix noch Setebos persönlich gesehen hätte, selbst wenn er ihr direkt auf dem Schoß gesessen hätte. Wegen ihres gebrochenen Handgelenks musste sie die Waffe auf den Unterarm stützen. Als Caul sie schließlich ablöste, taumelte sie zu dem rappelvollen, von Schnarchlauten erfüllten Schuppen zurück und fiel in einen tiefen Schlaf voller schrecklicher Albträume.

Daeman weckte sie kurz vor Tagesanbruch. Er beugte sich zu ihr herab und flüsterte ihr ins Ohr: »Das Wesen in dem Ei ist geschlüpft.«

Ada setzte sich im Dunkeln auf, spürte die dicht an dicht liegenden, atmenden Körper um sich herum und war einen Moment lang davon überzeugt, dass sie noch im Albtraum befangen war. Sie wollte, dass Harman sie an der Schulter berührte und sie weckte, während die Sonne ins Zimmer schien. Sie wünschte sich seine Umarmung, nicht diese eisige Dunkelheit, den Druck fremder Körper und den flackernden, verlöschenden Feuerschein durch Segeltuch.

»Es ist geschlüpft«, wiederholte Daeman. Seine Stimme war sehr leise. »Ich wollte dich nicht wecken, aber wir müssen entscheiden, was wir tun sollen.«

»Ja«, flüsterte Ada zurück. Sie hatte in ihren Kleidern geschlafen, und jetzt kroch sie aus ihrem Nest aus feuchten Decken, stieg vorsichtig über schlafende Gestalten hinweg und folgte Daeman durchs Segeltuch hinaus, vorbei an dem niedrigen, aber noch immer unterhaltenen Feuer, nach Süden, weg vom Schuppen zu einem anderen, viel kleineren Feuer.

»Ich habe hier draußen geschlafen, abseits von den anderen.« Daeman sprach in normalerem Ton, als sie sich weiter vom Schuppen entfernten. Seine Stimme war immer noch leise, aber jede Silbe dröhnte in Adas schmerzendem Schädel. Hoch über ihnen kreisten der Ä-Ring und der P-Ring, wie sie es immer taten, sie drehten sich und kreuzten sich vor den Sternen und einem fingernagelgroßen Mond. Ada sah dort oben eine Bewegung, und eine Minute lang klopfte ihr Herz; dann erkannte sie, dass es das Sonie war, das in der Nacht lautlos seine Kreise zog.

»Wer fliegt das Sonie?«, fragte sie teilnahmslos.

»Oko.«

»Ich wusste gar nicht, dass sie das kann.«

»Greogi hat es ihr gestern beigebracht.« Sie näherten sich dem kleineren Lagerfeuer, und Ada sah die Silhouette eines anderen Mannes, der dort stand.

»Guten Morgen, Ada *Uhr*«, sagte Tom.

Ada musste über den formellen Titel lächeln. In den letzten Monaten war er nicht mehr sehr häufig gebraucht worden.

»Guten Morgen, Tom«, flüsterte sie. »Wo ist dieses Ding?«

Daeman zog einen langen Holzscheit aus dem Feuer und streckte ihn wie eine Fackel in die Dunkelheit.

Ada trat zurück.

Daeman und Tom hatten offensichtlich Palisadenstämme auf drei Seiten aufgestapelt, um das... Wesen in dem dreieckigen Raum einzusperren. Aber es trippelte in diesem Raum hin und her, allem Anschein nach bereit und fast schon imstande, die einen guten halben Meter hohen, instabilen hölzernen Barrikaden zu erklimmen.

Ada nahm Tom die Fackel ab und hockte sich hin, um das Setebos-Wesen im flackernden Lichtschein zu betrachten.

Es blinzelte und schloss seine vielen gelben Augen gegen die Helligkeit. Der kleine Setebos – falls er das war – maß ungefähr dreißig Zentimeter; er war jetzt schon schwerer und länger als ein normales menschliches Gehirn, dachte Ada, ähnelte mit seinen widerwärtig rosafarbenen Runzeln und Falten jedoch immer noch einem lebendigen, körperlosen Denkorgan. Sie sah den grauen Streifen zwischen den beiden Hälften, eine schleimige Membran, die es bedeckte, und ein leichtes Pulsieren, als würde das ganze Ding atmen. Darüber hinaus besaß dieses rosafarbene Gehirn jedoch auch Münder – oder Öffnungen irgendwelcher Art –, die sich rhythmisch bewegten, und zahllose winzige, rosafarbene Babyhände saßen an der Unterseite und ragten aus den Öffnungen. Auf diesen kleinen, dicken, rosafarbenen Fingern, die für Ada wie eine Masse sich windender Würmer aussahen, krabbelte es hin und her.

Die gelben Augen öffneten sich, blieben offen und richteten sich auf Adas Gesicht. Kreischende, kratzende Laute kamen aus einer der Mundöffnungen.

»Versucht es zu sprechen?«, fragte Ada die beiden Männer leise.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Daeman. »Aber es ist erst ein paar Minuten alt. Ich wäre nicht überrascht, wenn es mit uns spricht, sobald es eine Stunde alt ist.«

»Wir sollten nicht zulassen, dass es eine Stunde alt wird«, sagte Tom leise, aber mit fester Stimme. »Wir sollten es jetzt sofort töten – eine Salve Flechettes reinjagen, den Kadaver verbrennen und die Asche zerstreuen.«

Ada sah Tom überrascht an. Der autodidaktische Heilkundige war immer der am wenigsten gewalttätige und lebensbejahendste Mensch in Ardis gewesen, den sie gekannt hatte.

Daeman beobachtete, wie das Wesen erfolgreich die niedrige hölzerne Barriere zu erklimmen versuchte. »Zuallermindest braucht es eine Leine«, sagte er.

Mit seinen schweren Handschuhen aus Segeltuch und Baumwolle, die sie in Ardis Anfang des Winters für die Arbeit mit dem Vieh angefertigt hatten, beugte Daeman sich vor und stieß einen spitzen, dünnen Stift, den er zu einem Haken gebogen hatte, in das feste Gewebepband – Ada erinnerte sich, dass es Corpus Callosum hieß –, das die beiden Gehirnhälften des kleinen Setebos verband. Dann zog er mit raschen Bewegungen daran, um sich zu vergewissern, dass der Haken festsatz, befestigte einen Karabiner daran und band eine sechs Meter lange Nylonschnur an den Karabiner.

Das kleine Geschöpf schrie und kreischte so laut, dass Ada sich in der festen Überzeugung, alle würden aus dem Schuppen quellen, zum Hauptlager umblickte. Aber nichts rührte sich, nur ein Wachposten beim Feuer blickte schläfrig in ihre Richtung und schaute dann wieder in die Flammen.

Der kleine Setebos zappelte und überschlug sich, stürmte gegen die hölzernen Barrieren an und kletterte schließlich wie ein Krebs über sie hinweg. Daeman straffte ein knapp zwei Meter langes Stück Leine und hielt ihn fest.

Weitere winzige Hände entfalteten sich in den Öffnungen des rosafarbenen Gehirns, kamen hervor und zogen sich an mindestens einen Meter langen elastischen Stängeln entlang. Die Hände sprangen an die Nylonschnur und zerrten wild daran, andere Hände untersuchten den Haken und den Karabiner und versuchten, sich davon zu befreien. Der Haken hielt. Daeman wurde eine Sekunde lang vorwärts gezogen, riss die krabbelnde Kreatur dann jedoch ruckartig auf das gefrorene Gras ihres Käfigs zurück.

»Kräftiger kleiner Bastard«, sagte er leise.

»Lass ihn laufen«, sagte Ada. »Mal sehen, wohin er geht. Was er macht.«

»Ist das dein Ernst?«

»Ja. Nicht weit, aber... mal sehen, was er will.«

Tom stieß die niedrige Mauer aus Pfählen um, und das Setebos-Baby flitzte hinaus. Die Babyfinger unter ihm arbeiteten im Gleichklang, verschwammen wie die Beine eines obszönen Tausendfüßlers.

Daeman ließ sich hinterherschleifen, hielt die Leine jedoch kurz. Ada und Tom gingen neben Daeman her, bereit, sofort etwas zu unternehmen, wenn die Kreatur sich gegen sie wandte. Sie war so schnell und zielstrebig, dass jeder von ihnen die von ihr ausgehende Gefahr spürte. Tom hielt das Flechette-Gewehr im Anschlag, und Daeman hatte ein weiteres Gewehr über seine Schulter gehängt.

Das Wesen steuerte nicht auf das Lagerfeuer oder den Schuppen zu. Es zerrte sie zwanzig Meter weit in die Dunkelheit der westlichen Rasenfläche. Dann huschte es in einen der ehemaligen Verteidigungsgräben – einen Feuergraben, den Ada mit ausgehoben hatte – und schien sich auf seine gespreizten Hände zu hocken.

Zu beiden Seiten des kleinen Geschöpfs taten sich zwei neue Öffnungen auf, und handlose Stängel, pulsierende Rüssel, kamen hervor, schwankten hin und her und saugten sich auf einmal am Boden fest. Dann ertönte ein Geräusch, das wie eine Mischung aus dem Wühlen eines Schweins und dem Trinken eines Babys klang.

»Was zum Teufel...« Tom hatte das Gewehr auf das Wesen gerichtet. Der Schaft aus Kunststoff und Metall lag fest an seiner Schulter. Ada wusste, dass der erste Schuss etliche tausend mit Widerhaken versehene Glas-Flechettes mit Überschallgeschwindigkeit in die pulsierende rosafarbene Monstrosität jagen würde.

Ada begann zu zittern. Ihr beständiger, pulsierender Kopfschmerz verwandelte sich in eine Woge der Übelkeit.

»Ich kenne diese Stelle«, flüsterte sie mit zitternder Stimme. »Hier sind Reman und Emme während des Voynix-Angriffs gestorben... sie sind hier verbrannt.«

Die Setebos-Brut fuhr fort, laut zu wühlen und zu trinken.

»Das heißt also...«, begann Daeman und brach ab. »Es frisst«, beendete Ada den Satz.

Tom legte den Finger an den Abzug. »Erlaube mir, es zu töten, Ada *Uhr*. Bitte.«

»Ja«, sagte Ada. »Aber jetzt noch nicht. Ich zweifle nicht daran, dass die Voynixe zurückkehren werden, sobald dieses Ding stirbt. Es ist noch dunkel, und wir sind noch nicht annähernd vorbereitet. Gehen wir wieder zu eurem Lager.«

Sie gingen gemeinsam zum Lagerfeuer zurück. Daeman zog das widerstrebende und sich mit den Fingern festkrallende Setebos-Wesen hinter sich her.

60

Harman ertrank.

Sein letzter Gedanke, bevor das Wasser seine Lungen füllte, war: *Dieses Miststück Moira hat mich belogen*, dann bekam er keine Luft mehr, würgte und ertrank in der strudelnden goldenen Flüssigkeit. Harman hatte zugeesehen, wie die goldene Flüssigkeit in den kristallinen Dodekaeder strömte und ihn lediglich bis zu einer Höhe von dreißig Zentimetern unterhalb seiner facettenreichen Oberseite füllte. Savi-Moira-Miranda hatte die leuchtend goldene Flüssigkeit als »Medium« bezeichnet, mit dessen Hilfe er die gigantische Büchersammlung des Taj signwürde – obwohl sie diesen Ausdruck nicht benutzt hatte. Harman hatte sich bis auf seine Thermohaut ausgezogen.

»Die auch«, sagte Moira. Ariel war in den Schatten zurückgetreten, und nun stand nur die junge Frau mit ihm zusammen im hellen Licht, das durch die Kuppelfenster hereinfiel. Die Gitarre lag auf einem Tisch in der Nähe.

»Warum?«

»Deine Haut muss in Kontakt mit dem Medium sein«, erklärte Moira. »Durch eine Molekularverbundschicht wie eine Thermohaut funktioniert der Transfer nicht.«

»Welcher Transfer?« Harman fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Er war sehr nervös. Sein Herz klopfte.

Moira deutete auf die scheinbar endlosen Bücherreihen in den Regalen auf den hundert gekrümmten Etagen an der inneren Kuppelwand, die sich unter ihnen nach außen wölbte.

»Woher soll ich wissen, ob diese alten Bücher irgendetwas enthalten, was mir hilft, zu Ada zurückzukehren?«, fragte Harman.

»Das kannst du nicht wissen.«

»Du und Prospero, ihr könntet mich auf der Stelle nach Hause schicken, wenn ihr wolltet.« Harman wandte sich von dem sich füllenden kristallinen Tank ab. »Warum tut ihr es nicht? Dann könnten wir uns diesen ganzen Unsinn sparen.«

»Das ist nicht so einfach«, erwiderte Moira.

»Ach was, dummes Zeug«, rief Harman.

Die junge Frau sprach weiter, als hätte Harman nichts gesagt. »Zunächst einmal weißt du vom Turin und von Prospero, dass sämtliche Faxknoten und Faxpavillons des Planeten abgeschaltet worden sind.«

»Von wem?« Harman drehte sich wieder zu dem kristallinen Schrein um. Die goldene Flüssigkeit strudelte bis zu einer Höhe von dreißig Zentimetern unterhalb der Oberkante, aber der Tank füllte sich nicht weiter. Moira hatte eine Abdeckung an der Oberseite geöffnet – eine der facettenreichen Glasflächen –,

und er sah die kurzen Metallsprossen, über die er zu dieser Öffnung hinaufsteigen konnte.

»Von Setebos oder seinen Verbündeten«, sagte Moira.

»Was für Verbündete? Wer sind sie? *Erzähl* mir doch einfach, was ich wissen muss.«

Moira schüttelte den Kopf. »Mein junger Prometheus, man hat dir nun seit fast einem Jahr vieles *erzählt*. Aber was du gehört hast, bedeutet nichts, solange du den Kontext für all diese Informationen nicht kennst. Es ist an der Zeit, dass du dir diesen Kontext aneignest.«

»Weshalb nennst du mich immer Prometheus?«, fuhr er sie an. »Jeder scheint hier zehn Namen zu haben... Prometheus, den Namen kenne ich nicht. Weshalb nennst du mich so?«

Moira lächelte. »Zumindest *das* wirst du nach dem kristallinen Schrein verstehen, das garantiere ich dir.«

Harman holte tief Luft. Wenn diese Frau noch einmal derart selbstgefällig lächelte, würde er sie vielleicht ins Gesicht schlagen. »Prospero hat gesagt, dieses Ding könnte mich töten.« Er sah den Schrein an, nicht das nachmenschliche Wesen in Savis menschlicher Gestalt.

Moira nickte. »Möglich wäre es. Aber ich glaube es nicht.«

»Wie stehen meine Chancen?« Seine Stimme klang selbst in seinen eigenen Ohren wehleidig und schwach.

»Ich weiß es nicht. Sehr gut, denke ich, sonst würde ich dir nicht vorschlagen, diese... Unannehmlichkeit über dich ergehen zu lassen.«

»Hast du's getan?«

»Mich dem Transfer des kristallinen Schreins unterzogen? Nein. Ich hatte keinen Grund.«

»Wer hat es getan?«, wollte Harman wissen. »Wie viele haben es überlebt? Wie viele sind gestorben?«

»Alle leitenden Bibliothekare haben den Schrein-Transfer durchgemacht«, sagte Moira. »All die vielen Generationen der Bewahrer des Taj. Alle Nachkommen aus der Linie des ersten Khan Ho Tep.«

»Auch dein geliebter Ferdinand Mark Alonzo?«

»Ja.«

»Und wie viele dieser Bewahrer des Taj haben den Schrein-Transfer überlebt?« Harman trug noch immer die Thermohaut, aber seine bloßen Hände und sein Gesicht fühlten sich in der Luft hier oben unmittelbar unter der Kuppelspitze schrecklich kalt an. Er konzentrierte sich darauf, das Zittern zu unterdrücken.

Wenn Moira nun lediglich die Achseln zuckte, befürchtete Harman, dass er weggehen und nicht mehr wiederkommen würde. Und das wollte er nicht – noch nicht. Erst musste er mehr erfahren. Dieser alberne kristallene Schrein mit seiner leuchtenden goldenen Flüssigkeit würde ihn vielleicht töten... aber er würde ihm vielleicht auch helfen, schneller zu Ada zurückzukehren.

Moira zuckte nicht die Achseln. Sie schaute ihm in die Augen – sie hatte Savis Augen – und sagte: »Ich weiß nicht, wie viele gestorben sind. Manchmal ist der Informationsfluss einfach zu viel – für geringere Geister. Aber ich glaube nicht, dass du zu ihnen gehörst, Prometheus.«

»Nenn mich nicht noch einmal so.« Harmans eiskalte Hände waren zu Fäusten geballt.

»In Ordnung.«

»Wie lange dauert es?«

»Der Transfer selbst? Weniger als eine Stunde.«

»So lange? Die *Eiffelbahn*-Gondel fährt in fünfundvierzig Minuten ab.«

»Das schaffen wir schon«, sagte Moira. Harman zögerte.

»Die Mediumsflüssigkeit ist warm«, erklärte Moira, als läse sie seine Gedanken. Wahrscheinlich las sie aber eher sein Frösteln und Zittern.

Das hatte für Harman wohl den Ausschlag gegeben. Er hatte die Thermohaut ausgezogen und verlegen über seine Nacktheit vor dieser Fremden gestanden, mit der er vor weniger als zwei Stunden auf so seltsame Weise Sex gehabt hatte. Und es war *kalt*.

Er war rasch die kurzen Metallsprossen an der Seite des Dodekaeders hinaufgeklettert, die sich unter seinen nackten Fußsohlen eiskalt anfühlten.

Umso angenehmer war es, als er sich durch die offene Abdeckung hinabließ und in die goldene Flüssigkeit sank. Wie Moira versprochen hatte, war die Flüssigkeit warm. Sie hatte keinen Geruch, und die paar Tropfen, die auf seinen Lippen landeten, hatten keinen Geschmack.

Ariel war aus dem Schatten geschwebt und hatte die Abdeckung über Harmans Kopf geschlossen und verriegelt. Moira hatte irgendein Bedienungselement an der senkrechten virtuellen Kontrolltafel betätigt, an der sie stand.

Und dann war irgendwo im Sockel des kristallinen Schreins eine Pumpe tuckernd wieder zum Leben erwacht und hatte weitere Flüssigkeit in den geschlossenen Behälter zu füllen begonnen.

Harman hatte sie angeschrien – sie angeschrien, ihn herauszulassen –, und als sowohl der Nachmensch als auch der Biosphären-Nichtmensch ihn ignorierten, hatte er um sich geschlagen und getreten, hatte die Abdeckung zu öffnen und das Glas zu zertrümmern versucht. Die Flüssigkeit stieg weiter. Einige Sekunden lang fand Harman die letzten paar Zentimeter Luft an der obersten Fläche des Dodekaeders, und er atmete sie tief ein, wobei er weiter auf die Abdeckung über ihm einschlug. Und dann stieg die Flüssigkeit, bis keine Luft mehr da war, keine Luftblasen außer denen, die ihm aus Mund und Nase entwichen.

Er hielt den Atem an, so lange er konnte. Er wünschte, sein letzter Gedanke hätte Ada und seiner Liebe zu Ada gelten können – und seiner Trauer, weil er Ada betrogen hatte –, doch obwohl er an sie dachte, waren seine letzten Gedanken, während er den Atem anhielt, bis seine Lungen brannten, ein wüstes Gemisch von Entsetzen, Wut und Bedauern.

Und dann konnte er den Atem nicht länger anhalten, und während er weiterhin auf die unnachgiebige Kristallfläche über ihm einschlug, atmete er aus, hustete, würgte, fluchte, würgte erneut, atmete die dicker werdende Flüssigkeit ein, spürte, wie ihn Dunkelheit umfing, während eine überwältigende Panik seinen Körper weiter mit nutzlosem Adrenalin füllte, und dann enthielten seine Lungen überhaupt keine Luft mehr, aber das wusste Harman nicht. Ohne Luft in den Lungen war sein Körper schwerer, und Harman sank ins Zentrum des Dodekaeders

hinab. Er hatte aufgehört, um sich zu treten, sich zu bewegen und zu atmen.

61

Auf der Brücke der *Queen Mab* war hektische Betriebsamkeit ausgebrochen, und die Engstrahl-Kanäle hatten geradezu geglüht, als eine weitere Maser-Botschaft von der Stimme aus der Asteroidenstadt in der polaren Erdumlaufbahn eingetroffen war, aber sie hatte nur die vorherigen Rendezvous-Koordinaten wiederholt, und als dies nach fünf Minuten feststand und keine weitere Botschaft folgte, trafen sich die wichtigsten Moravecs wieder am Kartentisch.

»Wo waren wir gerade?«, sagte Orphu von Io.

»Du wolltest uns deine Theorie für alles präsentieren«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che.

»Und du hast gesagt, du wüsstest, wer die Stimme ist«, setzte Cho Li hinzu. »Wer oder was ist sie?«

»Ich *weiß* nicht, wer die Stimme ist«, erwiderte Orphu mit leiser, rumpelnder Stimme, statt per Engstrahl oder auf den üblichen Bordkanälen des Schiffes zu kommunizieren. »Aber ich habe eine ziemlich plausible Vermutung.«

»Heraus damit«, sagte General Beh bin Adee. Der Ton des Gürtel-Moravecs ließ darauf schließen, dass dies weniger eine höfliche Bitte als vielmehr ein direkter Befehl war.

»Ich würde lieber erst meine ganze... Theorie von allem darlegen und euch danach etwas über die Stimme erzählen«, erklärte Orphu. »Im Kontext wird es einleuchtender klingen.«

»Sprich weiter«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che.

Mahnmut hörte, wie sein Freund einen vollen Atemzug O-Zwei inhalierte, obwohl der Ionier noch einen Vorrat für Wochen oder gar Monate in seinen Tanks hatte. Er hätte Orphu gern per Engstrahl gefragt: *Bist du sicher, dass du damit fortfahren willst?*, doch da Mahnmut keine Ahnung hatte, was Orphu sagen würde, schwieg er. Aber er war nervös, weil er nicht wollte, dass sein Freund sich blamierte.

»Zunächst einmal«, begann Orphu von Io, »ihr habt die Information noch nicht herausgegeben, aber ich bin ziemlich sicher, dass ihr den größten Teil der rund eine Million Satelliten identifiziert habt, aus denen die beiden Ringe um die Erde bestehen, denen wir uns so rasch nähern... und ich wette, dass die meisten dieser Objekte keine Asteroiden oder Habitate sind.«

»Das ist richtig«, sagte Asteague/Che.

»Wir wissen, dass einige von ihnen mit frühen Versuchen der Nachmenschen zu tun haben, schwarze Löcher zu erzeugen und unter Kontrolle zu halten«, fuhr Orphu fort. »Es sind riesige Geräte wie der Wurmloch-Akkumulator in den neun Monate alten Aufnahmen von dem Zusammenstoß mit diesem anderen orbitalen Asteroiden. Aber wie viele davon gibt es? Ein paar tausend?«

»Weniger als zweitausend«, bestätigte Asteague/Che.

»Ich wette, dass die große Mehrzahl der übrigen... *Objekte*, die die Nachmenschen in die Umlaufbahn gebracht haben, Datenspeichervorrichtungen sind. Ich weiß nicht, was für welche –

vielleicht DNA-Speicher, obwohl das permanent aktive Lebenserhaltungssysteme voraussetzen würde, also sind es wahrscheinlich Blasenspeicher in Kombination mit irgendwelchen hoch entwickelten Quantencomputern mit komplizierten nachmenschlichen Speichersystemen, die wir Moravecs noch nicht entdeckt haben.«

Orphu hielt inne, und die Stille, die daraufhin eintrat, schien sich für Mahnmut über Stunden zu dehnen. Die diversen Hauptintegratoren und Moravec-Führer sahen einander nicht an, aber Mahnmut vermutete, dass sie über einen privaten Engstrahl-Kanal verfügten und sich berieten.

Schließlich brach Asteague/Che das Schweigen, das in Echtzeit wahrscheinlich nur Sekunden gedauert hatte.

»Es sind wirklich größtenteils Speichervorrichtungen«, sagte der Hauptintegrator. »Wir wissen nicht genau, welcher Art, aber es scheinen hoch entwickelte Quantenwellenfront-Magnetblasenspeicher zu sein.«

»Und jede Einheit ist im Prinzip unabhängig«, sagte Orphu. »Ihre eigene Harddisk sozusagen.«

»Ja«, sagte Asteague/Che.

»Und die meisten anderen Satelliten in den Ringen – wahrscheinlich nicht mehr als rund zehntausend – sind schlichte Energie-Transmitter und irgendwelche Transmitter modulierter Tachyonenwellen.«

»Sechstausendvierhundertacht Energie-Transmitter«, sagte Navigator Cho Li. »Genau dreitausend Tachyonenwellen-Transmitter.«

»Woher weißt du das, Orphu von Io?«, fragte Suma IV. der muskulöse Ganymeder. »Hast du dich in unsere Integratoren-Kommunikationskanäle oder unsere Dateien gehackt?«

Orphu hob zwei seiner vielfach segmentierten vorderen Manipulatorarme mit offenen Greifern. »Nein, nein. Ich besitze nicht einmal genug Programmierkenntnisse, um mich ins Tagebuch meiner Schwester zu hacken... wenn ich eine Schwester hätte und diese ein Tagebuch führen würde.«

»Woher dann?«, fragte Retrograde Sinopessen.

»Es ist einfach logisch«, erklärte Orphu. »Ich habe ein niemals nachlassendes Interesse an Menschen und ihrer Literatur. Im Verlauf der Jahrhunderte habe ich aufmerksam alle vom Fünf-Monde-Konsortium veröffentlichten Informationen und Daten über die Erde, die Nachmenschen-Ringe und die wenigen hundert noch auf dem Planeten lebenden Menschen registriert.«

»Das Konsortium hat niemals Informationen über die Speichervorrichtungen in der Umlaufbahn veröffentlicht«, gab Suma IV. zurück.

»Nein«, stimmte ihm Orphu zu, »aber es liegt nahe, dass es sich bei diesen Objekten um etwas dergleichen handelt. Als die Nachmenschen vor vierzehnhundert Jahren die Erdoberfläche verließen, deuteten alle Indizien darauf hin, dass es nur ein paar tausend von ihnen gab, ist das nicht richtig?«

»Das ist korrekt«, sagte Asteague/Che.

»Unsere damaligen Moravec-Experten waren nicht einmal sicher, dass diese Nachmenschen Körper besaßen... oder zumindest Körper, wie wir sie uns vorstellen«, sagte Orphu, »also brauchten sie gewiss keine Million Städte im Orbit zu bauen.«

»Das führt nicht zu der Schlussfolgerung, dass die Mehrzahl der Objekte in der Erdumlaufbahn Speichervorrichtungen sind«, sagte General Beh bin Adee.

Mahnmut ertappte sich bei der Überlegung, welche Strafe in diesem Schiff auf Spionage stand.

»Doch, wenn man sich ansieht, was die Altmenschen fast anderthalb Jahrtausende lang auf der Erde getan haben«, erwiderte Orphu von Io. »Und was sie *nicht* getan haben.«

»Was meinst du mit ›nicht getan haben‹?« Mahnmut hatte sich eigentlich aus diesem Gespräch heraushalten wollen, aber seine Neugier war zu groß.

»Zunächst einmal haben sie sich nicht fortgepflanzt, wie es Menschen normalerweise tun«, sagte Orphu. »Mehrere Jahrhunderte lang gab es nicht einmal zehntausend von ihnen. Dann stieg vor eintausendvierhundert Jahren in Jerusalem dieser Neutrinostrahl in die Höhe – gelenkt von modulierten Tachyonen, soweit ich aus den Online-Publikationen der Astronomen weiß –, ein Strahl, der kein Ziel im interstellaren und intergalaktischen Raum hatte, und dann schienen plötzlich keine Menschen mehr da zu sein. Überhaupt keine.«

»Aber nur für kurze Zeit«, warf Hauptintegrator Astea-gue/Che ein.

»Ja, aber trotzdem...« Orphu schien den Faden zu verlieren, aber dann sagte er: »Und dann, kaum ein Jahrhundert später, verteilten sich auf einmal ungefähr eine Million Altmenschen über den ganzen Planeten. Offenkundig keine Nachkommen jener zehntausend Verschwundenen. Keine allmähliche Bevölkerungszunahme... einfach *zack-bumm*, eine Million Menschen aus dem Nichts.«

»Und was hast du daraus geschlossen?«, fragte Asteague/Che. Der imposante kleine Europäer schien sich insgeheim zu amüsieren wie ein Lehrer, wenn ein Schüler sich plötzlich als unerwartet vielversprechend erwies.

»Zunächst einmal, dass diese Altmenschen nicht geboren wurden«, sagte Orphu von Io. »Sie wurden dekantiert.«

»Jungfrauengeburt?« Die seltsame Stimme des Callistaners triefte vor Sarkasmus.

»Gewissermaßen.« Orphus ruhige, rumpelnde Stimme ließ erkennen, dass er ihm den Sarkasmus nicht übel nahm. »Ich glaube, die Nachmenschen haben rund eine Million menschlicher Erinnerungen, Persönlichkeiten und Körperdaten in diesen Orbitalen Datenbanken gespeichert, wo sie immer noch sind – wer weiß? Vielleicht ein Satellit pro Mensch –, und sie haben den Bestand immer wieder aufgestockt. Was zu der Erklärung führt, weshalb die Bevölkerung offenbar alle paar Jahrhunderte den Höchststand von einer Million erreicht hat, dann wieder auf ein paar tausend abgesunken und wie durch Zauberei erneut auf eine Million gesprungen ist.«

»Und weshalb?«, fragte Zenturio Mep Ahoo. Wie Mahnmut klang auch der Steinvec-Soldat aufrichtig neugierig.

»Minimale Bestandsgröße. Die Nachmenschen scheinen den Altmenschen nur erlaubt zu haben, sich bis zur Hälfte des Bestandsausgleichs fortzupflanzen... das heißt, ein Baby pro Frau. Und dann auch nur, wenn jemand gestorben war. Und ich habe gelesen, dass die Altmenschen vermutlich genau ein irdisches Jahrhundert leben und dann verschwinden. Das reicht, um die Herde trotz Klimaänderungen und was auch immer aufrechtzuerhalten; zugleich kann die Bestandsgröße nicht überschrit-

ten werden, und die Herde wandert nicht aus dem Reservat aus. Aber die Bevölkerung sinkt rapide. Dann, etwa alle tausend Jahre, stocken sie den Bestand wieder zur Maximalgröße von einer Million Altmenschen auf. Und da die Frauen nur *ein einziges Kind* bekommen können, sinkt die Bevölkerung dann wieder – bis zur nächsten Aufstockung.«

»Wo hast du gelesen, dass Altmenschen genau ein Jahrhundert leben?«, fragte Cho Li. Er klang schockiert.

»Im *Ganymedischen Spektrum der Wissenschaft*«, sagte Orphu. »Ich habe seit über achthundert Jahren ein Abo für die Sendungen.«

Hauptintegrator Asteague/Che hob seine sehr humanoide Hand. »Du musst mir verzeihen, Orphu von Io – ich gratuliere dir zwar zu deinen Schlüssen betreffs des Zwecks der Orbitalen Vorrichtungen und der genauen Lebensdauer der verbliebenen hunderttausend Altmenschen, die wir beobachtet haben – zumindest waren es bis vor ein paar Monaten noch so viele, seither hat es nämlich aufgrund dieser Angriffe unbekannter Geschöpfe einen starken Bevölkerungsschwund gegeben –, aber du hast gesagt, du könntest uns erklären, weshalb es griechische Götter auf dem Mars gibt, wer die Stimme ist, wie der Mars so wundersam terraformiert wurde und was die gegenwärtige Quanteninstabilität sowohl auf der Erde als auch auf dem Mars verursacht.«

»Dazu komme ich noch«, sagte Orphu. »Soll ich es verdichten und die ganze Theorie von allem in eine komprimierte Hochgeschwindigkeitssendung auf Engstrahl packen? Das würde weniger als eine Sekunde dauern.«

»Nein, das ist nicht nötig«, erwiderte Hauptintegrator Astea-
gue/ Che. »Aber vielleicht sprichst du ein wenig schneller. In
nicht einmal drei Stunden, während des Aerobremssmanövers,
müssen wir das Landeboot aussetzen – oder nicht.«

Orphu von Io rumpelte im Infraschallbereich auf eine Art, die
Mahnmut längst als Gelächter interpretiert hatte. »Die Altmens-
chen scharen sich um rund dreihundert örtlich begrenzte
Wohnzentren auf fünf Kontinenten der Erde, richtig?«

»Richtig«, sagte Cho Li.

»Und obwohl die Bevölkerung in der Umgebung dieser Kno-
ten unterschiedlich groß ist, haben unsere Teleskope nie Spuren
von Verkehr entdeckt – keine großen Straßen, die noch benutzt
werden, keine Flugmaschinen, keine Schiffe – nicht einmal ku-
riose Segelboote wie diejenigen, auf denen Mahnmut und ich
durch die Valles Marineris des Mars gereist sind –, nicht einmal
einen gelegentlichen Heißluftballon. Deshalb sind wir davon
ausgegangen, dass die Altmenschen quantenteleportieren,
wenngleich unsere Moravec-Wissenschaftler diese Reisemetho-
de nie vervollkommen konnten.«

»Das war eine vernünftige Annahme«, meinte Suma IV.

»Vernünftig schon«, stimmte ihm Orphu von Io zu, »aber
falsch. Dank der Quantendaten, die die so genannten olympi-
schen Götter auf dem Mars und der anderdimensionalen Erde
hinterlassen haben, wo der Kampf um Troja noch immer nicht
zu Ende ist, wissen wir jetzt, wie echte Quantenteleportation
aussieht. Wir kennen ihren Fußabdruck, und was die Altmens-
chen taten, um von A nach B zu gelangen, ist nicht identisch
damit.«

»Wenn die Altmenschen nicht quantenteleportieren«, sagte Zenturio Mep Ahoo, »wie haben sie sich dann auf der Erde mehr als vierzehnhundert Jahre lang ohne Zeitdifferenz von einem Ort zum anderen begeben?«

»Das altmodische Konzept der Teleportation«, sagte Orphu. »Man speichert alle Daten des Körpers, des Geistes und der Persönlichkeit eines Menschen in Codes, löst die Materie in Energie auf, beamt sie und setzt sie am Zielort wieder zusammen, genau wie in der alten Fernsehserie aus dem Untergegangenen Zeitalter – *Star Truck*.«

»*Trek*«, verbesserte General Beh bin Adee.

»Aha!«, rief Orphu von Io. »Noch ein Fan.«

Der General klackerte verlegen oder verärgert mit widerhackenbewehrten Tötungsklauen.

»Unsere Wissenschaftler sind schon vor langer Zeit zu dem Schluss gekommen, dass die Speicherung solch unglaublicher Datenmengen unmöglich wäre«, wandte Cho Li ein. »Sie würde mehr Terabyte Speicherplatz erfordern, als es Atome im Universum gibt.«

»Offenbar haben die Nachmenschen einen Weg gefunden, solche Datenspeicher zu bauen«, sagte Orphu, »denn die Altmenschen sind jahrhundertlang wie wild durch die Gegend teleportiert. Keine echte Teleportation auf Quantenebene wie bei unserem Freund Hockenberry oder den olympischen Göttern, sondern das primitive mechanische Zerreißen von Molekülen, die dann woanders wieder zusammengesetzt werden.«

»Weshalb hätten sie das für die Altmenschen tun sollen?«, fragte Mahnmut. »Wozu ein solch unglaubliches technisches Projekt für ein paar hunderttausend Leute, die sie fast wie

Haustiere behandeln... wie Geschöpfe in einem Zoo? Wir haben schon seit mehr als diesen anderthalbtausend Jahren keine Anzeichen von Neumenschendesign, Städtebau oder Kreativität mehr registriert.«

»Vielleicht hat die Teleportation selbst etwas mit dieser kulturellen Entwicklungshemmung zu tun«, meinte Orphu. »Vielleicht auch nicht. Aber ich bin davon überzeugt, dass wir dort unten so etwas vor uns haben. Es ist ein Fall von ›Beam me up, Scooty‹.«

»Scotty«, stellte Retrograde Sinopessen richtig.

»Danke«, sagte Orphu. An Mahnmut sendete er per Engstrahl: *Damit sind wir schon vier.*

»Es ist durchaus möglich, dass die Altmenschen eine primitive Form der Materiereplikationsübertragung benutzt haben und keine echte Quantenteleportation«, sagte Asteague/Che, »aber das ist noch keine Erklärung für den Mars oder...«

»Nein, die Erklärung liegt im besessenen Bestreben der Nachmenschen, ein anderdimensionales Universum zu erreichen.« Orphu merkte in seiner Erregung und Begeisterung beim Erzählen nicht einmal, dass er den wichtigsten Hauptintegrator im ganzen Fünf-Monde-Konsortium unterbrach.

»Woher weißt du, dass die NMs davon besessen waren, ein anderdimensionales Universum zu erreichen?«, fragte General Beh bin Adee.

»Soll das ein Scherz sein?«, sagte Orphu. Mahnmut dachte unwillkürlich, dass der strenge Steinvec-General aus dem Asteroidengürtel diese Frage in seinem Leben oder seiner militärischen Laufbahn sicher nicht sehr oft zu hören bekommen hatte.

»Schaut euch doch bloß den Schrott an, den die Nachmenschen im Orbit hinterlassen haben«, fuhr Orphu fort, ohne die Verblüffung des Moravec-Militärs zu beachten. »Sie haben Wurmloch-Akkumulatoren, Schwarzloch-Beschleuniger – alles frühe Versuche, ein Loch in Raum und Zeit zu reißen, um Abkürzungen beim Vorstoß in dieses Universum zu finden... oder in ein anderes.«

»Schwarze Löcher und Wurmlöcher funktionieren nicht«, erklärte der Callistaner Cho Li ausdruckslos. »Jedenfalls nicht als Transportmittel.«

»Ja, wir wissen das jetzt, und die Nachmenschen haben es vor über fünfzehnhundert Jahren herausgefunden«, pflichtete Orphu ihm bei. »Erst als sie dann diese unglaublichen Datenspeicher-Satelliten in der Umlaufbahn hatten, dazu die primitiven Materiereplikations-Teleportationsportale für die Altmenschen – die sie garantiert als Versuchskaninchen bei all diesen Experimenten benutzt haben –, erst *dann* haben die Nachmenschen angefangen, mit Bran-Löchern und Quantenteleportation herumzuexperimentieren.«

»Unsere Wissenschaftler und Ingenieure haben viele Jahrhunderte lang mit Quantenteleportation und der Erzeugung von Membran-Löchern zum Calabi-Yau-Universum... herumexperimentiert, wie du es nennst«, sagte Retrograde Sinopesen. Der Amaltheer war so erregt, dass er beinahe auf seinen langen, silbernen Spinnenbeinen tanzte. »Ohne Erfolg«, setzte er hinzu.

»Das lag daran, dass uns jenes eine Element fehlte, dank dessen die Nachmenschen den Durchbruch schafften«, sagte

Orphu von Io und hielt inne. Alle warteten. Mahnmut wusste, dass sein Freund den Augenblick genoss.

»Die Million Menschen, deren Körper, Geist, Erinnerungen und Persönlichkeit als digitale Daten in ihren Orbitalsatelliten gespeichert sind«, sagte Orphu. Seine tiefe Stimme klang triumphierend, als hätte er ein lange diskutiertes mathematisches Problem gelöst.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Zenturio Mep Ahoo.

Orphus Radar flimmerte über sie alle hinweg, eine hauchfeine Berührung im elektromagnetischen Spektrum. Mahnmut glaubte, dass sein Freund auf ihre Reaktionen wartete, vielleicht auf ihre beifälligen Rufe. Niemand rührte sich oder sagte etwas.

»Ich verstehe es auch nicht«, bekannte Mahnmut.

»Was ist das menschliche Gehirn?«, fragte Orphu rhetorisch. »Ich meine, wir Moravecs haben alle ein Stück davon. Wie ist es? Wie funktioniert es? Wie die binären Computer oder die DNA-Computer, die wir ebenfalls zu Denzwecken mit uns herumtragen?«

»Nein«, sagte Cho Li. »Wir wissen, dass das menschliche Gehirn keinem Computer gleicht, und es ist auch keine chemische Erinnerungsmaschine, wie die menschlichen Wissenschaftler im Untergegangenen Zeitalter glaubten. Das menschliche Gehirn... der Geist... ist eine holistische stehende Wellenfront des Quantenzustands.«

»Genau!«, rief Orphu. »Mit Hilfe dieser gründlichen Kenntnis des menschlichen Geistes haben die Nachmenschen ihre Brannlöcher, die Zeitreise und die Quantenteleportation perfektioniert.«

»Ich verstehe immer noch nicht, wie sie das gemacht haben sollen«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che.

»Denkt daran, wie die Quantenteleportation funktioniert«, sagte Orphu. »Cho, du kannst das besser erklären als ich.«

Der Callistaner brummte und modulierte die grollenden Laute dann zu Worten. »Bei den ersten Experimenten mit der Quantenteleportation – ausgeführt von Altmenschen in uralten Zeiten, bis zurück zum zwanzigsten Jahrhundert nach Christus – wurden zunächst verschränkte Photonenpaare produziert. Dann hat man ein Element des Paares oder vielmehr den vollständigen *Quantenzustand* dieses Photons teleportiert und zugleich die Bell-Zustandsanalyse des zweiten Photons durch reguläre subliminale Kanäle übertragen.«

»Verletzt das nicht das Heisenbergsche Prinzip und Einsteins Lichtgeschwindigkeitseinschränkungen?«, fragte Zenturio Mep Ahoo, der wie Mahnmut offensichtlich nicht über die Mechanismen informiert worden war, mit deren Hilfe die Götter auf dem Olympus Mons des Mars nach Ilium qteteten.

»Nein«, sagte Cho Li. »Teleportierte Photonen trugen keine Informationen mit sich, wenn sie sich in diesem Universum instantan – ohne Zeitdifferenz – von einem Ort zum anderen bewegten, nicht einmal Informationen über ihren eigenen Quantenzustand.«

»Quantenteleportierte Photonen sind also nutzlos«, sagte Zenturio Mep Ahoo. »Zumindest für Kommunikationszwecke.«

»Nicht ganz«, erwiderte Cho Li. »Der Empfänger eines teleportierten Photons hatte eine Chance von eins zu vier, dessen Quantenzustand zu erraten – mehr Möglichkeiten gab es nicht –, und durch das Raten die Quanten-Datenbits zu nutzen. Man

nennt sie Qubits, und wir haben sie erfolgreich für Zwecke der instantanen Kommunikation eingesetzt.«

Mahnmut schüttelte den Kopf. »Wie kommen wir von Quantenzustandsphotonen, die keine Informationen tragen, zu den griechischen Göttern, die nach Troja quantenteleportieren?«

»Man könnte die Fantasie mit Adams Traum vergleichen«, intonierte Orphu von Io. »Er wachte auf und stellte fest, dass er in Erfüllung gegangen war. John Keats.«

»Könntest du dich noch etwas kryptischer ausdrücken?«, fragte Suma IV. sarkastisch.

»Ich könnte es versuchen«, sagte Orphu.

»Was hat der Dichter John Keats mit der Quantenteleportation und der Ursache der gegenwärtigen Quanten-Krise zu tun?«, fragte Mahnmut.

»Ich bin der Ansicht, dass die Nachmenschen ihren Durchbruch bei den Bran-Löchern und der Quantenteleportation vor über anderthalb Jahrtausenden genau wegen ihrer gründlichen Kenntnis der holistischen Quantennatur des menschlichen Bewusstseins erreicht haben.« Die Stimme des Ioniers klang jetzt ernst.

»Ich habe ein paar Vorstudien auf dem Quantencomputer des Schiffes durchgeführt«, fuhr er fort, »und wenn man das menschliche Bewusstsein als das Stehende-Wellenfront-Phänomen darstellt, das es in Wirklichkeit ist, Terabytes von Qubit-Quantendaten auf der Wellenfront-Basis für die physische Realität veranschlagt und die richtigen relativistischen Coulomb-Feld-Transformationen auf diese Geist-Bewusstseins-Realitäts-Wellenfunktionen anwendet, sieht man rasch, wie die Nach-

menschen Bran-Löcher in neue Universen geöffnet haben und dann selbst dorthin teleportiert sind.«

»Und wie?«, fragte Hauptintegrator Asteague/Che.

»Zuerst haben sie Bran-Löcher in andere Universen geöffnet, in denen es Raumzeit-Punkte gab, wo schon verschränkte Wellenfronten des menschlichen Bewusstseins *gewesen waren*«, sagte Orphu.

»Häh?«, machte Mahnmüt.

»Was ist die Realität anderes als eine stehende Quanten-Wellenfront, die durch Wahrscheinlichkeitszustände zusammenbricht?«, fragte Orphu. »Wie funktioniert der menschliche Geist, wenn nicht als eine Art Interferometer, das eben diese Wellenfronten wahrnimmt und zusammenbrechen lässt?«

Mahnmut schüttelte immer noch den Kopf. Er hatte die anderen Moravecs auf der Brücke vergessen, hatte vergessen, dass sie in weniger als drei Stunden vielleicht mit seinem U-Boot und dem Landeboot zur Erde unterwegs sein würden, hatte die Gefahr vergessen, in der sie sich befanden... hatte alles vergessen außer den Kopfschmerzen, die sein Freund Orphu von Io ihm bereitete.

»Die Nachmenschen haben Bran-Löcher in alternative Universen geöffnet, die durch die konzentrierten Linsen bereits existierender holografischer Wellenfronten entstanden oder zumindest wahrgenommen worden waren. Menschliche Fantasie. Menschliches Genie.«

»Ach, um Gottes willen«, entfuhr es General Beh bin Adee.

»Möglicherweise«, sagte Orphu. »Wenn man davon ausgeht, dass es eine unendliche oder nahezu unendliche Anzahl alternativer Universen gibt, dann hat die schiere geniale Schöpfer-

kraft des Menschen viele von ihnen zwangsläufig bereits imaginiert. Stellt sie euch als Singularitäten der Schöpferkraft vor – Bell-Zustandsanalysatoren und Bearbeiter des reinen Quantenschaums der Realität.«

»Das ist doch Metaphysik«, sagte Cho Li in schockiertem Ton.

»Es ist Quatsch«, sagte Suma IV.

»Nein, es ist das, was hier geschehen ist«, sagte Orphu. »Wir haben einen terraformierten Mars mit veränderter Schwerkraft, und wir sollen glauben, dass eine solche Terraformierung in ein paar Jahren vonstatten gehen könnte. *Das* ist Quatsch. Wir haben Prospero-Statuen auf einem Mars, auf dessen Berg Olympos griechische Götter leben, die durch Raum und Zeit zu einer alternativen Erde pendeln, auf der Achilles und Hektor um die Zukunft Iliums kämpfen. *Das* ist Quatsch. Außer...«

»Außer die Nachmenschen haben Portale zu eben jenen Welten und Universen geöffnet, die zuvor durch die geniale Schöpferkraft des Menschen imaginiert wurden«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che. »Das würde die Prospero-Statuen, die calibanartigen Kreaturen auf der Erde und die Existenz von Achilles, Hektor, Agamemnon und all den anderen Menschen auf der Ilium-Erde erklären.«

»Was ist mit den griechischen Göttern?«, fragte Beh bin Adeespöttisch. »Werden wir als Nächstes Jehova und Buddha begegnen?«

»Schon möglich«, sagte Orphu von Io. »Aber meiner Ansicht nach handelt es sich bei den olympischen Göttern, die wir kennen gelernt haben, um transformierte Nachmenschen. *Dorthin* sind die Nachmenschen vor vierzehnhundert Jahren verschwunden.«

»Warum hätten sie sich in Götter verwandeln sollen?«, fragte Retrograde Sinopessen. »Noch dazu in Götter, deren Macht von Nanotechnologie und Quantentricks herrührt?«

»Warum nicht?«, entgegnete Orphu. »Unsterblichkeit, freie Geschlechtswahl, Sex miteinander und mit allen Sterblichen, auf die sie scharf sind, Produktion vieler göttlicher und sterblicher Nachkommen – wozu die Nachmenschen als solche offenbar nicht imstande waren –, ganz zu schweigen vom jahrzehntelangen Schachspiel der Belagerung Trojas.«

Mahnmut rieb sich den Kopf. »Und die Terraformierung sowie die Veränderung der Schwerkraft des Mars...«

»Ja«, sagte Orphu. »Das hat nicht drei, sondern wahrscheinlich einen Großteil der vierzehnhundert Jahre gedauert. Und das auch nur mit Hilfe der Quantentechnologie der Götter.«

»Also gibt es irgendwo da unten oder da draußen einen *echten Prospero*?«, fragte Mahnmut. »Den Prospero aus Shakespeares *Sturm*?«

»Oder etwas oder jemand ganz Ähnlichen«, sagte Orphu.

»Was ist mit dem Gehirn-Monster, das erst vor ein paar Tagen durch das Bran-Loch auf die Erde gekommen ist?«, fragte Suma IV. Der Ganymeder klang zornig. »Ist das auch ein Held in deiner heißgeliebten menschlichen Literatur?«

»Möglicherweise«, sagte Orphu. »Robert Browning schrieb ein Gedicht mit dem Titel ›Caliban über Setebos‹, in dem das Monster namens Caliban aus Shakespeares *Sturm* über seinen Gott nachsinnt, ein Wesen namens Setebos, das Brownings Caliban nur als ›der Vielarmige wie ein Tintenfisch‹ bezeichnet. Das Kennzeichen dieses Gottes war die willkürliche Machtausübung, und er ernährte sich von Angst und Gewalt.«

»Das klingt ganz schön weit hergeholt«, meinte Asteague/Che.

»Ja«, sagte Orphu. »Aber das gilt auch für das auf riesigen menschlichen Händen herumtrippelnde, gewaltige Geschöpf, das wir fotografiert haben. Ziemlich unwahrscheinlich, dass die Evolution in welchem Universum auch immer so etwas hervorgebracht haben könnte, meint ihr nicht? Aber Robert Browning besaß eine beeindruckende Fantasie.«

»Werden wir dort unten auf der Erde Hamlet begegnen?«, fragte Suma IV. mit hörbarem Spott.

»Oh«, sagte Mahnmut. »Oh. Oh, das wäre nett.«

»Nun wollen wir mal die Kirche im Dorf lassen«, mahnte Hauptintegrator Asteague/Che. »Orphu, wie bist du auf all das gekommen?«

Orphu seufzte. Statt verbal zu antworten, erzeugte der riesige Ionier mit einem holografischen Projektor in der Kommunikationskapsel auf seinem zerfurchten und zernarbten Panzer ein Bild, das über dem Kartentisch schwebte.

Sechs dicke Bücher standen in einem virtuellen Bücher-schrank. Eines der Bücher – Mahnmut sah, dass es den Titel *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit – Band III – Guermantes* trug – öffnete sich auf Seite 458. Das Bild zoomte auf die Schrift auf der Seite.

Mahnmut kam auf einmal zu Bewusstsein, dass Orphu optisch blind war – er konnte nicht *sehen*, was er projizierte. Das bedeutete, dass er alle sechs Proust-Bände auswendig kennen musste. Bei der Vorstellung hätte Mahnmut am liebsten laut geschrien.

Mahnmut las zusammen mit den anderen, während die Schrift in der Luft schwebte:

»Leute von Geschmack sagen uns heute, Renoir sei ein großer Maler des achtzehnten Jahrhunderts. Doch wenn sie das sagen, vergessen sie die Zeit, nämlich wie viel davon sogar noch im zwanzigsten vergehen sollte, bis Renoir als großer Künstler gewürdigt worden ist. Um zu solcher Anerkennung zu gelangen, muss ein origineller Maler, ein origineller Künstler vorgehen wie ein Augenarzt. Die Behandlung durch ihre Malerei, ihre Prosa ist nicht immer angenehm. Wenn sie beendet ist, sagt uns der Arzt: Jetzt sehen Sie hin! Und siehe da, die Welt (die nicht einmal erschaffen wurde, sondern so oft wie ein origineller Künstler aufgetreten ist) kommt uns ganz anders vor als die frühere, jedoch überzeugend und klar. Frauen gehen die Straße entlang, die völlig anders aussehen als die von ehemals, weil sie Renoirs sind, eben jene Renoirs, in denen wir früher überhaupt keine Frauen erkennen wollten. Auch die Wagen sind Renoirs, das Wasser und der Himmel; wir haben Lust, in dem Wald spazieren zu gehen, der uns am ersten Tag wie alles andere als ein Wald vorkam, eher zum Beispiel wie eine Stickerei mit vielen Farbtönen, in denen aber gerade diejenigen fehlten, die einen Wald ausmachen. Das ist die neue, vergängliche Welt, die jetzt erschaffen wurde. Sie wird bis zur nächsten erdgeschichtlichen Katastrophe dauern, die durch einen neuen, originellen Maler oder Schriftsteller heraufgeführt werden wird.«

Alle Moravecs am Kartentisch standen stumm da. Das Schweigen wurde nur vom Summen der Ventilatoren, von Maschinengeräuschen und den leisen Hintergrundgesprächen der Moravecs unterbrochen, die die *Queen Mab* in diesem kritischen

Moment der Annäherung an den Äquatorial- und Polarring der Erde tatsächlich flogen.

Schließlich brach General Beh bin Adee das Schweigen. »Was für ein solipsistischer Unsinn. Was für ein metaphysischer Müll. Was für ein totaler Bockmist.«

Orphu sagte nichts.

»Vielleicht ist es Bockmist«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che. »Aber es ist der plausibelste Bockmist, den ich in diesen surrealen letzten neun Monaten gehört habe. Und Orphu hat sich damit einen Platz im Laderaum des U-Boots *Dark Lady* verdient, wenn das Landeboot sich in... zwei Stunden und vierzehn Minuten von uns trennt und in die Erdatmosphäre eintritt. Darauf sollten wir uns jetzt alle vorbereiten.«

Orphu und Mahnmut waren schon auf dem Weg zum Fahrstuhl – Mahnmut ging wie im Taumel, der riesige Orphu schwebte lautlos auf seinen Repellern –, als Asteague/Che rief: »Orphu!«

Der Ionier drehte sich um, richtete seine toten Kameras und Augensterne höflich auf den Hauptintegrator und wartete.

»Du wolltest uns noch sagen, wer die Stimme ist, mit der wir heute zusammentreffen werden.«

»Nun ja...« Mahnmuts Freund klang zum ersten Mal verlegen. »Es ist nur eine Vermutung.«

»Sag es uns trotzdem.«

»Tja, in Anbetracht meiner kleinen Theorie: Wer würde wohl mit weiblicher Stimme nach unserem Passagier – Odysseus, dem Sohn des Laertes – verlangen?«

»Der Weihnachtsmann?«, schlug General bin Adee vor.

»Nicht ganz«, sagte Orphu. »Kalypso.«

Keiner der Moravecs schien den Namen zu kennen.

»Oder... aus dem Universum, aus dem unsere anderen neuen Freunde stammen...«, fuhr Orphu fort, »die Zauberin, die auch unter dem Namen Circe bekannt ist.«

62

Harman war ertrunken, aber nicht tot. In ein paar Minuten würde er sich wünschen, er wäre es.

Das Wasser – die goldene Flüssigkeit – in dem zwölfblättrigen kristallinen Schrein war in hohem Maße mit Sauerstoff angereichert. Sobald sich seine Lungen vollständig damit gefüllt hatten, begann der Sauerstoff, durch die dünnwandigen Kapillarien seiner Lungen zu wandern und wieder in den Blutkreislauf einzutreten. Die Menge reichte, um sein Herz weiterschlagen zu lassen – wieder zum Schlagen zu bringen, sollte man sagen, weil es während des Ertrinkens ausgesetzt hatte und für eine halbe Minute stehen geblieben war – und sein Gehirn lebendig zu erhalten... benommen, voller Angst, scheinbar losgelöst von seinem Körper, aber lebendig. Er konnte nicht einatmen, seine Instinkte schrien noch immer nach Luft, aber sein Körper bekam Sauerstoff.

Es kostete ihn gewaltige Anstrengung, die Augen zu öffnen, und die einzige Belohnung war ein verschlierter Blick auf eine Milliarde goldene Wörter und zehn Milliarden pulsierende Bilder, die darauf warteten, in seinem Gehirn geboren zu werden.

Er nahm undeutlich die sechsseitigen Glasflächen des gefluten kristallinen Schreins und eine noch verschwommenere Gestalt dahinter wahr, bei der es sich um Moira, Prospero oder vielleicht sogar Ariel handeln konnte, aber all dies war unwichtig.

Er wollte immer noch Luft auf die richtige Weise einatmen. Wenn er nicht halb bewusstlos gewesen wäre – ruhiggestellt von der Flüssigkeit zur Vorbereitung auf den Transfer –, hätte ihn wahrscheinlich allein schon sein Würgereflex getötet oder in den Wahnsinn getrieben.

Aber der kristallene Schrein hatte andere Mittel parat, ihn in den Wahnsinn zu treiben.

Nun begannen die Informationen in Harman hineinzuströmen. Informationen aus einer Million alter Bücher, wie Moira und Prospero gesagt hatten. Wörter und Gedanken fast einer Million längst verstorbener Denker oder sogar noch mehr, weil jedes Buch in seinen Beweisführungen, Erwiderungen, leidenschaftlichen Zustimmungen, wütenden Korrekturen und Auflehnungen eine Vielzahl anderer Denker in sich barg.

Informationen strömten in ihn hinein, aber es war anders als alles, was Harman jemals zuvor gefühlt oder erlebt hatte. Er hatte sich über viele Jahrzehnte hinweg das Lesen beigebracht und war der erste Altmensch seit unzähligen Jahrhunderten geworden, der den Krakeln, gebogenen Linien und Punkten in den alten Büchern, die überall in den Regalen verschimmelten, einen Sinn entnehmen konnte. Doch die Wörter in einem Buch strömen beim Lesen im Gesprächstempo und in linearer Abfolge in den Geist – Harman hatte immer eine Stimme in seinem Kopf gehört, die nicht ganz wie seine eigene klang und jedes

Wort laut las. Sigln war eine schnellere, aber weniger effektive Methode, ein Buch in sich aufzunehmen; die Nanotech-Funktion ließ die Daten aus den Büchern über die Arme ins Gehirn strömen wie Kohle, die in einen Schüttgutbehälter geschaufelt wurde, ohne das langsame Vergnügen und den Kontext des Lesens. Und wenn Harman ein Buch gesiglt hatte, stellte er immer fest, dass zwar neue Daten eingetroffen waren, der Bedeutungsgehalt des Buches jedoch wegen des Fehlens von Nuancen und Kontext zu großen Teilen verloren gegangen war. Er hatte beim Sigln nie eine Stimme in seinem Kopf gehört und sich oft gefragt, ob die Funktion für die Altmenschen im Untergangenen Zeitalter dazu gedacht gewesen war, Tabellen voller trockener Informationen, Pakete vorverdauter Daten in sich aufzunehmen. Sigln war nicht die richtige Methode, um einen Roman oder ein Theaterstück von Shakespeare zu lesen – obwohl das erste Shakespeare-Stück, das Harman gelesen hatte, ein erstaunliches und bewegendes Werk namens *Romeo und Julia* gewesen war. Bis dahin hatte er nicht gewusst, dass es so etwas wie »Theaterstücke« gab – die einzige Form fiktionaler Unterhaltung war das Turin-Drama über die Belagerung Trojas gewesen, und das auch nur im letzten Jahrzehnt.

Doch während das Lesen ein langsamer, linearer Strom war und das Sigln wie ein plötzliches Kitzeln des Gehirns, das einen Rückstand von Informationen hinterließ, war dieser kristallene Schrein...

*Das Mädchen fing mich ein im Wald
Darin ich tanzte sorgenlos;
Sie setzte mich in ihren Schrein,
Den sie mit goldnem Schlüssel schloss.*

Diese Informationen, die Harman erhielt, nahmen nicht den Weg durch seine Augen, Ohren oder einen der anderen menschlichen Sinne, die die Natur entwickelt hatte, um Daten zu den Nerven und zum Gehirn zu transportieren. Genau genommen wurden sie auch nicht durch Berührung übertragen, obwohl die Milliarden Milliarden Nadelstiche von Informationen in der goldenen Flüssigkeit durch jede Pore seiner Haut und jede Zelle seines Fleisches eindringen.

Die DNA, das wusste Harman jetzt, hat eine Vorliebe für das normale Doppelhelix-Modell. Die Evolution hatte die Doppelhelix aus einer Vielzahl von Gründen gewählt, um ihre heiligste Fracht zu transportieren, aber in erster Linie, weil sie die freie Energie bei der Festlegung der Falten, Verbindungsstellen, Formen und Funktionen solcher Makromoleküle wie Proteine, RNA und DNA auf die einfachste und effektivste Weise hin und her fließen lässt. Jedes chemische System strebt nach dem Zustand mit der geringsten freien Energie, und freie Energie wird minimiert, wenn sich zwei komplementäre Nukleotidstränge wie eine doppelte Shaker-Treppe paaren.

Aber die Nachmenschen hatten beim Umbau der Hardware und Software von Harmans Zweig des Altmenschengenoms auch einen beträchtlichen Prozentsatz der redundanten DNA in den Körpern der Angehörigen seiner dekantierten Gattung umgebaut. Anstelle der rechtsdrehenden B-DNA hatten die Nachmenschen ihnen linksdrehende Z-DNA-Doppelhelixe von normaler Größe – ungefähr zwei Nanometer Durchmesser – eingesetzt. Auf den Grundpfeilern dieser Z-DNA-Moleküle errichteten sie ein Gerüst komplexerer DNA-Helixe, wie zum Beispiel Double-Crossover-Moleküle, und verbanden die Stränge

dieser DX-DNA zu undurchlässigen Proteinkäfigen. Innerhalb dieser Abermilliarden durch Gerüste abgestützter Proteinkäfige tief in Harmans Knochen, Muskelfasern, Darmgewebe, Testikeln, Zehen und Haarwurzeln befanden sich biologische Empfangs- und Organisations-Makromoleküle, die noch komplexeren umschlossenen Clustern nanoelektronischer organischer Datenspeichercluster dienten.

Harmans gesamter Körper – jede Zelle – verleibte sich die aus einer Million Bücher bestehende Bibliothek des Taj Moira ein.

*Aus hellem Gold ist dieser Schrein
Und Perlen und Kristall gemacht
Und öffnet sich in eine Welt
Und eine kleine Mondennacht.*

Der Prozess war schmerzhaft. Ungeheuer schmerzhaft. Ertrunken und in der goldenen Flüssigkeit des kristallinen Schreins mit dem Bauch nach oben treibend wie ein toter Karpfen, empfand Harman einen Schmerz, als würde ein eingeschlafenes Bein oder ein eingeschlafener Arm nun langsam wieder erwachen – als würde die Gliedmaße von zehntausend spitzen, heißen Nadeln gepiekt. Aber es war nicht nur sein Bein oder sein Arm. Zellen in jedem Teil seines Körpers, Zellen auf jeder inneren und äußeren Oberfläche, Moleküle im Kern und in der Wand jeder Zelle wurden von den Daten geweckt, die auf dem Weg der freien Energie durch die Yan-Shen-Yurke-DNA-Kreise überallhin in den kollektiven Organismus namens Harman strömten.

Es war qualvoller, als Harman es sich hätte vorstellen können und als er es aushalten konnte. Er öffnete mehrmals den Mund, um vor Schmerz zu schreien, aber es war keine Luft in seinen Lungen, keine Luft um ihn herum, und seine Stimmbänder vibrierten nur in der goldenen Flüssigkeit, in der er ertrunken war.

Metallische Nanopartikel, Kohlenstoff-Nanoröhren und komplexere nanoelektronische Vorrichtungen überall in Harmans Körper und Gehirn, Elemente, die schon vor seiner Geburt dort gewesen waren, registrierten den Strom, wurden polarisiert, gedreht, in drei Dimensionen neu ausgerichtet und begannen, Informationen zu leiten und zu speichern. Jede der Billiarden komplexer DNA-Brücken, die in Harmans Zellen warteten, drehte sich, richtete sich neu aus, ging neue Kombinationen ein und sicherte Daten über das DNA-Rückgrat seiner elementarsten Struktur.

Harman sah Moiras Gesicht dicht hinter dem Glas, ihre dunklen Savi-Augen spähten herein, ihr vom Kristall verzerrter Gesichtsausdruck drückte etwas aus – Nervosität? Reue? Pure Neugier?

*Ein zweites England sah ich dort,
Ein zweites London mit dem Tower
Und einen zweiten Themsestrand
Und einen zweiten Surrey Bower.*

Bücher, erkannte Harman durch den Niagara-Fall der Schmerzen, waren nur Knoten in einer nahezu unendlichen Matrix der Information, die in vier Dimensionen existiert und sich vertikal durch die Zeit und longitudinal durch das Wissen zur Idee des

Konzepts der Annäherung an den Schatten der Wahrheit hin entwickelt.

Als Kind hatte Harman in seiner Krippe seltene Pergamentpapierblätter und noch seltenere Markiergeräte namens Bleistifte genommen und die Blätter mit Punkten bedeckt. Dann hatte er Stunden mit dem Versuch zugebracht, all diese Punkte mit Linien zu verbinden. Es schien immer noch eine weitere mögliche Linie zu geben, die man ziehen konnte, zwei weitere Punkte, die man verbinden konnte, und noch ehe er fertig war, hatte sich das cremefarbene Pergamentblatt in ein fast schon solides Grafitgeschmier verwandelt. In späteren Jahren hatte Harman sich gefragt, ob sein junger Geist zu erfassen und auszudrücken versucht hatte, wie er die Fax-Portale wahrnahm, die er benutzte, seit er laufen konnte – oder sogar schon benutzt hatte, als er noch von seiner Mutter getragen worden war. Neun Millionen Kombinationen, die sich aus dreihundert bekannten Faxknoten-Pavillons ergaben.

Aber dieses Punkteverbinden von Informationen zu makromolekularen Speicherkäfigen war viele tausend Male komplexer und unendlich schmerzhafter.

*Ein zweites Mädchen gleich ihr selbst,
Scheinend, lieblich, strahlend rein,
Das dreifach in sich selbst sich schloss –
O welch erregend süße Pein!*

*O welch ein dreifach Lächeln hat
Mich da mit Flammenbrand erfüllt;
Ich beugte mich zum Kuss zu ihr,
Den dreifach ich zurückerhielt.*

Harman wusste nicht, dass William Blake sich seinen Lebensunterhalt als Kupferstecher verdient hatte, ohne in diesem Beruf besonders populär oder erfolgreich gewesen zu sein. *[Alles ist Kontext.]* Blake starb an einem heißen und schwülen Sonntagabend – am 12. August 1827 –, und am Tag seines Todes war es der Allgemeinheit so gut wie unbekannt, dass der stille, aber oftmals zornige Kupferstecher ein von etlichen seiner bekannteren Zeitgenossen, darunter auch Samuel Coleridge, sehr geschätzter Dichter gewesen war. *[Kontext ist für Daten dasselbe wie Wasser für einen Delfin.]* *[Delfine waren eine Gattung von Wassertieren, die Anfang des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts n. Chr. ausgerottet worden waren.]* William Blake hielt sich in der Tat für einen Propheten vom Range eines Hesekiel oder Jesaja, obwohl er für die so beliebten Mystizismen, okkulten Spielereien und Theosophien seiner Zeit nur Verachtung übrig hatte. *[Hesekiel Mao Kent war der Name des Meeresbiologen an der Seite von Almorenian d'Azure, dem letzten Delfin, der am heißen, schwülen Abend des 11. August 2134 n. Chr. im bengalischen Ozeanarium an Krebs starb. Der von den N.UN. eingesetzte Tierarten-Ausschuss verzichtete darauf, die Familie der Delphinidae aus gespeicherter DNA aufzufrischen, und erlaubte es der ausgerotteten Gattung, sich friedlich zu allen anderen Delphinidae und weiteren großen zetazeischen Meeressäugern zu gesellen.]*

Die Daten selbst, merkte Harman, während er nackt aus dem Zentrum seines Kristalls hinausstartete, waren erträglich. Was ihn umbringen würde, war der konstante, das Nervennetz erweiternde Kontext-Schmerz.

Ich strebt' nach ihrer innren Form

*Mit flammend wilder Glut und Hand,
Doch sprengte den kristallinen Schrein,
Dass ich als Kind mich wiederfand.*

*Als Kind, das weint' im wilden Wald,
Und eine bleiche Frau entwich,
Und wieder in der freien Luft
Füllte den Wind mit Klagen ich.*

Harman stieß an die Grenzen seiner Fähigkeit, solchen Schmerz und solche Komplexität zu ertragen. Er bewegte seine Gliedmaßen in der dicken, goldenen Flüssigkeit und stellte fest, dass er weniger Beweglichkeit besaß als ein Embryo, dass seine Finger zu Finnen geworden, seine Muskeln zu schwachen Resten verkümmert und diese Schmerzen das wahre Medium und die Plazenta-Flüssigkeit des Universums waren.

Ich bin keine Tabula rasa!

*Verehrt man Dich auch unterm Namen: Gott,
Jehova, Jesus; anderes bist Du nicht
Als wie der Morgensohn ums Morgenrot,
Des Wanderers am Hügel Traumgesicht.*

Harman schrie, obwohl keine Luft in seinen Lungen den Schrei formen, keine Luft in seiner Kehle den Schrei ermöglichen und keine Luft im Tank den Schrei leiten konnte. *[Das Bauelement selbst, eines von sechs Billiarden, besteht aus vier Doppelhelices mit zwei ungepaarten DNA-Strängen als Brücke. Der Überkreuzungsbereich kann zwei verschiedene Zustände annehmen – das Universum greift oft und gern zur binären Form. Lässt man die beiden Helices auf einer Seite der zentralen Brückenverbindung eine halbe Drehung ausführen, erzeugt man die so genannte paranemische Crossover- oder PX-Konfiguration.]* Wenn man das drei Milliarden Mal pro Sekunde tut, erreicht man eine Reinheit der Folter, wie sie sich nicht einmal die fanatischsten Konstrukteure der erfindungsreichsten Streckbetten, Klemmen, Zangen und Messer der Inquisition hätten träumen lassen.

Harman versuchte noch einmal zu schreien.

Mittlerweile waren fünfzehn Sekunden seit dem Beginn des Transfers vergangen.

Vierundvierzig Minuten und fünfundvierzig Sekunden waren noch übrig.

Mein Name ist Thomas Hockenberry. Ich bin Doktor der Altphilologie. Mein Spezialgebiet ist Homers *Ilias*, über die ich forsche, schreibe und Seminare abhalte.

Fast dreißig Jahre lang war ich Professor, die letzten anderthalb Jahrzehnte an der Universität von Indiana in Bloomington, Indiana. Dann starb ich. Als ich erwachte – oder wieder zum Leben erweckt wurde –, befand ich mich auf dem Berg Olympos; so nannten ihn jedenfalls die Wesen dort, die sich als Götter ausgaben. Später fand ich heraus, dass es der große Schildvulkan auf dem Mars war, der Olympus Mons. Diese Wesen, diese Götter, oder *ihre* höheren Wesen – Figuren, von denen ich zwar gehört habe, aber wenig oder gar nichts weiß; eine von ihnen heißt Prospero, wie in Shakespears *Sturm* – rekonstruierten mich, damit ich ihnen als Scholiker diene, als Beobachter des trojanischen Krieges. Zehn Jahre lang erstattete ich einer der Musen Bericht. Meine täglichen Berichte zeichnete ich auf Sprechsteine auf, denn selbst die Götter dort kennen keine Schrift. Ich zeichne dies auf dem kleinen Festkörper-Recorder auf, den ich im Schiff der Moravecs, der *Queen Mab*, gestohlen habe.

Im vergangenen Jahr – vor nur neun Monaten – ging alles den Bach hinunter, und der trojanische Krieg, wie er in Homers *Ilias* geschildert wird, geriet völlig aus der Bahn. Seither gab es Verwirrung, ein Bündnis zwischen Achilles und Hektor – und folglich zwischen allen Trojanern und Griechen – mit dem Ziel, Krieg gegen die Götter zu führen, weiteres Durcheinander, Verrat, und schließlich schloss sich das letzte Bran-Loch zwischen

dem heutigen Mars mit dem alten Ilium, sodass die Soldaten und Techniker der Moravecs von dieser Ilium-Erde fliehen mussten. Da Achilles nicht mehr da war – er war auf der anderen Seite des Bran-Lochs geblieben, auf einem nunmehr fernen Mars der Zukunft –, begann der trojanische Krieg von neuem, Zeus verschwand, und in seiner Abwesenheit kamen die Götter und Göttinnen herunter, um an der Seite ihrer jeweiligen Favoriten zu kämpfen. Eine Zeit lang sah es so aus, als wären Agamemnons und Menelaos' Heere in Troja eingedrungen. Diomedes war drauf und dran, die Stadt einzunehmen. Dann kam Hektor aus seinem Schmollwinkel – interessant, welche Parallelen dieser Teil unserer jüngsten Geschichte zur echten *Ilias* aufweist, in der Achilles lange schmollend in seinem Zelt saß –, und prompt tötete Priamos' Sohn den scheinbar unverwundbaren Diomedes im Zweikampf.

Am nächsten Tag, so habe ich erfahren, bezwang Hektor Ajax – den großen Ajax, den Riesen aus Salamis. Helena hat mir erzählt, Ajax habe um sein Leben gebettelt, sei aber von Hektor gnadenlos erschlagen worden. Menelaos – Helenas ehemaliger Gatte, der Betrogene, der diesen gottverdammten Krieg begonnen hat – starb am selben Tag mit einem Pfeil im Hirn.

Dann wechselte die Initiative des Kampfes erneut, wie ich es in meinen zehn Jahren als Beobachter schon so viele hundert Male gesehen habe, die Götter auf Seiten der Achäer führten mit den Göttinnen Athene und Hera an der Spitze den Gegenangriff an, der brüllende Poseidon zerstörte Gebäude in Ilium, und Hektor und seine Männer waren für eine Weile wieder auf dem Rückzug zur Stadt. Wie ich gehört habe, hat Hektor seinen verwundeten Bruder, den heldenhaften Deiphobos, auf dem Rücken getragen.

Doch zwei Tage darauf, als Troja erneut kurz davor war, zu fallen – die zornentbrannten Achäer und die machtvollsten und erbarmungslosesten Götter und Göttinnen, Athene, Hera, Poseidon und so weiter, griffen gemeinsam an und schlugen Apollo und die anderen Götter zurück, die die Stadt verteidigten –, tauchte Zeus wieder auf.

Helena sagt, Zeus habe Hera in Stücke gesprengt, Poseidon in die Höllengrube des Tartaros geworfen und den Rest der Götter gebieterisch auf den Olymp zurückgeschickt. Die einstmals mächtigen Götter in ihren fliegenden goldenen Streitwagen und ihren prunkvollen goldenen Rüstungen seien zu Aberdutzenden gehorsam zum Olympos zurückteleportiert wie schuldbeusste Kinder, die darauf warteten, von ihrem Vater den Hosenboden versohlt zu bekommen.

Und dann bezogen die Griechen richtig Prügel. Zeus selbst, der Helenas Worten zufolge höher auftrug als die sich auftürmenden Stratokumulus-Wolken, tötete Tausende Argeier, trieb den Rest zu den Schiffen zurück und verbrannte ihre Schiffe dann mit Blitzschlägen. Helena sagt, der Herrscher der Götter habe eine riesige Welle heranrollen lassen, eine Welle, die die geschwärzten Rümpfe der Schiffe verschlang. Dann verschwand Zeus wieder, und seitdem ist er nicht mehr zurückgekehrt.

Zwei Wochen später – nach den Leichenfeuern beider Seiten für die vielen tausend Gefallenen und den neuntägigen Bestattungsritualen – hat Hektor die Griechen bei einem erfolgreichen Gegenangriff noch weiter zurückgetrieben. Wie es scheint, haben rund dreißigtausend der ursprünglichen hunderttausend griechischen Kämpfer überlebt, viele von ihnen – wie ihr König Agamemnon – verwundet und entmutigt. Ohne Schiffe, mit

denen sie fliehen könnten, und ohne die Möglichkeit, ihre Holzfäller auf die bewaldeten Hänge des Ida-Gebirges zu schicken, um Holz für neue Schiffe zu fällen, haben sie ihr Bestes getan – tiefe Gräben ausgehoben und mit Pfählen gesäumt, hölzerne Befestigungen errichtet, eine Reihe von Verbindungsgräben innerhalb ihrer eigenen Linien angelegt, Schutzwälle aus Sand aufgeworfen, ihre Schilde, Speere und tödlichen Bogenschützen in einer massiven Mauer um diesen schrumpfenden Halbkreis des Todes zusammengezogen. Es ist die letzte Stellung der Griechen.

Dies ist der dritte Morgen nach meiner Ankunft, und ich stehe im Lager der Griechen, einem von Gräben und Wällen umschlossenen, höchstens einen halben Kilometer langen Bogen, in dem sich die dreißigtausend unglücklichen Achäer bei den schwelenden Ruinen ihrer Schiffe zusammenkauern. Sie stehen mit dem Rücken zum Meer.

Hektor hat alle Vorteile: fast viermal so viele Männer mit besserer Moral und ausreichender Nahrung – die Griechen hingegen beginnen bereits zu hungern, und dabei steigt ihnen auch noch der Geruch der Schweine und Rinder in die Nase, die über den trojanischen Belagerungsfeuern geröstet werden. Helena und König Priamos waren schon vor zwei Tagen davon überzeugt, dass die Griechen besiegt würden, aber verzweifelte Männer sind tapfere Männer – Männer, die nichts zu verlieren haben –, und die Griechen haben wie in die Enge getriebene Ratten gekämpft. Dabei profitierten sie von den kürzeren Innenlinien und den befestigten Verteidigungsanlagen, aber diese Vorteile werden zugegebenermaßen von kurzer Dauer sein, denn ihnen geht die Nahrung aus, es gibt keine kontinuierliche Wasserversorgung – die Trojaner haben den Fluss anderthalb

Kilometer vom Strand entfernt gestaut –, und der Typhus beginnt sich in dem überfüllten und unhygienischen Achäerlager auszubreiten.

Agamemnon beteiligt sich nicht an den Kämpfen. Seit drei Tagen versteckt sich der Atride, König von Mykene und Oberbefehlshaber dieser einstmals riesigen Expeditionstruppe, in seinem Zelt. Helena hat mir berichtet, dass Agamemnon während des umfassenden Rückzugs der Griechen verwundet worden ist, aber wie ich von Hauptleuten und Wachposten hier im Lager erfahren habe, ist es nur ein gebrochener linker Unterarm, nichts Lebensbedrohliches. Allerdings scheint Agamemnons Moral tödliche Verletzungen davongetragen zu haben. Der große König – Achilles' Erzfeind – war nicht imstande, Menelaos' Leichnam zu bergen, nachdem sein Bruder von dem Pfeil ins Auge getroffen und niedergestreckt worden war, und während Diomedes, der große Ajax und die anderen gefallen griechischen Helden im Rahmen gebührender Bestattungsfeierlichkeiten in der Nähe des Ufers auf ihren hohen Bahren verbrannt worden sind, hat man Menelaos' Leichnam zuletzt gesehen, als er hinter Hektors Streitwagen um die von jubelnden Menschen bevölkerten Mauern Iliums geschleift wurde. Das scheint dem hypernervösen, arroganten Agamemnon den Rest gegeben zu haben. Statt sich zornentbrannt in den Kampf zu stürzen, ist er in Melancholie versunken und verschließt die Augen vor der Realität.

Die anderen Griechen wissen auch ohne ihren Führer, dass sie um ihr Leben kämpfen müssen. Ihre Befehlsstruktur ist arg ausgedünnt – der große Ajax tot, Diomedes tot, Menelaos tot, Achilles und Odysseus jenseits des geschlossenen Bran-Lochs verschwunden –, aber der geschwätzige alte Nestor hat wäh-

rend der letzten beiden Tage bei fast allen Kämpfen das Kommando geführt. Der einst verehrte Krieger wird wieder verehrt, zumindest von den sich lichtenden Reihen der Achäer; er erscheint auf seinem von vier Pferden gezogenen Streitwagen, wo immer die griechischen Linien nachzugeben drohen, drängt Grabenbauer, Pfähle zu ersetzen und eingestürzte Bereiche neu auszuheben, die inneren Gräben mit Sandwällen und Schießscharten zu verbessern, schickt Männer und Jungen nachts als Späher aus, um den Trojanern Wasser zu stehlen, und ermuntert die Männer beständig, nicht den Mut zu verlieren. Nestors Söhne, Antilochos und Thrasymedes, die sich während der ersten zehn Jahre des Krieges und während des kurzen Krieges gegen die Götter kaum je als heldenhafte Krieger profilieren konnten, haben in den letzten zwei Tagen großartig gekämpft. Thrasymedes wurde gestern zweimal verwundet, einmal von einem Speer, dann noch einmal von einem Pfeil in der Schulter, aber er hat weitergekämpft und an der Spitze seiner pylischen Brigaden eine trojanische Offensive abgewehrt, die den Verteidigungshalbkreis an dieser Stelle in zwei Teile zu zerschneiden drohte.

Es ist kurz nach Sonnenaufgang am dritten Tag – höchstwahrscheinlich dem letzten Tag, denn die Trojaner waren die ganze Nacht hindurch in Bewegung, haben ihre Truppen umgruppiert und weitere Soldaten und Streitwagen sowie Gerätschaften zur Überbrückung der Gräben herbeigeschafft –, und mehr als hunderttausend ausgeruhte trojanische Soldaten sammeln sich um die äußere Verteidigungslinie, während ich spreche.

Ich habe den Recorder in Agamemnons Lager mitgebracht, weil Nestor einen Rat seiner überlebenden Heerführer einberufen hat – zumindest derjenigen, die an ihren Frontabschnitten

entbehrlich sind. Diese müden, schmutzigen Männer ignorieren meine Anwesenheit – oder vielmehr, sie erinnern sich wahrscheinlich daran, dass ich während des achtmonatigen Krieges gegen die Götter häufig mit Achilles zusammen oder in seiner Nähe war, und *akzeptieren* darum meine Anwesenheit. Und der Anblick dieses oblatengroßen Recorders in meiner Hand ist für sie ohne Bedeutung.

Ich weiß nicht mehr, für wen ich diese Dinge beobachte und aufzeichne – ich glaube, ich wäre die absolute *Persona non grata*, wenn ich auf dem Olymp erschiene und diesen Aufzeichnungsschip einer der Musen aushändigte, die mich töten wollten –, deshalb mache ich diese Beobachtungen und Aufzeichnungen nur als der Philologe, der ich einmal war, nicht als der Sklaven-Scholiker, den sie aus mir gemacht haben. Und auch wenn ich kein Philologe mehr bin, so kann ich in diesen letzten Stunden des letzten Gefechts der Griechen, am Ende dieser heroischen Ära, doch als Kriegsberichterstatter dienen.

NESTOR Nun, wie stehen die Dinge? Und glaubt ihr, dass eure Männer heute die Linie halten werden?

IDOMENEUS (*Befehlshaber des kretischen Kontingents. Als ich Idomeneus zum letzten Mal gesehen habe, hatte er gerade die Amazone Bremusa mit einem Speerwurf getötet. Kurz darauf schloss sich das Bran-Loch. Idomeneus gehörte zu den Letzten, die Achilles verlassen haben.*) An meinem Frontabschnitt sieht es schlecht aus, edler Nestor. Für jeden Trojaner, den wir in den letzten zwei Tagen getötet haben, sind heute Nacht drei andere gekommen. Sie machen sich bereit, mit ihrem Werkzeug die Gräben zu füllen und ihre Lanzen zum Angriff zu erheben.

Die Bogenschützen sammeln sich noch. Heute wird die Entscheidung fallen.

KLEINER AJAX (*Trotz ihrer Verschiedenheit standen sich die beiden Ajax so nahe wie Brüder. Ich habe diesen Ajax aus Lokris noch nie so grimmig dreinschauen sehen. Schlamm und Blut zeichnen die Furchen und Falten in seinem Gesicht so überdeutlich nach, dass es wie eine Kabuki-Maske aussieht.*) Nestor, Sohn des Neleus, Held dieser dunkelsten Zeit, meine Kämpfer aus Lokris haben den Feind fast die ganze Nacht hindurch angegriffen, als Deiphobos' Späher uns am nördlichen Ende unserer Verteidigungslinie zu umgehen versuchten. Wir haben sie zurückgeschlagen, bis die Brandung sich rot färbte. Unser Abschnitt des Grabens füllt sich mit unseren Toten und denen der Trojaner; bald werden sie über die Leichen hinweglaufen können, die sich drei Meter hoch stapeln. Ein Drittel meiner Männer ist tot, die Übrigen sind erschöpft. Hektor hat neue Soldaten geschickt, um seine Verluste zu ersetzen.

NESTOR Podaleirios, wie steht es um den verbliebenen Atriden?

PODALEIRIOS (*Der Sohn des Asklepios ist der letzte Heiler, den die Griechen noch haben. Zusammen mit seinem Bruder Machaon führt er die Thessalier aus Triikka an.*) Edler Nestor, Agamemnons Arm ist geschient worden. Er hat keine Kräuter gegen die Schmerzen genommen, und er ist wach und bei klarem Verstand.

NESTOR Woran liegt es dann, dass er noch nicht aus seinem Zelt gekommen ist? Seine Männer stellen jetzt die größte Truppe in unserem Heer, aber sie suchen im Zentrum des

Lagers Zuflucht wie Weiber. Ohne ihren Führer haben sie allen Mut verloren.

PODALEIRIOS Ohne seinen Bruder Menelaos hat ihr Führer ebenfalls allen Mut verloren.

TEUKROS (*der meisterhafte Bogenschütze, Halbbruder und treuester Freund des getöteten großen Ajax*) Dann hatte Achilles also vor zehn Monaten Recht, als er sich gegen Agamemnon stellte und dem großen König erklärte, er habe das Herz eines Hirsches. (*Spuckt in den Sand.*)

EUMELOS (*Sohn des Admetos und der Alkestis, Führer der Thessalier aus Pherai. Wurde von Achilles und Odysseus oftmals »Herrscher der Männer« genannt.*) Und wo ist Achilles, der Ankläger? Am Fuß des Olympos ist er geblieben, der Feigling, statt hier mit seinen Kameraden dem Tod ins Gesicht zu schauen. Wie man sieht, hat auch der fußschnelle Männertöter das Herz – und die Hufe – eines Hirsches.

MENESTHIOS (*der riesige Myrmidonenführer, ein ehemaliger Leutnant von Achilles*) Ich werde jeden töten, der so über den Peliden spricht. Er würde uns nie aus freien Stücken im Stich lassen. Wir haben alle gehört, wie die Göttin Athene Achilles erzählt hat, er sei von Aphrodites Zauber verhext worden.

EUMELOS Von der Amazonenmuschi verhext, meinst du.

(*Menesthios tritt auf Eumelos zu und macht Anstalten, sein Schwert zu ziehen.*)

NESTOR (*tritt zwischen sie*) Es reicht! Töten uns die Trojaner nicht rasch genug, dass wir ihnen auch noch dabei helfen müssen? Eumelos, tritt zurück! Menesthios, steck dein Schwert ein!

PODALEIRIOS (*spricht jetzt als letzter Heiler der Achäer, nicht als Agamemnons Leibarzt*) Was uns tötet, ist die Krankheit. Schon wieder zweihundert Tote, besonders unter den Epeiern, die das Flussufer im Süden verteidigen.

POLYXEINOS (*Sohn des Agasthenes, einer der Führer der Epeier*) Das stimmt, Fürst Nestor. Mindestens zweihundert sind tot und weitere tausend so krank, dass sie nicht kämpfen können.

DRAKIOS (*Hauptmann der Epeier, gerade in den Rang eines Befehlshabers befördert*) Die Hälfte meiner Männer ist heute früh nicht zum Appell angetreten, Fürst Nestor.

PODALEIRIOS Und sie greift um sich.

AMPHION (*ein weiterer kürzlich beförderter Hauptmann der Epeier*) Es ist Phöbus Apollo, der uns mit seinem silbernen Bogen trifft, genauso wie vor zehn Monaten, als wegen der von den Göttern verbreiteten Krankheit jede Nacht Leichenfeuer brannten. Das brach den ersten Streit zwischen Achilles und Agamemnon vom Zaun – es hat zu all unserem Leid geführt.

PODALEIRIOS Ach, schieß auf Phöbus Apollo und seinen silbernen Bogen! Die Götter – einschließlich Zeus – haben uns übel mitgespielt, und jetzt sind sie weg, und nur sie selbst wissen, ob sie zurückkommen – was mir persönlich völlig egal ist. Ich glaube, an diesen Todesfällen, dieser Krankheit ist nicht Apollos silberner Bogen schuld, sondern das stinkende Wasser, das die Männer trinken. Wir trinken hier unsere eigene Pisse und sitzen in unseren eigenen Exkrementen. Mein Vater, Asklepios, vertrat die Theorie, der Ursprung der Krankheit liege in vergiftetem Wasser und...

NESTOR Gelehrter Podaleirios, wir werden uns deines Vaters Theorie über die Krankheit mit Freuden ein andermal anhören. Momentan muss ich wissen, ob wir die Trojaner heute aufhalten können und was meine Hauptleute uns raten – sofern wir überhaupt etwas tun können.

ECHEPOLOS (*Sohn des Anchises*) Wir sollten uns ergeben.

THRASYMEDES (*Nestors Sohn, der am Vortag so heldenhaft gekämpft hat. Seine Wunden sind verbunden, aber er scheint heute mehr unter ihnen zu leiden als in der Hitze des langen gestrigen Kampfes.*) Ergeben? Kommt überhaupt nicht in Frage! Wer in unserem Argeier-Kreis ist so gebeugt von der Furcht, dass er feige Kapitulation vorschlägt? Ergib dich mir, Sohn des Anchises, und ich erlöse dich genauso schnell von deinem Elend, wie es die Trojaner tun werden.

ECHEPOLOS Hektor ist ein Ehrenmann. König Priamos war ein Ehrenmann und ist es vielleicht immer noch. Ich bin mit Odysseus nach Troja gereist, als der Ithaker hergekommen ist, um mit Priamos zu reden, um Helena auf dem Verhandlungswege zurückzuholen und diesen Krieg zu vermeiden, und sowohl Priamos als auch Hektor waren vernünftige, ehrenwerte Männer. Hektor wird unsere Kapitulation annehmen.

THRASYMEDES Das ist elf Jahre und hunderttausend in den Hades geschickte Seelen her, du Narr. Du hast ja gesehen, wie es um Hektors Gnade bestellt ist, als der große Ajax um sein Leben gefleht und gebettelt hat – sein langer Schild war nur noch ein verbeultes Stück Blech, und Rotz und Tränen sind über unseres Helden Gesicht gelaufen. Hektor hat ihm das Rückgrat durchtrennt und das Herz aus dem Leib ge-

hackt. Seine Männer werden dir gegenüber wahrscheinlich nicht so viel Gnade walten lassen.

NESTOR Ich weiß, dass von Kapitulation geredet worden ist. Aber Thrasymedes hat Recht – auf dieser trojanischen Erde ist zu viel Blut vergossen worden, als dass irgendeine Aussicht auf Gnade bestünde. Wir hätten den Bürgern Iliums keine gewährt, wenn wir ihre Mauern vor drei Wochen – oder zehn Jahren – mit größerem Erfolg durchbrochen hätten, nicht wahr? Ihr alle hier wisst, dass wir jeden Mann getötet hätten, der alt oder jung genug war, um ein Schwert oder einen Bogen zu halten, dass wir ihre alten Männer niedergemacht hätten, weil sie unsere Feinde in die Welt gesetzt haben, dass wir ihre Frauen vergewaltigt, all ihre überlebenden Frauen und Kinder in lebenslängliche Sklaverei verschleppt und ihre Stadt sowie ihre Tempel in Brand gesteckt hätten. Aber die Götter... oder die Moiren... wer immer über den Ausgang dieses Krieges entscheidet, haben sich gegen uns gewandt. Von den Trojanern, die unsere Invasion und unsere zehnjährige Belagerung durchgemacht haben, können wir nicht mehr Gnade erwarten, als wir ihnen gewährt hätten. Nein, sag deinen Männern, wenn du solches Gemurmel hörst, dass es Wahnsinn ist, sich zu ergeben. Besser, man stirbt auf den Füßen als auf den Knien.

IDOMENEUS Besser, man stirbt gar nicht. Haben wir keinen Plan, wie wir uns retten können?

ALASTOR (*Teukros' Befehlshaber*) Die Schiffe sind verbrannt. Die Nahrungsmittel gehen zur Neige, aber wir werden alle verdurstet sein, bevor wir verhungern. Die Krankheit rafft stündlich mehr dahin.

MENESTHIOS Meine Myrmidonen wollen ausbrechen, sich durch die trojanischen Linien kämpfen und nach Süden fliehen – ins Ida-Gebirge und die dichten Wälder dort.

NESTOR (*nickt*) Deine Myrmidonen sind nicht die Einzigen, die auf Ausbruch und Flucht sinnen, tapferer Menesthios. Doch allein werden sie es nicht schaffen. Keiner unserer Stämme, keine unserer Gruppen schafft es allein. Die trojanischen Linien staffeln sich kilometerweit in die Tiefe, die ihrer Verbündeten reichen noch weiter zurück. Sie rechnen mit einem Ausbruchsversuch. Wahrscheinlich fragen sie sich, weshalb wir es nicht schon versucht haben. Du kennst die eisernen Regeln des Zweikampfs mit Schwert, Schild und Speer, Menesthios – alle Myrmidonen und Achäer kennen sie –, für jeden, der im Zweikampf Schild gegen Schild fällt, werden hundert auf der Flucht getötet. Wir haben keine funktionierenden Streitwagen mehr – Hektors Heerführer haben Hunderte. Sie werden uns einholen und wie Schafe abschlachten, ehe wir das trockene Bett des Skamandros durchquert haben.

DRAKIOS Dann bleiben wir also hier? Und sterben heute oder morgen am Strand beim verkohlten Spantenwerk unserer großen schwarzen Schiffe?

ANTILOCHOS (*Nestors anderer Sohn*) Nein. Für jeden unserer Männer, der noch Mumm in den Knochen hat, kommt eine Kapitulation nicht in Frage, und diese Stellung wird sich schon in ein paar Stunden – vielleicht sogar schon beim nächsten Angriff – nicht mehr halten lassen, aber ich sage, wir versuchen alle gleichzeitig auszubrechen. Wir haben noch dreißigtausend Kämpfer, und von diesen sind mehr als zwanzigtausend gesund genug, um zu kämpfen und zu fliehen. Wahrlich, vier von fünf werden vielleicht fallen – abge-

schlachtet wie Schafe, bevor wir die Wälder des Ida-Gebirges erreichen, in denen wir uns verstecken können –, doch angesichts dieser Chancen werden vier- bis fünftausend von uns überleben. Die Hälfte davon wird es vielleicht sogar überstehen, wenn die Trojaner und ihre Verbündeten den Wald nach uns durchsuchen wie Fürsten, die einen Hirsch verfolgen, und die Hälfte dieser Verbliebenen findet vielleicht einen Weg, diesen gottverdammten Kontinent zu verlassen und über die weindunklen Meere nach Hause zu fahren. Diese Chancen sind mir gut genug.

THRASYMEDES Mir auch.

TEUKROS Jede Chance ist besser als die Gewissheit, dass unsere Knochen auf diesem verfluchten, gottverdammten, dreckigen Scheißefresser- und Pissetrinkerstrand bleichen werden.....

NESTOR War das ein Ja zum Ausbruch, Sohn des Telamon?

TEUKROS Und ob, Fürst Nestor, ein verdammt kräftiges und deutliches Ja!

NESTOR Edler Epeios, du hast in diesem Rat bisher noch nicht die Stimme erhoben. Wie denkst du darüber?

EPEIOS *(tritt von einem Bein aufs andere und senkt verlegen den Blick. Epeios ist der beste Faustkämpfer der Achäer, und man sieht an seinem Gesicht und seinem rasierten Schädel, wie viele Jahre er diesen Sport schon betreibt – Blumenkohlhören, eingeschlagene Nase, bleibendes Narbengewebe auf den Wangen und Augenbrauenwülsten, zahllose Narben sogar auf der Kopfhaut. Mir entgeht nicht, welche Ironie darin liegt, dass er nun in diesem Rat sitzt, nachdem ich sein Leben und sein Schicksal verändert habe. Epeios, nicht gerade berühmt für Tapferkeit in der Schlacht, hätte die*

Faustkämpfe bei den von Achilles veranstalteten Wettkämpfen im Rahmen von Patroklos' Bestattung gewonnen und wäre der Baumeister des von Odysseus ersonnenen Holzpferdes gewesen, wenn ich nicht vor fast einem Jahr begonnen hätte, die homerische Version dieser Geschichte durcheinander zu bringen. Wie es jetzt steht, ist Epeios nur deshalb im Rat der Befehlshaber, weil all seine vorgesetzten Offiziere – bis hin zu Menelaos – getötet worden sind.)

Fürst Nestor, wenn der Gegner ganz und gar siegessicher ist, wenn er mit der Gewissheit im Herzen auf einen zukommt, dass man am Boden liegt, angezählt wird und nicht wieder aufstehen kann – das ist der beste Zeitpunkt, um ihm einen harten Schlag zu versetzen. In diesem Fall sollten wir ihm einen harten Schlag versetzen, der ihn verblüfft und aus dem Konzept bringt, und dann um unser Leben laufen. Ich habe bei den Spielen einmal erlebt, wie ein Faustkämpfer genau das getan hat.

(Gelächter in der Runde)

Aber es muss nachts geschehen.

NESTOR Das meine ich auch. Bei Tag können die Trojaner zu weit schauen und sind mit ihren Streitwagen zu schnell, als dass wir im Kampf eine Chance hätten.

MERIONES *(Sohn des Molos, enger Kamerad von Idomeneus, zweiter Befehlshaber der Kreter)* Bei Mondschein stehen unsere Chancen nicht viel besser. Der Mond ist dreiviertel voll.

LAERKES *(ein Myrmidone, Sohn des Haimon)* Aber in dieser Woche geht die Wintersonne eher unter und der Mond später auf. Wenn es richtig dunkel wird – so dunkel, dass man eine Fackel braucht, um seinen Weg zu finden –, bleiben uns noch fast drei Stunden bis zum Aufgang des Mondes.

NESTOR Die Frage ist: Können wir heute während der Tagesstunden durchhalten, und haben unsere Männer dann noch genug Kraft, um zu kämpfen – wir werden unseren Angriff konzentrieren und hart zuschlagen müssen, um die trojanischen Linien zu durchstoßen –, genug Kraft, um anschließend noch mehr als dreißig Kilometer zu den Wäldern des Ida-Gebirges zu laufen?

IDOMENEUS Sie werden die Kraft haben, heute zu kämpfen, wenn sie wissen, dass sie vielleicht eine Chance haben, in dieser Nacht ihr Leben zu retten. Ich sage, greifen wir die Trojaner mitten im Zentrum ihrer Linien an – genau dort, wo Hektor sie anführt –, denn er hat seine Kräfte für die heutigen Kämpfe an beiden Flanken konzentriert. Ich sage, wir brechen heute Nacht aus.

NESTOR Und ihr anderen? Jeder von euch soll sich dazu äußern. Bei diesem Versuch geht es wahrhaftig um alles oder nichts, um alle oder keinen.

PODALEIRIOS Wir werden unsere Kranken und Verwundeten zurücklassen müssen, und bis zum Einbruch der Dunkelheit werden es viele tausend mehr sein. Die Trojaner werden sie abschlachten. Vielleicht tun sie ihnen in ihrer Enttäuschung sogar noch Schlimmeres an, wenn einige von uns davorkommen.

NESTOR Ja. Aber so ist das nun einmal im Krieg. Das sind die Launen des Schicksals. Ich möchte eure Meinung hören, edle Achäerführer.

THRASYMEDES Ja. Wir versuchen es heute Nacht. Und mögen die Götter über diejenigen wachen, die zurückgelassen oder später gefangen werden.

TEUKROS Die Götter können mich kreuzweise. Ich sage ja, und wenn es uns bestimmt ist, hier an diesem stinkenden Strand zu sterben, dann sage ich, trotzen wir den Moiren. Tun wir es heute Nacht, wenn es richtig dunkel ist.

POLYXINOS Ja.

ALASTOR Ja. Heute Nacht.

KLEINER AJAX Ja.

EUMELOS Ja. Alles oder nichts.

MENESTHIOS Wenn mein Fürst Achilles hier wäre, würde er Hektor an die Kehle gehen. Vielleicht haben wir Glück, und es gelingt uns, den Hurensohn bei unserem Ausbruch zu töten.

NESTOR Noch eine Stimme für den Ausbruch. Echepolos?

ECHEPOLOS Ich glaube, wir sterben alle, wenn wir noch einen Tag bleiben und kämpfen. Und wir sterben alle, wenn wir zu entkommen versuchen. Ich für meinen Teil werde bei den Verwundeten bleiben und Hektor meine Kapitulation anbieten, in der Hoffnung darauf, dass ein paar Scherben seiner früheren Ehrenhaftigkeit und Barmherzigkeit überlebt haben. Aber ich werde meinen Männern sagen, dass sie ihre eigene Entscheidung treffen können.

NESTOR Nein, Echepolos. Die meisten Männer werden dem Beispiel ihres Führers folgen. Du kannst hier bleiben und dich ergeben, aber ich löse dich als Befehlshaber ab und ernenne Amphion an deiner Stelle. Du kannst von dieser Versammlung direkt zu dem Zelt gehen, wo die Verwundeten warten, aber sprich mit niemandem. Deine Brigade ist nicht sehr groß, und sie liegt links neben Amphions Männern an der Verteidigungslinie... die beiden Kontingente können

verschmolzen werden, ohne dass es ein Durcheinander gibt oder Truppen umgruppiert werden müssen. Das heißt, ich befördere Amphion, wenn Amphion dafür ist, dass wir uns heute Nacht nach draußen durchschlagen.

AMPHION Ich bin dafür.

DRAKIOS Ich spreche für meine Epeier: Wir kämpfen und sterben heute Nacht, oder wir kämpfen und entkommen. Ich für meinen Teil möchte meine Heimat und meine Familie Wiedersehen.

EUMELOS Agamemnons Männer haben uns erzählt – und die Moravec-Wesen haben es bestätigt –, unsere Städte und Häuser seien leer, unsere Königreiche entvölkert. Zeus habe unsere Menschen gestohlen.

DRAKIOS Dazu sage ich: Zum Hades mit Agamemnon, zum Hades mit den Moravec-Spielzeugen, und zum Hades mit Zeus. Ich habe vor, nach Hause zurückzukehren, um mit eigenen Augen zu sehen, ob meine Familie dort auf mich wartet. Ich glaube es.

POLYPOITES (*ebenfalls ein Sohn des Agasthenes, einer der Führer der Lapithen von Argissa*) Meine Männer werden heute am Tag die Linie halten und bei Nacht den Ausbruch anführen. Das schwöre ich bei allen Göttern.

TEUKROS Könntest du nicht bei etwas ein wenig Beständigerem schwören? Zum Beispiel bei deinem Gedärm? (*Gelächter in der Runde*)

NESTOR Dann sind wir uns also einig. Wir werden alles tun, was in unserer Macht steht, um den heutigen trojanischen Angriff abzuwehren. Zu diesem Zweck sorgst du, Podaleirios, dafür, dass heute Morgen sämtliche Rationen ausgege-

ben werden, bis auf das, was die Männer heute Nacht unter ihren Chitons tragen können. Und verdoppele die morgendliche Wasserration. Durchsuche die privaten Vorräte von Agamemnon und dem toten Menelaos nach allem, was essbar ist. Führer, erklärt euren Männern noch vor der Schlacht an diesem Morgen, dass sie heute nur durchhalten müssen – durchhalten um ihres eigenen Lebens willen; sterben dürfen sie nur, um das Leben ihrer Kameraden zu retten –, und dass wir heute Nacht, wenn es richtig dunkel ist, angreifen werden. Einige von uns werden den Wald erreichen und – wenn die Schicksalsgöttinnen uns günstig gesonnen sind – wieder in ihre Heimat und zu ihren Familien zurückkehren. Und falls wir scheitern, werden unsere Namen in den unvergänglichen goldenen Worten des Ruhms geschrieben werden. Die Enkel der Enkel unserer Kinder werden unsere Grabmale hier in diesem verfluchten Land besuchen und sagen: »Ja, das waren noch Männer damals.« Also sagt euren Kohortenführern und ihren Männern, sie sollen heute Morgen gut frühstücken, denn die meisten von uns werden in den Hallen der Toten zu Abend essen. Heute Nacht, wenn es richtig dunkel ist und bevor der Mond aufgeht, werde ich unserem Lieblingsfaustkämpfer – Epeios – den Befehl geben, an unseren Linien auf und ab zu reiten und *ápete* zu rufen – wie man es tut, um die Wagenrennen und Wettläufe bei den Spielen zu starten. Und dann geht es hinaus in die Freiheit!

(Und das hätte das Ende der Versammlung sein sollen – und es war ein mitreißendes Ende, denn Nestor ist ein geborener Führer und weiß, wie man eine Versammlung voller Energie mit Handlungsanweisungen beschließt, was die Leitung meines Fachbereichs an der Universität von Indiana nie konnte – aber wie immer bricht

jemand den perfekten Rhythmus des perfekten Drehbuchs. In diesem Fall ist es Teukros.)

TEUKROS Epeios, edler Faustkämpfer, du hast uns das Ende deiner Geschichte noch nicht erzählt. Was ist aus dem olympischen Faustkämpfer geworden, der seinen Gegner verblüfft hat und dann aus dem Stadion geflohen ist?

EPEIOS (*der, wie jedermann weiß, zwar ehrlich, aber nicht sonderlich klug ist*) Ach, der. Die olympischen Priester haben ihn in den Wäldern zur Strecke gebracht und wie einen Hund getötet.

Die achäischen Führer haben sich zerstreut und sind zu ihren Linien und ihren Männern zurückgekehrt. Nestor ist mit seinen Söhnen fortgegangen. Der Heiler Podaleirios hat einen Trupp von Männern zusammengestellt, die Agamemnons Zelt auf der Suche nach Nahrung und Wein plündern. Ich bin allein hier am Strand zurückgeblieben – oder zumindest so allein, wie es möglich ist, wenn man mit dreißigtausend anderen ungewaschenen Männern, die alle nach Schweiß und Furcht stinken, auf engstem Raum eingepfercht ist.

Ich berühre das QT-Medaillon unter meinem Chiton. Nestor hat mich nicht gefragt, wofür *ich* bin. Keiner der achäischen Helden hat mich während dieser ganzen Debatte auch nur angesehen. Sie wissen, dass ich nicht kämpfe, scheinen mich deshalb aber nicht weniger zu mögen – so behandeln diese alten Griechen Männer, die gern Frauenkleider tragen und sich das Gesicht weiß färben. In den Augen der meisten dieser Männer ist das keine Schande; sie beachten die Betroffenen nur nicht weiter. Ich bin für sie eine Abnormität, ein Außenseiter, kein vollwertiger Mann.

Ich weiß, dass ich nicht bis zum bitteren Ende bleiben werde. Wahrscheinlich bleibe ich nicht einmal bis zum Ende der heutigen Schlacht, denn spätestens in einer halben Stunde wird sich die Luft hier von Pfeilsalven verdunkeln. Die Morphausrüstung und die Stoßpanzerung, die ich als Scholiker hatte, besitze ich nicht mehr – ich habe nicht einmal eine der Rüstungen aus Metall oder Leder angelegt, die ich den achäischen Leichen überall um mich herum abnehmen könnte. Wenn ich bleibe, werde ich den Tag wohl kaum überstehen – die letzten beiden Tage waren für mich eine Abfolge feiger Stunden, in denen ich mich furchtsam weit hinter der Front zusammengekauert habe, in der Nähe des Zelttes, wo die Verwundeten sterben. Und falls ich den Tag doch überleben sollte, wären meine Chancen, den Angriff auf die Trojaner nach Einbruch der Dunkelheit zu überleben, praktisch gleich null.

Und warum sollte ich bleiben? Um meinen Hals hängt ein Quantenteleportationsgerät, Herrgott noch mal. Ich könnte binnen zwei Sekunden in Helenas Gemächern sein und mich fünf Minuten später bei einem heißen Bad entspannen.

Warum sollte ich bleiben?

Aber ich bin nicht bereit, von hier zu verschwinden. Noch nicht. Ich bin kein Scholiker mehr, und als Philologe bin ich hier vielleicht fehl am Platz, aber selbst als Kriegsberichterstatter, der nie imstande sein wird, von seinen Erlebnissen zu berichten, finde ich diesen letzten ruhmreichen Tag einer untergegangenen ruhmreichen Epoche so interessant, dass ich ihn nicht versäumen möchte.

Ich werde noch eine Weile bleiben.

Überall ertönen die Trompeten. Noch hat niemand Zeit für das versprochene umfangreiche Frühstück gefunden, aber die Trojaner greifen entlang der gesamten Front an.

64

Es ist eine Sache, zu wissen, dass alles im Universum – alles in der Geschichte, in der Wissenschaft, in Dichtung, Kunst und Musik, jeder Mensch und jeder Ort, jedes Ding und jede Idee – miteinander verbunden ist. Diese Verbundenheit jedoch – wenn auch nur unvollständig – am eigenen Leibe zu erleben, ist etwas ganz anderes.

Harman war fast neun Tage bewusstlos. Zwischendurch kam er manchmal kurz zu sich, schrie vor Kopfschmerzen, die seinen Schädel und sein Gehirn zu sprengen drohten, übergab sich mehrfach und fiel dann wieder ins Koma.

Am neunten Tag erwachte er. Die Kopfschmerzen rollten über ihn hinweg, die schlimmsten Kopfschmerzen, die er jemals gehabt hatte, aber sie brachten ihn nicht mehr zum Schreien wie während seines neuntägigen Albtraums. Die Übelkeit war fort, sein Magen war leer. Später würde er feststellen, dass er rund zwölf Kilo abgenommen hatte. Er lag nackt in dem Bett im Obergeschoss der *Eiffelbahn*-Gondel.

Die Gondel ist größtenteils im Jugendstil gebaut und eingerichtet, dachte er, als er taumelnd aufstand und einen seidenen Morgenmantel anzog, der über der Armlehne des dick gepolsterten Empire-Sessels neben dem Bett hing. Er fragte sich müßig, wo

in aller Welt jemand Raupen zur Seidenproduktion züchtete – hatte das zu den Aufgaben der Servitoren während dieser langen Jahrhunderte menschlichen Müßiggangs gezählt? Wurden sie irgendwo künstlich in einem großen Bottich hergestellt, so wie die Nachmenschen seine Gattung aus nanotechnisch verändertem Genmaterial erschaffen – oder vielmehr wieder erschaffen – hatten? Harmans Kopf tat zu weh, als dass er jetzt über diese Fragen nachdenken konnte.

Auf dem Zwischengeschoss legte er eine Pause ein, schloss die Augen und konzentrierte sich. Nichts. Er blieb in der Gondel. Er versuchte es erneut. Nichts.

Ihm war schwindlig. Ein wenig taumelnd stieg er die schmiedeeiserne Treppe ins Erdgeschoss hinunter und sackte auf den einzigen Stuhl an dem Tisch beim Fenster. Der Tisch war mit einem weißen Leintuch gedeckt.

Harman schwieg, während Moira ein Kristallglas mit Orangensaft, schwarzen Kaffee in einem weißen Thermidor und ein pochiertes Ei mit etwas Lachs brachte. Sie schenkte ihm Kaffee ein. Harman senkte den Kopf ein wenig und ließ sich die Wärme des Kaffees ins Gesicht steigen.

»Na, bist du öfter hier?«, fragte Moira.

Prospero kam herein und blieb im strahlenden, grässlichen Morgenlicht stehen, das durch die Glasfenster hereinströmte. »Ah, Harman... ein neuer Mensch, im wahrsten Sinne des Wortes! Es freut mich zu sehen, dass du wach und wieder auf den Beinen bist.«

»Halt den Mund.« Harman ignorierte das Essen und nippte vorsichtig am Kaffee. Er wusste jetzt, dass Prospero ein Hologramm war, aber ein physisches – ein Logosphären-Avatar, der

sich jede Mikrosekunde neu mit Materie formte, die von einem der Masse-Fax-Akkumulatoren im Orbit heruntergebeamt wurde. Er wusste auch, dass die Materie sich schneller als alle menschlichen Reflexe in eine unberührbare Projektion verwandeln würde, wenn er versuchte, den alten Magus zu schlagen oder anzugreifen.

»Ihr wusstet, dass meine Chancen, den kristallinen Schrein zu überleben, ungefähr eins zu hundert standen«, sagte Harman, ohne Prospero auch nur anzusehen. Das Licht war dort zu hell.

»Ein wenig besser schon, glaube ich«, sagte der Zauberer und schloss gnädigerweise die schweren Vorhänge.

Moira zog sich einen Stuhl herbei und setzte sich zu Harman an den Tisch. Unter ihrem roten Kittel trug sie dieselbe robuste Abenteuerkleidung wie im Taj.

Harman sah sie unverwandt an. »Du kanntest die junge Savi. Bei der Party zum letzten Fax am überfluteten Empire State Building im New Yorker Archipel hast du ihren Freunden erzählt, du hättest sie nicht gesehen, aber in Wahrheit hattest du Savi erst zwei Tage zuvor in ihrem Zuhause in der Antarktis besucht.«

»Woher um alles in der Welt weißt du das?«, fragte Moira.

»Savis Freundin Petra hat einen kurzen Essay über ihren Versuch geschrieben, zusammen mit ihrem Liebhaber Pinchas Savi zu finden. Er ist unmittelbar vor dem letzten Fax gedruckt und gebunden worden und hat irgendwie seinen Weg in die Bibliothek deines Freundes Ferdinand Mark Alonzo gefunden.«

»Aber woher sollte Petra gewusst haben, dass ich Savi vor der Party im New Yorker Archipel besucht habe?«

»Bei der Durchsuchung von Savis Räumen im Mount Erebus haben die beiden wohl etwas gefunden, was Savi geschrieben hatte«, sagte Harman. Der Kaffee kam ihm nicht wieder hoch, aber er milderte auch seine pochenden Kopfschmerzen nicht.

»Also weißt du jetzt alles über alles, nicht wahr?«, sagte Moira.

Harman lachte und bereute es fast sofort. Er stellte die Kaffeetasse ab und hielt sich die rechte Schläfe. »Nein«, sagte er schließlich, »ich weiß gerade genug, um zu wissen, dass ich kaum etwas über irgendetwas weiß. Außerdem sind neunundfünfzig andere Bibliotheken über die Erde verstreut, deren kristallene Schreine ich noch nicht besucht habe.«

»Das würde dich wirklich umbringen«, sagte Prospero.

Harman hätte in diesem Moment nichts dagegen gehabt, wenn jemand ihn umgebracht hätte. Die Kopfschmerzen legten eine pulsierende Korona um jeden Gegenstand und jede Person vor seinen Augen. Er trank mehr Kaffee und hoffte, dass die Übelkeit nicht zurückkommen würde. Die Gondel fuhr knarrend dahin, aber er wusste, dass sie mit über dreihundert Stundenkilometern unterwegs war. Ihr leichtes Schaukeln trug nicht gerade dazu bei, seinen Magen zu beruhigen. »Möchtet ihr alles über Alexandre-Gustave Eiffel erfahren? Geboren am 15. Dezember 1832 in Dijon. 1855 Abschluss an der École Centrale des Arts et Manufactures. Bevor er seinen Turm für die Weltausstellung 1889 konzipierte, hatte er bereits die bewegliche Kuppel des Observatoriums in Nizza entworfen und die Pläne für das Skelett der Freiheitsstatue in New York geliefert. Er...«

»Hör auf«, fauchte Moira. »Niemand mag Angeber.«

»Wo zum Teufel sind wir?« Harman schaffte es, auf die Beine zu kommen und die Vorhänge beiseite zu schieben. Sie durchquerten gerade ein wunderschönes bewaldetes Tal. Die Gondel fuhr in mehr als zweihundert Metern Höhe über einem gewundenen Fluss dahin. Wenn man genau hinschaute, sah man auf einem Kamm uralte Ruinen – irgendeine Burg.

»Wir sind soeben an Cahors vorbeigekommen«, antwortete Prospero. »Beim nächsten Rangierturm müssten wir nach Süden in Richtung Lourdes abbiegen.«

Harman rieb sich die Augen. »Was ist denn los?«, fragte er. »Wollt ihr nicht nach Norden, um der Blau eis-Kathedrale eures Freundes einen Besuch abzustatten?«

Moira machte ein verblüfftes Gesicht. »Woher weißt du davon? Im Taj gab es kein Buch mit diesen...«

»Nein«, stimmte Harman zu, »aber mein Freund Daeman hat gesehen, wie es anfang – wie Setebos kam. Aus den Büchern weiß ich, was der Vielarmige nach seiner Ankunft in Paris-Krater tun würde. Er ist also noch hier... auf der Erde, meine ich?«

»Ja«, sagte Prospero. »Und er ist nicht unser Freund.«

Harman zuckte die Achseln. »Ihr beiden habt ihn überhaupt erst hierher gebracht. Ihn und die anderen.«

»Das haben wir nicht gewollt«, sagte Moira.

Darüber musste Harman lachen, auch wenn die Kopfschmerzen dadurch stärker wurden. »Nein, natürlich nicht. Ihr öffnet nur eine dreidimensionale Tür in die Dunkelheit, lasst sie offen und erklärt dann: ›Das haben wir nicht gewollt‹, wenn etwas wirklich Böses hindurchkommt.«

»Du hast viel gelernt«, sagte Prospero, »aber du verstehst noch nicht alles, was du verstehen musst, wenn...«

»Ja, ja«, sagte Harman. »Ich würde dir genauer zuhören, Prospero, wenn ich nicht wüsste, dass auch du größtenteils zu den Wesen gehörst, die durch die Tür gekommen sind. Die Nachmenschen haben tausend Jahre lang versucht, Kontakt mit außerirdischen anderen aufzunehmen – wobei sie die Quantenstruktur des gesamten Sonnensystems verändert haben –, und stattdessen ein Gehirn mit vielen Händen und ein runderneueres Cybervirus aus einem Shakespeare-Stück bekommen.«

Der alte Magier lächelte. Moira schüttelte verärgert den Kopf, schenkte sich Kaffee in eine zweite Tasse ein und trank schweigend.

»Selbst wenn wir vorbeischauen und Setebos Hallo sagen wollten«, sagte Prospero, »könnten wir es nicht. In Paris-Krater gibt es keinen Turm – schon vor dem Rubikon-Virus gab es dort keinen mehr.«

»Ja«, sagte Harman. Er schaute weiter hinaus, hob dabei seine Tasse und trank einen Schluck Kaffee. »Weshalb kann ich nicht freifaxen?«, fragte er unvermittelt.

»Was?«, sagte Moira.

»Weshalb kann ich nicht freifaxen? Ich weiß jetzt, wie man die Funktion ohne die Krücken der Auslöser-Symbole aufruft, aber als ich vorhin aufgestanden bin, hat es nicht funktioniert. Ich möchte nach Ardis springen.«

»Setebos hat das planetare Fax-System abgeschaltet«, erklärte Prospero. »Das betrifft das Freifaxen ebenso wie die Faxknoten-Pavillons.«

Harman nickte und rieb sich die Wange und das Kinn. Seine Finger strichen über anderthalb Wochen alte Stoppeln; es war fast schon ein richtiger Bart. »Ihr beiden könnt also immer noch quantenteleportieren – und Ariel vermutlich auch –, aber ich sitze in dieser blöden Gondel fest, bis wir zum atlantischen Bruch kommen? Erwartet ihr wirklich von mir, dass ich zu Fuß über den Meeresboden nach Nordamerika gehe? Ada wird an Altersschwäche gestorben sein, bevor ich nach Ardis komme.«

»Die Nanotechnologie, die deinem Volk Funktionen zur Verfügung stellt« – Prosperos alte Stimme klang traurig – »befähigt euch nicht zur Quantenteleportation.«

»Nein, aber *du* kannst mich nach Hause qten«, sagte Harman, der drohend über dem auf dem Sofa sitzenden alten Mann auf-
ragte. »Berühre mich und qte. So einfach ist das.«

»Nein, ist es nicht«, gab Prospero zurück. »Und du bist inzwischen belesen genug, um zu wissen, dass du weder Moira noch mich mit Drohungen oder Einschüchterungen gefügig machen kannst.«

Harman hatte nach dem Erwachen auf Orbitaluhren zugegriffen; daher wusste er, dass er fast neun Tage ohnmächtig gewesen war. Er hätte am liebsten die Kanne, die Tassen und den Tisch mit der Faust zertrümmert. »Wir sind auf der *Eiffelbahn*-Route Elf«, sagte er. »Nach der Abfahrt vom Mount Everest müssen wir die Hah-Xil-Shan-Route genommen haben und dabei an der Tarim-Pendi-Kuppel vorbeigekommen sein. Dort hätte ich Sonies, Waffen, Crawler, Schwebegeschirre und Stoßpanzer finden können – alles, was Ada und unsere Leute zum Überleben brauchen.«

»Wir mussten... Umwege machen«, sagte Prospero. »Es wäre nicht sicher für dich gewesen, wenn du den Turm verlassen hättest, um die Tarim-Pendi-Kuppel zu erforschen.«

»Sicher!«, schnaubte Harman. »Ja, wir leben fraglos in einer sicheren Welt, nicht wahr, ihr beiden?«

»Vor dem kristallinen Schrein warst du erwachsener«, sagte Moira verächtlich.

Harman widersprach nicht. Er stellte seine Tasse ab, beugte sich vor, beide Hände auf den Tisch gestützt, schaute Moira in die Augen und sagte: »Ich weiß, dass die Voynixe vom Globalen Kalifat in die Zukunft geschickt wurden, um Juden zu töten, aber weshalb habt ihr NMs diese neuntausendeinhundertvierzehn Menschen gespeichert und in den Weltraum gestrahlt? Weshalb habt ihr sie nicht einfach zu euch in die Ringe geholt – oder an einen anderen sicheren Ort gebracht? Schließlich hattet ihr bereits den anderdimensionalen Mars gefunden und terraformiert. Weshalb habt ihr sie in Neutrinos verwandelt?«

»Neuntausendeinhundertdreizehn«, berichtigte Moira. »Savi wurde zurückgelassen.«

Harman wartete auf eine Antwort auf seine Frage.

Moira stellte ihre Kaffeetasse ab. In ihren Augen spiegelte sich jede Aufwallung von Zorn, wie bei Savi. »Wir haben Savis Leuten erklärt, sie würden für ein paar tausend Jahre in der Neutrinoschleife gespeichert, während wir auf der Erde aufräumen«, sagte sie leise. »Sie dachten, wir meinten die noch immer allgegenwärtigen RNA-Konstrukte aus den Zeiten des Wahnsinns – Dinosaurier, Terrorvögel, Zykadeenwälder –, aber uns ging es auch um solche Kleinigkeiten wie die Voynixe, Setebos, die Hexe in ihrer Stadt oben im Orbit...«

»Aber ihr habt nicht mit den Voynixen aufgeräumt«, unterbrach sie Harman. »Die Wesen wurden aktiviert und haben ihren Dritten Tempel neben der Moschee und dem Felsendom errichtet...«

»Wir konnten sie nicht eliminieren«, sagte Moira, »aber wir haben sie umprogrammiert. Dein Volk kannte sie vierzehnhundert Jahre lang als Diener.«

»Bis sie uns abzuschlachten begannen«, erwiderte Harman. Er richtete seinen Blick auf Prospero. »Das fing an, nachdem du Daeman und mir gezeigt hattest, wie man die Orbitalstadt zerstören konnte, in der du mit Caliban... eingesperrt warst. Alles nur, um ein einziges Hologramm von dir zurückzuholen, Prospero?«

»Eher das Gegenstück eines Frontallappens«, sagte der Zauberer. »Und die Voynixe wären auch aktiviert worden, wenn ihr die Kontrollelemente in meiner Stadt im Ä-Ring nicht zerstört hättet.«

»Weshalb?«

»Setebos«, sagte Prospero. »Die anderthalb Jahrtausende, in denen er auf alternativen Erden und dem terraformierten Mars festgehalten und gefüttert wurde und nicht zur Erde zurückdurfte, waren um. Als der Vielarmige das erste Bran-Loch öffnete, um die Luft dieser Erde zu schnuppern, reagierten die Voynixe ihrer Programmierung entsprechend.«

»Ihrer dreitausend Jahre alten Programmierung entsprechend«, sagte Harman. »Die Altmenschen meines Volkes sind nicht alle jüdischer Abstammung wie Savis Volk.«

Prospero zuckte die Achseln. »Das wissen die Voynixe aber nicht. Zu Savis Zeit waren alle Menschen Juden, ergo sind... für

den schwachen Geist aller Voynixe... alle Menschen Juden. Wenn A gleich B ist und B gleich C, dann ist A gleich C. Wenn Kreta eine Insel ist und England eine Insel ist, dann...«

»... ist Kreta England«, beendete Harman den Satz. »Aber das Rubikon-Virus kam *nicht* aus einem Labor in Israel. Das ist nur eine weitere antisemitische Legende wie die, Juden hätten Ritualmorde an christlichen Kindern begangen.«

»Da hast du vollkommen Recht«, sagte Prospero. »Das Rubikon war in der Tat der einzige große wissenschaftliche Beitrag der islamischen Welt in einer zweitausendjährigen Periode der Dunkelheit.«

»Elf Milliarden Tote«, sagte Harman mit bebender Stimme. »Siebenundneunzig Prozent der Erdbevölkerung ausgelöscht.«

Prospero zuckte erneut die Achseln. »Es war ein langer Krieg.«

Harman lachte erneut. »Und das Virus hat fast jeden erwischt, außer denen, die es eigentlich töten sollte.«

»Israelische Wissenschaftler hatten damals bereits lange Erfahrungen mit nanotechnischer Genmanipulation«, erwiderte der Magus. »Ihnen war klar, dass sie die DNA ihrer Bevölkerung sofort immunisieren mussten, sonst wäre es zu spät gewesen.«

»Sie hätten das Gegenmittel weitergeben können«, meinte Harman.

»Sie haben es versucht. Die Zeit war zu knapp. Allerdings wurde eure DNA... gespeichert.«

»Aber das Globale Kalifat hat die Zeitreise nicht erfunden.« Harman war nicht hundertprozentig sicher, ob das eine Frage oder eine Feststellung war.

»Nein«, stimmte ihm Prospero zu. »Ein französischer Wissenschaftler hat die erste funktionierende Zeitblase entwickelt...«

»Henri Rees Delacourte«, murmelte Harman, der sich erinnerte.

»... um ins Jahr 1478 nach Christus zurückzureisen und ein seltsames und interessantes Manuskript zu untersuchen, das Rudolph II., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, 1586 erstanden hatte«, fuhr Prospero fort, ohne eine Pause zu machen. »Es schien eine ziemlich einfache kleine Reise zu sein. Aber wie wir heute wissen, war das in einer seltsamen, kodierte Sprache verfasste und mit wundervollen Zeichnungen nichtterrestrischer Pflanzen, Sternensysteme und nackter menschlicher Figuren geschmückte Manuskript ein Schwindel. Und Doktor Delacourte und seine Heimatstadt zahlten einen hohen Preis für die Reise, als das schwarze Loch, das sein Team als Energiequelle benutzte, dem Sicherheitskraftfeld entkam.«

»Aber die Franzosen und die Neue Europäische Union gaben die Entwürfe ans Kalifat weiter«, sagte Harman. »Warum?«

Prospero hob seine alte, von Adern gesprenkelte Hand, fast so, als wollte er einen Segen erteilen. »Die palästinensischen Wissenschaftler waren ihre Freunde.«

»Ich frage mich, ob jener Antiquar vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, Wilfrid Voynich, sich hätte träumen lassen, dass eine Gattung sich selbst reproduzierender Monster nach ihm benannt werden würde«, sagte Harman.

»Nur wenige von uns können sich erträumen, was unser wahres Vermächtnis sein wird«, sagte Prospero, die Hände noch immer wie zur Segnung erhoben.

Moira seufzte. »Seid ihr beiden nun fertig mit eurer kleinen Reise in die Vergangenheit?«

Harman sah sie an.

»Und du, mein Möchtegern-Prometheus... dir hängt da unten was raus. Wenn dein Einauge mit mir ein Wettstarren veranstalten will, hast du gewonnen. Ich habe zuerst gezwinkert.«

Harman schaute nach unten. Sein Morgenmantel hatte sich während des Gesprächs geöffnet. Er band ihn rasch zu.

»In der nächsten Stunde überqueren wir die Pyrenäen«, sagte Moira. »Jetzt, wo Harman auch noch etwas anderes im Kopf hat als ein Freudenthermometer, gibt es einiges zu besprechen... und zu entscheiden. Ich schlage vor, Prometheus geht hinauf, duscht und zieht sich an. Großvater hier kann ein Nickerchen machen. Ich räume das Frühstücksgeschirr weg.«

65

Achilles zieht die Möglichkeit in Betracht, dass er einen Fehler begangen hat, als er Zeus dazu brachte, ihn in die tiefste, dunkelste Grube der Höllenwelt des Tartaros zu verbannen, obwohl es ihm zu dem Zeitpunkt eine gute Idee erschienen war.

Erstens kann Achilles die Luft hier nicht richtig atmen. Während die Quantensingularität seines Schicksals, von Paris' Hand zu sterben, ihn theoretisch vor dem Tode bewahrt, schützt sie

ihn nicht davor, mit rasselndem, pfeifendem Atem auf dem lavaheißen schwarzen Stein zusammenzubrechen, während die methangeschwängerte Luft seine Lungen verschmutzt und verätzt. Es ist, als würde er versuchen, Säure zu atmen.

Zweitens ist dieser Tartaros ein grässlicher Ort. Der schreckliche Luftdruck – er entspricht dem in einer Wassertiefe von siebenzig Metern auf der Erde – lastet schwer auf jedem Quadratzentimeter von Achilles' schmerzendem Leib. Die Hitze ist furchtbar. Sie hätte jeden reinen Sterblichen längst getötet, selbst solche Helden wie Diomedes oder Odysseus, aber auch der Halbgott Achilles leidet unter ihr; seine Haut ist rot und weiß gefleckt, und wo sie freiliegt, bilden sich überall Blasen und Geschwüre.

Schließlich ist er blind und so gut wie taub. Der diffuse rötliche Lichtschein ist nicht hell genug, als dass er etwas sehen könnte. Der Druck ist so gewaltig, die Atmosphäre und die Wolkendecke sind so dick, dass nicht einmal das schwache Licht der allgegenwärtigen, vulkanischen roten Glut gegen die wabernde Atmosphäre, Dämpfe aus aktiven vulkanischen Schloten und den fortwährend wie ein Vorhang fallenden sauren Regen ankommt. Die dicke, überhitzte Atmosphäre drückt auf die Trommelfelle des fußschnellen Männertöters, bis ihm die Geräusche, die er ausmachen kann, wie mächtige, gedämpfte Trommelschläge und schwere Schritte erscheinen – dumpf dröhnende Laute, die zum schmerzhaften Pochen seines vom Druck zusammengequetschten Schädels passen.

Achilles langt unter seine Lederrüstung und berührt die kleine mechanische Bake, die Hephaistos ihm gegeben hat. Er fühlt, wie sie pulsiert. Wenigstens ist sie nicht unter dem schreckli-

chen Druck implodiert, der auf Achilles' Trommelfellen und Augen lastet.

Manchmal erahnt Achilles in dem schrecklichen Halbdunkel Bewegungen großer Gestalten, aber selbst wenn das vulkanische Glühen am rotesten ist, kann er nicht erkennen, wer oder was da in seiner Nähe vorbeikommt. Er spürt, dass die Gestalten viel zu groß für Menschen sind und auch zu seltsame Formen haben. Was auch immer sie sein mögen, die Wesen haben ihn bisher ignoriert.

Der fußschnelle Achilles, Sohn des Peleus, Führer der Myrmidonen und edelster Held des trojanischen Krieges, Halbgott in seinem schrecklichen Zorn, liegt lang ausgestreckt, mit gespreizten Armen und Beinen, auf einem pulsierend-heißen vulkanischen Steinbrocken, geblendet und taub, und braucht all seine Kraft, um einfach nur zu atmen.

Vielleicht, denkt er, hätte ich mir einen anderen Plan ausdenken sollen, um Zeus zu besiegen und meine geliebte Penthesilea wieder zum Leben zu erwecken.

Schon bei diesem ganz kurzen Gedanken an Penthesilea möchte er weinen wie ein Kind – aber nicht wie ein kleiner Achilles, denn der hat nie geweint. Kein einziges Mal. Der Kentaure Chiron hat ihm beigebracht, seine Gefühle nicht zu zeigen, abgesehen von Wut, Zorn, Eifersucht und Hunger, Durst und Sex natürlich, denn die waren im Leben eines Kriegers wichtig; aber aus Liebe weinen? Bei dieser Vorstellung hätte der edle Chiron sein raues Kentaurenlachen gebellt und dem jungen Achilles dann mit seinem schweren Lehrerstock eins übergezogen. »Liebe ist nichts anderes als missverstandene

Lust«, hätte Chiron gesagt – und dem siebenjährigen Achilles noch einmal einen kräftigen Hieb an die Schläfe versetzt.

Achilles möchte hier in dieser Hölle, in der er nicht atmen kann, umso mehr weinen, weil er irgendwo tief unter seinen stürmischen Gefühlen weiß, dass er sich nicht das Geringste aus der toten Amazonen-Fotze macht – bei allen Göttern, sie ist mit einem beschissenen vergifteten Speer auf ihn losgegangen – und es normalerweise höchstens bedauern würde, dass die Hündin und ihr Pferd nicht schneller gestorben sind. Aber hier ist er, er erträgt diese Hölle und legt sich mit Vater Zeus persönlich an, nur um zu erreichen, dass die Frau wiedergeboren wird – alles wegen irgendwelcher Chemikalien, die diese göttliche Fickritze Aphrodite über die stinkende Amazone gegossen hat.

Drei riesige Gestalten zeichnen sich im Nebel ab. Sie sind so nah, dass Achilles' überanstrengte, mit Tränen gefüllte Augen sie als Frauen identifizieren können – wenn Frauen zehn Meter groß wären. Ihre Titten sind größer als sein Rumpf, ihre nackten Leiber mit vielen bunten Farben bemalt, die selbst durch den roten Filter dieses vulkanischen Halbdunkels leuchten. Ihre Gesichter sind lang und unglaublich hässlich. Ihre Haare winden sich entweder wie Schlangen in der überhitzten Luft, oder sie *sind* ein Gewirr von Schlangen. Ihre Stimmen sind nur deswegen deutlich zu hören, weil die dröhnenden Silben unerträglich viel lauter sind als der dröhnende Hintergrundlärm.

»Schwester Ione«, dröhnt die erste Gestalt, die im Halbdunkel über ihm aufragt, »kannst du erkennen, was das ist, was da mit ausgebreiteten Armen und Beinen wie ein Seestern auf diesem Felsen liegt?«

»Schwester Asia«, antwortet die zweite riesige Gestalt, »ich würde sagen, es ist ein männliches Exemplar eines Sterblichen, wenn Sterbliche an diesen Ort kommen oder hier überleben könnten, was beides unmöglich ist. Und wenn ich sehen könnte, ob es männlich ist, was ich nicht kann, weil es auf dem Bauch liegt. Es hat aber wirklich hübsches Haar.«

»Okeanidenschwestern«, sagt die dritte Gestalt, »sehen wir mal nach, welches Geschlecht dieser Seestern hat.«

Eine riesige Hand packt Achilles grob und rollt ihn herum. Finger von den Ausmaßen seiner Schenkel reißen ihm die Rüstung vom Leib, nehmen ihm den Gürtel ab und rollen seinen Lendenschurz herunter.

»Ist es männlich?«, fragt die erste Gestalt, die von ihrer Schwester Asia genannt worden ist.

»Wenn man es so nennen möchte, wo es so wenig aufzuweisen hat«, erwidert die dritte Gestalt.

»Was immer es sein mag, es ist gefallen und besiegt«, sagt die Riesin namens Ione.

Auf einmal regen sich große Gestalten im Halbdunkel, die Achilles für aufragende Felsenspitzen gehalten hat, schwanken hin und her und wiederholen mit nichtmenschlichen Stimmen: »Gefallen und besiegt!«

Und von unsichtbaren Stimmen weiter weg in der rötlichen Nacht kommt ein weiteres Echo: »Gefallen und besiegt!«

Was die Namen betrifft, geht ihm endlich ein Licht auf. Chiron hat den jungen Achilles in seiner Mythologie unterrichtet, ebenso in seiner Theologie zu Ehren der lebenden und anwesenden Götter. Asia und Ione waren Okeaniden – Töchter von Okeanos –, und ihre dritte Schwester war Panthea... Angehöri-

ge der zweiten Generation der nach der ursprünglichen Vereinigung von Erde und Gaia geborenen Titanen, die in den alten Zeiten zusammen mit Gaia Himmel und Erde regiert hatten, bevor ihr Nachkomme der dritten Generation, Zeus, sie besiegt und allesamt in den Tartaros geworfen hatte. Als einzigem der Titanen hatte er Okeanos ein angenehmeres, freundlicheres Exil vergönnt: Er hatte ihn in eine Dimensionsschicht unter der Quantenhülle der Ilium-Erde gesperrt. Okeanos konnte von den Göttern besucht werden, aber seine Nachkommen waren in den stinkenden Tartaros verbannt worden: Asia, Ione, Panthea und alle anderen Titanen, auch Okeanos' Bruder Kronos, Zeus' Vater, Okeanos' Schwester Rhea, Zeus' Mutter, und Okeanos' drei Töchter. Alle anderen männlichen Nachkommen, die aus der Vereinigung von Erde und Gaia hervorgingen – Koios, Krios, Hyperion und Iapetos – waren ebenso wie die anderen Töchter – Theia, Themis, Mnemosyne, die goldumkränzte Phoibe und die süße Tethys – nach Zeus' Jahrtausende zurückliegendem Sieg auf dem Olympos ebenfalls hierher in den Tartaros verbannt worden.

An all dies erinnert sich Achilles von seinen Lektionen zu Chirons Hufen. *Das nützt mir wirklich verdammt viel*, denkt er.

»Spricht es?«, dröhnt Panthea. Ihre Stimme klingt überrascht.

»Es quiekt«, sagt Ione.

Die drei riesigen Okeaniden beugen sich tiefer herab, um Achilles' Verständigungsbemühungen zu lauschen. Jeder Versuch ist schrecklich schmerzhaft für den Männertöter, weil er dazu einatmen und die schädliche Atmosphäre benutzen muss. Ein Beobachter hätte aus den daraus resultierenden Lauten korrekterweise geschlossen, dass die suppendicke Tartaros-

Atmosphäre neben Kohlendioxid, Methan und Ammoniak auch eine ungewöhnliche Menge Helium enthält.

»Es klingt wie eine zerquetschte Maus«, lacht Asia.

»Aber sein Quieken hört sich andeutungsweise so an, als würde eine zerquetschte Maus eine Kultursprache zu sprechen versuchen«, dröhnt Ione.

»Mit einem schrecklichen Dialekt«, stimmt Panthea zu.

»Wir müssen ihn zum Demogorgon bringen.« Asia beugt sich noch näher zu ihm.

Zwei riesige Hände heben Achilles grob hoch, wobei die riesigen Finger den größten Teil des Ammoniaks, Methans, Kohlendioxids und Heliums aus seinen schmerzenden Lungen pressen. Jetzt hat der Held der Argeier den Mund weit aufgerissen und schnappt nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

»Der Demogorgon wird dieses seltsame Geschöpf sehen wollen«, pflichtet Ione ihr bei. »Trage ihn, Schwester, bring ihn zum Demogorgon.«

»Bring ihn zum Demogorgon!!«, wiederholen die riesigen, insektoiden Gestalten, die den drei Riesinnen folgen.

»Bring ihn zum Demogorgon!!«, ertönt das Echo größerer, weniger vertrauter Gestalten, die ihnen in größerem Abstand folgen.

Die *Eiffelbahn* endete am vierzigsten Breitengrad, an jener Küste, an der früher einmal ein Staat namens Portugal gelegen hatte, unmittelbar südlich von Figueira da Foz. Harman wusste, dass nur ein paar hundert Kilometer südöstlich die modulierten Kraftfeldschablonen namens »Hände des Herkules« den atlantischen Ozean aus dem trockenen Mittelmeerbecken fern hielten, und wusste genau, warum die Nachmenschen das Becken trockengelegt und wozu sie es fast zwei Jahrtausende lang benutzt hatten. Er wusste, dass nur ein paar hundert Kilometer nordöstlich von diesen *Eiffelbahn*-Endstation ein kreisförmiges Gelände von hundert Kilometern Durchmesser zu Glas verschmolzen war, wo vor dreitausendzweihundert Jahren das Globale Kalifat die Entscheidungsschlacht mit der N.E.U. ausgetragen hatte – mehr als drei Millionen Proto-Voynixe waren über zweihunderttausend todgeweihte menschliche Panzergrenadierritter hinweggefegt. Harman wusste, dass...

Er wusste, dass er alles in allem zu viel wusste. Und zu wenig verstand.

Die drei – Moira, das materialisierte Prospero-Hologramm und Harman, der immer noch von den schlimmsten Kopfschmerzen seines Lebens geplagt wurde – standen auf der obersten Plattform des letzten *Eiffelbahn*-Turms. Harman hatte seine Seilbahnfahrt hinter sich – vielleicht für immer.

Hinter ihnen lagen die grünen Hügel des ehemaligen Portugal. Vor ihnen lag der Atlantik; der Bruch setzte die Linie der *Eiffelbahn*-Route genau in westlicher Richtung fort. Es war ein herrlicher Tag – optimale Temperaturen, milde Brisen, keine

Wolke am Himmel –, und das Sonnenlicht wurde vom Grün auf den Klippen, dem weißen Sand und den weiten blauen Flächen beiderseits der Kerbe des atlantischen Bruchs reflektiert. Obwohl Harman wusste, dass er selbst vom höchsten Punkt des *Eiffelbahn*-Turms aus nur rund hundert Kilometer weit nach Westen schauen konnte, hatte er das Gefühl, dass die Sicht tausend Kilometer weit reichte. Der Bruch begann als achtzig Meter breite Straße mit niedrigen blaugrünen Schutzwällen zu beiden Seiten, erstreckte sich dann jedoch in die Ferne, bis sie nur noch eine schwarze Linie war, die den fernen Horizont kreuzte.

»Ihr erwartet doch nicht allen Ernstes von mir, dass ich zu Fuß nach Nordamerika laufe«, sagte Harman.

»Wir erwarten allen Ernstes, dass du es versuchst«, gab Prospero zurück.

»Warum?«

Weder der Nachmensch noch der Nichtmensch antwortete ihm. Moira führte sie die Treppe hinunter zur tiefer gelegenen Fahrstuhl-Plattform. Sie hatte einen Rucksack und einige andere Ausrüstungsgegenstände für Harmans Fußmarsch dabei. Die Fahrstuhltüren öffneten sich, und sie betraten das käfigartige Gebilde und fuhren summend abwärts, vorbei an eisernem Gitterwerk.

»Ich werde dich ein, zwei Tage begleiten«, erklärte Moira.

Harman war überrascht. »Wirklich? Warum?«

»Ich dachte, du hättest vielleicht gern Gesellschaft.«

Darauf wusste Harman nichts zu erwidern. Als sie auf die grasbewachsene Felsplatte unter dem *Eiffelbahn*-Turm hinaustraten, sagte er: »Wisst ihr, nur ein paar hundert Kilometer sü-

döstlich von uns, im Mittelmeerbecken, gibt es ein Dutzend Depots der Nachmenschen, von denen Savi keine Ahnung hatte. Sie wusste über Atlantis und die Drei-Stühle-Methode der Blitzfahrt zu den Ringen Bescheid, aber das war mehr oder weniger ein grausamer Nachmenschen-Scherz – von den Sonies und den Frachtschiffen in den anderen Stasis-Blasen wusste sie nichts. Zumindest waren diese Stasis-Blasen *früher einmal* dort...«

»Sie sind immer noch da«, sagte Prospero.

Harman wandte sich an Moira. »Also gut. Geh mit mir ein paar Tage zum Becken, statt mich auf einen dreimonatigen Fußmarsch über den Meeresboden zu schicken... einen Fußmarsch, den ich wahrscheinlich nie beenden werde. Dann fliegen wir mit einem Sonie nach Ardis oder mit einer der Raumfähren zu den Ringen hinauf, damit sie die Energieversorgung und die Faxknoten-Verbindungen wieder aktivieren.«

Moira schüttelte den Kopf. »Ich versichere dir, mein junger Prometheus, du willst nicht zum Mittelmeerbecken gehen.«

»Dort laufen fast eine Million *Calibani* frei herum«, ergänzte Prospero. »Früher konnten sie nicht aus dem Becken heraus, aber Setebos hat sie freigelassen. Sie haben die Voynixe abgeschlachtet, die früher Jerusalem bewacht haben, sind über Nordafrika und den Nahen Osten ausgeschwärmt und hätten inzwischen schon einen großen Teil von Europa überschwemmt, wenn Ariel sie nicht aufhalten würde.«

»Ariel!«, rief Harman. Die Vorstellung, wie der winzige... *Luftgeist* einhändig eine Million wild gewordener *Calibani* aufhielt – oder auch nur einen einzigen –, war vollkommen absurd.

»Ariel hat mehr Mittel zur Verfügung, als deine Philosophie sich träumt, Harman, Freund von Noman«, sagte Prospero.

»Hmm.« Harman war nicht überzeugt. Sie gingen zum Rand der grasbewachsenen Klippe. Ein schmaler Pfad führte in Serpentin zum Strand hinab. Aus dieser Nähe sah der atlantische Bruch viel realer und seltsam furchteinflößend aus. Wellen plätscherten zu beiden Seiten des unmöglichen, aus dem Ozean geschnittenen Segments an den Strand. »Prospero«, sagte Harman, »du hast die *Calibani* erschaffen, um der Voynix-Gefahr entgegenzutreten. Weshalb lässt du zu, dass sie frei umherstreifen?«

»Ich habe sie nicht mehr unter Kontrolle«, sagte der alte Magus.

»Seit Setebos gekommen ist?«

Der Zauberer lächelte. »Ich habe die Macht über die *Calibani* – und über Caliban selbst – schon viele hundert Jahre vor Setebos verloren.«

»Weshalb hast du die verdammten Wesen überhaupt erschaffen?«

»Aus Sicherheitsgründen.« Prospero lächelte erneut über die Ironie des Wortes.

»Wir... die Nachmenschen«, sagte Moira, »haben Prospero und seine... Gefährtin gebeten, eine Gattung von Wesen zu erschaffen, die wild genug waren, um zu verhindern, dass die sich reproduzierenden Voynixe ins Mittelmeerbecken strömten und unsere dortigen Operationen bedrohten. Du musst wissen, wir haben im Becken...«

»... Nahrungsmittel, Baumwolle, Tee und andere Materialien angebaut, die ihr auf den Orbitalinseln brauchtet«, beendete

Harman den Satz. »Ich weiß.« Er hielt inne und dachte darüber nach, was Moira gerade gesagt hatte. »*Gefährtin?* Meinst du Ariel?«

»Nein, nicht Ariel. Vor eintausendfünfhundert Jahren war das Geschöpf, das wir Sycorax nennen, noch nicht...«

»Das reicht jetzt«, fiel ihr Prospero ins Wort. Das Hologramm klang tatsächlich verlegen.

Harman wollte es nicht dabei bewenden lassen. »Aber was du uns vor einem Jahr erzählt hast, stimmt, nicht wahr?«, fragte er den Magier. »Calibans Mutter war Sycorax, und sein Vater war Setebos... oder war das auch eine Lüge?«

»Nein, nein«, sagte Prospero. »Caliban ist eine Kreatur, die ein Monster mit der Hexe gezeugt hat.«

»Es würde mich interessieren, wie ein riesiges Gehirn von der Größe eines Lagerhauses mit Dutzenden von Händen, die größer sind als ich, sich mit einer Hexe von menschlicher Größe paart«, sagte Harman.

»Äußerst behutsam«, sagte Moira – ziemlich vorhersehbar, wie Harman fand. Die Frau, die wie die junge Savi aussah, zeigte zum Bruch. »Wollen wir uns auf den Weg machen?«

»Nur noch eine Frage an Prospero«, sagte Harman, doch als er sich umdrehte, um mit dem Zauberer zu sprechen, war dieser fort. »Verdammt. Ich kann es nicht leiden, wenn er das tut.«

»Er hat woanders etwas zu erledigen.«

»Ja, das glaube ich gern. Aber ich wollte ihn ein letztes Mal fragen, warum er mich in den atlantischen Bruch schickt. Es ergibt keinen Sinn. Ich werde da draußen sterben. Ich meine, es gibt dort nichts zu essen...«

»Ich habe dir ein Dutzend Nahrungsriegel eingepackt«, sagte Moira.

Harman musste lachen. »In Ordnung... nach zwölf Tagen gibt es dort nichts mehr zu essen. Und kein Wasser...«

Moira zog ein weiches, gebogenes, fast flaches Gebilde aus dem Rucksack. Das Ding hatte große Ähnlichkeit mit einem der Weinschläuche aus dem Turin-Drama – aber mit einem, der so gut wie leer war. Ein dünner Schlauch ragte heraus. Sie gab es Harman, und er bemerkte, wie kühl es sich anfühlte.

»Ein Hydrator«, erklärte Moira. »Er sammelt und filtert schon geringste Spuren von Luftfeuchtigkeit. Wenn du deine Thermohaut trägst, sammelt er deinen Schweiß und die Luft, die du ausatmest, reinigt beides und liefert dir auf diese Weise Trinkwasser. Du wirst da draußen nicht verdursten.«

»Ich habe meine Thermohaut nicht dabei«, sagte Harman.

»Ich habe sie dir eingepackt. Du wirst sie für die Jagd brauchen.«

»Die Jagd?«

»Fischen ist vielleicht ein besserer Ausdruck. Du kannst dich jederzeit durch die Kraftfelder zwängen, die das Wasser zurückhalten, und Fische unter Wasser töten. Du warst schon einmal in deiner Thermohaut unter Wasser – oben auf Prosperos Insel, vor zehn Monaten –, also weißt du, dass die Haut dich vor dem Druck schützt und die Osmosemaske dir das Atmen ermöglicht.«

»Was soll ich als Köder benutzen, um diese Fische zu fangen?«

Moira warf ihm Savis schnelles Lächeln zu. »Für Haie, Killerwale und viele andere Bewohner der Tiefsee da draußen wird dein eigener Körper durchaus reichen, mein Prometheus.«

Harman fand das nicht komisch. »Und womit soll ich die Haie, Killerwale und anderen Bewohner der Tiefsee töten, die ich möglicherweise verspeisen will... mit unanständigen Ausdrücken?«

Moira zog eine Faustfeuerwaffe aus dem Rucksack und reichte sie ihm.

Sie war schwarz – dunkler, gedrungener und weitaus weniger elegant als die Flechette-Waffen, die er gewohnt war – und schwerer. Aber der Griff, der Lauf und der Abzug waren ganz ähnlich.

»Diese Waffe verschießt Kugeln, keine Glaspfeile«, erklärte Moira. »Sie arbeitet mit Sprengladungen statt mit Gasdruck wie die Waffen, die du bisher benutzt hast... aber das Prinzip ist natürlich dasselbe. In deinem Rucksack sind drei Schachteln Munition... sechshundert Patronen selbstkavitierende Munition. Das bedeutet, dass jede Kugel unter Wasser vor sich ihr eigenes Vakuum erzeugt. Sie hat mehr Rückstoß als Flechette-Waffen und ist viel lauter, aber daran wirst du dich gewöhnen.«

Harman wog das Tötungsgerät ein paarmal in der Hand, richtete es aufs ferne Meer, vergewisserte sich, dass es gesichert war und steckte es wieder in seinen Rucksack. Er würde es später testen – sobald er draußen im Bruch war. »Ich wünschte, wir könnten ein paar Dutzend dieser Waffen nach Ardis bringen«, sagte er leise.

»Du kannst ihnen diese geben«, sagte Moira.

Harman ballte die rechte Hand zur Faust. Er wirbelte zu Moira herum. »Das sind über dreitausend Kilometer«, sagte er grimmig. »Ich weiß nicht, wie viele Kilometer ich pro Tag schaffe, selbst wenn ich diese gottverdammten Fische fange und dein Hydrator-Ding nicht den Geist aufgibt. Dreißig Kilometer pro Tag? Vierzig? Dann würde ich schon allein hundert Tage bis zur nordamerikanischen Ostküste brauchen. Aber auch nur, wenn das Gelände im Bruch *eben* ist... und ich schaue mir gerade die Karten auf Proxnet und Farnet an. Da draußen gibt es verdammte *Gebirgsketten*! Und Schluchten, die tiefer sind als der Grand Canyon! Felsbrocken, Gesteinsspalten, riesige Furchen, wo die Kontinentaldrift ganze Landmassen über den Meeresboden geschleift hat, und noch größere Lücken, wo die Plattentektonik den Meeresboden aufgerissen und Lavaeruptionen ausgelöst hat. Dieser Meeresboden erschafft sich in einem fort neu – er ist *größer, rauer und felsiger* als früher. Ich werde ein Jahr brauchen, um auf die andere Seite zu kommen, und wenn ich dort bin, habe ich bis Ardis weitere anderthalbtausend Kilometer vor mir – und zwar durch Wälder und Berge, in denen es von Dinosauriern, Säbelzahnkatzen und Voynixen wimmelt. Du und diese mutierte Cyberspace-Figur, ihr könnt quantenteleportieren, wohin ihr wollt – und ihr könntet mich mitnehmen. Ihr könntet auch ein Sonie aus einem eurer nachmenschlichen Verstecke, in denen ihr eure Spielsachen untergebracht habt, herkommen lassen, dann wäre ich in ein paar Stunden oder sogar noch schneller daheim, um Ada zu helfen. Stattdessen schickt ihr mich da draußen in den Tod. Und selbst wenn ich überlebe, wird es viele Monate dauern, bis ich nach Ardis komme, und bis dahin sind Ada und alle, die ich kenne, wahrscheinlich längst tot – dieser Setebos-Brut, den Voynixen,

dem Winter oder dem Hunger zum Opfer gefallen. Weshalb tut ihr mir das an?»

Moira hielt seinem wütenden Blick stand. »Hat Prospero mit dir schon einmal über die Prädikatoren der Logosphäre gesprochen?«, fragte sie leise.

»Prädikatoren?«, wiederholte Harman einfältig. Er spürte, wie das Adrenalin in seinem Körper abzulaufen begann und sich in Verzweiflung verwandelte. Nicht mehr lange, dann würden seine Hände zittern. »Nein.«

»Sie sind ebenso einmalig – und oftmals ebenso gefährlich – wie Prospero selbst. Manchmal vertraut er ihnen. Manchmal nicht. In diesem Fall hat er ihnen dein Leben und vielleicht auch die Zukunft deiner Gattung anvertraut.«

Moira holte ihren Hydrator aus dem Rucksack, hängte ihn sich über den Rücken und führte den biegsamen Trinkschlauch an ihrer Wange entlang. Sie machte sich daran, den steilen Pfad zum Strand hinunterzusteigen.

Harman blieb noch einen Moment oben auf der Klippe. Er schulterte den Rucksack, beschirmte die Augen und schaute durch das grelle Morgenlicht zu dem schwarzen *Eiffelbahn*-Turm zurück, der vor dem blauen Himmel aufragte. Die Drahtseile der Gondel verliefen nach Osten. Von seinem gegenwärtigen Standort aus konnte er den nächsten Turm nicht sehen.

Er drehte sich um und schaute nach Westen. Große weiße Vögel und kleinere weiße Vögel – Möwen und Seeschwalben, erklärte ihm sein Protein-DNA-Speicher – kreisten kreischend über dem trägen blauen Meer. Der atlantische Bruch blieb ein verblüffendes Ding der Unmöglichkeit, und nachdem Moira nun die Hälfte der Strecke nach unten zurückgelegt hatte, wur-

den die wahren Dimensionen seiner achtzig Meter breiten Spalte deutlich.

Seufzend zurrte Harman die Rucksackgurte fester – er spürte bereits, wie der Schweiß seinen Kittel an den Stellen durchnässte, wo die Baumwolle des kleinen Rucksacks auflag – und folgte Moira den Pfad hinunter zum Strand und zum Meer.

67

Eine Menge Dinge geschahen zugleich.

Die *Queen Mab* – alle dreihundertvierzig Meter – setzte zu ihrem Aerobremssmanöver an, das sie bis auf ein paar Kilometer über der Erdoberfläche hinunterführen würde. Die gebogene Schubplatte des Schiffes war über ihr Hinterteil drapiert, und sowohl das Schiff selbst als auch diese Untertasse waren von Flammen und dahinschießendem Plasma umschlossen.

In Höhe des Ionensturms, der um das bremsende Raumschiff tobte, klinkte Suma IV. das Landeboot aus.

Wie bei dem Raumschiff, das Mahnmut und Orphu anfangs zum Mars gebracht hatte, war auch diesmal niemand dazugekommen, dem Landeboot einen Namen zu geben – in ihren Gesprächen per Maser und Engstrahl blieb es einfach »das Landeboot«. Aber die *Dark Lady* war sicher in seinem Laderaum verstaut, und Mahnmut bekam das eingehende Bildmaterial der Landeboot-Kamera wie auch der *Queen Mab* in seine Milieu-Kontrollkabine überspielt, während das von einer Tarnhülle umgebene Ovoid des Landebootes von dem flammenumhüllten

größeren Schiff wegschoss, zunächst mit fünffacher Schallgeschwindigkeit durch die obere Atmosphäre wirbelte und bei Mach drei dann schließlich ihre Hochgeschwindigkeits-Stummelflügel ausfuhr.

Ursprünglich hatte General Beh bin Adee mit dem Erkundungs-Landeboot zur Erde hinuntergehen wollen, doch weil das Rendezvous mit dem Asteroiden der Stimme eine aktuellere Gefahr darstellte, hatten sich alle Hauptintegratoren dafür ausgesprochen, dass der General an Bord der *Mab* blieb. Zenturio Mep Ahoo saß auf dem Notsitz des Passagier- bzw. Frachtabteils hinter dem transparenten Hauptkontrollraum im oberen Teil des Bootes, hinter ihm – in Netzsitze geschnallt, schwere Energiewaffen aufrecht zwischen den mit schwarzen Widerhaken versehenen Knien – sein Kommando: fünfundzwanzig Steince-Gürtel-Soldaten, die auf der *Queen Mab* erst vor kurzer Zeit aufgetaut und instruiert worden waren.

Suma IV. war ein ausgezeichnete Pilot. Mahnmüt konnte nicht umhin zu bewundern, wie der Ganymeder das Landeboot durch die obere Atmosphäre nach unten lenkte, wobei er die Triebwerke immer nur so kurz einsetzte, dass das Boot wie aus eigener Kraft zu fliegen schien, und er musste lächeln, als er sich an seinen eigenen katastrophalen Sturz mit Orphu durch die Marsatmosphäre erinnerte. Natürlich war sein Schiff damals halb verbrannt und beschädigt gewesen, aber er konnte einem echten Piloten trotzdem Anerkennung zollen, wenn er mit einem flog.

Die Daten und das Radar-Profil sind eindrucksvoll, meldete sich Orphu per Engstrahl aus dem Laderaum. Wie sieht's auf den Bildern aus?

Blau und weiß, sendete Mahnmut. Alles blau und weiß. Noch schöner als auf den Fotos. Die ganze Erde unter uns besteht nur aus Meer.

Wirklich alles? Orphus Stimme klang überrascht, und Mahnmut wurde sich bewusst, wie selten das vorkam.

Alles. Eine Wasserwelt – blaues Meer, eine Million Kräuselungen, die das Sonnenlicht reflektieren, weiße Wolken – Zirruswolken, weitere Kräuselungen in großer Höhe, eine Masse Stratokumuluswolken, die über uns gerade über den Horizont kommen... nein, warte. Es ist ein Hurrikan, Durchmesser mindestens tausend Kilometer. Ich kann sein Auge sehen. Er rotiert – ein weißes, mächtiges Ding. Erstaunlich.

Wir sind genau auf Kurs, sendete Orphu. Wir kommen von der Antarktis herauf und überqueren den Südatlantik in nordöstlicher Richtung.

Die Mab hat die Atmosphäre wieder verlassen und ist jetzt auf der anderen Seite der Erde, berichtete Mahnmut. Die Kommunikationssatelliten, die wir ausgesät haben, arbeiten prima. Die Geschwindigkeit der Mab ist auf fünfzehn Kilometer pro Sekunde gesunken und sinkt weiter. Die Mab steigt wieder zu den Koordinaten im Polarring hinauf und bremst mit dem Ionenantrieb. Die Flugbahn ist gut. Sie ist auf dem Weg zu dem Rendezvous-Punkt, den uns die Stimme genannt hat. Noch hat niemand auf sie geschossen.

Noch besser, sendete Orphu, auch auf uns hat noch niemand geschossen.

Während sie die Wölbung Afrikas überflogen, bremste Suma IV. mit Hilfe des atmosphärischen Luftwiderstands auf unter Schallgeschwindigkeit ab. Ihrem Flugplan zufolge hätten sie über das ausgetrocknete Mittelmeer fliegen und Daten- und Bildmaterial von den seltsamen Konstrukten dort aufzeichnen

sollen, aber jetzt zeigten ihnen die Instrumente, dass über diesem ausgetrockneten Meer ein bis zu vierzigtausend Meter hohes, kuppelförmiges, energiedämpfendes Feld lag. Wenn das Landeboot dort hineinflug, würde es vielleicht abstürzen. Suma IV. befürchtete sogar, dass alle Moravecs an Bord deaktiviert werden könnten. Der Ganymeder bog mit dem Landeboot nach Osten über die Sahara ab und flog in einer weiten Kurve um den südlichen und östlichen Rand des wasserlosen Mittelmeerbeckens herum.

Die Bilder und Daten von der *Queen Mab* strömten weiterhin herein. Eine Vielzahl schneeflockengroßer Relaisatelliten transportierten sie um die Erde, die alle Signale blockierte.

Das große Raumschiff hatte die von der Stimme übermittelten Koordinaten erreicht – einen kleinen, leeren Raumquadranten unmittelbar am Rand des Orbitalrings, rund zweitausend Kilometer von der Asteroidenstadt entfernt, aus der die Botschaften der Stimme gekommen waren. Offenbar wollte die Stimme nicht, dass sich ein von Atombomben angetriebenes Raumschiff ihrer Orbitalen Heimat auf Stoßwellendistanz näherte.

Während das Landeboot seine Echtzeit-Daten zu den Satelliten hinaufschickte, bekam es Informationen auf zwanzig Breitband-Engstrahlkanälen herein: Material von den vielen Kameras und Außensensoren der *Queen Mab*, Kommunikationskanäle von der Brücke der *Mab*, Bodendaten von den diversen Satelliten, die sie ausgesät hatten, und allerlei Material von Odysseus. Die Moravecs hatten nicht nur die Kleidung des Menschen mit Nanokameras und Molekulartransmittern ausgerüstet, sie hatten auch Odysseus selbst während seiner letzten

Schlafperiode leicht sediert und angefangen, ihm zellengroße Bildgeber auf Stirn und Hände zu malen, dann jedoch schockiert festgestellt, dass Odysseus dort bereits Nanokameras in der Haut besaß. Seine Gehörgänge waren ebenfalls modifiziert worden – lange bevor er an Bord der *Queen Mab* gekommen war, wie sie erkannten –, und zwar mit Nanozyten-Empfängern. Die Moravecs modifizierten sie allesamt, sodass sie jedes Bild und jeden Ton zu den Aufzeichnungsgeräten des Schiffes schicken würden. Andere Sensoren waren um seinen Körper herum installiert worden, sodass die Moravecs auch dann weiterhin Daten über seine Umgebung empfangen würden, wenn Odysseus während des bevorstehenden Rendezvous starb.

In diesem Moment stand Odysseus zusammen mit Hauptintegrator Asteague/Che, Retrograde Sinopessen, Navigator Cho Li, General Beh bin Adee und den anderen hochrangigen Moravecs auf der Brücke.

Auf einmal spitzten Orphu und Mahnmüt die Ohren: Die *Queen Mab* übertrug Echtzeitdaten aus der Funkanlage des Schiffes.

»Wir empfangen gerade eine Maser-Botschaft«, sagte Cho Li.

»*SCHICKT ODYSSEUS ALLEIN HERÜBER*«, ertönte die erotische weibliche Stimme aus der Asteroidenstadt. »*BENUTZT EINE UNBEWAFFNETE RAUMFÄHRE. WENN ICH WAFFEN AN BORD SEINES SCHIFFES ENTDECKE ODER WENN IHN IRGENDJEMAND BEGLEITET – SEI ES EIN ORGANISCHES WESEN ODER EIN ROBOTER –, WERDE ICH EUER RAUMSCHIFF ZERSTÖREN.*«

»Die Sache wird langsam interessant«, sagte Orphu von Io auf dem gemeinsamen Kanal des Landeboots.

Die Moravecs im Landeboot beobachteten mit nur einer Sekunde Verzögerung, wie Retrograde Sinopessen Odysseus zur Startbucht Nummer acht geleitete. Da alle Hornissen bewaffnet waren, würde nur eine der drei Konstruktionsfähren von Phobos, die noch an Bord der *Queen Mab* waren, den Forderungen der Stimme genügen.

Die Konstruktionsfähre war winzig – ein ferngesteuertes Ovoid, das im Innern kaum Platz genug bot, um einen Menschen hineinzuzuquetschen, ohne Lebenserhaltungssystem, abgesehen von Luftzufuhr und Temperaturregelung –, und als Retrograde Sinopessen dem achäischen Kämpfer half, sich in den mit Kabeln und Schaltungsplatten voll gestopften Raum zu zwängen, fragte der Moravec: »Bist du sicher, dass du das tun willst?«

Odysseus starrte den spinnenartigen Moravec von Amalthea einen langen Moment an. Schließlich sagte er auf Griechisch: »Ich kann nicht ruhn; ich will das Leben trinken bis auf die Hefen! Allzeit viel genossen und viel gelitten hab ich – sei's allein, sei's mit den Freunden! Am Gestad sowohl, als wenn empört die regnichten Hyaden die Woge geißelten! Ich war ein Name!... Ich sah und erfuhr viel; der Menschen Städte, Erdstriche, Sitten, Rat und Regiment! Hinwieder ich auch ward der Welt bekannt, und trank des Kampfes Lust mit den Gefährten, fern auf der lauten Waffenebene Trojas... Wie traurig ist es, endend still zu stehn, dumpf zu verwittern, unnütz einzurosten! Als wäre Atmen Leben! Hundert Leben reichten nicht aus, und wenig nur von einem besitz ich noch! So raub ich jede Stunde dem ewigen Schweigen denn, dass neue Dinge sie mir verkünde!

Schlecht und töricht wär's, für ein paar Sonnen feig mich aufzuspeichern... mach die verdammte Tür zu, Spinnending.«

»Aber das ist...«, begann Orphu von Io.

»Er war in der Bibliothek der *Queen Mab*...«, begann Mahnmut.

»Pst!«, fuhr Suma IV. dazwischen.

Sie sahen zu, wie die Fähre verschlossen wurde. Retrograde Sinopessen blieb in der Fährerbucht; er hielt sich an einer Strebe fest, um nicht in den Raum hinausgewirbelt zu werden, als die Bucht ihre gesamte Atmosphäre entweichen ließ, und dann schwebte die Ovoid-Fähre mit lautlosen Schüben ihrer Peroxid-Triebwerke in den Raum hinaus. Das eiförmige Ding schwankte, stabilisierte sich, richtete die Nase auf die orbitale Asteroidenstadt – aus dieser Entfernung nur ein leuchtender Funke unter vielen tausend anderen P-Ring-Funken – und flog in Richtung der Stimme davon.

»Wir nähern uns Jerusalem«, sagte Suma IV. über Bordfunk.

Mahnmut richtete seine Aufmerksamkeit auf die diversen Videomonitoren und Sensoren des Landeboots.

Sag mir, was du siehst, alter Freund, sendete Orphu per Engstrahl.

In Ordnung... wir sind immer noch über zwanzig Kilometer hoch. Auf dem nicht vergrößerten Bild sehe ich das trockene Mittelmeer ungefähr sechzig bis achtzig Kilometer westlich von uns, es ist ein Flickenteppich aus rotem Gestein, dunklem Erdreich und grünen Feldern, wie es scheint. An der Küste zieht sich der riesige Krater des ehemaligen Gaza-Streifens entlang – eine Art Einschlagkrater, eine halbmondförmige Bucht am trockenen Meer – dann steigt das Gelände an, und dort liegt Jerusalem, in den Bergen, auf einem eigenen Hügel.

Wie sieht es aus?

Lass mich ein bisschen heranzoomen... ja. Suma IV. legt gerade historische Satellitenaufnahmen darüber, und man sieht deutlich, dass die Vororte und neuere Teile der Stadt verschwunden sind... aber die Altstadt, die ummauerte Stadt, ist noch da. Ich sehe das Damaskus-Tor... die Westmauer... den Tempelberg und den Felsendom... und dort ist auch ein neueres Bauwerk, das auf den alten Satellitenfotos nicht zu sehen ist. Etwas Hohes aus vielen Glasfacetten und poliertem Stein. Daraus steigt der blaue Strahl empor.

Ich schaue mir gerade noch einmal die Daten über den blauen Strahl an, sendete Orphu. Eindeutig ein Neutrinostrahl mit einer Tachyonenhülle. Ich habe keine Ahnung, welche Funktion er haben könnte, und das geht unseren besten Wissenschaftlern bestimmt auch nicht anders.

Oh, warte mal kurz.... sendete Mahnmut. Ich habe auf die Altstadt gezoomt, und dort... wimmelt es von Leben.

Menschen?

Nein...

Diese kopflosen, buckligen, halborganischen Roboterwesen?

Nein, sendete Mahnmut per Engstrahl. Würdest du mir wohl gestatten, diese Wesen in meinem eigenen Tempo zu beschreiben?

Entschuldige.

Es sind Tausende – mehr als Tausende – der mit Klauen und Schwimmfüßen ausgestatteten Amphibienwesen, die deiner Ansicht nach wie Caliban aus dem Sturm aussehen.

Was machen sie?, fragte Orphu.

Eigentlich wimmeln sie nur durcheinander, sendete Mahnmut. Nein, warte, da sind Körper in der David-Straße in der Nähe des Jaf-

fa-Tors... weitere Körper in der Tariq el-Wad im alten jüdischen Viertel bei dem Platz an der Westmauer...

Menschliche Körper?

Nein... diese kopflosen, buckligen, halborganischen Roboterwesen. Sie sind ziemlich übel zugerichtet... viele von ihnen sehen aus, als hätte man sie ausgeweidet.

Futter für die Caliban-Monster?, fragte Orphu.

Keine Ahnung.

»Wir werden den blauen Strahl überfliegen«, erklärte Suma IV. über Bordfunk. »Bleibt alle angeschnallt – ich muss ein paar unserer Auslegersensoren in den Strahl bringen.«

Ist das klug?, wollte Mahnmut von Orphu wissen.

Nichts an dieser Expedition zur Erde ist klug, alter Freund. Wir haben keinen Maggid an Bord.

Keinen was?

Maggid. In alter Zeit, lange vor den Kalifatskriegen und dem Rubikon, damals, als die Menschen noch Bärenfelle und T-Shirts trugen, sagten die alten Juden, ein kluger Mensch habe einen Maggid – eine Art spirituellen Berater aus einer anderen Welt.

Vielleicht sind wir die Maggids, sendete Mahnmut. Wir kommen alle aus einer anderen Welt.

Stimmt, sendete Orphu. Aber wir sind nicht sehr klug. Mahnmut, habe ich dir je erzählt, dass ich ein Gnostiker bin?

Buchstabier das.

Orphu von Io tat es.

Was zum Teufel ist ein Gnostiker?, fragte Mahnmut. Er hatte in letzter Zeit mehrere verblüffende neue Seiten seines alten Freundes kennen gelernt – unter anderem, dass er ein Experte

für James Joyce und noch andere Schriftsteller des Untergegangenen Zeitalters außer Proust war –, und er wusste nicht recht, ob er für weitere Enthüllungen bereit war.

Es spielt keine Rolle, was ein Gnostiker ist, sendete Orphu, aber hundert Jahre, bevor die Christen Giordano Bruno in Venedig auf dem Scheiterhaufen verbrannten, haben sie in Mantua einen Gnostiker verbrannt, einen weisen Sufi-Zauberer namens Salomon Molcho. Salomon Molcho lehrte, wenn die Wende käme, würde der Drache ohne Waffen vernichtet, und alles im Himmel und auf Erden würde sich ändern.

»Drachen? Zauberer?«, sagte Mahnmut laut.

»Wie bitte?«, sagte Suma IV. im Cockpit.

»Sag das noch mal«, meldete sich Zenturio Mep Ahoo von seinem Notsitz im Truppentransport-Modul.

»Wiederhol das bitte«, kam die Stimme des Hauptintegrators Asteague/Che mit ihrem britischen Akzent von der *Queen Mab*, und Mahnmut erkannte, dass man im Mutterschiff nicht nur ihre offiziellen Funkbotschaften empfangt, sondern auch ihr Geplauder über Bordfunk mithört. Er hoffte inständig, dass nicht auch ihre Engstrahl-Gespräche angezapft wurden.

Schon gut, sendete Mahnmut. Ich werde dich ein andermal nach dem Drachen und den Zauberern und so weiter fragen.

Über Bordfunk sagte er: »Verzeihung... nichts... ich habe nur laut gedacht.«

»Ich möchte doch um Funkdisziplin bitten«, blaffte Suma IV.

»Jawohl... äh... Sir«, sagte Mahnmut.

Unten im Laderaum rumpelte Orphu von Io im Infraschallbereich.

Odysseus' Konstruktionsfähre näherte sich langsam der hell erleuchteten Glasstadt, die den Asteroiden umschloss. Sensoren der Fähre bestätigten, dass der Asteroid unter ihr annähernd kartoffelförmig war – ungefähr zwanzig Kilometer lang, mit einem Durchmesser von fast elf Kilometern. Jeder Quadratmeter der Nickel-Eisen-Oberfläche des Asteroiden war von der gläsernen Stadt bedeckt, deren Türme und Kuppeln aus Stahl, Glas und Buckykarbon sich bis zu einer maximalen Höhe von einem halben Kilometer erhoben. Sensoren zeigten, dass der Luftdruck in dem gesamten Gebilde dem irdischen Luftdruck auf Höhe des Meeresspiegels entsprach, dass die Luftmoleküle, die unvermeidlich durchs Glas leckten, auf ein normales irdisches Sauerstoff-Stickstoff-Kohlenstoff-Atmosphärenngemisch hindeuteten und dass im Inneren angenehme Temperaturen für einen Menschen herrschten, der vor dem Klimawandel am Ende des Untergegangenen Zeitalters in mediterranen Regionen gelebt hatte... also etwa für jemanden aus Odysseus' Zeit.

Auf der Brücke der *Queen Mab*, die eine konstante Entfernung von tausend Kilometern beibehielt, überwachten alle hochrangigen Vecs ihre Sensoren und Bildschirme noch aufmerksamer, als die gläserne Asteroidenstadt einen unsichtbaren Kraftfeld-Energietentakel aussandte, der die Konstruktionsfähre erfasste und zu einer luftschleusenähnlichen Öffnung hoch oben am höchsten Glasturm herabzog.

»Triebwerke und Autopilot der Fähre abschalten«, befahl Cho Li.

Retrograde Sinopessen überwachte Odysseus' Biotelemetrie.
»Unserem menschlichen Freund geht es gut. Er ist aufgeregt...

Herzschlag ein wenig beschleunigt, Adrenalinpegel steigend... er kann aus diesem kleinen Fenster schauen... aber ansonsten ist er gesund.«

Holografische Bilder flimmerten über Konsolen und den Kartentisch, als die Fähre näher herangezogen und dann in das dunkle Rechteck der Luftschleuse gesaugt wurde. Eine Glastür glitt zu. Sensoren an der Fähre registrierten ein Kraftfelddifferenzial, das sie »nach unten« stieß – ein Schwerkraftersatz von bis zu 0,68 Erd-g –, und dann zeichneten die Sensoren auf, wie Luft in die große Schleusenkammer strömte. Sie war ebenso atembar wie die Luft in Ilium.

»Funk- und Masersignale sowie quantentelemetrische Daten kommen sehr klar durch«, berichtete Cho Li. »Das Glas der Stadtmauer blockiert sie nicht.«

»Er ist noch nicht in der Stadt«, knurrte General Beh bin Adee, »sondern erst in der Luftschleuse. Wundert euch nicht, wenn die Stimme alle Übertragungen unterbricht, sobald Odysseus drinnen ist.«

Sie sahen über die subjektiven Hautkameras zu – genauso wie jeder an Bord des rund fünfzigtausend Kilometer entfernten Landeboots –, wie Odysseus sich aus dem kleinen Raum schälte, sich streckte und auf eine Innentür zuging. Obwohl er weiße Schiffskleidung trug, hatte der Mensch trotz aller Proteste der Moravecs darauf bestanden, seinen runden Schild und sein Kurzsword mitzunehmen. Nun näherte sich der bärtige Mann mit erhobenem Schild und gezücktem Schwert der hell erleuchteten Tür.

»Falls niemand das Bedürfnis hat, Jerusalem oder den Neutrinostrahl noch ausführlicher zu untersuchen, nehme ich jetzt Kurs auf Europa«, sagte Suma IV. über Bordfunk.

Niemand protestierte, obwohl Mahnmüt eifrig damit beschäftigt war, Orphu die Farben der Altstadt von Jerusalem zu beschreiben – die Rottöne der Spätnachmittagssonne auf den uralten Gebäuden, den goldenen Glanz der Moschee, die lehmfarbenen Straßen und dunkelgrauen Schatten der Gassen, das überraschende, plötzliche Grün verstreuter Olivenhaine, und überall das glatte, nasse, schleimige Grün der amphibischen Kreaturen.

Das Landeboot beschleunigte auf Mach drei und flog in nordöstlicher Richtung auf die alte Hauptstadt Dimashq in dem Land zu, das früher einmal Syrien oder Khan-Ho-Tep-Provinz Nyainqêntanglha Shan West geheißen hatte. Suma IV. hielt einen gewissen Abstand zu der Annullierungsenergie-Kuppel über dem ausgetrockneten Mittelmeer. Während sie das alte Syrien der Länge nach überquerten und dann scharf nach links abbogen, um in westlicher Richtung an der kleinasiatischen Südküste entlang über die Gebeine der alten Türkei hinwegzufliegen – in vierunddreißigtausend Meter Höhe, im vollständigen Tarnmodus und mit lautlosen 2,8 Mach –, fragte Mahnmüt plötzlich: »Können wir abbremsen und südlich vom Hellespont eine Runde in der Nähe der ägäischen Küste drehen?«

»Das können wir«, erwiderte Suma IV. über Bordfunk, »aber wir wollen uns noch die Blaueis-Stadt in Frankreich ansehen, und damit liegen wir schon hinter dem Zeitplan zurück. Gibt es an dieser Küste etwas, wofür sich der Umweg und der Zeitverlust lohnen?«

»Hier lag Troja«, sagte Mahnmut. »Ilium.«

Das Landeboot begann abzubremsen und verlor an Höhe. Als seine Geschwindigkeit auf das Kriechtempo von dreihundert Stundenkilometern gesunken war – das Braun und Grün des leeren Mittelmeers näherten sich schnell, im Norden war das Wasser des Hellespont –, fuhr Suma IV. die stummelartigen Deltaflügel ein und entfaltete die hundert Meter langen, vielschichtigen Gaze Flügel mit ihren langsam rotierenden Propellern.

Mahnmut sang leise im Bordfunk:

*»Es heißt, Achilles regt' sich in der Dunkelheit...
Und Priamos und seine fünfzig Söhn'
Erwachen vom Geschützgedröhn
Voll Furcht um Trojas Los.«*

Von wem ist das?, sendete Orphu. Diesen Vers kenne ich nicht.

Rupert Brooke, antwortete Mahnmut per Engstrahl. Ein britischer Dichter aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. Er schrieb das auf dem Weg nach Gallipoli... aber dort ist er nicht angekommen. Ist unterwegs erkrankt und gestorben.

»Ich muss schon sagen«, dröhnte General Beh bin Adee auf dem gemeinsamen Kanal, »mit deiner Funkdisziplin ist es ja wirklich nicht weit her, kleiner Europäer, aber das ist ein verdammt gutes Gedicht.«

In der gläsernen Stadt im polaren Orbit glitt die Tür der Luftschleuse auf, und Odysseus betrat die eigentliche Stadt. Sie war von Sonnenlicht durchflutet, und überall waren Bäume, Ranken, tropische Vögel, Flüsse – ein Wasserfall stürzte von einem

hohen, mit Flechten bewachsenen Felsen herab –, alte Ruinen und kleine wilde Tiere. Odysseus sah ein Reh, das aufhörte, Gras zu fressen, den Kopf hob, den Mensch ansah, der hinter seinem Schild mit erhobenem Schwert näher kam, und dann gelassen davonspazierte.

»Die Sensoren zeigen an, dass sich eine humanoide Gestalt nähert – durchs Laub noch nicht sichtbar«, funkte Cho Li dem Landeboot.

Odysseus hörte die Schritte, bevor er sie sah – bloße Füße auf festgestampftem Erdreich und glattem Stein. Er senkte den Schild und steckte das Schwert in die Schlaufe an seinem breiten Gürtel, als sie in Sicht kam.

Die Frau war unbeschreiblich schön. Selbst die nichtmenschlichen Moravecs in ihren Stahl- und Kunststoffhüllen, in denen organische Herzen neben den hydraulischen schlugen, organische Gehirne und Drüsen neben Kunststoffpumpen und Nanozyten-Servomechanismen nisteten – selbst die tausend Kilometer entfernten Moravecs, die auf ihre Hologramme starrten, erkannten, wie unglaublich schön die Frau war.

Ihre Haut war gebräunt, ihr Haar lang und dunkel, aber mit blonden Strähnen, die Locken ergossen sich über ihre bloßen Schultern. Ihre Kleidung bestand nur aus zwei winzigen, glitzernden Fetzen hauchdünner Seide, die ihre vollen, schweren Brüste und breiten Hüften betonten. Ihre Füße waren nackt, aber sie trug goldene Bänder um ihre schlanken Knöchel, eine Vielzahl von Armbändern an jedem Handgelenk sowie silberne und goldene Reifen an ihren glatten Oberarmen.

Als sie näher kam, sahen Odysseus, die gaffenden Moravecs im Raum und die gaffenden Moravecs, die über dem alten Tro-

ja kreisten, dass die Brauen der Frau sich in einer sinnlichen Kurve über ihren erstaunlich grünen Augen wölbten und dass ihre Wimpern lang und dunkel waren; was noch aus drei Metern Entfernung wie Make-up um diese erstaunlichen Augen ausgesehen hatte, löste sich in normale Schatten und Hauttöne auf, als sie bis auf einen Meter an den sprachlosen Odysseus herantrat. Ihre Lippen waren weich, voll und sehr rot.

Im perfekten Griechisch von Odysseus' Zeit sagte die schöne Frau mit einer Stimme, die so sanft war wie ein Lufthauch in Palmen oder das Klingeln perfekt gestimmter Windglocken: »Willkommen, Odysseus. Ich habe viele Jahre auf dich gewartet. Mein Name ist Sycorax.«

68

Am zweiten Abend ihrer Wanderung durch den atlantischen Bruch dachte Harman über vielerlei Dinge nach.

Etwas an diesem Fußmarsch zwischen den beiden hohen Wasserwänden – mittlerweile lag die Küste schon mehr als hundert Kilometer hinter ihnen, und der Atlantik war hier über einhundertfünfzig Meter tief – war absolut hypnotisierend. Ein Bündel Proteinspeicher, das in modifizierten DNA-Helices irgendwo in der Nähe seines Rückgrats untergebracht war, zupfte pedantisch an Harmans Bewusstsein und wollte die Details ergänzen (*das Wort Hypnose leitet sich von dem griechischen Wort »hypnos« für »Schlaf« ab. Vorläufer der Hypnose war der Mesmerismus, ein therapeutisches System des deutschen Arztes Franz Anton Mesmer – geboren am 23. Mai 1734 in Iznang, Schwaben, gestorben*

am 5. März 1815 in Meersburg, Schwaben – mit dem er die sympathische Kontrolle über das Bewusstsein seiner Patienten erlangte...), aber Harmans in Gedankenlabirynthen verirrter Geist wehrte die Unterbrechung ab. Es gelang ihm immer besser, die unwesentlichen Stimmen abzuschalten, die in seinem Inneren brüllten, aber sein Kopf tat trotzdem noch höllisch weh.

Überdies waren die hundertfünfzig Meter hohen Wasserwände zu beiden Seiten des achtzig Meter breiten trockenen Weges auch furchteinflößend, und selbst nach zwei Tagen im Bruch hatte Harman sich noch nicht vollständig an das Gefühl der Klaustrophobie und die Angst gewöhnt, sie könnten jeden Moment einstürzen. Er war schon einmal im atlantischen Bruch gewesen, vor zwei Jahren, als er seinen achtundneunzigsten Geburtstag gefeiert hatte – er war vom Faxknoten 124 in der Nähe von Lomans Anwesen an der ehemaligen Küste von New Jersey in Nordamerika aufgebrochen, zwei Tage hinaus, zwei Tage zurück, hatte dabei aber nicht annähernd eine so weite Strecke zurückgelegt wie jetzt mit Moira –, und damals hatten ihm die Wasserwände und die tiefe Düsternis des Grabens nicht so viel ausgemacht. *Natürlich, dachte Harman, damals war ich jünger. Und ich habe an Zauberei geglaubt.*

Er und Moira hatten schon seit Stunden kein Wort mehr miteinander geredet, aber sie fanden beim Gehen mühelos einen angenehmen, gemeinsamen Rhythmus und marschierten schweigend dahin. Harman analysierte einige der Informationen, die jetzt sein Universum erfüllten, aber meistens dachte er darüber nach, was er tun konnte und sollte, falls es ihm jemals gelang, nach Ardis zurückzukehren.

Zunächst einmal sollte er sich bei Ada aus tiefstem Herzen dafür entschuldigen, dass er zu dieser idiotischen Reise zur Gol-

den Gate bei Machu Picchu aufgebrochen war. Seine schwangere Frau und sein ungeborenes Kind hätten an erster Stelle stehen sollen. Vom Kopf her hatte er es schon damals gewusst, aber jetzt wusste er es *wirklich*.

Anschließend versuchte er, sich einen Plan zusammenzuschustern, wie er seine Geliebte, sein ungeborenes Kind, seine Freunde und seine Gattung retten konnte. Das fiel ihm nicht so leicht.

Dank der Million Bücher voller Informationen, die – buchstäblich – in ihn hineingegossen worden waren, fiel es ihm allerdings leichter, einige Möglichkeiten zu erkennen.

Zuallererst waren da die fast hundert wiedererwachten Funktionen, die sein Geist und sein Körper unablässig erforschten. Die wichtigste davon, zumindest auf kurze Sicht, war die Freifax-Funktion. Statt Knoten zu suchen und Maschinen zu aktivieren, konnte man mit Hilfe der Nanomaschinerie, die jeder Altmensch in sich trug und über die Harman jetzt Bescheid wusste, von jedem Ort auf dem Planeten Erde zu jedem anderen faxen und sogar – falls die Sperren aufgehoben wurden – von der Erdoberfläche zu ausgewählten Punkten in den 1108 303 Objekten, Maschinen und Städten in der Erdumlaufbahn. Das Freifaxen konnte sie alle vor den Voynixen retten – und vor Setebos und seinen losgelassenen *Calibani*, selbst vor Caliban selbst –, aber nur, wenn die Fax-Maschinen und Speichermodule im Orbit für die Menschen wieder eingeschaltet wurden.

Zweitens kannte Harman jetzt mehrere Methoden, wie er wieder zu den Ringen hinaufkam, und hatte sogar eine vage Ahnung von dem fremdartigen Hexenwesen namens Sycorax, das jetzt das ehemalige nachmenschliche Orbitaluniversum

dort oben regierte, aber er hatte nicht den leisesten Schimmer, wie er und andere Sycorax und Caliban bezwingen konnten – denn Harman war sicher, dass Setebos seinen einzigen Sohn zu den Ringen hinaufgeschickt hatte, um die Fax-Funktion außer Kraft zu setzen. Eins war ihm allerdings klar: Wenn sie doch den Sieg davontrugen, würde er in weiteren kristallinen Schreinen ertrinken müssen, bis er alle erforderlichen technischen Informationen besaß, um die komplizierten Fax- und Sensor-Satelliten zu reaktivieren.

Drittens wusste Harman, während er die zahlreichen Funktionen studierte, die ihm jetzt zur Verfügung standen – viele von ihnen waren damit beschäftigt, seinen eigenen Körper und Geist zu überwachen und dort gespeicherte Daten zu finden –, dass es kein Problem sein würde, die neu gewonnenen Informationen weiterzugeben. Eine der verlorenen Funktionen war eine simple Weitergabe-Funktion, eine Art umgekehrtes Signl; Harman konnte einen anderen Altmenschen berühren und die in RNA-DNA-Käfigen eingesperrten Proteinspeicherpakete auswählen, die er herunterladen wollte, und schon würden die Informationen durch sein Fleisch und seine Haut zu der anderen Person strömen. Diese Funktion war vor fast zweitausend Jahren für die Prototypen der Kleinen Grünen Männchen perfektioniert und rasch für die menschliche Nanozyten-Funktion adaptiert worden. Alle Altmenschen besaßen diese nano-induzierte, an DNA gebundene Speicherfähigkeit, und alle Altmenschen besaßen die hundert latenten Funktionen in ihrem Körper und ihrem Geist, aber es brauchte jemanden mit den entsprechenden Kenntnissen, der den Prozess der Wiederbelebung dieser Fähigkeiten in Gang setzen konnte.

Harman musste lächeln. Moira konnte einen mit ihren vielen kleinen Insiderscherzen und obskuren Anspielungen nerven – nein, sie *nerote* einen damit –, aber er verstand jetzt, wieso sie ihn dauernd »mein junger Prometheus« nannte. *Prometheus* bedeutete Hesiod zufolge »der voraus Bedenkende« oder »Prophet«, und bei Aischylos wie auch in den Werken von Shelley, Wu und anderen großen Dichtern war die Figur des Prometheus der Titanen-Revolutionär, der den Göttern grundlegende Kenntnisse – das Feuer – stahl und sie den unterwürfigen Menschen brachte, wodurch er sie fast zu Göttern erhob. Fast.

»Deshalb habt ihr uns die Funktionen vorenthalten«, sagte Harman, ohne zu merken, dass er laut sprach.

»Wie bitte?«

Er sah die Nachmenschenfrau an, die im zunehmenden Halbdunkel neben ihm herschritt. »Ihr wolltet nicht, dass wir Götter werden. Deshalb habt ihr unsere Funktionen nicht aktiviert.«

»Natürlich.«

»Aber alle NMs außer dir haben beschlossen, auf eine andere Welt oder in eine andere Dimension zu wechseln und Götter zu spielen.«

»Natürlich.«

Harman verstand. Das oberste Bedürfnis und erste Vorrecht eines Gottes – sei er klein oder groß – war es, keine anderen Götter neben sich zu haben. Er vertiefte sich wieder in seine Überlegungen.

Seit dem kristallinen Schrein hatte sich Harmans Denkweise verändert. Während seine Gedanken früher um Dinge, Orte, Menschen und Gefühle gekreist hatten, waren sie jetzt größtenteils figurativ – ein komplizierter Tanz von Metaphern, Meto-

nymien, Ironien und Synekdochen. Milliarden von Fakten – Dinge, Orte und Menschen – saßen in seinen Zellen, sodass sich der Brennpunkt seiner Gedanken auf die Zusammenhänge, die Schattierungen und Nuancen der Dinge, ihre erkenntnisrelevanten Aspekte verlagert hatte. Gefühle waren immer noch da – wenn überhaupt, stärker denn je –, aber wo sie früher wie ein großer, dröhnender Bass aufgewallt waren, der das restliche Orchester übertönte, tanzten sie nun wie ein zartes, aber kraftvolles Geigensolo.

Viel zu viel Metaphern-Murks für ein mickriges Menschlein, dachte Harman mit einem ironischen Blick auf die Vermessenheit seiner Gedanken. Und allerhand Alliterationen von einem angsterfüllten Arschloch.

Trotz seines Selbstspotts wusste er, dass er nun die Gabe besaß, die Objekte seiner Gedanken – Menschen, Orte, Dinge, Gefühle, sich selbst – mit jener Art der Erkenntnis zu betrachten, die man nur erwarb, wenn man ein reiferes Verständnis für Nuancen entwickelte, zu dem heranwuchs, was in einem angelegt war, und lernte, Ironien, Metaphern, Synekdochen und Metonymien nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Struktur des Universums zu akzeptieren.

Wenn es ihm gelang, zu irgendeiner Altmenschen-Enklave zurückzukehren, nicht nur nach Ardis, und wieder Verbindung mit seinesgleichen aufzunehmen, würden seine neuen Funktionen die Menschheit ein für alle Mal verändern. Er würde sie niemandem aufzwingen, aber da diese Iteration des *Homo Sapiens* kurz vor der Ausrottung stand und möglicherweise bald von dieser post-postmodernen Welt verschwunden sein würde, glaubte er kaum, dass jemand, der von Voynixen, *Calibani* und einem riesigen, seelensaugenden, auf vielen Händen herumt-

rippelnden Gehirn angegriffen wurde, sich allzu heftig dagegen wehren würde, neue Gaben, Kräfte und einen Überlebensvorteil zu erwerben.

Sind diese Funktionen – auf lange Sicht – wirklich ein Überlebensvorteil für meine Spezies?, fragte sich Harman.

Die Antwort, die ihm seine eigene mentale Stimme gab, war das laute »Mu!« eines Zen-Meisters auf die dumme Frage eines Akolyten. »Mu!« bedeutete so viel wie: »Stell die Frage nicht, Dummkopf.« Darauf folgte oft das gleichermaßen einsilbige »Qwatz!«, mit dem der Zen-Meister auf den dummen Schüler zusprang und ihm mit dem schweren Lehrerstock auf Kopf und Schultern schlug.

Mu. Hier gibt es keine »lange Sicht« – das werden meine Söhne und Töchter und deren Kinder entscheiden müssen. Im Moment existiert alles – alles – auf kurze Sicht.

Und die Gefahr, von einem buckligen Voynix ausgeweidet zu werden, wirkte meist Wunder für die geistige Konzentration. Wenn die Funktionen wieder eingeschaltet wurden – Harman wusste, weshalb die alten Funktionen einschließlich der Suchfunktion, Allnet, Proxnet, Farnet und Sigln nicht arbeiteten: Jemand dort oben in den Ringen hatte nicht nur die Fax-Maschinen ausgeschaltet, sondern auch die Übertragungen beendet, so viel stand fest.

Wenn die Funktionen wieder eingeschaltet wurden...

Aber wie konnte man sie wieder einschalten?

Erneut befasste sich Harman mit dem Problem, wie er zu den Ringen hinaufgelangen und alles wieder einschalten konnte – Energieversorgung, Servitoren, Fax, sämtliche Funktionen.

Er musste wissen, ob dort oben noch andere außer Sycorax warteten und welche Schutzvorkehrungen es dort gab. Die Million Bücher, die er im kristallinen Schrein in sich aufgenommen hatte, schwiegen sich zu dieser entscheidenden Frage aus.

»Warum wollt ihr mich nicht zu den Ringen hinaufqten, Prospero und du?«, fragte Harman. Er drehte sich zu Moira um und stellte fest, dass er sie im schwindenden Licht kaum noch sehen konnte. Ihr Gesicht war hauptsächlich vom Licht der Ringe erleuchtet.

»Das möchten wir lieber nicht«, antwortete sie auf ihre provozierendste Weise, im Stil von Melvilles Schreiber Bartleby.

Harman dachte an die Waffe in seinem Rucksack, die Kugeln verschoss. Wenn er ihr mit einer Waffe vor der Nase herumfuchtelte und ihr die Möglichkeit gab, in seinem Gesicht zu lesen, dass er es ernst meinte – die Nachmenschen besaßen ihre eigenen Funktionen, mit denen sie menschliche Reaktionen erkennen und verstehen konnten –, würde diese Kombination sie dann dazu bewegen, ihn nach Ardis oder zu den Ringen zu quantenteleportieren?

Er wusste, dass es nicht so war. Sie hätte ihm die Waffe niemals gegeben, wenn sie eine Bedrohung für sie darstellen würde. Sie hatte irgendeine Gegenmaßnahme in die Waffe eingebaut – vielleicht eine schlichte Gehirnwellen-Schaltung im Schießmechanismus, mit deren Hilfe sie allein durch die Kraft ihrer nachmenschlichen Gedanken verhindern konnte, dass sie feuerte –, oder sie besaß selbst gleichermaßen narren- und kugelsichere Schutzvorrichtungen.

»Du und der Magus, ihr habt euch so viel Mühe gemacht, mich zu entführen und quer durch Indien in den Himalaya zu

transportieren, nur um mich in den kristallinen Schrein zu stecken, mich zu ertränken und mir Bildung einzuflößen«, sagte Harman. Das war seine größte Aneinanderreihung von Wörtern, seit sie den Marsch in den Bruch angetreten hatten, und er merkte, wie banal und redundant sie waren. »Weshalb habt ihr das getan, wenn ihr nicht wollt, dass ich Setebos und die anderen Bösen besiege?«

Diesmal lächelte Moira nicht. »Wenn es dir bestimmt ist, zu den Ringen zu gelangen, wirst du einen Weg zu ihnen finden.«

»Wenn es dir bestimmt ist« – das klingt wie eine calvinistische Prädestination.« Harman stieg über einen kleinen Klumpen vertrockneter Korallen hinweg. Bisher war der Bruch überraschend leicht begehbar gewesen – Eisenbrücken über die wenigen Abgründe im Meeresboden, auf die sie gestoßen waren, mit Sprengstoff oder Laser durch Hügelketten aus Gestein oder Korallen geschnittene Pfade, meist sanfte Gefälle und Steigungen und dort, wo es steiler wurde, Metallseile, die ihnen beim Auf- oder Abstieg halfen –, deshalb hatte Harman nicht sehr darauf achten müssen, wohin er trat. Aber es war schwer, in diesem schwindenden Licht Einzelheiten zu erkennen.

Da Moira auf seine müde Witzelei nicht antwortete oder sichtbar reagierte, sagte er: »Es gibt noch andere Kliniken.«

»Das hat Prospero dir doch schon erzählt.«

»Ja, aber ich habe es erst jetzt richtig begriffen. Wir Altmenschen müssen nicht sterben oder die Medizin noch einmal ganz von vorn erfinden. Es gibt da oben noch mehr Verjüngungstanks.«

»Ja, natürlich. Die Nachmenschen hatten alles für die Versorgung einer Altmenschenbevölkerung von einer Million Perso-

nen vorbereitet. Es gibt andere Kliniken und Blauwürmertanks auf anderen Orbitalinseln, sowohl im Äquatorial- wie auch im Polarring. Das liegt doch auf der Hand.«

»Ja, mag sein«, sagte Harman, »aber du darfst nicht vergessen, dass ich den Durchblick eines neugeborenen Babys habe.«

»Das habe ich nicht vergessen.«

»Mir fehlen präzise Angaben, wo die anderen Kliniken sind. Kannst du sie mir zeigen?«

»Ich zeige sie dir heute Nacht, wenn wir das Lagerfeuer gelöscht haben«, sagte Moira trocken.

»Nein. Ich meine, auf einer Karte der Ringe.«

»*Hast* du eine Karte der Ringe, mein junger Prometheus? Gehört das auch zu dem, was du im Taj gegessen und getrunken hast?«

»Nein, aber du kannst uns eine zeichnen – mit orbitalen Koordinaten und allem.«

»So kurz nach deiner Geburt denkst du also schon an die Unsterblichkeit, Prometheus?«

Stimmt das?, fragte sich Harman. Dann erinnerte er sich an seinen letzten Gedanken, bevor ihm klar geworden war, dass es in den Mottenkugeln in den nachmenschlichen Ringen dort oben andere Kliniken gab: Er hatte an die schwangere, verletzte Ada gedacht.

»Warum befanden sich alle funktionierenden Genesungstanks mit Faxknoten auf Prosperos Insel?« Noch während er die Frage stellte, sah er die Antwort wie eine Erinnerung an einen vergessenen Albtraum.

»Das hat Prospero so eingerichtet, um seinen gefangenen Caliban zu ernähren«, antwortete Moira.

Harman merkte, wie ihm flau im Magen wurde. Das war zum Teil eine Reaktion darauf, dass er dem Logosphären-Avatar-Magus schon einmal freundliche oder versöhnliche Gefühle entgegengebracht hatte. Aber die plötzliche Aufwallung von Übelkeit rührte hauptsächlich davon her, dass er nichts mehr gegessen hatte, seit er sich an diesem Morgen kurz vor Tagesanbruch zwei Bissen vom Nahrungsriegel dieses Tages genehmigt hatte. In den letzten paar Stunden hatte er sogar vergessen, aus seinem Hydratorschlauch zu trinken. »Weshalb bleibst du stehen?«, fragte er Moira.

»Es ist zu dunkel, um weiterzugehen. Lass uns ein Feuer machen, unsere Würstchen braten, ein paar Marshmallows rösten und Lagerfeuerlieder singen. Dann kannst du ein paar Stunden schlafen und vom ewigen Leben in der leuchtenden Zukunft der Blauwürmertanks träumen.«

»Weißt du«, sagte Harman, »manchmal kannst du wirklich eine sarkastische Nervensäge sein.«

Jetzt lächelte Moira. Ihr Lächeln ähnelte dem der Edamer Katze: Es war fast das Einzige, was er in der Dunkelheit des Bruchgrabens von ihr sehen konnte. »Als meine vielen Schwestern noch hier waren«, sagte sie, »bevor sie alle weggeflogen sind, um Götter zu werden – viele von ihnen *männliche* Götter, was ich für eine Degradierung hielt –, haben sie das auch immer zu mir gesagt. Jetzt hol das getrocknete Holz und den Seetang, den wir den ganzen Tag gesammelt haben, aus deinem Rucksack, und mach uns ein hübsches Feuer... nach guter alter Altmenschenart.«

Mami! Mammmmiiii! Ich habe solche Angst. Es ist so kalt und dunkel hier unten. Mami! Hilf mir heraus. Bitte, Mami!

Ada erwachte in den kalten, frühen Stunden des dunklen Wintermorgens, nur eine halbe Stunde, nachdem sie eingeschlafen war. Die Kinderstimme in ihrem Innern fühlte sich an wie eine kleine, kalte, unwillkommene Hand unter ihren Kleidern.

Mami, bitte. Mir gefällt es hier nicht. Es ist kalt und dunkel, und ich kann nicht raus. Das Gestein ist zu hart. Ich habe Hunger. Mami, bitte hilf mir, hier rauszukommen. Mammiiii.

Ada zwang sich trotz ihrer Erschöpfung, aus ihrem Bettzeug aufzustehen und in die Kälte hinauszutreten. Die Überlebenden – eine Woche und fünf Tage nach ihrer Rückkehr zu den Ruinen von Ardis waren es jetzt noch achtundvierzig – hatten Zelte aus geborgenem Segeltuch errichtet, und Ada schlief nun zusammen mit vier anderen Frauen. Die Zeltgruppe und der ursprüngliche Schuppen beim Brunnen bildeten das Zentrum einer neuen Palisade; die angespitzten Pfähle standen nur rund dreißig Meter vom Mittelpunkt der Zeltstadt und den eingestürzten Ruinen des ursprünglichen Ardis Hall entfernt.

Mammiiii... bitte, Mami...

Die Stimme war jetzt häufig zu hören. Ada hatte zwar gelernt, sie in ihren wachen Stunden weitgehend zu ignorieren, aber sie hinderte sie am Schlafen. Heute Nacht – an diesem dunklen

Morgen vor Anbruch des Tages – war es noch viel schlimmer als sonst.

Ada schlüpfte in ihre Hose, ihre Stiefel und den dicken Pullover und verließ das Zelt. Sie bewegte sich so leise, wie sie konnte, um Elle und ihre anderen Zeltgenossinnen nicht zu wecken. Ein paar Leute waren wach und saßen um das Lagerfeuer im Zentrum – dort saßen immer welche, die ganze Nacht hindurch –, und auf den neuen Mauern standen Wachposten, aber der Bereich zwischen Ada und der Grube war leer und dunkel.

Es war *sehr* dunkel; dicke Wolken waren vor die Sterne und die Ringe gezogen, und es roch, als würde es bald schneien. Ada ging mit vorsichtigen Schritten zur Grube hinüber – sie hatten sich inzwischen besseres Bettzeug und wärmere Schlafsäcke mit Innenfutter zusammengenäht, und einige von ihnen zogen es immer noch vor, draußen zu schlafen. Sie wollte auf niemanden treten. Obwohl sie erst im fünften Monat war, kam sich Ada bereits dick und unbeholfen vor.

Mammiiiiiiii!

Sie hasste diese verdammte Stimme. Jetzt, da ein echtes Kind in ihrem Innern heranwuchs, konnte sie die flehende, jammernde Ersatzkinderstimme dieses Wesens in der Grube nicht ertragen, auch wenn sie nur ein mentales Echo war. Sie fragte sich, ob auch das sich entwickelnde Nervensystem ihres eigenen Babys dieser telepathischen Invasion ausgesetzt war. Hoffentlich nicht.

Mami, bitte lass mich raus. Es ist dunkel hier unten.

Sie hatten beschlossen, ständig einen Wachposten an der Grube aufzustellen, und heute Nacht war es Daeman. Sie erkannte die schmale, muskulöse Silhouette mit dem über die

Schulter geschlungenen Flechette-Gewehr, noch bevor sie sein Gesicht sehen konnte. Er drehte sich zu ihr um, als sie an den Rand der Grube trat.

»Kannst du nicht schlafen?«, flüsterte er.

»Es lässt mich nicht«, erwiderte sie, ebenfalls im Flüsterton.

»Ich weiß«, sagte Daeman. »Ich höre es immer, wenn es seine flehentlichen Bitten an dich richtet. Schwach, aber vernehmlich – eine Art Kitzeln weit hinten im Gehirn. Ich höre, wie es ›Mami« ruft, und würde am liebsten alle Flechettes dieses Magazins hineinpumpen.«

»Das ist wahrscheinlich eine gute Idee.« Ada schaute auf das Metallgitter über der Grube hinunter, das in den Stein geschweißt und geschraubt war. Das Gitter war groß, schwer und engmaschig – sie hatten es aus der alten Zisterne in der Nähe der Ruinen von Ardis Hall geholt –, aber das Setebos-Baby war bereits so groß, dass es seine ziellos schweifenden Hände an ihren Stängeln durch die Maschen schieben konnte. Die Grube selbst war nur etwas über fünf Meter tief, aber sie hatten sie in massives Gestein gehauen und gesprengt. Und so stark das monströse Ding da unten auch sein mochte – sein vieläugiger, vielarmiger Hirnteil war jetzt über eineinviertel Meter lang, und seine Hände wurden mit jedem Tag kräftiger –, es war nicht stark genug, um die Bolzenschrauben und die festgeschweißten, tief eingelassenen Gitterstangen aus dem Gestein zu reißen. Noch nicht.

»Eine gute Idee, nur dass fünf Minuten später zwanzigtausend Voynixe über uns herfallen würden, wenn wir das Wesen töten«, sagte Daeman leise.

Ada brauchte nicht daran erinnert zu werden, aber als sie es hörte, krochen die Kälte und die eisige Übelkeit noch tiefer in sie hinein. Das Sonie war jetzt oben in der wolkenverhangenen Dunkelheit und drehte seine langsamen Erkundungsrunden. Die Nachrichten waren jeden Tag gleich: Die Voynixe hielten sich von diesem womöglich letzten menschlichen Lager auf Erden fern – sie bildeten einen nahezu perfekten Kreis mit einem Radius von drei Kilometern –, aber ihre Zahl wuchs. Gestern Nachmittag hatte Greogi geschätzt, dass mindestens zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend der mattsilbernen Wesen dort draußen in den kahlen Wäldern waren. Beim ersten Tageslicht dieses Morgens würden es noch mehr sein. Es wurden jeden Tag mehr. Das war so sicher wie die schwachen, winterlichen Sonnenaufgänge. Es war so sicher wie die Tatsache, dass die flehende, jammernde, boshafte mentale Stimme, die aus dieser Grube kam, nicht verstummen würde, bis das Wesen frei war.

Und was dann?, fragte sich Ada.

Sie konnte es sich vorstellen. Allein schon die Anwesenheit der Kreatur hatte einen Schatten auf die Überlebenden von Ardis geworfen. Auch ohne das böartige Gewinsel des Setebos-Babys in ihrem Geist war es schon schwer genug, die Tage zu überstehen – ihre kleinen Zelte und Hütten aufzubauen und zu erweitern, alles Brauchbare aus den Ruinen zu bergen und ihre jämmerliche kleine Festung aus Baumstämmen zu verbessern, ganz zu schweigen von der Nahrungssuche.

Letztere war ein ernstes Problem. Während des Massakers war das gesamte Vieh fortgetrieben worden, und das Sonie hatte bei seinen Ausflügen nur die verwesenden Kadaver auf fernen Feldern und auf dem winterlichen Waldboden entdeckt.

Die Voynixe hatten auch die Tiere abgeschlachtet. Und da das Erdreich gefroren war, noch auf Monate hinaus keinerlei Aussicht auf Gärten, Feldfrüchte oder Aussaat bestand und sich die Konserven im Keller des Herrenhauses in geschmolzene Kleckse unter verkohltem Schutt verwandelt hatten, waren die achtundvierzig Überlebenden von Ardis auf die Jäger angewiesen, die täglich mit dem Sonie hinausflogen. Da es innerhalb des sechs Kilometer durchmessenden Kreises der Voynix-Armee kein Wild gab, riskierten jeden Tag zwei Männer oder Frauen mit Flechette-Waffen einen Ausflug in die Gebiete jenseits der Voynixe – einen Ausflug, der jeden Tag länger dauerte, weil das Rotwild wie auch größeres Wild aus der Region flohen –, und wenn sie Glück hatten, drehte sich jeden Abend ein Maultierhirsch oder Wildschwein am Spieß über dem Feuer im Zentrum des Lagers. Aber in letzter Zeit hatten sie nicht sehr viel Glück gehabt – es gab nicht jeden Tag frisches Fleisch, und obwohl sie den Radius ihrer Flüge kontinuierlich erweiterten, fanden sie immer seltener ein Tier, das sie erlegen konnten. Darum konservierten sie so viel Fleisch wie möglich mit Rauch und dem verbliebenen kostbaren Salz, das sie aus den Lagerhäusern geborgen hatten, und sie kauten auf ihrem immer gleich schlecht schmeckenden Dörrfleisch herum, sahen zu, wie sich immer mehr Voynixe versammelten, und jeden Tag und jede Nacht wurde ihre Stimmung düsterer, während das Setebos-Baby seine kleinen weißen Hände und Ranken der Telepathie fortwährend in ihre Gehirne schickte. Selbst während sie schliefen. Und wie das Wild, das sie vom Sonie aus jagten, floh sie auch der Schlaf in zunehmendem Maße.

»Noch ein paar Tage«, sagte Daeman leise, »dann wird es sich, glaube ich, aus diesem Käfig befreien können.« Er holte

die brennende Fackel aus ihrer ein paar Meter entfernten Nische und hielt sie über die Grube. Setebos' Baby hing am Gitter. Es war so groß wie ein kleines Kalb, und seine Gehirnoberfläche glänzte von feuchtem, grauem Schleim. Ein halbes Dutzend seiner Rankenhände klammerten sich um die dunklen eisernen Gitterstäbe. Acht oder zehn gelbe Augen blinzelten, zwinkerten und schlossen sich in der plötzlichen Helligkeit. Zwei seiner Fressmäuler öffneten sich pulsierend, und Ada starrte fasziniert auf die Reihen kleiner, weißer Zähne darin.

»Mami«, quiekte es. Es sprach seit einer Woche, aber seine echte Stimme klang auch nicht annähernd so menschlich oder kindlich wie seine telepathische Stimme.

»Ja«, flüsterte Ada. »Wir berufen heute eine Vollversammlung ein. Alle sollen über den Zeitpunkt abstimmen. Aber wir müssen bald letzte Vorbereitungen für die Abreise treffen.«

Der Plan gefiel fast keinem von ihnen, aber etwas Besseres war ihnen bislang nicht eingefallen. Während Daeman und ein paar andere bei dem Baby Wache hielten, würden sie Materialien und Menschen zu einer etwas mehr als fünfzig Kilometer flussabwärts von Ardis gelegenen Insel evakuieren, die sie erkundet hatten. Es war nicht die paradiesische Insel irgendwo auf der anderen Seite der Welt, zu der Daeman hatte faxen wollen, sondern ein kleines, felsiges Eiland mitten im Fluss; die Strömungen waren dort sehr stark, und, was am wichtigsten war, das Gelände ließ sich gut verteidigen.

Sie vermuteten alle, dass die Voynixe irgendwie und irgendwoher herbeifaxten – obwohl die tägliche Überprüfung des Ardis-Faxknotens ergab, dass er noch immer nicht funktionierte. Das bedeutete, dass die Voynixe ihnen mühelos folgen und

vielleicht sogar auf die Insel faxen konnten. Aber die achtundvierzig Überlebenden konnten sich eng zusammenscharen und ihr Lager in einer grasbewachsenen Senke auf der zentralen Erhebung der Insel aufschlagen – ihre Nahrung konnten sie weiterhin mit dem Sonie erjagen und herbeischaffen, so wie sie es auch jetzt taten –, und die Insel war so klein, dass es den Voynixen schwer fallen würde, mehr als jeweils ein paar hundert dorthin zu faxen. Vielleicht würde es ihnen gelingen, so viele zu töten oder zu vertreiben.

Den letzten Männern und Frauen, die Ardis verließen – und Ada war fest entschlossen, die letzte Frau zu sein –, oblag es, die Setebos-Brut zu töten. Dann würden die Voynixe diesen altehrwürdigen Ort wie wildgewordene Heuschrecken überfluten, aber die restlichen Überlebenden würden auf der Insel in Sicherheit sein. Zumindest für ein paar Stunden, schätzte Ada.

Konnten Voynixe schwimmen? Ada und die anderen hatten ihr Gedächtnis durchforstet, ob sie in den alten Zeiten einen ihrer Voynix-Diener schwimmen gesehen hatten, damals, bevor der Himmel herabgestürzt war – vor zehn Monaten –, bevor Harman und Daeman die Klinik und Prosperos Insel zerstört hatten. Vor dem Ende ihrer törichten, sicheren Welt der Partys und des unablässigen Faxens. Niemand wusste genau, ob er jemals einen Voynix schwimmen gesehen hatte.

Aber im tiefsten Innern war Ada sicher. Die Voynixe konnten schwimmen. Sie konnten in all diesem Wasser und trotz dieser starken Strömung auf dem Flussbett entlangmarschieren, wenn es sein musste. Sie würden an die Menschen auf deren kleinen Insel herankommen, sobald das Setebos-Baby tot war.

Und dann würden die Überlebenden, falls es welche gab, erneut fliehen müssen – aber wohin? Ada war für die Golden Gate bei Machu Picchu, weil sie sich noch gut an Petyrs Worte erinnerte, dass die dort versammelten Voynixe außerstande gewesen waren, in die Trauben der grünen Blasen an den Brückentürmen und Hängekabeln hineinzukommen. Aber die anderen hatten in ihrer Mehrheit nicht zu der Brücke gewollt, die sie nie gesehen hatten – sie war zu weit weg, es würde zu lange dauern, dorthin zu gelangen, sie würden in den Glasgebilden hoch über dem Nichts gefangen sein, auf allen Seiten von Voynixen umzingelt.

Ada hatte ihnen erzählt, dass Harman, Petyr, Hannah und Noman/Odysseus die Brücke in weniger als einer Stunde erreicht hatten, indem sie in den Grenzbereich zum Weltraum hinaufgeschossen und dann über dem südlichen Kontinent wieder in die Atmosphäre hinabgesaust waren. Sie hatte erklärt, das Sonie habe diesen Flugplan noch immer in seinem Speicher – die Reise zur Golden Gate bei Machu Picchu dauere nur ein paar Minuten länger als der Transport über den Fluss auf die Felseninsel.

Aber sie wollten es trotzdem nicht versuchen. Noch nicht.

Ada und Daeman schmiedeten jedoch weiterhin ihre Pläne für diese weiträumige Evakuierung.

Plötzlich ertönte oberhalb der dunklen Baumreihe im Südwesten ein Geräusch – ein Rasseln und Zischen.

Daeman nahm sein Flechette-Gewehr von der Schulter, hielt es schussbereit und entsicherte es. »Voynixe!«, rief er.

Ada biss sich auf die Lippe. Das Setebos-Wesen zu ihren Füßen war für den Augenblick vergessen; sein mentales Drängen

wurde von echten Geräuschen übertönt. Beim zentralen Feuer läutete jemand die Alarmglocke. Leute taumelten aus dem großen Schuppen und den Zelten und weckten die anderen mit lautem Geschrei.

»Das glaube ich nicht.« Ada musste die Stimme erheben, damit Daeman sie bei dem Tohuwabohu verstehen konnte. »Voynixe hören sich anders an.«

Als die Glocke verstummte und das Geschrei erstarb, konnte sie das Geräusch deutlicher hören: ein metallisches, mechanisches Schnarren, nicht das Zischeln und Rascheln Tausender springender, angreifender Voynixe.

Dann kam ein Licht in Sicht – ein Scheinwerfer, der aus höchstens hundert Metern Höhe aus dem Himmel stach. Der Strahl und der Lichtkreis rissen kahle Äste, gefrorenes und vom Feuer geschwärztes Gras, die Palisadenmauern und die schockierten Wachposten auf den primitiven Brustwehren aus dem Dunkel.

Das Sonie besaß keinen Scheinwerfer.

»Holt die Gewehre!«, rief Ada der Gruppe zu, die beim zentralen Feuer herumwuselte. Einige Leute hatten Waffen. Andere holten sich ihre und machten sie schussbereit.

»Verteilt euch!«, rief Daeman, während er auf die Menschentraube zulief und mit den Armen wedelte. »Geht in Deckung!«, ergänzte Ada. Was auch immer dieses Ding war, falls es feindselige Absichten hatte, war es nicht nötig, ihm zu helfen, indem sie sich wie fette, fröhliche Zielobjekte zusammendrängten.

Das Summen und Schnarren wurde so laut, dass es selbst die Warnglocke übertönte, die jemand überflüssigerweise erneut wild zu läuten begonnen hatte.

Ada konnte es jetzt sehen – ein mechanisches Fluggerät, viel größer als ihr Sonie, aber auch viel langsamer und unbeholfener, kein schlankes Oval, sondern zwei klobige Kreise; das hin und her huschende Scheinwerferlicht stach vom vorderen Kreis herab. Das Ding tanzte auf und ab und schwankte, als würde es jeden Moment abstürzen, aber es kam die niedrigen Palisadenmauern herein – ein Posten warf sich zu Boden, um vorspringenden Stellen der Flugmaschine zu entgehen –, schlitterte und holperte dann über das gefrorene Gras unweit der Grube, stieg wieder in die Luft und setzte schwer auf.

Daeman und Ada liefen hin. Ada rannte so schnell, wie ihre fünfmonatige Schwangerschaft es ihr erlaubte; sie nahm eine Fackel mit, und Daeman hatte das automatische Flechette-Gewehr erhoben und auf die dunklen Gestalten gerichtet, die jetzt von der gelandeten Maschine kletterten.

Die dunklen Gestalten waren Menschen – sieben, nach Adas rascher Zählung. Sie sah Gesichter, die sie nicht kannte, aber die letzten beiden, die von der Maschine stiegen, die beiden, die an den Bedienungselementen vorn am vorderen Metallkreis gesessen hatten, waren Hannah und Odysseus – oder Noman, wie er in den letzten paar Monaten, bevor er verletzt und zur Brücke gebracht worden war, hatte genannt werden wollen.

Und dann lagen Ada und Hannah sich in den Armen. Sie weinten beide, aber Hannah schluchzte beinahe hysterisch. Als sie innehielten, um einander anzusehen, keuchte Hannah: »Ardis Hall? Wo ist es? Wo sind sie alle? Was ist passiert? Geht es Petyr gut?«

»Petyr ist tot.« Ada spürte, wie stumpf ihre emotionale Reaktion auf die Worte war. Zu viel Schreckliches war in zu kurzer

Zeit geschehen; sie fühlte, dass ihre Seele verletzt worden war. »Kurz nach eurem Abflug haben die Voynixe in großer Zahl angegriffen. Sie haben die Mauer überrannt und Steine auf uns geschleudert. Das Haus ist niedergebrannt. Emme ist tot. Reman ist tot. Peaen ist tot...« Sie ging die Liste jener alten Freunde durch, die bei dem Angriff und danach gestorben waren.

Hannah – die immer schmal gewesen war, im Licht der Fackel nun jedoch noch viel schmäler wirkte – schlug entsetzt die Hand vor den Mund.

»Kommt«, sagte Ada, fasste Noman am Handgelenk und legte den Arm wieder um Hannah. »Ihr seht aus, als hättet ihr Hunger. Kommt ans Feuer – es wird bald Tag. Ihr könnt eure Freunde vorstellen, und wir besorgen euch etwas zu essen. Dann müsst ihr uns alles ausführlich erzählen.«

Sie saßen am Feuer, bis die Wintersonne aufging, und tauschten so emotionslos, wie es unter den gegebenen Umständen ging, Informationen aus. Laman bereitete einen gehaltvollen Morgeneintopf zu, und sie aßen ihn und tranken dazu aus Blechtassen fast den letzten starken, aromatischen Kaffee, den sie in einem der nur teilweise niedergebrannten Lagerhäuser gefunden hatten.

Die fünf Neuen, drei Männer und zwei Frauen, hießen Beman, Elian, Stefe, Iyayi und Susan. Elian war der Anführer, ein vollkommen kahlköpfiger Mann, der die Autorität des Alters besaß; er war vielleicht ebenso alt wie Harman. Alle trugen Verbände oder waren geringfügig verletzt, und während die anderen redeten, verarzteten Tom und Siris mit den noch vorhandenen medizinischen Vorräten ihre Wunden.

Ada erzählte ihrer jungen Freundin Hannah – die irgendwie nicht mehr so jung wirkte – und dem schweigenden Noman rasch die Geschichte des Ardis-Massakers, der Tage und Nächte auf dem Hungerstein, der nicht funktionierenden Faxknoten, des Voynix-Aufmarschs und des geschlüpften und eingesperrten Setebos-Babys.

»Ich habe das Wesen schon vor der Landung in meinem Geist gespürt«, sagte Noman leise. Während Hannah mit ihrer Geschichte begann, ging der graubärtige Grieche mit der gewölbten Brust, der selbst in diesem eiskalten Wetter nur seinen groben Kittel trug, zur Grube hinüber und schaute auf den Gefangenen hinunter.

»Drei Tage, nachdem Ariel mit Harman verschwunden war, ist Odysseus seiner Genesungskrippe entstiegen«, berichtete die dunkelhaarige junge Frau mit den glänzenden Augen. »Die Voynixe haben weiterhin hereinzugelangen versucht, aber Odysseus hat mir versichert, dass ihnen das nicht gelingen würde, solange das Nullfriktionsfeld eingeschaltet war. Wir haben gegessen, geschlafen...« Hannah senkte einen Moment lang den Blick, und Ada wusste, dass die beiden auch noch andere Dinge getan hatten. »Wir haben darauf gewartet, dass Petyr zurückkommen würde, um uns zu holen, wie er es versprochen hatte, aber nach einer Woche hat Odysseus angefangen, Einzelteile von Sonies und anderen Flugmaschinen zusammenzubauen, die wir in der Garage – dem Hangar, oder wie immer man es nennen soll – gesehen hatten. Ich habe den größten Teil der Schweißarbeiten erledigt. Odysseus hat die Arbeit an der Bordelektronik und am Antriebssystem übernommen. Als uns die erforderlichen Teile ausgingen, habe ich die restlichen Blasen und Geheimräume an der Golden Gate durchstöbert.

Odysseus hat es geschafft, das Ding im Hangar zum Schweben und ein Stück weit zum Fliegen zu bringen – es besteht hauptsächlich aus zwei servitorartigen Fluggeräten, so genannten Himmelsflößen, die nicht für weite Reisen gedacht sind –, aber wir hatten Probleme mit den Lenkungs- und Kontrollsystemen. Schließlich musste Odysseus eine kleinere KI zerlegen, die einen Teil der Brückenküche betrieb. Er hat die Koch- und Rezeptelemente dringelassen, die KI aber lobotomisiert, damit sie die Navigation und Fluglageregelung des Floßes übernehmen konnte. Sie ist nicht glücklich darüber, dass sie diese unbeholfene Maschine fliegen muss – sie will uns immer Frühstück machen und Rezeptvorschläge unterbreiten.«

Ada und einige der anderen lachten darüber. Mehr als ein Dutzend Leute hörten zu, darunter Greogi, der einhändige Laman, Ella, Edide, Boman und die beiden Heilkundigen. Die fünf verletzten Neuankömmlinge aßen ihren heißen Eintopf und lauschten schweigend. Der Schnee, den Ada vor Stunden gerochen hatte, rieselte jetzt leicht herab, blieb jedoch nicht liegen. Sogar die Sonne lugte kurz durch die schnell ziehenden Wolken.

»Als wir schließlich sicher waren, dass Ariel Harman nicht zurückbringen und weder Petyr noch jemand anders von euch kommen würde, um uns abzuholen, haben wir das Floß mit Vorräten beladen – wir haben weitere Waffen mitgebracht, die ich in einem anderen Geheimraum gefunden habe –, das Hangartor geöffnet und sind nach Norden geflogen. Wir hofften, dass die Repeller uns in der Luft halten würden und dass uns das primitive Navigationssystem in die Nähe von Ardis bringen würde.«

»War das gestern?«, fragte Ada.

»Das war vor neun Tagen«, sagte Hannah.

Als die jüngere Frau Adas schockierte Reaktion sah, fuhr sie fort: »Dieses Ding fliegt *langsam*, Ada, höchstens neunzig bis hundert Stundenkilometer. Und es gab Probleme damit. Wir haben den größten Teil der Nahrungsmittelvorräte verloren, als wir im Meer wassern mussten, dort, wo Odysseus zufolge früher einmal der Isthmus von Panama war. Zu unserem Glück hatte er das Floß mit Auftriebskörpern ausgestattet, sodass es ein paar Stunden lang wie ein *richtiges* Floß fungieren konnte, während wir Gewicht abwarfen und Odysseus die Flugsysteme reparierte.«

»Hattet ihr Elian und die anderen da schon dabei?«, fragte Boman.

Hannah schüttelte den Kopf, trank noch einen Schluck Kaffee und beugte sich über die warme Blechtasse, als gäbe sie ihr dringend benötigte Wärme. »Wir mussten an der Küste einen Zwischenstopp einlegen, nachdem wir das Isthmusmeer überquert hatten. Dort gab es eine Faxknoten-Gemeinschaft – ich glaube, du warst schon mal dort, Ada: Hughes Town. Da war dieser hohe Plastbeton-Wolkenkratzer mit dem ganzen Efeu.«

»Ich war einmal zu einer Dritter-Zwanziger-Party dort.« Ada erinnerte sich an den Meerblick von einer Terrasse hoch oben an diesem Turm. Sie war jung gewesen, noch nicht ganz fünfzehn. Ungefähr zur selben Zeit war sie auch zum ersten Mal ihrem pummeligen »Cousin« Daeman begegnet, und sie erinnerte sich an ein erwachendes Gefühl der Sinnlichkeit aus jenen Tagen.

Elian räusperte sich. Der Mann hatte bläuliche Narben im Gesicht, an den Unterarmen und Händen, und seine Kleidung war

eigentlich nur eine Ansammlung zerrissener Lumpen, aber aus seiner ganzen Haltung sprach trotzdem eine starke Autorität. »Wir waren mehr als zweihundert in der Knoten-Gemeinschaft, als die Voynixe vor einem Monat angegriffen haben«, sagte er mit leiser, aber tiefer Stimme. »Waffen besaßen wir nicht. Aber der wichtigste Wohnturm von Hughes Town war so hoch, dass sie nicht einfach hinaufspringen konnten; etwas an der Fassade des Turms erschwerte es ihnen, sich dort festzuhalten und nach oben zu klettern, und dank der überhängenden Terrassen war er leichter zu verteidigen als jeder andere Ort, an den wir uns hätten zurückziehen können. Wir haben die Treppen verbarriadiert – der Strom für die Fahrstühle war natürlich schon beim Einsturz des Himmels ausgefallen – und alles, was wir finden konnten, als Waffen benutzt: Servitoren-Werkzeug, Eisenstangen, primitive Bogen und Pfeile aus Metallseilen und Blattfedern von Kaleschen und Droschken – alles. Die Voynixe haben die meisten von uns erwischt, ungefähr ein halbes Dutzend von uns haben es zum Faxpavillon geschafft und sind weggefaxt, um Hilfe zu holen, bevor das Fax ausfiel, und die fünf anderen und ich saßen auf dem Penthouse des Hughes-Town-Turms, während fünfhundert Voynixe alles besetzten. Wir hatten seit fünf Tagen nichts mehr gegessen und seit zwei Tagen kein Wasser mehr, als wir Nomans und Hannahs Himmelsfloß über dem Golf herbeischwanken sahen.«

»Wir mussten noch mehr Nahrung und medizinische Vorräte und sogar die meisten Schusswaffen und die Flechette-Munition abwerfen, um das zusätzliche Gewicht auszugleichen«, sagte Hannah schuldbewusst. »Und wir mussten noch dreimal landen, um das Floß zu reparieren. Aber schließlich hat es uns hierher gebracht.«

»Woher kannte sein Navigationssystem den Weg nach Ardis?«, fragte Casman. Der dünne, bärtige Ardis-Überlebende hatte sich schon immer für Maschinen interessiert.

Hannah lachte. »Es kannte ihn nicht. Es konnte kaum unseren Kontinent finden, den Odysseus Nordamerika nennt. *Er* hat uns hierher geführt – Odysseus –, indem er zuerst einem großen Fluss gefolgt ist, den er Mississippi nennt, und dann unserem Ardis-Fluss, den er Neanoka oder Ohio nennt. Und dann haben wir euer Feuer gesehen.«

»Seid ihr auch nachts geflogen?«, fragte Ada.

»Uns blieb nichts anderes übrig. In den Wäldern südlich von hier gibt es so viele Dinosaurier und Säbelzahn timer, dass wir es nicht riskieren wollten, längere Zeit auf dem Boden zu bleiben. Wir haben alle abwechselnd geholfen, das Ding zu fliegen, wenn Odysseus hin und wieder ein Nickerchen gemacht hat. Aber er ist jetzt seit fast zweiundsiebzig Stunden wach.«

»Er sieht... wieder gesund aus«, sagte Ada.

Hannah nickte. »Die Genesungskrippe hat die meisten Wunden geheilt, die ihm die Voynixe zugefügt haben. Es war richtig von uns, ihn zur Brücke zurückzubringen. Sonst wäre er gestorben.«

Ada schwieg einen Moment. Sie dachte daran, dass diese Entscheidung ihr Harman genommen hatte.

Als läse sie die Gedanken ihrer Freundin, sagte Hannah: »Wir haben Harman gesucht, Ada. Obwohl Odysseus sicher war, dass Ariel ihn irgendwohin quantenteleportiert hatte – das ist wie faxen, nur irgendwie stärker; die Götter im Turin-Drama haben das immer gemacht –, obwohl Odysseus sicher war, dass das Ariel-Wesen ihn weit weg qtet hatte, sind wir hinunterge-

gangen und haben die alten Ruinen von Machu Picchu unter der Golden Gate durchsucht und sogar an den nahe gelegenen Flüssen und Wasserfällen sowie in den Tälern nach ihm Ausschau gehalten. Aber wir haben keine Spur von Harman entdeckt.«

»Er lebt noch«, sagte Ada schlicht. Dabei legte sie die Hand auf ihren geschwollenen Bauch. Das tat sie immer – er war nicht nur ein Element ihrer Verbindung mit Harman, sondern er schien auch zu bestätigen, dass ihr intuitives Gefühl nicht tög. Es war fast, als wüsste Adas ungeborenes *Kind*, dass Harman noch lebte... irgendwo.

»Ja«, sagte Hannah.

»Habt ihr andere Faxknoten-Gemeinschaften gesehen?«, fragte Loes. »Andere Überlebende?«

Hannah schüttelte den Kopf. Ada fiel auf, dass die stets kurzen Haare ihrer jungen Freundin ein Stück gewachsen waren. »Wir sind bei zwei anderen Knoten zwischen Hughes Town und Ardis gelandet«, sagte Hannah. »Knoten mit geringer Einwohnerzahl: Live Oak und Hulmanica. Sie waren beide von Voynixen überfallen worden – es waren nur noch Voynix-Kadaver und menschliche Gebeine übrig, sonst nichts.«

»Was meinst du, wie viele Menschen dort gestorben sind?«, fragte Ada leise.

Hannah zuckte die Achseln und trank ihren Kaffee aus. »Nicht mehr als insgesamt vierzig oder fünfzig«, antwortete sie mit jener Affektlosigkeit, die allen Überlebenden von Ardis zu eigen war. »Kein Vergleich mit der Katastrophe hier.« Hannah blickte sich um. »Mir ist, als würde sich etwas in mein Bewusstsein zu drängen versuchen, wie eine schlechte Erinnerung.«

»Das ist der kleine Setebos«, erklärte Ada. »Er will in unseren Kopf und aus seiner Grube.« Sie betrachtete das Erdloch des Wesens immer als eine Art Höllenschlund.

»Habt ihr keine Angst, dass seine Mutter – oder sein Vater oder was immer dieses Wesen in Paris-Krater war, das Daeman gesehen hat – es holen kommen wird?«

Ada schaute zu Daeman hinüber, der an der Grube stand und sich ernst mit Noman unterhielt. »Der große Setebos ist noch nicht aufgetaucht. Uns macht eher Sorgen, was der kleine tun wird.« Sie schilderte ihnen allen, wie das vielarmige Wesen offenbar Energie aus der Erde gesaugt hatte, wo jemand eines schrecklichen Todes gestorben war.

Hannah fröstelte, obwohl das Sonnenlicht jetzt stärker war. »Mit unserem Scheinwerfer haben wir die Voynixe in den Wäldern gesehen«, sagte sie leise. »Es waren unzählig viele. Sie standen in endlosen Reihen unter den Bäumen und auf den Kämmen. Die nächsten waren ungefähr drei Kilometer entfernt, glaube ich. Was wollt ihr tun?«

Ada erzählte ihr von dem Insel-Plan.

Elian räusperte sich erneut. »Verzeihung – es geht mich nichts an, und ich weiß, dass ich hier kein Mitspracherecht habe, aber mir scheint, auf so einer Felseninsel wärt ihr in einer ähnlichen Lage wie wir in unserem Turm. Die Voynixe würden unablässig gegen euch anrennen, und ihr habt weitaus mehr dieser Kreaturen um euch herum. Ihr würdet einer nach dem anderen sterben. Ein Ort wie die Brücke, von der Hannah uns erzählt hat, erscheint mir sinnvoller.«

Ada nickte. Sie wollte noch nicht über Strategien diskutieren – zu viele der zuhörenden Überlebenden von Ardis, die jetzt in

diesem Kreis saßen, würden für die Insel stimmen. »Du hast sehr wohl ein Mitspracherecht, Elian«, erklärte sie stattdessen. »Das gilt für jeden von euch. Ihr gehört jetzt zu unserer Gemeinschaft – jeder Flüchtling, den wir finden, gehört dazu –, und deine Stimme zählt ebenso viel wie meine. Danke für deine Meinung. Wir werden das alle beim Mittagessen besprechen, und selbst die Wachposten werden per Stellvertreter abstimmen. Ich glaube, ihr solltet vorher noch ein wenig schlafen.«

Elian, Beman, die blonde Iyayi – die trotz ihrer Schrammen und Lumpen irgendwie nach wie vor schön war –, die kleine, schweigsame Frau namens Susan und der große, bärtige Mann namens Stefe nickten und gingen mit Tom und Siris davon, um irgendwo leeres Bettzeug unter Segeltuchplanen zu finden.

»Du solltest auch schlafen«, sagte Ada und legte Hannah die Hand auf den Unterarm.

»Was ist mit deinem Handgelenk passiert, Ada?«

Ada schaute auf den primitiven Gips und den schmutzigen Verband hinunter. »Ich hab's mir während des Kampfes hier gebrochen. Es ist nichts. Interessant finde ich aber, dass die Voynixe von der Golden Gate bei Machu Picchu verschwunden sind. Das bringt mich auf den Gedanken, dass wir gegen eine endliche Anzahl dieser Wesen kämpfen... wenn sie sich umgruppieren müssen, meine ich.«

»Eine endliche Anzahl«, pflichtete Hannah ihr bei. »Aber Odysseus glaubt, dass es über eine Million Voynixe und weniger als hunderttausend Menschen gibt.« Sie überlegte eine Sekunde und fügte hinzu: »Hunderttausend vor dem Beginn der Massaker.«

»Hat Noman eine Ahnung, *weshalb* die Voynixe uns töten?«
Ada hielt jetzt Hannahs kräftige Hand.

»Ich glaube schon, aber er hat es mir nicht erzählt. Es gibt so manches, was er für sich behält.«

Das ist die Untertreibung des Zwanzigers, dachte Ada. Laut sagte sie: »Du siehst erschöpft aus, meine Liebe. Du solltest wirklich schlafen gehen.«

»Sobald Odysseus schlafen geht.« Hannah begegnete Adas Blick mit der Verschämtheit, dem Trotz und dem Stolz einer jungen Liebenden.

Ada nickte erneut.

Daeman kam zum Feuer. »Ada, könnten wir dich kurz sprechen?«

Ada berührte Hannahs Schulter, stand unbeholfen auf und folgte Daeman zur Grube, wo Noman stand. Der Mann, den sie früher Odysseus genannt hatten, war nicht viel größer als sie, aber so kompakt und muskulös, dass er Kraft ausstrahlte. Durch den offenen Kittel sah Ada die gekräuselten grauen Haare auf seiner Brust.

»Bewunderst du unser Haustier?«, fragte sie.

Noman lächelte nicht. Er kratzte sich den Bart, schaute in die Grube hinab auf das seltsam stille Baby und richtete den Blick seiner dunklen Augen dann wieder auf Ada. »Ihr müsst es töten«, sagte er.

»Das haben wir vor.«

»Bald, meine ich. Diese Wesen sind nicht so sehr Babys des echten Setebos als vielmehr Läuse.«

»Läuse?«, sagte Ada. »Ich kann seine Gedanken hören...«

»Und ihr werdet sie immer lauter hören, bis das Ding da herauskommt – wahrscheinlich könnte es das schon, wenn es wollte – und euch die Energie und die Seele direkt aus dem Körper saugt.«

Ada kniff die Augen zusammen und schaute in die Grube hinunter. Der aus zwei Hälften bestehende Gehirnrücken des Babys war nur ein grauer Schimmer. Es hockte jetzt auf dem Boden der Grube, die Ranken und Hände eingezogen, die beweglichen Hände unter dem schleimigen Körper versteckt, die vielen Augen geschlossen.

»Diese Wesen schlüpfen aus ihren Eiern und schwärmen aus«, fuhr Noman fort. »Sie sind so etwas wie Kundschafter des echten Setebos. Diese Wesen wachsen nur bis zu einer Länge von etwa sechs Metern heran. Sie suchen sich... Nahrung im Erdreich und kehren dann zu dem ursprünglichen Setebos zurück. Ich weiß nicht genau, wie sie so weit reisen, wahrscheinlich mit Hilfe von Bran-Löchern – das hier ist noch nicht alt genug, um ein Loch zu erzeugen –, und wenn sie Bericht erstattet haben, dankt ihnen der große Setebos für die Informationen und frisst sie, wobei er all das Böse und den Schrecken in sich aufnimmt, den diese... Babys von der Welt aufgesaugt haben.«

»Woher weißt du so viel über Setebos und seine... Läuse?«, fragte Ada.

Noman schüttelte den Kopf, als wäre das zu unwichtig, um sich jetzt damit zu befassen.

Und wann fängst du endlich an, der süßen Hannah die Liebe und Aufmerksamkeit zu schenken, die sie verdient, du alter Chauvi?, dachte Ada.

»Noman hat uns etwas Wichtiges mitzuteilen... zu fragen«, sagte Daeman. Adas Freund machte ein besorgtes Gesicht.

»Ich muss mit dem Sonie wegfliegen«, erklärte Noman.

Ada kniff erneut die Augen zusammen. »Wohin?«

»Zu den Ringen hinauf.«

»Wie lange?« Sie dachte: *Du kannst nicht mit dem Sonie wegfliegen!*, und sie wusste, dass Daeman dasselbe dachte.

»Ich weiß es nicht«, sagte Odysseus mit seinem fremdartigen Akzent.

»Nun«, begann Ada, »kommt gar nicht in Frage, dass du das Sonie nimmst. Wir brauchen es, um von hier zu entkommen. Wir brauchen es für die Jagd. Wir brauchen es für...«

»Ich muss mit dem Sonie wegfliegen«, wiederholte Noman. »Es ist die einzige Maschine auf diesem Kontinent, die mich dort hinaufbringen kann, und ich habe nicht die Zeit, um nach China oder sonst wohin zu fliegen und mir ein anderes zu suchen. Und das Mittelmeerbecken werden die *Calibani* mittlerweile unzugänglich gemacht haben.«

»Nun«, sagte Ada erneut und hörte den scharfen Ton jener steinharten Sturheit, die ihrer Stimme nur selten Kraft verlieh, »du kannst uns aber nicht einfach das Sonie wegnehmen. Wir werden alle sterben.«

»Das ist momentan nicht so wichtig«, erwiderte der graubärtige Krieger.

Ada begann zu lachen, starrte ihn jedoch schließlich nur an. Ihr Mund stand vor Erstaunen ein Stück weit offen. »Für *uns* ist es wichtig, Noman. Wir möchten am Leben bleiben.«

Er schüttelte den Kopf, als hätte Ada nicht verstanden. »Niemand auf diesem Planeten wird am Leben bleiben, wenn ich nicht zu den Ringen hinaufkomme... und zwar heute noch«, sagte er. »Ich brauche das Sonie. Wenn ich kann, bringe oder schicke ich es euch zurück. Wenn nicht... nun, dann spielt es ohnehin keine Rolle mehr.«

Ada wünschte, sie hätte eine Flechette-Waffe dabei. Sie warf einen Blick auf diejenige, die Daeman immer noch lässig in der Hand hielt. Noman schien unbewaffnet zu sein, aber Ada hatte gesehen, wie stark dieser Mann war.

»Ich brauche das Sonie«, erklärte Noman erneut. »Heute. Jetzt.«

»Nein«, entgegnete Ada.

Unten in der Grube gab die vielarmige Waise plötzlich einen jammernden, schnaubenden, hustenden Laut von sich, der in ein Geräusch mündete, das sehr große Ähnlichkeit mit einem menschlichen Lachen besaß.

70

Hoch über ihnen tobte ein Unwetter. Die Ringe und die Sterne waren längst verschwunden, und Blitze erhellten die senkrechten Wasserwände zu beiden Seiten und den obszön hellen Schlitz des Bruchs, der sich so weit nach Osten und Westen erstreckte, dass die Blitze zu kurz waren, um seine ungeheuren Ausmaße zu zeigen.

Jetzt jedoch überlagerten sich die Blitze, Donnerschläge hallten durch den Korridor aus von Energie gebundenem Wasser, und Harman, der gemütlich in seinem seidendünnen Schlafsack und seiner Thermohaut auf dem Rücken lag, sah die Wellen fünfzig Stockwerke über ihm, die sich weitere dreißig Meter oder mehr auftürmten, als der Atlantik sich in den wütenden Sturm warf. Die dahinjagenden Wolken wanden sich keine hundert Meter über den turmhohen Wellen. Und während die dunklen Tiefen zu beiden Seiten hier über hundertfünfzig Meter unter der Oberfläche ruhig blieben, konnte Harman die aufgewühlten Wasserschichten weit über ihm sehen. Ebenso aufgewühlt waren die Trichterbrücken – er hatte keinen besseren Namen für die transparenten Röhren, Kegel und von Energie gebundenen Tunnels aus Wasser, die den Atlantik im Norden und Süden des Bruchs miteinander verbanden, und Moira nannte sie einfach »Kanäle«. Eine solche Trichterbrücke war etwa einen halben Kilometer westlich von ihrem Lager in sechzig Meter Höhe über dem trockenen Boden des Bruches zu sehen, jedenfalls wenn die Blitze aufzuckten, eine andere etwa anderthalb Kilometer hinter ihnen im Osten. In beiden Wassertunnels brodelte es nur so, gewaltige Mengen weißen Wassers wogten von einer Seite des Bruchs zur anderen. Harman fragte sich, ob bei Unwettern mehr Wasser über den Bruch getrieben wurde. Jedenfalls fiel jetzt mehr Wasser auf sie herab – die sich verschiebenden Energiemauern sorgten zwar dafür, dass die hohen Wellen nicht über sie hinwegschwappten und sie ertränkten, aber die Gischt wehte als beständiger Nebel zu ihnen herab. Harmans Außenbekleidung war in seinem Rucksack verstaut, der, wie er herausgefunden hatte, ebenso wasserdicht war wie der dünnhäutige Schlafsack, aber er hatte die Osmo-

semaske an seiner Thermohaut-Kapuze offen gelassen, und sein Gesicht war feucht. Wenn er sich mit der Zunge über die Lippen fuhr, schmeckte er Salz.

Ein Blitz schlug keine hundert Meter von ihnen entfernt in den Boden des Bruchs ein. Der dazugehörige Donnerschlag ließ Harmans Backenzähne vibrieren.

»Sollen wir von hier verschwinden?«, rief er Moira zu, die ihre eigene Thermohaut trug. Sie hatte sich ohne jede Spur von Verlegenheit vor seinen Augen nackt ausgezogen und war in die Thermohaut geschlüpft, fast so, als wären sie ein Liebespaar – was sie ja auch gewesen waren, wie er errötend erkannte.

»Was?«, rief Moira. Seine Stimme war im Getöse der Wellen und dem Grollen des Donners untergegangen.

»SOLLEN WIR VON HIER VERSCHWINDEN?«

Sie schob ihre Schlafhaut näher heran und beugte sich zu ihm, um ihm ins Ohr zu sprechen. Ihr Gesicht war ebenfalls unbedeckt, sie lag nur auf dem Schlafsack, und der Nebel hatte die äußeren Schichten der hautengen Thermohaut durchnässt, sodass man jede Rippe und die Erhebung des Hüftknochens sah.

»Es gibt nur einen Ort, wo wir in Sicherheit wären«, sagte sie mit lauter Stimme dicht an seinem Ohr, »und zwar unter Wasser. Am Grunde des Meeres wären wir vor den Blitzen geschützt. Willst du dorthin?«

Das wollte Harman nicht. Die Vorstellung, durch die Kraftfeldbarriere in diese fast absolute Dunkelheit und den schrecklichen Druck zu treten – selbst wenn die magische Thermohaut verhindern würde, dass er ertrank oder zerquetscht wurde –, war in dieser Nacht einfach zu viel für ihn. Außerdem schien

der Sturm ein wenig nachzulassen. Die Wellen dort oben waren jetzt nur noch zwanzig bis fünfundzwanzig Meter hoch.

»Nein, danke«, antwortete er mit lauter Stimme. »Lassen wir's eben drauf ankommen.«

Er rieb sich das Gesicht trocken und zog die hauchdünne Osmosemaske über. Ohne das Stechen des Salzes in Augen und Mund fiel es ihm leichter, sich zu konzentrieren.

Und es gab vieles, worauf er sich konzentrieren musste. Er versuchte immer noch, sich einen Überblick über seine neuen menschlichen Funktionen zu verschaffen.

Viele dieser neu erworbenen – oder besser neu erkannten – Funktionen waren zusammen mit seinen Freifax-Fähigkeiten gesperrt gewesen. Harman sah beispielsweise deutlich, wie er sich Zugang zur Logosphäre verschaffen konnte, um Informationen einzuholen oder mit jedem beliebigen Partner irgendwo in der Welt zu kommunizieren, aber diese Funktionen waren von den derzeitigen Herren der Ringe – wer oder was sie auch immer waren – deaktiviert worden.

Andere Funktionen arbeiteten sehr gut, waren jedoch nicht unbedingt förderlich für Harmans Seelenfrieden. Es gab eine medizinische Überwachungsfunktion, die Harman auf Anfrage erklärte und demonstrierte, dass seine Kost aus Nahrungsriegeln und Wasser bestimmte Vitaminmängel zur Folge haben würde, wenn er sie länger als drei Monate zu sich nahm. Sie informierte ihn auch, dass sich in seiner linken Niere Kalzium bildete – was binnen einem Jahr oder weniger zu einem Nierenstein führen würde –, dass er seit seinem letzten Besuch in der Klinik zwei Polypen im Dickdarm hatte, dass seine Muskeln altersbedingt verkümmerten – seine letzte Runderneuerung in

der Klinik lag immerhin zehn Jahre zurück –, dass ein Streptokokken-Virus es dank seiner genetisch ausgelösten Immunabwehr nicht schaffte, eine Kolonie in seinem Hals zu bilden, dass sein Blutdruck zu hoch war und dass er einen ganz leichten Schatten auf der linken Lunge hatte, dem die Kliniksensoren unverzüglich Aufmerksamkeit schenken sollten.

*Na prima, dachte Harman und rieb sich die mit der Thermo-
haut überzogene Brust, als begänne der leichte Schatten, der
garantiert Lungenkrebs war, bereits zu schmerzen. Was fange
ich nun mit diesen Informationen an? Der Weg in die Kliniken ist mir
ja momentan ein bisschen versperrt.*

Andere Funktionen dienten unmittelbareren Zwecken. In den letzten paar Tagen hatte er entdeckt, dass er eine Wiederholungsfunktion besaß, durch die er jeden Moment und jedes Ereignis in seinem Leben mit erstaunlicher Klarheit noch einmal erleben konnte – eher wie ein reales Geschehen als wie eine Erinnerung. Die Funktion spürte die Erinnerung in einem Proteinspeicherbündel statt in seinem Gehirn auf, lud sie hoch und legte die Wiederholung auf die Sekunde genau fest. Ein paar Minuten seiner ersten Begegnung mit Ada hatte er bereits neunmal wiederholt (sein Gedächtnis hätte ihm nicht sagen können, dass sie an dem Abend, als er sie bei einer Fax-in-Party kennen gelernt hatte, jenes hellblaue Kleid trug), und mehr als dreißigmal einige Augenblicke ihres letzten Liebesakts. Moira hatte sogar ein paar Bemerkungen über seinen starren Blick und seinen roboterhaften Gang gemacht, während diese Wiederholungen abliefen. Sie wusste, was er tat, vor allem, weil weder seine Thermohaut noch die Außenbekleidung seine Reaktion verborgen hatte.

Harman war vernünftig genug, um zu wissen, dass diese Funktion süchtig machte und dass er sie sehr, sehr sparsam dosieren musste – erst recht bei diesem Marsch über den Meeresboden –, aber er war noch einmal zu bestimmten Gesprächen mit Savi zurückgegangen, um weitere Informationen aus den Dingen auszugraben, die sie über die Vergangenheit, die Ringe oder die Welt gesagt hatte – Dinge, die ihm damals unsinnig oder rätselhaft erschienen waren, jetzt, nach dem kristallinen Schrein, jedoch mehr Sinn ergaben. Darüber hinaus erkannte er voller Trauer, dass Savi in all den Jahrhunderten, in denen sie zu den Ringen hinaufzugelangen versucht hatte, um mit den Nachmenschen zu verhandeln, von sehr unvollständigen Informationen ausgegangen war; so hatte sie beispielsweise nicht gewusst, dass im Mittelmeerbecken echte Raumschiffe lagerten, oder wie sie mittels Prosperos privater Logosphären-Verbindungen auf die richtige Weise Kontakt mit Ariel aufnehmen konnte.

Als er Savi in der Wiederholungsvision so deutlich sah, merkte er, wie viel jünger diese Moira-Iteration von Savis Gesicht und Körper war, aber auch, wie ähnlich sich die Frauen waren.

Harman ging die anderen Funktionen durch. Proxnet, Farnet und Allnet waren ebenso wie die Fax- und Logosphärenfunktionen abgeschaltet – offensichtlich arbeiteten sämtliche internen Funktionen; alle, die den Einsatz des planetaren Systems von Satelliten, orbitalen Masse-Akkumulatoren, Fax- und Daten-Transmittern und so weiter erforderten, arbeiteten nicht.

Aber weshalb sagten ihm seine inneren Indikatoren, dass die Sigl-Funktion nicht funktionierte? Harman hätte gedacht, dass Sigln so körperbezogen war wie die medizinische Überwachung, die nur allzu gut funktionierte. War die Sigl-Funktion

irgendwie auf Relaissatelliten angewiesen? Seine Daten aus dem kristallinen Schrein boten ihm keine Erklärung dafür.

»Moira?«, rief er und merkte erst dann, dass der Sturm fast ganz über sie hinweggezogen und das Getöse bis auf das Rauschen der dahinrollenden Wellen hoch über ihnen abgeflaut war. Außerdem trug er seine Osmosemaske mit den eingesetzten Mikrofonen, sodass die arme Moira seinen Ruf in den Kopfhörern ihrer Kapuze gehört hatte.

Er zog die Osmosemaske herunter und atmete wieder den vollen Geruch des Ozeans ein.

»Was ist, o Mann mit den mächtigen Lungen?«, erwiderte Moira in sanftem Ton. Ihr hautdünner Schlafsack war keine anderthalb Meter entfernt.

»Wenn ich heimkomme und die Weitergabe-Funktion bei meiner Frau anwende – bei Ada –, erhält mein ungeborenes Kind die Informationen dann ebenfalls?«

»Kümmerst du dich schon wieder um ungelegte Eier, mein junger Prometheus?«

»Beantworte einfach die verdammte Frage, ja?«

»Du wirst es ausprobieren müssen«, meinte Moira. »Ich erinnere mich momentan nicht an die Konstruktionsparameter, und ich habe die Weitergabe-Funktion noch nie bei Schwangeren angewandt, weil wir gottähnlichen Nachmenschen nicht schwanger werden *können* – in dieser Hinsicht war es auch nicht besonders hilfreich, dass wir alle weiblich waren –, also probier's einfach aus, falls und wenn du heimkommst. Ich weiß allerdings noch, dass in der genetischen Weitergabe-Funktion Sicherheitsnetze eingebaut waren. Man kann einem Fötus oder einem kleinen Kind keine schädlichen Informationen einflößen

– zum Beispiel, indem man ihm den Moment seiner Empfängnis noch einmal vorspielt. Wir wollen ja nicht, dass der kleine Satansbraten dreißig Jahre in Therapie gehen muss, nicht wahr?«

Harman ignorierte den Sarkasmus. Er rieb sich die stoppeligen Wangen. Er hatte sich vor dem Aufbruch rasiert – ein Bart unter der Thermohautkapuze war alles andere als angenehm, wie er vor über zehn Monaten auf Prosperos Insel gelernt hatte –, doch nun kratzten zwei Tage alte Stoppeln an seiner Handfläche.

»Und du besitzt alle Funktionen, die ihr uns gegeben habt?«, sagte er zu Moira, wobei er die Stimme erst im letzten Moment hob, um das Fragezeichen hinzuzufügen.

»Mein Lieber«, schnurrte Moira. »Hältst du uns für Idioten? Glaubst du, wir geben kleinen Altmenschen irgendwelche Fähigkeiten, die wir nicht besitzen?«

»Also habt ihr mehr als wir«, sagte Harman. »Mehr als diese hundert, mit denen ihr uns ausgestattet habt?«

Moira antwortete nicht.

Harman hatte entdeckt, dass komplexe Nanokameras und Audio-Empfänger in seine Hautzellen eingebaut waren. Irgendwelche DNA-gebundenen Proteinbündel konnten diese visuellen und akustischen Daten speichern. Andere Zellen waren in bioelektronische Transmitter umgewandelt worden – da sie nur von seiner eigenen zellularen Energie betrieben wurden, eigneten sie sich nur für Übertragungen auf kurze Distanz, waren jedoch allemal stark genug, dass ihre Signale aufgefangen, verstärkt und weitergeleitet werden konnten.

»Das Turin-Drama«, sagte er laut.

»Wie bitte?«, fragte Moira schläfrig. Die Nachmenschenfrau war eingenickt.

»Mir wird klar, wie ihr die Bilder aus Ilium übertragen habt – oder wie es deine transvestitischen Göttinnen-Schwestern getan haben – und wieso wir sie durch die Turin-Tücher empfangen können.«

»Aha... na toll«, sagte Moira und schief wieder ein.

Harman erkannte, dass er kein Turin-Tuch mehr brauchen würde, um solche Übertragungen zu empfangen. Dank Logosphären-Telefonie und dieser Multimedia-Verbindung konnte er mit jedem anderen menschlichen Wesen, das sich freiwillig bereit fand, den Inputstrom zu den Satelliten hinaufzuschicken, sowohl per Stimme als auch durch die Übermittlung umfangreicher sensorischer Daten kommunizieren.

Wie das wohl wäre, mit Ada verbunden zu sein, während wir uns lieben?, fragte sich Harman und tadelte sich dann, weil er ein alter Bock war. Ein geiler alter Bock, verbesserte er sich.

Neben der Logosphärenfunktion gab es eine weitere Funktion, die eine komplizierte sensorische Schnittstelle zur Biosphäre bot. Da sie von Satelliten abhing und im Moment gesperrt war, konnte er nur vermuten, wie sie arbeitete und wie es sich anfühlte. War es wie ein Schwatz mit Ariel, oder wurde man plötzlich eins mit dem Löwenzahn und den Kolibris? Konnte man auf diese Weise direkt und aus der Ferne mit den Kleinen Grünen Männchen kommunizieren? Harman wurde wieder ernst. Ihm fielen Prosperos Worte ein, dass Ariel die KGMs zur Abwehr der Abertausende angreifender *Calibani* an den südlichen Rändern des alten Europa einsetzte, und er sah sofort,

dass er die *Zeks* mittels einer solchen Verbindung bitten konnte, ihnen im Kampf gegen die Voynixe beizustehen.

Diese ganze Funktionssuche verschlimmerte Harmans Kopfschmerzen. Eher zufällig prüfte er seine medizinische Überwachungsfunktion und sah, dass sowohl sein Adrenalinpiegel als auch sein Blutdruck hoch genug waren, um ihm die Kopfschmerzen zu bescheren, unter denen er nun seit zwei Wochen litt. Er aktivierte eine andere medizinische Funktion, die nicht nur reine Überwachungsaufgaben erfüllte, und erlaubte ihr versuchsweise, ein paar Chemikalien in seinem Körper freizusetzen. Blutgefäße in seinem Hals weiteten und entspannten sich. Wärme strömte wieder in seine eiskalten Fingerspitzen. Die Kopfschmerzen ließen nach.

Für einen Jungen im Teenageralter wäre diese Funktion sehr nützlich – er könnte mit ihrer Hilfe unerwünschte Erektionen unterbinden, dachte Harman. Er merkte, dass er wirklich ein geiler alter Bock war.

Eigentlich gar nicht so alt, dachte er. Die medizinische Überwachung hatte ihm erklärt, dass sein körperlicher Zustand dem eines durchschnittlichen Einunddreißigjährigen entsprach, der etwas außer Form war.

Andere Funktionen schwebten auf seine mentale Checkliste: Verstärkung der Figur-Hintergrund-Differenzierung, gesteigertes Einfühlungsvermögen, eine andere, die er als »Berserker-Funktion« apostrophierte – ein kurzfristige, enorme Steigerung des Adrenalinpiegels und aller anderen körperlichen und die Kräfte vervielfachenden Fähigkeiten, wahrscheinlich als letztes Mittel in einem Kampf oder wenn man einen tonnenschweren Gegenstand von seinem Kind herunterheben musste. Harman

sah, dass er neben der bereits ge- und missbrauchten Erinnerungs-Wiederholungsfunktion auch Daten wieder aufrufen konnte, die ihm jemand anders mittels der Weitergabefunktion übertragen hatte. Es gab eine Funktion, mit deren Hilfe er seinen Körper in eine Art Winterschlaf versetzen konnte, eine zeitweilige Verlangsamung sämtlicher Lebensfunktionen bis zum Punkt des Stillstands. Er erkannte, dass sie nicht für ein schnelles Nickerchen gedacht war, sondern beispielsweise für einen längeren Aufenthalt in dem gläsernen Sarg im Taj Moira, wenn man lange Zeit – in Moiras Fall *sehr* lange Zeit – am Leben bleiben musste, ohne sich rühren zu können, damit man sich nicht wundlag oder sich Muskelatrophie, Morgenatem und die anderen Nebenwirkungen normaler menschlicher Bewusstlosigkeit zuzog. Harman sah sofort, dass die echte Savi diese Funktion in ihrer Zeitkrippe auf der Golden Gate bei Machu Picchu und woanders häufig benutzt hatte, um die vierzehn Jahrhunderte, in denen sie sich vor den Voynixen und den Nachmenschen versteckt hatte, zu überleben und dabei nicht zu verfallen.

Es gab noch viele weitere, teilweise unsagbar faszinierende Funktionen, aber die Konzentration, die er benötigte, um sie zu erforschen, brachte seine Kopfschmerzen zurück. Er schaltete diesen Teil seines Gehirns für die Nacht ab.

Sofort strömten stärkere sensorische Informationen herein. Das Wogen der Wellen oben. Ein fotolumineszent-phytoplanktonisches Leuchten in den oberen Schichten des Atlantiks, das für seine müden Augen wie ein Unterwasser-Polarlicht aussah.

Auch am Himmel über dem Meer wetterleuchtete es – diesmal keine Blitze aus der Luft zum Wasser, sondern Blitze in den

Wolken, lautlose Explosionen, die die fraktale Komplexität der brodelnden Wolken zeigten, wenn sie von innen erhellt wurden. Dieses Lichtgeflacker war lautlos – nicht die leiseste Andeutung von Donner erreichte seinen kleinen Schlafsack auf dem Boden des atlantischen Bruchs –, sodass Harman die Hände hinter dem Kopf verschränkte und das Schauspiel einfach genoss, wobei er auch an den Effekten Gefallen fand, welche die Wolkenblitze auf der noch immer aufgewühlten Meeresoberfläche erzeugten.

Muster. Überall Muster. Die gesamte Natur und das Universum tanzten am Rande des Chaos, für eine gewisse Zeit geschützt durch fraktale Grenzen und eine Milliarde verborgener algorithmischer Protokolle, die ein struktureller Bestandteil aller Dinge und jeder Interaktion, aber nichtsdestotz schön waren – wirklich wunderschön. Er stellte fest, dass es mindestens eine Funktion gab, die er noch nicht richtig erforscht hatte; sie konnte die meisten dieser Muster weitaus besser analysieren als bloße menschliche Sinne und Gefühle, die sich im Rahmen der Evolution herausgebildet hatten, aber es war vermutlich eine gesperrte Funktion, die Verbindung zu den Ringen benötigte, und außerdem... Harman brauchte keine genetisch verstärkte Funktion, um die reine Schönheit dieses lautlosen Schauspiels mitten im Atlantik zu würdigen, das nur für ihn stattfand.

Er lag auf dem Boden des Bruchs, die Hände hinter dem Kopf, und sprach ein Gebet für Ada und seinen eventuellen Sohn oder seine eventuelle Tochter. (Wenn Adas Funktionen aktiviert waren, würden sie ihr sagen, was es war.) Er wünschte, er könnte jetzt bei ihr sein. Er betete zu dem Gott, über den er nie wirklich nachgedacht hatte – zu dem ruhigen Gott, den Setebos und sein Lakai Caliban den Worten des Ungeheuers auf Pros-

peros Insel zufolge mehr fürchteten als alles andere –, und er bat nur darum, dass seine geliebte Ada gesund und am Leben blieb und so glücklich war, wie es die schrecklichen Umstände dieser Zeiten und ihrer räumlichen Trennung zuließen.

Beim Einschlafen hörte Harman das Raspeln und Sägen von Moiras Schnarchen. Er lächelte, während er langsam in den Schlaf sank. Tausend Jahre ausgeklügeltester nachmenschlicher Nanozyten- und DNA-Rekombination hatten sie nicht vom Schnarchen kuriert. Aber es war natürlich Savis menschlicher Körper, der...

Mitten in diesem Gedanken schlief Harman ein.

71

Achilles wünscht, er wäre tot.

Die Luft hier im Tartaros stinkt so bestialisch und ist so dick, seine Lungen brennen so mörderisch, seine Augen tränen und schmerzen so sehr, seine Haut und sein Gedärm fühlen sich an, als wären sie bereit, unter dem Druck gleichzeitig zu implodieren und zu explodieren, die okeanidische Monster-Frau bricht ihm beinahe die Rippen, so fest hält sie ihn in ihrer Faust mit den schenkeldicken Fingern gepackt, und seine Aussichten für die Zukunft sind so verdammt trübe, dass er am liebsten einfach sterben und das alles hinter sich bringen würde.

Aber die Quanten-Schicksalsgöttinnen verweigern ihm diese Möglichkeit. Diese Hündin von seiner Göttinnen-Mutter, diese Schlampe Thetis, die seinem Vater – dem Mann, den er immer

als seinen Vater anerkannt hat, Peleus – ihre Liebe gestanden und dann mit Zeus das Lager geteilt hat wie die aquatische Ficknudel, die sie ist, hat ihn ins himmlische Feuer gehalten und einen Quantensingularitätspunkt für seinen Tod geschaffen – einen Punkt, der nur durch die Handlungen des nunmehr toten und verbrannten Paris aus Ilium hätte erreicht werden können –, und damit basta.

Deshalb leidet er und versucht, sich darauf zu konzentrieren, was außerhalb dieser kleinen, rasant implodierenden Sphäre von Schmerz und Qual vorgeht.

Die drei titanengroßen Töchter des Okeanos – Asia, Panthea und Ione – marschieren mit schnellen Schritten durch das giftige Halbdunkel auf einen helleren Lichtschein zu, bei dem es sich um einen Vulkanausbruch handeln könnte. Asia hält Achilles in ihrer riesigen, verschwitzten Faust. Als es Achilles gelingt, seine brennenden Augen zu öffnen und durch die Tränen – erzeugt von toxischen Chemikalien in der Luft, nicht von seinen Gefühlen – ein paar kurze Blicke auf die Umgebung zu erhaschen, sieht er eine verschwommene Szenerie aus hohen, felsigen Bergkämmen wie demjenigen, auf dem die drei Okeaniden jetzt entlangmarschieren, donnernden Vulkanen, tiefen Spalten voller Lava und seltsam geformten Ungeheuern – eine Eskorte der riesigen Tausendfüßlerwesen, die mit dem Heiler auf dem Olymp verwandt sein müssen –, und hin und wieder streift sein Blick schemenhafte Silhouetten, offenbar andere Titanen, die brüllend durch das Halbdunkel brechen, sowie einen Himmel voller Wolken mit orangefarbenen Rändern, wilden Blitzen und anderen elektrischen Schauspielen.

Plötzlich spricht die riesige Titanin namens Panthea. »Ist das dort auf jenem schwarzen Thron die verschleierte Gestalt, die wir suchen?«

Asia, deren scheußliche Stimme dröhnt wie Felsbrocken, die einen steinigen Hang hinunterpoltern (Achilles hat nicht die Kraft, sich mit seinen säureverätzten Händen die schmerzenden Ohren zuzuhalten): »Ja. Der Schleier fiel.«

Panthea: »Ich seh ein mächtig Dunkel nun den Sitz der Macht erfüllen. Strahlen schießen blendend ringsum empor, wie Licht der Mittagssonne. – Doch bleibt der Demogorgon selbst gestaltlos, weder Glied noch Form, noch Umriss – und doch fühlen wir alle drei, 's ist ein lebend'ger Geist.«

Dann spricht der Demogorgon, und im vergeblichen Versuch, den Infraschallschmerz dieser allumfassenden Stimme zu lindern, begräbt Achilles sein Gesicht in Asias großer, rauer Hand. *»FRAGT, WAS IHR WISSEN WOLLT, OKEANIDEN.«*

Asia hält ihm die offene Hand hin, auf der sich Achilles windet. »Kannst du uns sagen, welch ein Wesen wir hier gefangen haben? Es scheint eher ein Seestern als ein Mensch zu sein, aber es zappelt und quiekt wie ein solcher.«

Wieder ertönt die brausende Stimme des Demogorgon. *»ES IST LEDIGLICH EIN STERBLICHER, WENNGLEICH ES DURCH EINEN FEHLER DES HIMMLISCHEN FEUERS UNSTERBLICH WURDE. ES HEISST ACHILLES UND IST SEHR WEIT WEG VON DAHEIM. BIS AUF DEN HEUTIGEN TAG IST NOCH NIE EIN STERBLICHER IN DEN TARTAROS GEKOMMEN.«*

»Aha.« Asia scheint das Interesse an ihrem Spielzeug zu verlieren und setzt Achilles grob auf einen glühend heißen Felsbrocken.

Achilles spürt die Hitze, die ihn von allen Seiten umgibt. Als er die Augen öffnet, hat sich sein Blickfeld dank der Lavaglut und der Eruptionen erweitert, aber er sieht zu seinem Entsetzen, dass zu beiden Seiten seines dampfenden Felsbrockens Lava vorbeiströmt. Als er den Blick zum Demogorgon auf seinem Thron hebt – der Thron ein Berg, höher als die ausbrechenden Vulkane, die verhüllte und verschleierte Nichtgestalt auf diesem Thron kilometergroß, wie es scheint –, löst die Formlosigkeit des Demogorgon in ihm einen Brechreiz aus, und er übergibt sich. Keine der Okeaniden scheint von seinem Würgen Notiz zu nehmen.

Asia fragt die riesige Gestalt: »Was kannst du denn noch sagen?«

»WAS DU ZU FRAGEN WAGST«

»Wer machte die lebend'ge Welt hier?«, will Asia wissen. Achilles ist bereits zu dem Schluss gelangt, dass sie die redseligste, wenn nicht intelligenteste der drei strohdummen Okeaniden ist.

»GOTT.«

»Wer machte alles das, was sie enthält?«, setzt Asia nach. »Gedanken? Leidenschaft? Vernunft und Willen? Einbildung?«

»GOTT. DER ALLMÄCHTIGE GOTT«

Achilles kommt zu dem Schluss, dass dieser Demogorgon nicht nur ein maulfaules, sondern auch ein ziemlich denkfaules Geistwesen ist. Er würde alles dafür geben, wenn er aufstehen und sein Schwert aus dem Gürtel ziehen, seinen Schild vom

Rücken nehmen könnte. Zuerst würde er den Demogorgon, dann die drei Titanenschwestern töten... langsam und genüsslich.

»Wer ließ das Hochgefühl entstehen, das uns beim Wehn der Frühlingswinde, bei der Stimme der Liebe, die die Jugend hört allein«, fragt Asia mit ihrer krachenden, dröhnenden Stimme, »die Augen füllt mit einem Tränenstrom, der selbst den Strahlenblick der Blumen trübt, und das die bevölkerte Welt verödet lässt, wenn's nicht mehr wiederkehrt?«

Achilles erbricht sich erneut. Diesmal ist es eher ein ästhetisches Statement als eine Reaktion auf Sehschwindel. Er kommt zu dem Schluss, dass er die Okeaniden doch zuerst töten wird. Diese Hündin namens Asia würde er gern mehrmals töten. Er stellt sich vor, wie er ihren Schädel aushöhlt und als Haus benutzt, die Augenhöhlen als runde Fenster.

»*GOTT DER BARMHERZIGE*«, intoniert der Demogorgon.

Es gibt kein griechisches Wort für »dito«, aber Achilles findet, dass der Demogorgon eines prägen sollte. Es überrascht den Achäer nicht im Geringsten, dass die Okeaniden und der gestaltlose Geist im trüben Tartaros-Dunkel hier unten sich in seinem Griechisch unterhalten. Sie sind fremdartige Geschöpfe, echte Ungeheuer, aber nach Achilles' Erfahrung sprechen selbst Ungeheuer Griechisch. Wenigstens sind sie keine Barbaren.

»Wer aber schuf den Schrecken und den Wahnsinn, das Verbrechen und die Gewissenspein«, fährt Asia fort, ihre Stimme so erbarmungslos wie das Gebrabbel eines Zweijährigen, der gerade gelernt hat, wie man ein Gespräch mit einem Erwachsenen aufrechterhält, indem man hundertmal »Warum?« fragt, »die von den Gliedern der großen Kette aller Dinge sich zu jег-

lichem Gedanken in der Seele des Menschen schwingen und ihn niederziehen, dass jeder keuchend unter ihrer Last nach seinem Grabe schwankt? – Wer schuf die Hoffnung, die schnell vereitelte, und Liebe, die in Hass sich wandelt? Wer die Selbstverachtung, die bitt’rer noch zu trinken ist als Blut? Wer schuf die Qualen, deren unverhohl’ne, vertraute Sprache klägliches Geheul und geller Jammerschrei sind Tag für Tag? Wer schuf...«

Sie bricht ab.

Achilles hofft, dass es irgendein Tartaros-Kataklysmus ist, der ihre Welt vernichten und Asia und ihre beiden schreienden Schwestern verschlingen wird wie mit Honig überzogene Appetithappen bei einem Myrmidonenfestmahl, doch als er sich mit aller Kraft erneut zwingt, die Augen zu öffnen, sieht er, dass es nur ein Kreis aus hellem Licht ist, der sich öffnet und gleißendes Weiß ins rote Halbdunkel wirft.

Ein Bran-Loch.

Im Licht dieses Lochs zeichnen sich die Umrisse eines kaum menschenähnlichen Wesens ab. Es ist zwar ungefähr wie ein Mensch geformt, besteht aber aus metallischen Kugeln – nicht nur eine Kugel, wo der Kopf sein sollte, sondern Kugeln für den Rumpf, Kugeln für die ausgebreiteten Arme, Kugeln für die taumelnden Beine. Nur die Hände und Füße – in ein Metall gehüllt, das heller ist als Bronze – sehen andeutungsweise menschlich aus.

Das Wesen kommt näher, und zwei gleißende Lichtstrahlen stechen von den kleineren Kugeln seiner Schultern ins Dunkel. Ein rotes Licht, dünn wie ein Speer, schießt aus seiner rechten Hand hervor und spielt über die Okeaniden-Schwestern, sodass

ihre Haut zischt und aufplatzt. Die Titaninnen taumeln zurück und waten durch Lava, offenbar kaum verletzt von dem roten Strahl, aber sie beschirmen ihre Gesichter und Augen vor dem schmerzhaften weißen Licht, das aus dem Bran-Loch strömt.

»Gottverdammte, Achilles, willst du da einfach so liegen bleiben?«

Es ist Hephaistos. Achilles erkennt die hohlen Eisenkugeln jetzt als eine Art Schutzanzug mit eisenbeschuhten Füßen und schweren Schutzhandschuhen, die aus den Kugelketten herauskommen. Auf dem Rücken trägt er so etwas wie einen dampfenden, rülpsenden Atemtornister, und die oberste Kugel ist durchsichtig wie Glas; im reflektierten Licht der Schulterstrahler und der Handlaser kann Achilles das hässliche, bärtige Gesicht des Zwerggottes ausmachen.

Achilles bringt ein schwaches Quieken hervor.

Hephaistos lacht. Die Lautsprecher in seinem Druckanzug verstärken das hässliche Geräusch. »Die Luft und die Schwerkraft hier sagen dir nicht so recht zu, hm? Na schön. Schlüpf da rein. Das ist eine Thermohaut. Mit der kannst du besser atmen.« Der Gott des Feuers und der Handwerkskunst wirft Achilles ein unglaublich dünnes Kleidungsstück auf den Felsbrocken.

Der Held versucht, sich zu bewegen, aber die Luft schwächt und verbrennt ihn. Er kann nur zappeln, husten und würgen.

»Ach, du Scheiße«, sagt der verkrüppelte Gott. »Ich muss dich wohl anziehen wie einen Säugling. Das habe ich befürchtet. Lieg still, hör auf zu zappeln. Wehe, du bekotzt mich, während ich dich ausziehe und in dieses Ding stecke.«

Zehn Minuten später – ein Wandvorhang von Hephaistos' Flüchen hängt wie leuchtender Rauch aus den Vulkanen in der Luft – steht Achilles aufrecht auf festem Gestein neben Hephaistos. Unter seiner Rüstung trägt er eine goldene Thermo-haut, er atmet mühelos durch die durchsichtige Membran in deren Kapuze – die »Osmosemaske«, wie der Zwerggott sie genannt hat –, schwingt seinen von Säure verätzten Schild und sein immer noch blitzendes Schwert und starrt zu der turm-hoch aufragenden, aber immer noch verschwommenen Masse des Demogorgon hinauf. Er fühlt sich wieder unverwundbar und ist ganz schön sauer. Achilles hofft nur, dass die Okeanide namens Asia wieder eine ihrer endlosen Fragen stellt, damit er eine Rechtfertigung hat, sie wie einen Fisch auszuweiden.

»Demogorgon«, ruft Hephaistos mit Hilfe des Verstärkers, der in seinen Goldfischglas-Helm eingebaut ist, »wir sind uns schon einmal begegnet, vor über neunzehnhundert Jahren, während des Krieges der Olympier gegen die Giganten. Ich heiße Hephaistos...«

»*DU BIST DER VERKRÜPPELTE*«, dröhnt Demogorgon.

»Ja. Wie nett von dir, dass du dich an mich erinnerst. Achilles und ich sind in den Tartaros gekommen, um dich und die Titanen – Kronos, Rhea, all die Alten – aufzusuchen und um Hilfe zu bitten.«

»*DEMOGORGON HILFT KLEINEN GÖTTERN UND STERBLICHEN NICHT.*«

»Nein, natürlich nicht.« Hephaistos' schnarrende Stimme wird von den Lautsprechern in seinem Anzug um das Hundertfache verstärkt. »Scheiße. Achilles, willst du mal überneh-

men? Mit diesem Ding zu reden, ist, als spräche man mit seinem eigenen Arsch.«

»Kann diese große Masse Nichts mich hören?«, fragt Achilles den kleinen Gott.

»*ICH HÖRE DICH.*«

Achilles starrt zum Himmel hinauf und konzentriert sich auf die brodelnden roten Wolken ein wenig seitlich von dem konturlosen, verschleierten Nichtgesicht des Nichtwesens, das über ihm aufragt. »Wenn du ›Gott‹ sagst, Demogorgon, meinst du dann Zeus?«

»*WENN ICH GOTT SAGE, MEINE ICH GOTT.*«

»Dann musst du Zeus meinen, denn Kronos' und Rheas Sohn ruft gerade alle überlebenden Götter auf dem Olympos zusammen und verkündet, dass er – Zeus – der Gott der Götter sei, der Herr der gesamten Schöpfung, der Gott dieses und aller anderen Universen.«

»*DANN LÜGT EINER VON EUCH BEIDEN, MENSCHENSOHN. GOTT HERRSCHT. ABER NICHT AUF DEM OLYMPOS.*«

»Also hat Zeus alle anderen Götter und Sterblichen versklavt«, sagt Achilles. Seine Stimme schallt aus den Thermo-haut-Lautsprechern und hallt von den Hängen des Vulkans und den Schlackebbergen wider.

»*IN SKLAVEREI SIND ALLE GEISTER, DIE DEM ÜBEL DIENEN, UND DU SELBER WEISST, OB ZEUS EIN SOLCHER IST ODER NICHT!*«

»Das weiß ich auch«, sagt Achilles. »Zeus ist ein gieriger unsterblicher Hurensohn – das soll keine Beleidigung von Rhea

sein, falls sie irgendwo da draußen in den Schatten ist und zuhört. Ich glaube, er ist ein Feigling und ein Tyrann. Aber wenn du ihn für Gott hältst, dann wird er auf dem Olympos und im Universum für alle Zeit herrschen.«

»ICH SPRACH BLOSS, WIE DU SPRICHST – VON ALLEN LEBENDEN IST ZEUS DER HÖCHSTE.«

»Und wer ist des Sklaven Meister?«, fragt Achilles.

»Oh, das ist gut«, zischt Hephaistos. »Das ist sehr gut...«

»Schnauze«, sagt Achilles.

Der Demogorgon gibt ein Grollen von sich. Es ist so laut, dass Achilles zunächst denkt, der nächste Vulkan wäre gerade ausgebrochen. Dann moduliert sich das Grollen zu Worten.

»JA, WENN DER ABGRUND SEIN GEHEIMNIS NUR AUS-SPEIEN KÖNNTE! – DOCH DIE STIMME FEHLT IHM, UND EWIG BILDLOS BLEIBT DIE TIEFE WAHRHEIT. WAS WÜRDDEST DU ERFAHREN AUCH, HIESS' ICH DICH STARREN AUF DIE WELT HIER, DIE SICH DREHT? WAS HÄLF' ES DIR, WOLLT' ICH NUN SPRECHEN HEISSEN DIE ZEIT, DAS SCHICKSAL, DIE GELEGENHEIT, DEN ZUFALL UND DEN WECHSEL ALLER DINGE? DENN JENEN SIND SIE ALLE UNTERWORFEN, UND NUR ALLEIN DIE EW'GE LIEBE NICHT UND DIE VOLLKOMMENHEIT DES RUHIGEN.«

»Ganz wie du meinst«, sagt Achilles. »Aber während wir uns hier unterhalten, proklamiert sich Zeus zum Herrn der gesamten Schöpfung, und bald wird er verlangen, dass diese gesamte Schöpfung – nicht nur seine kleine Welt am Fuß des Olympos – ihm – und ihm allein – ihre Reverenz erweist. Adieu, Demogorgon.«

Achilles wendet sich zum Gehen, packt den stotternden Gott der Handwerkskunst an seinem Metallkugelarm und zieht ihn herum, weg von der ungeformten Masse, die über ihnen aufragt.

»HALT!... ACHILLES, FALSCHER PELEUSSOHN, WAHRER SOHN DES ZEUS, MÖCHTEGERN-URHEBER VON GÖTTER-UND VATERMORD. WARTE.«

Achilles bleibt stehen, dreht sich um und wartet zusammen mit Hephaistos. Die Okeaniden hocken geduckt da und halten sich die Hände über den Kopf, als würde heiße Asche herabregnen.

»ICH WERDE DIE TITANEN AUS IHREN SPALTEN UND HÖHLEN HOLEN, SIE AUS DEN ECKEN UND WINKELN SCHEUCHEN, IN DENEN SIE SICH VERBERGEN. ICH WERDE DEN UNSTERBLICHEN STUNDEN BEFEHLEN, SIE ZU MIR ZU BRINGEN.«

Mit einem Geräusch, das all die anderen unerträglichen Geräusche in den Schatten stellt, spalten sich die Felsen um den Thron des Demogorgon in der purpurnen Nacht, die Lavaglut wird tiefer und weiter, ein Regenbogen aus unmöglichen Farben wölbt sich durch des Tartaros Düsternis, und Streitwagen von der Größe von Bergen erscheinen aus dem Nichts, gezogen von gigantischen Rössern, die keine Pferde sind – ganz und gar keine Pferde, sie haben nicht einmal entfernte Ähnlichkeit mit Pferden. Einige werden von wild dreinschauenden Wagenlenkern, die weder Menschen noch Götter sind, mit der Peitsche angetrieben; dahinter kommen andere Rösser mit brennenden, geweiteten Augen voller Furcht. Da es für menschliche Augen nahezu unmöglich ist, die Wagenlenker selbst anzusehen, wen-

det Achilles den Blick ab. Er findet, dass es unklug wäre, erneut zu kotzen, während er hinter der Gesichtsmaske seiner Thermohaut eingeschlossen ist.

»*DIE STUNDEN SIND SIE, DIE UNSTERBLICHEN DIE DU GEBETEN HAST, DICH ANZUHÖREN*«, dröhnt der Demogorgon. »*SIE WERDEN KRONOS UND DIE SEINEN HIERHER BRINGEN.*«

Die Luft implodiert mit einer Reihe von Überschallknallen, die Okeaniden schreien vor Angst, und die riesigen Streitwagen verschwinden in Flammenkreisen.

»Tja...«, sagt Hephaistos über den Anzugfunk und spricht nicht weiter.

»Jetzt warten wir.« Achilles steckt sein Schwert in den Gürtel und hängt sich den Schild über die Schulter.

»Aber nicht lange«, sagt Hephaistos.

Die Luft füllt sich wieder mit Flammenkreisen. Die riesigen Streitwagen kehren zu Hunderten – nein, zu Tausenden – zurück, und auf jedem steht eine riesige Gestalt. Einige von ihnen sehen menschlich aus, viele nicht.

»*SEHT!*«, sagt der Demogorgon.

»Alles andere wäre auch schwer«, sagt Achilles. Er nimmt aufrechte Haltung an und schiebt den Unterarm in die Haltegurte seines großen, wunderschönen Schildes.

Die Streitwagen der Titanen kommen heran.

Als Harman erwachte, war Moira fort. Der Tag war grau und kalt, und es regnete heftig. Weit über ihm war das Meer aufgewühlt, die Wellen hatten weiße Schaumkronen, aber es war nicht das gewalttätige Wogen flüssiger Gebirgsketten, das er im Licht der Blitze in der vergangenen Nacht beobachtet hatte. Harman hatte nicht gut geschlafen – seine Träume waren eindringlich und unheildrohend gewesen.

Er rollte den seidendünnen Schlafsack zusammen – er würde von selbst trocknen, wie er wusste – und steckte ihn in seinen Rucksack. Die Kleider ließ er in dem wasserdichten Beutel und nahm nur Socken und Stiefel heraus, um sie über der Thermo-haut zu tragen.

Vor dem Unwetter in der vergangenen Nacht hatten sie ein Lagerfeuer gemacht. Natürlich gab es weder Würstchen noch Marshmallows – beides kannte Harman ohnehin nur aus den Büchern im Taj –, aber er hatte die zweite Hälfte seines geschmacklosen Nahrungsriegels gegessen und Wasser getrunken, während sie bei den flackernden Flammen gesessen hatten.

Jetzt war die Asche durchnässt und grau, der Boden des Bruchs zwischen dem Gestein und den Korallen hatte sich in Schlamm verwandelt, und Harman ertappte sich dabei, wie er immer wieder um ihren Lagerplatz herumging und nach einem letzten Zeichen von Moira suchte... einer Nachricht vielleicht.

Da war nichts.

Er schulterte den Rucksack, zog die Kapuze der Thermohaut herunter, sodass die Gläser auf der richtigen Höhe waren, wischte den Regen von ihnen ab und machte sich auf den Weg nach Westen.

Der Himmel wurde im Verlauf des Tages nicht heller, sondern dunkler, es regnete immer heftiger, und die Wasserwände zu beiden Seiten wurden höher und beklemmender. Er hatte sich an die perspektivische Täuschung gewöhnt, dass nicht der Meeresboden abfiel, sondern die senkrechten Wasserwände links und rechts wuchsen. Harman stapfte weiter. Der Bruch führte durch Hügelketten aus schwarzem Gestein abwärts, in die ein Weg gesprengt worden war, überquerte tiefe Spalten auf schmalen, rutschigen, geländerlosen schwarzen Eisenbrücken und stieg steil in weitere felsige Berge hinauf. Obwohl die Bergkämme die Höhe der Wasserwände zu beiden Seiten verminderten – das Meer war hier höchstens siebenzig Meter tief, schätzte Harman –, war der Anstieg anstrengend und noch klaustrophobischer als zuvor; die Felswände zu beiden Seiten des schmalen Pfades vermittelten ihm das Gefühl, als schlossen sich Mauern innerhalb von Mauern um ihn.

Gegen Mittag – nur seine innere Zeitfunktion sagte ihm, wie spät es war, weil die Sonne durch Abwesenheit glänzte und es so stark regnete, dass er erwog, seine Osmosemaske über Nase und Mund zu ziehen – war der Bruchpfad aus dem gebirgigen Unterwasserland herausgekommen und erstreckte sich eben und gerade vor ihm. Das war schon etwas, und Harmans düstere Stimmung hellte sich auf – aber nur ein wenig.

Er freute sich jetzt über die felsigen oder aus Korallen bestehenden Abschnitte des Weges, weil der Meeresboden, der an trockenen Tagen die angenehme Konsistenz von festgestamp-

ftem Erdreich besaß, zu einer glucksenden Schlammstraße geworden war. Schließlich hatte er keine Lust mehr weiterzulau-
fen – nach der südlich von England gültigen Ortszeit war es
Nachmittag –, und so setzte er sich auf einen niedrigen Felsbro-
cken, der aus dem vom Kraftfeld gestauten nördlichen Ozean
ragte, holte seinen täglichen Nahrungsriegel heraus, kaute dar-
auf herum und trank kühles Wasser aus dem Hydrator-
schlauch.

Die Nahrungsriegel – einer pro Tag – vertrieben das Hunger-
gefühl nicht. Und sie schmeckten, wie er sich den Geschmack
von Sägemehl vorstellte. Und es waren nur noch vier übrig.
Was Prospero und Moira von ihm erwarteten, wenn ihm die
Nahrungsriegel ausgingen – angenommen, er hatte weitere
siebzig oder achtzig Tage Fußmarsch vor sich –, war ihm ein
Rätsel. Würde die Schusswaffe *wirklich* unter Wasser funk-
tionieren? Und wenn, konnte er damit einen großen Fisch erlegen
und ihn durch die Kraftfeld-Mauer in den Bruch schleppen?
Die Mengen an getrocknetem Seetang und Treibholz, die vom
Meer oben herabgeworfen wurden, ließen bereits merklich
nach... wie sollte er diesen theoretischen Fisch zubereiten? Das
Feuerzeug war in seinem Rucksack, es gehörte zu dem Multi-
Ding mit scharfem Schnappmesser, Löffel und Gabel, und er
besaß auch eine Metallschüssel, die er zu einer Pfanne morphen
konnte, indem er sie an den richtigen Stellen berührte, aber soll-
te er wirklich jeden Tag stundenlang Jagd auf...

Harman bemerkte einen weiteren Felsen einen guten halben
Kilometer weiter westlich. Das Ding war riesig – so groß wie
einige der zerklüfteten Hügelketten, die er passiert hatte –, und
es ragte aus der Nordwand des Atlantiks, unmittelbar bevor
der trockene Boden des Bruchs in einen weiteren tiefen Graben

abfiel, aber dieser Felsen oder dieses Korallenriff war seltsam geformt. Statt den Bruch zu queren und selbst von einem hineingeschnittenen Pfad durchquert zu werden, schien der Felsen aus dem Wasser schräg nach unten zu führen und im Sand und Lehm des Bruchs zu verschwinden. Darüber hinaus sah er seltsam rund aus, glatter als der vulkanische Basalt, durch den Harman die letzten drei Tage gewandert war.

Er hatte gelernt, wie man die Teleskop- und Vergrößerungsfunktionen seiner Thermohaut-Gläser aktivierte, und das tat er jetzt.

Es war kein Felsen. Irgendein gigantisches, von Menschenhand geschaffenes Gebilde ragte aus der Nordwand des Bruchs; seine Spitze war im Boden versunken. Das riesige Ding hatte einen Bug, der wie die Schnauze eines Großen Tümmlers geformt war – zerknautschtes Metall, freigelegte Träger –, verbreiterte sich dann in geschwungenen Kurven wie der Schenkel einer Frau und verschwand in dem Kraftfeld.

Harman verspeiste den letzten Rest seines Nahrungsriegels, holte die Schusswaffe aus dem Rucksack, befestigte sie an dem Haftflicken am Gürtel seiner Thermohaut und ging auf das gesunkene Schiff zu.

Harman blieb unter dem massigen Ding stehen. Es war noch viel größer, als er aus anderthalb Kilometer Entfernung geglaubt hatte. Vermutlich war es ein U-Boot gewesen. Der Bug war zertrümmert, die freiliegenden Träger sahen aus, als wären sie vom Regen statt vom Meerwasser verrostet, aber der größte Teil der glatten, fast gummiartig aussehenden Hülle, die in schrägem Winkel durch das Kraftfeld in den Ozean ragte,

schien mehr oder weniger intakt zu sein. Er konnte die Silhouette des Dings noch etwa zehn Meter weit im Meer sehen, dann verschmolz sie mit der mittäglichen Dunkelheit.

Harman starrte den großen Riss in der Hülle vorne beim Bug an – ein Riss in einem Bruch, dachte er albern, während Regen auf seine Kapuze und seine Gläser prasselte – und war sicher, dass er durch diese Öffnung in das U-Boot gelangen konnte. Er war gleichermaßen sicher, dass es reine Idiotie wäre, wirklich dort hineinzugehen. Seine Aufgabe bestand nicht darin, zweitausend Jahre alte gesunkene Wracks zu erforschen, sondern so schnell wie möglich nach Ardis oder zumindest einer anderen Altmenschengemeinschaft zu kommen – fünfundsiebzig Tage, hundert Tage, dreihundert Tage, es spielte keine Rolle. Er musste weiter nach Westen gehen, sonst nichts. Er wusste nicht, welche Geheimnisse diese verdammte Maschine aus dem Untergegangenen Zeitalter barg, aber möglicherweise waren es tödliche Geheimnisse; er glaubte jedenfalls nicht, dass ihm irgendetwas in dem Boot noch mehr neue Erkenntnisse verschaffen konnte, als er bereits durch das Ertrinken im kristallinen Schrein gewonnen hatte.

Aber trotzdem...

Harman hatte nicht erst der Erleuchtung durch Ertrinken bedurft, um zu wissen, dass seine Gattung – so genetisch modifiziert und nanozytisch verstärkt sie auch sein mochte – aus Schimpansen und Hominiden hervorgegangen war. Zwar hatte die Neugier unzählige dieser edlen, krummrückigen Vorfahren getötet, aber sie hatte sie auch vorwärts gebracht und ihren Rücken begradigt.

Harman verstaute den Rucksack ein paar Meter vom Bug entfernt – das Ding war wasserdicht, aber er wusste nicht, ob es auch druckfest war –, löste die alte Pistole von ihrem Haftflicken und nahm sie in die rechte Hand, aktivierte die beiden hellen Scheinwerfer im oberen Brustbereich und zwängte sich an verbogenem Metall vorbei in die dunklen vorderen Gänge der toten Maschine.

73

Die Griechen werden nicht bis zum Einbruch der Dunkelheit durchhalten.

Wenn es in diesem Tempo weitergeht, werden sie nicht einmal bis Mittag durchhalten. Und ich auch nicht.

Die Achäer ziehen sich in einen immer engeren Halbkreis zurück. Sie kämpfen wie die Dämonen, das Meer im Rücken, und die Brandung färbt sich rot, aber Hektors Angriff ist unerbittlich. Mindestens fünftausend Achäer sind gefallen, seit der Angriff kurz nach Tagesanbruch begonnen hat. Auch den edlen Nestor hat es erwischt – er ist noch am Leben, aber man hat ihn bewusstlos in sein Zelt getragen. Eine Lanze hat seine Schulter durchstoßen, Knochen zerschmettert und ihn von seinem Streitwagen geholt. Der alte Held, der versucht hat, für die abwesenden oder toten Riesen einzuspringen – Achilles, Agamemnon, Menelaos, den großen Ajax, den listenreichen Odysseus –, hat sein Bestes getan, aber die Speerspitze hat ihn gefunden.

Nestors Sohn Antilochos, der tapferste der Achäer in diesen letzten paar Tagen, ist tot; der gut platzierte Pfeil eines trojanischen Bogenschützen hat ihm die Eingeweide durchbohrt. Nestors anderer Sohn im Hauptmannsrank – Thrasymedes – gilt als vermisst; er wurde schon früh in den Graben voller Trojaner hinabgezogen und in den drei Stunden seither nicht mehr gesehen. Der Graben und die Befestigungsanlagen sind jetzt in Hektors blutigen Händen.

Der kleine Ajax ist verwundet – ein hässlicher Schwerthieb gegen beide Schienbeine direkt neben den Beinschienen – und wurde vor ein paar Minuten vom Feld in die Nicht-Sicherheit der verbrannten Schiffe getragen. Podaleirios, der kämpfende Hauptmann und erfahrene Heiler, Sohn des legendären Asklepios, ist tot – niedergemacht von einem Kreis von Killern, die zu Deiphobos' angreifenden Legionen gehören. Sie haben den Körper des brillanten Arztes in Stücke gehackt und seine blutbesudelte Rüstung nach Troja geschleift.

Alastor, Teukros' Freund, jener Truppenführer, der während des schrecklichen Gemetzels hinter den verlassenen Gräben Thrasymedes' Kommando übernommen hatte, fiel vor seinen Männern – immer noch fluchend, wand er sich minutenlang mit einem Dutzend Pfeilen im Leib. Fünf Argeier kämpften sich zu ihm durch, um seinen Leichnam zu bergen, aber sie wurden alle von Hektors Vorhut niedergemetzelt. Teukros selbst schluchzte, als er Alastors Schlächter tötete; er feuerte ihnen einen Pfeil nach dem anderen in Augen und Bäuche, während er sich mit den langsam zurückweichenden Griechen zurückzog.

Nun gibt es keine weitere Rückzugsmöglichkeit mehr. Wir sind hier auf dem Sand zusammengedrängt, die auflaufende

Flut plätschert um unsere sandalenbewehrten Füße, und der Pfeilregen nimmt kein Ende. Alle Pferde der Griechen sind laut wiehernd gestorben, außer den wenigen, deren weinende Besitzer sie freigelassen und mit Peitschenhieben auf die vorrückenden feindlichen Linien zugetrieben haben. Weitere Trophäen für die Trojaner.

Wenn ich hier bleibe, kostet es mich das Leben. Als ich ein Scholiker war, insbesondere Aphrodites Geheimagent-Scholiker, umfassend ausgerüstet mit Schwebegeschirr, Stoßpanzerung, Morpharmband, Betäubungsstab, dem unsichtbar machenden Hades-Helm – und was ich damals sonst noch so mit mir herumschleppte –, fühlte ich mich so gut wie unverwundbar, selbst wenn ich verhältnismäßig nah am Kampfgeschehen war. Außer den Pfeilen, die auf erstaunliche Distanzen tödlich genug sind, gibt es in diesem Krieg nicht viele von ferne tötende Waffen. Die Männer riechen den Schweiß und den Atem ihres Feindes und werden mit seinem Blut, seiner Hirnmasse und seinem Speichel bespritzt, wenn sie ihm Stahl – oder in manchen Fällen Bronze – in die Eingeweide rammen.

Aber ich bin in den letzten zwei Stunden dreimal beinahe aufgespießt worden: einmal von einem geworfenen Speer, der über die Linien der Verteidiger hinwegging und mir fast die Eier abriss – ich sprang in die Luft, um ihm auszuweichen, und als er in den nassen Sand fuhr und ich breitbeinig darauf herunterkam, knallte mir der vibrierende Schaft in die Gonaden. Dann teilte mir ein Pfeil die Haare, und eine Minute später hätte mich ein anderer Pfeil, einer von Tausenden, die den Himmel verdunkeln und wie ein Miniaturwald überall aus dem Sand ragen, voll in den Hals getroffen, wenn nicht ein Danaer, den ich nicht einmal kenne, seinen runden Schild hochgerissen, sich

herübergebeugt und den mit Widerhaken bewehrten, giftigen Schaft abgelenkt hätte.

Ich muss von hier verschwinden.

In den Stunden seit der Morgendämmerung hat meine Hand das QT-Medaillon hundertmal berührt, aber ich bin nicht weg-teleportiert. Ich weiß nicht genau, warum.

Doch, ich weiß es. Ich will diese Männer nicht im Stich lassen. Ich will nicht sicher in Helenas Badezimmer oder auf einem nahe gelegenen Hügel sitzen, in dem Wissen, dass diese Achäer, die ich zehn Jahre lang beobachtet, mit denen ich zehn Jahre lang gesprochen, Brot gebrochen und Wein getrunken habe, auf diesem bluttrüben Stück Strand wie das sprichwörtliche Vieh abgeschlachtet werden.

Aber ich kann sie nicht retten.

Oder doch?

Ich schließe die Hand um das Medaillon, konzentriere mich auf einen Ort, an dem ich bereits gewesen bin, versetze der goldenen Scheibe eine halbe Umdrehung, öffne die Augen und stelle fest, dass ich einen sehr, sehr tiefen Fahrstuhlschacht hinabstürze.

Nein, ich stürze nicht, stelle ich fest – zu spät, ich habe schon zweimal geschrien –, ich befinde mich im freien Fall im Hauptkorridor auf dem Deck der *Queen Mab*, oder zumindest im Hauptkorridor auf dem Deck, wo meine Kabine war. Aber damals hat es hier Schwerkraft gegeben. Jetzt gibt es nur dieses endlose Fallen – ich purzele durch den Raum, falle aber nicht wirklich, sondern versuche, strampelnd und um mich schla-

gend zur Kabinentür oder zur Astrogationskuppel zwanzig Meter weiter vorn – oder *unten* – zu kommen.

Zwei schwarze, chitinöse Gürtel-Moravecs, Soldaten, deren schwarze Rüstung, Widerhaken und maskenartiger Kopf feste Bestandteile ihres Körpers sind, stoßen sich aus einem nahe gelegenen Fahrstuhlschacht heraus – es ist kein Fahrstuhl darin – und packen mich an den Armen. Sie schießen zum Schacht zurück, und ich erkenne, dass die Steinvecs sich nicht nur deshalb in dieser Schwerelosigkeit bewegen können, weil sie daran gewöhnt sind – sie muss nah an ihrem natürlichen Schwerkraftniveau im Asteroidengürtel liegen –, sondern weil sie in ihre Panzer eingebaute, nahezu lautlose Düsenaggregate besitzen, die sich ausdehnende Strahlen – vielleicht einfach nur Wasser – verspritzen. Was immer es ist, sie können sich damit flüssig und schnell in dieser Schwerelosigkeit bewegen. Wortlos ziehen sie mich in den Schacht, der vom Bug bis zum Heck durch die ganze *Queen Mab* läuft – stellen Sie sich vor, Sie würden in einen leeren Fahrstuhlschacht von der Höhe des Empire State Building springen –, und darum tue ich das Einzige, was ein normaler Mensch tun würde: Ich schreie erneut.

Die beiden Soldaten fliegen mit mir hundert oder mehr Meter diesen hallenden Schacht hinauf oder hinunter – er hallt nur von meinen eigenen Schreien wider – und ziehen mich dann durch eine Art Kraftfeld-Membran in einen geschäftigen Raum. Obwohl ich mit dem Kopf nach unten in der Luft hänge, erkenne ich, dass es die Brücke des Schiffes ist. Ich bin während meines Aufenthalts nur ein einziges Mal auf der Brücke gewesen, aber die Funktion dieses Raums ist nicht zu verkennen – Moravecs, die ich noch nie gesehen habe, sind damit beschäftigt, dreidimensionale virtuelle Kontrolltafeln zu überwachen, wei-

tere Steinvec-Soldaten stehen an holografischen Projektionen, und ich erkenne General Beh bin Adee, den umherhuschenden Spinnen-Vec – sein Name fällt mir gerade nicht ein –, den seltsam aussehenden Navigator Cho Li und den Hauptintegrator Asteague/Che.

Der Hauptintegrator kickt sich mühelos durch den schwerelosen Brückenraum zu mir herüber, während die beiden Soldaten mich auf einen Netzstuhl drücken und festbinden, sodass ich nicht entkommen kann. Nein, erkenne ich, sie fesseln mich nicht wie einen Gefangenen, sondern bringen nur Maschen-netzgurte an, die mich halten. Es hilft – allein schon dadurch, dass ich stationär bin, bekomme ich ein Gefühl für oben und unten.

»Dr. Hockenberry, wir haben Sie nicht zurückerwartet«, sagt der kleine Moravec, der ungefähr dieselbe Gestalt und Größe wie Mahnmut hat, aber aus andersfarbigen Kunststoffen, Metallen und Polymerisaten besteht. »Ich bitte Sie, die fehlende Schwerkraft zu entschuldigen. Gegenwärtig wird keine Schubkraft auf das Schiff ausgeübt. Ich könnte dafür sorgen, dass die inneren Kraftfelder ein Druckdifferenzial aufweisen, das für Sie eine halbwegs brauchbare Schwerkraft simuliert, aber die Wahrheit ist, wir halten eine bestimmte Position in der Nähe des Polarrings um die Erde und wollen nicht, dass man bei uns eine größere Veränderung im internen Energieeinsatz registriert, wenn es nicht unbedingt sein muss.«

»Es geht mir gut«, sage ich in der Hoffnung, dass sie meine Schreie im Fahrstuhlsschacht nicht gehört haben. »Ich muss mit Odysseus sprechen.«

»Odysseus ist... äh... momentan indisponiert«, erwidert Asteague/Che.

»Ich muss trotzdem mit ihm sprechen.«

»Ich fürchte, das wird nicht möglich sein«, sagt der Moravec, der ungefähr so groß ist wie mein Freund Mahnmut, jedoch so anders aussieht und spricht. Seine Stimme hat tatsächlich etwas Beruhigendes.

»Aber es ist unbedingt nötig, dass ich...« Ich unterbreche mich mitten im Satz. Sie haben Odysseus umgebracht. *Irgendetwas* Schreckliches haben diese halben Roboterwesen dem einzigen Menschen auf ihrem Schiff angetan, gar keine Frage. Ich weiß zwar nicht, weshalb sie den Achäer getötet haben sollten, aber zwei Drittel der Dinge, die diese Moravecs tun oder nicht tun, habe ich sowieso nie verstanden. »Wo ist er?« Ich gebe mir Mühe, meiner Stimme einen gebieterischen Klang zu verleihen, als wäre ich Herr der Lage, während ich auf meinem kleinen Stuhl festgeschnallt bin. »Was habt ihr mit ihm gemacht?«

»Wir haben dem Sohn des Laertes nichts angetan«, sagt Asteague/Che.

»Weshalb sollten wir unserem Gast etwas zuleide tun?«, fragt der schachtelartige, spinnenbeinige Vec, an dessen Namen ich mich nicht erinnern kann... doch, jetzt fällt er mir wieder ein, Retrograde Jorgenson oder Gunderson oder irgendwas Skandinavisches.

»Dann bringt Odysseus hierher.«

»Das geht nicht«, wiederholt Hauptintegrator Asteague/Che.
»Er ist nicht im Schiff.«

»Nicht im Schiff?« Mein Blick fällt auf eines der holografischen Displays, die in eine Nische in der Hülle eingelassen sind, wo ein Fenster sein sollte. Zum Teufel, nach allem, was ich weiß, *ist* es ein Fenster. Das runde Blau-Weiß dreht sich unten und füllt den Bildschirm.

»Odysseus ist auf diese Erde hinuntergegangen? Auf *meine* Erde?« Ist es meine Erde? Ich habe dort gelebt und bin dort gestorben, ja, aber vor Tausenden von Jahren, wenn man den Göttern und Moravecs Glauben schenken kann.

»Nein, Odysseus ist nicht wieder auf die Erdoberfläche hinuntergegangen«, sagt Asteague/Che. »Er besucht die Stimme, die während unseres Transits mit dem Schiff Kontakt aufgenommen hat... die Stimme, die namentlich nach ihm verlangt hat.«

»Zeigt es Dr. Hockenberry«, sagt General Beh bin Adee. »Er wird verstehen, weshalb er jetzt nicht mit Odysseus reden kann.«

Asteague/Che scheint über seinen Vorschlag nachzudenken. Dann dreht sich der europasche Moravec zu Navigator Cho Li um – vermutlich haben sie per Funk kommuniziert –, und Cho Li bewegt einen Tentakelarm. Ein knapp zwei Meter breites dreidimensionales holografisches Fenster öffnet sich ungefähr einen halben Meter vor mir.

Odysseus schläft gerade mit der sinnlichsten Frau, die ich je im Leben gesehen habe – außer vielleicht Helena von Troja, natürlich. Mein männliches Ego hatte geglaubt, mein Liebesakt – nun ja, mein Geschlechtsverkehr – mit Helena wäre energiegeladen und fantasievoll gewesen. Aber nachdem ich dreißig Sekunden lang mit offenem Mund auf die Paarung des nackten Odysseus – sein Körper vom Kampf zernarbt, gebräunt, breitb-

rüstig, aber klein – mit der blassen, exotischen, gelenkigen, sinnlichen und leicht behaarten Frau mit dem unglaublichen Augen-Make-up gestarrt habe, weiß ich, dass meine Gymnastik mit Helena im Vergleich zu dem, was diese Erotik-Athleten treiben, zahm, fantasielos und zeitlupenartig gewesen ist.

»Das reicht«, sage ich mit trockenem Mund. »Schaltet es ab.«

Das Porno-Fenster verschwindet. »Wer ist diese... Dame?«, bringe ich heraus.

»Sie nennt sich Sycorax«, antwortet Retrograde Irgendjemandenssohn. Es ist immer wieder seltsam, diese kräftige Stimme aus der winzigen Metallbox auf den langen dünnen Beinen kommen zu hören.

»Lasst mich mit Mahnmut und Orphu von Io reden«, sage ich. Diese beiden Vecs kenne ich am längsten, und Mahnmut ist das menschlichste all dieser Maschinenwesen. Wenn ich irgendjemanden hier auf der *Queen Mab* überzeugen kann, dann ihn.

»Ich fürchte, auch das wird nicht möglich sein«, erwidert Asteague/Che.

»Warum nicht? Haben die gerade Sex mit irgendwelchen Moravec-Mäuschen?« Ich höre, wie töricht meine bemühte Witzelei klingt, während sie mental in den sich anschließenden langen Sekunden des missbilligenden Schweigens widerhallt.

»Mahnmut und Orphu sind mit einem Landeboot, in dem sich auch Mahnmuts U-Boot befindet, in die Erdatmosphäre eingetreten«, erklärt Asteague/Che.

»Könnt ihr keine Verbindung zu ihnen aufnehmen, per Funk oder so? Ich meine, so was haben sie ja schon in meinem zwanzigsten und frühen einundzwanzigsten Jahrhundert hingekriegt.«

»Ja, wir stehen mit ihnen in Kontakt«, sagt Retrograde Werauchimmer. »Aber ihr Schiff wird gerade angegriffen, und wir wollen sie nicht mit unnötigen Funkrufen ablenken. Ob sie überleben, ist bestenfalls zweifelhaft.«

Ich würde gern weiter nachfragen – wer auf der Erde greift meine Freunde an? Warum? Wie? –, aber dann wird mir klar, dass ein solcher Dialog mich nur vom eigentlichen Grund für meine Anwesenheit ablenken würde.

»Ihr müsst ein Bran-Loch zum Strand bei Ilium erzeugen«, sage ich.

General Beh bin Adee bewegt seine mit schwarzen Dornen besetzten Arme, als wollte er eine Frage stellen. »Wieso...«

»Die Griechen werden von den Trojanern bis auf den letzten Mann abgeschlachtet, und sie haben es nicht verdient, auf diese Weise ausgelöscht zu werden. Ich möchte ihnen helfen zu entkommen.«

»Nein«, sagt der General. »Ich meinte, wieso glauben Sie, wir besäßen die Fähigkeit, nach Lust und Laune Bran-Löcher zu erzeugen?«

»Weil ich einmal gesehen habe, wie ihr es getan habt. Ihr habt all diese Löcher erschaffen, durch die ihr vom Asteroidengürtel zum Mars und dann zufällig zur Ilium-Erde gesprungen seid. Vor über zehn Monaten. Ich war dabei, wisst ihr noch?«

»Unsere Technologie ist der Aufgabe, Bran-Löcher zu anderen Universen zu erzeugen, nicht gewachsen«, sagt Cho Li.

»Aber ihr habt's doch getan, Herrgott noch mal.« Ich höre das Winseln in meiner Stimme.

»Nein«, sagt Asteague/Che. »In Wirklichkeit haben wir damals... es ist schwer zu beschreiben, und ich bin weder Wissenschaftler noch Ingenieur, obwohl es davon bei uns viele gibt... wir haben damals die Bran-Loch-Verbindungen der so genannten Götter gesperrt und ein paar eigene Tunnels in die von ihnen geschaffene Quantenmatrix gebohrt.«

»Na also. Dann macht es noch mal. Zehntausende Menschenleben hängen davon ab. Und wenn ihr schon dabei seid, könnt ihr auch gleich die paar Millionen Griechen und andere zurückholen, die aus dem Europa der Ilium-Erde verschwunden sind – die in einem blauen Strahl ins All geschossen wurden.«

»Auch das können wir nicht«, erwidert Asteague/Che.

Wozu seid ihr dann überhaupt zu gebrauchen, verdammt nochmal?, bin ich versucht zu fragen. Ich lasse es bleiben.

»Aber Sie sind hier in Sicherheit, Dr. Hockenberry«, fährt der Hauptintegrator fort.

Erneut würde ich diese Wesen aus Kunststoff und Metall am liebsten anbrüllen, aber mir wird klar, dass er – es – Recht hat. Hier auf der *Queen Mab* bin ich tatsächlich in Sicherheit. Zumindest vor den Trojanern. Und vielleicht hat das knackige Mäuschen, mit dem Odysseus bumst, eine Schwester...

»Ich muss zurück«, höre ich mich sagen. *Zurück wohin, du Idiot? Zum letzten Gefecht der Griechen?*

»Sie werden sterben«, sagt General Beh bin Adee. Der Gedanke scheint das große, dunkle, humanoide Soldatenwesen nicht im Geringsten zu beunruhigen.

»Nicht, wenn ihr mir helft.«

Die Moravecs scheinen erneut lautlos miteinander zu kommunizieren. Ich sehe, wie einer der Holo-Fenster-Monitore auf der anderen Seite der Brücke auf Odysseus und die exotische Frau geschaltet wird, die es immer noch wie die Karnickel treiben. Die Frau ist jetzt oben, und sie ist noch schöner und begehrenswerter, als ich auf den ersten Blick geglaubt habe. Ich konzentriere mich darauf, vor diesen Moravecs keine Erektion zu bekommen. Wenn sie es bemerken – und sie bemerken meist eine ganze Menge, was uns Menschen betrifft –, könnten sie es falsch verstehen.

»Wir werden Ihnen helfen, wenn wir können«, sagt Asteague/Che schließlich. »Was wünschen Sie?«

»Ich muss an einen anderen Ort teleportieren, ohne dass man mich dort sieht«, sage ich und beschreibe ihnen den verlorenen Hades-Helm und mein altes Morpharmband.

»Die Morphtechnologie – zumindest ihre Anwendung auf lebende Organismen – übersteigt unsere technischen Möglichkeiten«, sagt Retrograde... Sinopessen, jetzt weiß ich es wieder. »Sie manipuliert die Realität auf einer Quantenebene, die wir noch nicht vollständig verstehen. Wir sind weit davon entfernt, Maschinen erschaffen zu können, mit denen sich diese Art des Wahrscheinlichkeitskollapses verändern lässt.«

»Und wir haben keine Ahnung, auf welche Weise der Hades-Helm echte Unsichtbarkeit bewirkt hat«, fügt Cho Li hinzu. »Wenn sein Funktionsprinzip allerdings den anderen Technologien der Olympier – oder der Mächte hinter den Olympiern – entspricht, operiert er wahrscheinlich mit einer kleineren Quantenverschiebung durch die Zeit statt durch den Raum.«

»Könnt ihr mir so was zurechtbasteln?«, frage ich. Mir ist klar, dass es keinen zwingenden Grund für diese viel beschäftigten Moravecs gibt, *irgendetwas* für mich zu tun.

»Nein«, sagt Asteague/Che.

»Wir könnten ihm etwas aus Chamäleonstoff zurechtschneiden«, meint General Beh bin Adee.

»Prima«, sage ich. »Was ist Chamäleonstoff?«

»Ein aktives Tarnpolymerisat«, sagt der General. »Primitiv, aber effektiv, wenn man sich nicht zu schnell zwischen stark unterschiedlichen Hintergründen bewegt. Das Marsschiff der Jupiter-Vecs war mit einem ganz ähnlichen Material überzogen, nur dass dieses atmungsaktiver und für Infrarotsensoren unsichtbar ist. Die Augengläser sind nanozytisch, sodass die Chamäleon-Adaptation nicht unterbrochen wird.«

»Aber die Götter haben das Marsschiff gesehen und aus der Umlaufbahn geschossen«, wende ich ein.

»Tja, das stimmt...«, sagt General Beh bin Adee. »Das müssen wir in Betracht ziehen.«

»Was Besseres als diesen Chamäleonstoff habt ihr nicht anzubieten?«

»Kurzfristig leider nicht«, sagt Asteague/Che.

»Dann nehme ich ihn. Wie lange werden eure Leute... ich meine, eure Moravecs... brauchen, um mich mit so einem Chamäleonanzug auszustatten und mir zu zeigen, wie er funktioniert?«

»In der Sekunde, als wir darüber zu sprechen begannen, habe ich der Abteilung für Umwelttechnik Anweisung gegeben, einen solchen Anzug anzufertigen«, sagt der Hauptintegrator.

»Ihre Maße hatten wir aufgezeichnet. Das fertige Produkt sollte in spätestens drei Minuten hier sein.«

»Wunderbar«, sage ich und frage mich, ob es das wirklich ist. Wo genau will ich eigentlich hin? Wie kann ich diejenigen, zu denen ich will, dazu bewegen, den Griechen bei der Flucht zu helfen? Wohin könnten die Griechen fliehen? Ihre Familien, Bediensteten, Freunde und Sklaven sind alle in den blauen Strahl gesaugt worden, der von Delphi emporsteigt. Als könnte ich es kaum erwarten, von hier zu verschwinden, spiele ich an dem goldenen Medaillon herum, das um meinen Hals hängt, und betaste die bewegliche Scheibe, mit der man es aktiviert.

»Ach, übrigens«, sagt Cho Li, »Ihr Quantenteleportations-Medaillon funktioniert nicht.«

»Was!?« Ich befreie mich von den Gurten und schwebe an Ort und Stelle. »Was zum Teufel soll das heißen?«

»Während Ihres ersten Aufenthalts auf dem Schiff haben wir die Scheibe untersucht und festgestellt, dass sie effektiv funktionslos ist«, sagt der Navigator.

»Ihr wollt mich wohl verscheißern. Letztes Mal habt ihr mir noch erzählt, ihr könntet sie nicht reproduzieren, um sie selbst zu verwenden, weil sie auf meine DNA eingestellt sei.«

Hauptintegrator Asteague/Che gibt einen verlegenen Laut von sich, der erstaunliche Ähnlichkeit mit dem verlegenen Räuspern eines Menschen hat. »Es stimmt, dass es irgendeine... Kommunikation zwischen dem Medaillon um Ihren Hals und Ihren Zellen und Ihrer DNA gibt, Dr. Hockenberry. Aber das Medaillon selbst hat keinerlei Quantenfunktion. Es qtet Sie nicht durch den Calabi-Yau-Raum.«

»Das ist Unsinn«, sage ich erneut, bemüht, meine Ausdrucksweise im Zaum zu halten. Ich brauche nach wie vor die Hilfe und den Eidechsenanzug dieser Moravecs, um von hier wegzukommen. »Ich bin hierher gekommen, oder nicht? Aus dem Universum der Ilium-Erde.«

»Ja«, sagt Cho Li, »das stimmt. Und zwar ohne die Hilfe dieses hohlen goldenen Medaillons um Ihren Hals. Es ist ein Rätsel.«

Im offenen Fahrstuhl schacht erscheint ein Soldaten-Moravec mit der Chamäleonkluft. Das Kleidungsstück macht nicht viel her. Es erinnert mich an eine übergroße Version eines so genannten Freizeitanzugs, den ich in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts törichterweise besessen habe. Er hatte sogar denselben albernen, spitzen Kragen und affenkotzgrünen Schimmer.

»Der Kragen lässt sich zu einer kompletten Kapuze ausziehen«, erklärt Asteague/Che, als läse er meine Gedanken. »Der Anzug selbst hat keine Farbe. Dieses Grün ist nur eine Basiseinstellung, damit wir das Material finden.«

Ich nehme den Anzug von dem Vec-Soldaten entgegen und versuche hineinzuschlüpfen – ein Fehler. Binnen Sekunden purzele ich unkontrolliert durch den Raum, wirbele in der Schwerelosigkeit um die eigene Achse und halte mich an dem nutzlosen Kleidungsstück fest, als würde ich eine Fahne schwenken. Damit erreiche ich allerdings gar nichts.

General Beh bin Adee und sein Soldat packen mich, halten mich fest – sie scheinen genau zu wissen, wo sie ihre Füße auf den Konsolen platzieren müssen, um keine gleiche, gegensätzliche Reaktion zu zeigen – und stopfen mich ohne viel Federle-

sens in den Chamäleonanzug. Dann befestigen sie einen der Stuhlgurte an meinem Anzug und drücken mich an einen Klettband-Flicken, den ich nicht sehen kann. Er hält mich an Ort und Stelle.

Ich fahre den Kragen zu einer Kapuze aus und ziehe mir die Kapuze vollständig über den Kopf.

Es ist nicht annähernd so komfortabel, als würde ich einfach den Hades-Helm aufsetzen und verschwinden. Erstens ist es ungeheuer *warm* in diesem Eidechsenanzug. Zweitens erreichen die Nanodinger, mit deren Hilfe ich durch das Material vor meinen Augen schauen kann, nicht ganz die richtige Schärfe. Wenn ich eine Stunde lang durch dieses Ding nach draußen spähe, bekomme ich garantiert die schlimmsten Kopfschmerzen meines Lebens.

»Wie ist es?«, fragt Hauptintegrator Asteague/Che.

»Großartig«, lüge ich. »Könnt ihr mich sehen?«

»Ja«, sagt Asteague/Che, »aber nur per Gravitationsradar und auf anderen Bändern im Spektrum des nicht sichtbaren Lichts. In visueller Hinsicht sind Sie praktisch mit dem Hintergrund verschmolzen. Oder vielmehr mit General bin Adee. Verfügen die Personen, zu denen Sie reisen, über Gravitationsradar, verstärkte negative Wärmebildanalyse oder andere derartige Techniken?«

Verfügen sie darüber? Ich habe keine Ahnung. Laut sage ich: »Es gibt da nur ein Problem.«

»So? Vielleicht können wir es beheben.« Der Hauptintegrator klingt fürsorglich, sogar richtiggehend besorgt. Meine Frau hat James Mason immer geliebt.

»Ich muss das QT-Medaillon drehen, um zu qten«, sage ich und frage mich, wie stark meine Stimme durch den Anzug gedämpft wird. Mittlerweile rinnt mir der Schweiß an der Schläfe, den Wangen und dem Brustkorb herunter. »Ich kann es aber nicht drehen, ohne den Anzug zu öffnen und...«

»Der Chamäleon-Anzug ist sehr weit geschnitten«, unterbricht mich Beh bin Adee. Die Stimme des Militär-Vecs klingt immer, als wäre er ein wenig angewidert von mir. »Sie können den Arm in den Anzug ziehen, um das Medaillon zu berühren. Sogar beide Arme, wenn es sein muss.«

»O ja«, sage ich, ziehe meinen rechten Arm aus dem Ärmel des Anzugs nach innen, und mit diesem letzten Beitrag zu unserer Unterhaltung drehe ich das Medaillon und quantenteleportiere weg von der *Queen Mab*.

Funktioniert doch!, bin ich versucht zu rufen, als ich an dem Ort im Raum / in der Zeit materialisiere, den ich mir vorgestellt habe. Doch dann fällt mir ein, dass ich vergessen habe, die Moravecs um eine Waffe zu bitten. Und um Nahrung und Wasser. Und vielleicht auch um einen Stoßpanzer.

Es wäre ohnehin kein guter Zeitpunkt für mich, irgendetwas zu rufen.

Ich bin in der großen Halle der Götter auf dem Olymp erschienen, und alle Götter scheinen hier zu sein – alle außer Hera, deren kleinerer Thron mit schwarzem Trauerflor umwickelt ist. Zeus sitzt auf seinem goldenen Thron und sieht aus, als wäre er fünfzehn Meter groß.

Alle anderen Götter scheinen hier zu sein – sogar noch mehr als bei ihrem letzten großen Konklave, in das ich mit meinem unendlich komfortableren Hades-Helm hineinspaziert bin. Vie-

le dieser Götter kenne ich nicht einmal, kann sie nicht identifizieren, obwohl ich zehn Jahre lang täglich mit meinen Wortsteinen und meinen Meldungen vom Kampfgeschehen auf dem Olymp Bericht erstattet habe. Es sind viele hundert Götter hier, vielleicht sogar mehr als tausend.

Und sie schweigen alle. Warten darauf, dass Zeus zu ihnen spricht.

Ich bemühe mich, möglichst leise zu atmen und von der erstickenden Hitze in diesem gottverdammten Eidechsenanzug nicht ohnmächtig zu werden. Hoffentlich benutzt keiner dieser olympischen Unsterblichen Gravitationsradar oder verstärkte negative Wärmebildanalyse. Vollkommen reglos stehe ich da, fast in Tuchfühlung mit der Masse der Götter und Göttinnen, Nymphen, Erinnyen und Halbgötter, und warte darauf, was Zeus sagen wird.

74

Noch bevor Harman den Bug des aufgegebenen Schiffes durch den klaffenden Riss im Rumpf betrat, hatte er eine ziemlich gute Vorstellung davon, um was für einen Schiffstyp es sich handelte. Die DNA-gebundenen Proteindatenpakete in seinem Körper enthielten tausend Verweise auf tausend Typen see-tüchtiger Schiffe aus zehntausend Jahren der Menschheitsgeschichte. Nur auf der Basis des beschädigten Bugs, des Trümmerfelds um den Bug herum und eines Blicks auf die zerrissenen Hüllen aus elastischem Sonar-Tarnmaterial, die den morphfähigen Smartstahl des eigentlichen Rumpfes umschlos-

sen, konnte er den Schiffstyp zwar nicht eindeutig identifizieren, aber es war ziemlich klar, dass er ein U-Boot aus einem späten Jahrhundert des Untergegangenen Zeitalters vor sich sah – möglicherweise aus der Zeit nach der Freisetzung des Rubikon, aber bevor die ersten gentechnisch erzeugten Nachmenschen das Licht der Welt erblickt hatten. Aus dem Zeitalter des Wahnsinns.

Sobald er drinnen war und einen nur leicht geneigten Korridor entlangging – er atmete durch seine Osmosemaske, obwohl dieser Teil des gesunkenen Schiffes nicht unter Wasser stand –, war er sicher, dass es ein U-Boot war.

Harman stand in einem Raum, der nur um ungefähr zehn Grad von der Senkrechten abwich, aber der lange zurückliegende Aufprall auf den Meeresgrund nur siebzig Meter unter der Wasseroberfläche – lange vor der Entstehung des atlantischen Bruchs – hatte Metall zerknüllt und ein halbes Dutzend lange Behälter von ihren Borden purzeln lassen. Harman würde die Pistole, die er bei sich trug, nicht brauchen. Nichts lebte in diesem Schiffskörper. Er drückte die Pistole an den Haftflicken an seiner rechten Hüfte und zog ein Stück elastische Thermo-haut darüber. Damit befestigte er sie so sicher, als trüge er eines der Halfter, die er in Büchern des kristallinen Schreins gesehen hatte.

Er legte die gewölbte rechte Hand an den abgerundeten Rand eines heruntergefallenen Behälters. Ob seine Datensuchfunktion durch die moleküldünnen Thermohaut-Handschuhe arbeiten würde?

Das tat sie.

Harman stand im Torpedoraum eines Kriegs-U-Boots der *Mohammed-Klasse*. Die KI im Lenksystem dieses speziellen Torpedos – das Wort oder der Begriff »Torpedo« war ihm bis zu dieser Millisekunde noch nie begegnet – war vor über zweitausend Jahren gestorben, aber die Speicher der toten Mikroschaltkreise enthielten noch einige Restdaten, und Harman erkannte, dass seine Hand Zentimeter über einem Atomsprenkopf in der Spitze eines fünfzehntausend Kilo schweren, selbstkavitierenden Hochgeschwindigkeitstorpedos lag, der so lange jagen würde, bis er etwas tötete. Dieser spezielle Torpedosprengkopf – »Sprengkopf« war ein weiterer Begriff, dem er in diesem Moment zum ersten Mal begegnete – war eine simple Fusionswaffe mit einer Sprengkraft von 475 Kilotonnen, was 950 Millionen Pfund detonierendem TNT entsprach. Die Explosionshitze der perlengroßen Kugel ein paar Zentimeter unter seiner Hand würde binnen einer Millionstel Sekunde zweistellige Millionengrade erreichen. Harman konnte die tödlichen Neutronen- und Gammastrahlen, die dort lauerten, beinahe spüren, unsichtbare Drachenmuränen des Todes, bereit, mit Lichtgeschwindigkeit in alle Richtungen zu schießen, um jedes Fitzelchen menschlicher Nerven oder menschlichen Gewebes, auf das sie stießen, zu töten und zu infizieren, es zu durchbohren wie Kugeln Butter.

Er zog ruckartig die Hand weg und rieb sie an seinem Oberschenkel, als wollte er seine Handfläche von etwas Schmutzigem säubern.

Dieses ganze U-Boot war ein einziges Werkzeug zur Tötung von Menschen. Seine kurze Begegnung mit der toten Lenk-KI des Sprengkopfs hatte ihm klar gemacht, dass die Torpedosprengköpfe für die eigentliche Mission der Maschine und ihrer

Besatzung so gut wie keine Rolle gespielt hatten. Doch um zu verstehen, worin diese Mission bestanden hatte, würde er den Torpedoraum verlassen und über eine Leiter zum Deck mit der Offiziersmesse und der Mannschaftsmesse hinaufsteigen, diese durchqueren, dann über eine weitere Leiter am Horchraum mit der integrierten Funkzentrale vorbei ins Kommando- und Kontrollzentrum gehen müssen.

Aber alles hinter der vorderen Hälfte des Torpedoraums stand unter Wasser.

Die Lichtstrahlen seiner Brustlampen zeigten ihm, wo die Nordwand des Bruchs begann, keine fünf Meter vor ihm. Das U-Boot hatte hier auf diesem unterseeischen Bergkamm gelegen, siebzig Meter unter der Meeresoberfläche, und war viele Jahrhunderte lang vollständig mit Wasser gefüllt gewesen, bevor die Schöpfer des Bruchs den Ozean aus den vorderen Abteilen gesaugt hatten, aber hier lebte nichts mehr – nicht einmal eine getrocknete Entenmuschel war von den zahllosen Unterwasserlebensformen übrig geblieben, die hier jahrhundertlang gediehen haben mussten, und es gab keine Anzeichen von menschlichen Gebeinen oder anderen Überresten der Crew. Das Kraftfeld, das den atlantischen Ozean zurückhielt, schnitt nicht physisch durch das morphfähige Metall der Hülle oder die Metallkonstruktion des U-Boots – das Licht von Harmans Lampen fiel auf die massive, nicht unterbrochene Linie des Decks über ihm –, aber er konnte sich die komplette ovale Meeresscheibe im Innern der Schiffshülle bildlich vorstellen. Die Nordwand des Bruch-Kraftfelds hielt das Meer in jedem offenen Raum zurück, aber ein Schritt auf die andere Seite... Harman konnte sich den Druck hier unten in siebzig Meter Tiefe vorstellen, und er sah die Wand aus Dunkelheit vor sich; seine

Lichter wurden von ihr zurückgeworfen wie von einer matt polierten, aber immer noch spiegelnden Fläche.

Mit einem Mal erfüllte ihn ein Übelkeit erregendes, schreckliches Entsetzen. Er musste sich an dem verabscheuten Torpedo festhalten, um nicht ins Taumeln zu geraten, nicht auf die verrosteten Deckplatten zu fallen. Er wollte aus diesem uralten Kriegsschiff rennen, hinaus an die Luft, in den Sonnenschein, wollte seine Osmosemaske herunterreißen und sich übergeben, wenn es sein musste, um dieses Gift loszuwerden, das sich mit einem Mal in seinem Körper und seiner Seele ausbreitete.

Es war nichts weiter als ein Torpedo, an dem er lehnte, dazu gedacht, andere Schiffe, im Höchstfall einen Hafen zu zerstören, doch sein thermonuklearer Detonationswert war dreimal so hoch wie der jener Bombe, die auf Hiroshima abgeworfen worden war – Hiroshima: ein anderer Begriff, der samt dazugehörigem Bild soeben in Harmans schwindelndes Bewusstsein getreten war –, imstande, in einem Gebiet von zweihundertfünfzig Quadratkilometern alles zu vernichten.

Harman – immer ziemlich gut im Schätzen von Entfernungen und Größen, obwohl sein Zeitalter keine solchen Fähigkeiten verlangte – sah vor seinem geistigen Auge ein etwa zweihundertfünfzig Quadratkilometer großes Gebiet im Herzen von Paris-Krater, oder mit Ardis Hall im Zentrum des Fadenkreuzes. In Ardis würde eine solche Explosion nicht nur binnen einer Mikrosekunde das Herrenhaus und die neuen Nebengebäude verdampfen, sondern auch die stabilen Palisadenmauern wegsprengen, und keine Sekunde später würde der Feuerball den Faxknoten-Pavillon zwei Kilometer weiter unten an der Straße davontragen, den Fluss am Fuß des Hügels in Dampf und den Wald in Asche verwandeln und sich weiter ausdeh-

nen; der Kreis sofortiger Zerstörung würde im Norden noch über den Hungerstein hinausreichen, den er in den Turin-Tuch-Bildern von Ada und den anderen gesehen hatte.

Harman aktivierte ruhende Biofeedback-Funktionen – zu spät – und erhielt die Informationen, die er befürchtet hatte. Der Torpedoraum war von latenter Strahlung erfüllt. Zwar waren die Leckage-Werte der beschädigten Torpedofusionssprengköpfe sicher schon längst unter den tödlichen Bereich abgesunken, aber dabei mussten sie im vorderen Teil des U-Boots alles verstrahlt haben.

Nein – die Sensoren zeigten ihm, dass die Strahlung vor ihm, achtern vom Torpedoraum, noch schlimmer war. In diese Richtung musste er gehen, wenn er mehr über dieses Werkzeug des Todes erfahren wollte. Vielleicht hatte der Fusionsreaktor, der dieses obszöne Boot angetrieben hatte, all diese Jahrhunderte hindurch ein wenig geleckt. Vor ihm war eine radioaktive Hölle.

Harman kannte sich mit seinen neuen biometrischen Funktionen gerade eben gut genug aus, um zu wissen, dass er die Daten-Monitore befragen konnte. Das tat er jetzt, aber er stellte ihnen nur die denkbar einfachste Frage: *Wird die Thermohaut mich ausreichend vor dieser Radioaktivität schützen?*

Die Antwort kam in seiner inneren Stimme und war unmissverständlich: *Nein.*

Es war Wahnsinn weiterzugehen. Er hatte auch nicht den Mut, diese schwarze Wasserwand zu durchqueren, hinein in den Mahlstrom der Strahlung, und durch den Rest des überfluteten Torpedoraums bis zur Dunkelheit und Kälte der Offiziersmesse und der Mannschaftsmesse vorzudringen, wo alte

Geigerzähler außer Rand und Band geraten und Nadeln am obersten Anschlag festgeklebt wären, dann noch einmal aufwärts und einen Gang entlang, vorbei am Horch- und Funkraum, zum unter Wasser liegenden Kommando- und Kontrollzentrum – eine unmögliche, furchteinflößende, Zellen tötende Strecke, die einem eiskalte Schauer über den Rücken jagte.

Es war buchstäblich Wahnsinn, in diesem bösartigen Schiffskörper zu bleiben, geschweige denn, noch tiefer hineinzugehen. Es bedeutete den Tod – seinen eigenen Tod, den Tod für die Hoffnungen seiner Gattung, für Adas Vertrauen in seine Rückkehr, für das Bedürfnis seines ungeborenen Kindes, in dieser schrecklichsten und gefährlichsten aller Zeiten einen Vater zu haben. Das Ende jeder Zukunft.

Aber er musste es wissen. Die Quantenüberreste der Torpedosprengkopf-KI hatten ihm gerade genug erzählt, dass er die Antwort auf eine einzige, schreckliche Frage finden musste. Also tat Harman genau das: Er ging vorwärts – einen ängstlichen Schritt nach dem andern.

Nach drei Tagen und Nächten im Bruch schob er sich nun zum ersten Mal durch die Wasserwand. Es war ein semipermeables Kraftfeld, genau wie diejenigen, die er zuvor auf Prosperos Orbitalinsel durchquert hatte – und jetzt wusste Harman, was »semipermeabel« bedeutete: Das Feld erlaubte es Altmenschen oder Nachmenschen, einen ansonsten undurchdringlichen Schild zu passieren –, aber diesmal trat er aus der Luft und der Wärme in Kälte, Druck und Dunkelheit.

Harman vertraute darauf, dass ihn die Thermohaut vor den Auswirkungen der Tiefe, wenn auch nicht vor der Strahlung schützen würde, und das tat sie; er verzichtete sogar darauf,

Daten aufzurufen, von denen er wusste, dass er sie besaß, Daten über die Konstruktion und die Funktionsweise der Thermohaut. Es war ihm egal, wie sie es anstellte, den Wasserdruck von ihm abzuhalten – ihn interessierte nur, dass sie es tat.

Seine Brustlampen erhöhten automatisch ihre Lichtstärke, um mit den Reflexionen und dem dichten, schwebstoffreichen Wasser fertig zu werden.

Während die trockenen Teile des Torpedoraums steril gewesen waren, wimmelte es in den unter Wasser liegenden Teilen des U-Boots von lebenden Organismen. Was immer sich hier halten konnte, es überlebte nicht trotz, sondern *wegen* der starken Strahlung; es ernährte sich von ihr, blühte und gedieh mit ihrer Hilfe. Jede Metallfläche war unter Schichten mutierter Korallen und Massen grün, rosa und bläulich-grau leuchtender lebender Materie begraben, deren Haarkränze und Ranken leicht in unmerklichen Strömungen wehten. Krebsartige Wesen flohen eilig aus seinem Lichtstrahl. Ein blutroter Aal schoss aus einem Loch in der ehemaligen Achterluke des Torpedoraums und zog dann den Kopf zurück, sodass nur seine Zahnreihen im Licht glitzerten. Harman hielt Abstand von ihm, als er sich durch diese verkrustete Luke zwängte.

Dank der toten Sprengkopf-KI verfügte er über eine grobe Schemazeichnung des Schiffes – sie war zumindest präzise genug, um ihn zum Kommando- und Kontrollzentrum zu führen –, aber die Leiter nach oben zur Offiziersmesse und der Mannschaftsmesse war fort. Dieses U-Boot bestand größtenteils aus Superlegierungen, die selbst hier unter dem Meer noch weitere zweitausend Jahre halten würden, aber die Leiter – seine Proteinbündel erklärten ihm, sie habe *Gangway* geheißen – war längst verrostet.

Er grub die Finger in den Schlick und die wedelnden Fächer zu beiden Seiten des schrägen Schachts, hoffte, dass er sie nicht ins Maul eines anderen Aals steckte, und zog sich durch die grüne Suppe des Meeres mühsam nach oben. Schwebstoffe und Bündel lebender radioaktiver Partikel blieben an seiner Thermohaut kleben, und er musste sie von seinen Gläsern und seiner Osmosemaske abwischen.

Als er das Deck mit der Offiziersmesse erreichte, war er kurz davor zu hyperventilieren. Er wusste aus Erfahrung, dass die Osmosemaske ihm weiterhin guten, frischen Sauerstoff liefern würde, aber das Gefühl des Drucks auf jeden Quadratzentimeter seines Körpers machte ihm schwer zu schaffen. Er brauchte nicht auf Speichermodule zuzugreifen, um zu wissen, dass die Thermohaut ihn auch vor der Kälte und dem Druck schützen würde – ein solcher Anzug hatte ihn schon einmal in der Schwerelosigkeit des Weltraums am Leben erhalten –, aber der Weltraum war ihm *sauberer* vorgekommen.

Ob dieser Schleim, der meine Augengläser überzieht, wohl ein Überbleibsel der Männer und Frauen ist, aus denen die Besatzung dieses Bootes bestanden hat?

Er verdrängte solche Gedanken. Sie waren nicht nur makaber, sie waren absurd. Wenn die Crew mit diesem Boot untergegangen war, hatten die ewig hungrigen Bewohner des Meeres ihre Gebeine binnen ein paar Jahren sauber abgenagt und dann in fast ebenso kurzer Zeit die Gebeine selbst gefressen und zersetzt.

Aber trotzdem...

Harman konzentrierte sich darauf, sich seinen Weg durch das Wirrarr überwucherter und zusammengebrochener Kojen

nach achtern zu bahnen. Dass dies ein Schlafraum für Menschen gewesen war, erkannte er nur dank der Schemazeichnung in den zerfallenden Speichermolekülen des Sprengkopfs; jetzt sah es hier wie in einer überwucherten Krypta aus, deren dick mit Schwämmen bewachsene graue Fächer mutierte Krebswesen und lichtscheue Aalwesen statt die verwesenden Leiber von Montagues oder Capulets beherbergten.

Ich muss wirklich mehr von diesem Shakespeare lesen. So vieles in den Datenpaketen hängt mit seinen Gedanken und Schriften zusammen, dachte Harman, während er eine offene Luke durchquerte, Stalagmiten aus Schleim beiseite schob und in einen ehemaligen Speiseraum schwebte. Der lange, frühere Esstisch erinnerte ihn aus irgendeinem Grund an Calibans Kannibalentafel auf Prosperos Insel. Vielleicht lag es daran, dass der Schwamm und die Mollusken hier zu einem blutigen Rosa mutiert waren.

Harman wusste, dass er am anderen Ende der rosafarbenen Speisehöhle eine senkrechte Leiter – eine echte Leiter diesmal, keine schräge Gangway – zu dem integrierten Funkraum hinaufsteigen musste, bevor er durch den Horchraum nach achtern zum Kommando- und Kontrollzentrum gehen konnte.

Da war keine Leiter. Und diesmal war der enge Schlauch des senkrechten Gangs von grünen und blauen Meeresgewächsen verstopft, die Harman an Daemans Beschreibung des in ein Blau eis-Nest verwandelten Paris-Krater erinnerten.

Dieses Netz hatte jedoch irdische Meeresflora und -fauna gewoben, wenn sie auch noch so mutiert war, und Harman begann, es zu zerreißen; grunzend rupfte er große Hände voll Leben aus, das über Jahrhunderte hinweg langsam vorgedrungen war und sich überall breitgemacht hatte, und wünschte sich die

ganze Zeit, er hätte ein Beil. Das Wasser um ihn herum füllte sich mit einer solch zähen Masse, dass er nicht einmal mehr seine Hände sah. Etwas Langes und Glitschiges – ein weiterer Aal? Eine Seeschlange? – glitt an seinem Körper entlang und verschwand unter ihm. Er riss weiterhin Klumpen und Brocken von dickem, schlammigem, radioaktivem Zeug aus und kämpfte sich durch die trübe Brühe nach oben.

Er fühlte sich, als würde er noch einmal geboren, diesmal jedoch in eine viel schrecklichere Welt.

Es war ein solcher Kampf, dass Harman, nachdem er sich zum Funkraum-Deck hochgearbeitet hatte, nicht sofort merkte, dass er am Ziel war. Überall hingen grüne Ranken, das Wasser war dermaßen mit Schwebeteilchen angefüllt, dass ihn seine eigenen Scheinwerferstrahlen blendeten, und er lag in dem Urschlamm, zu erschöpft, um sich zu bewegen.

Dann rief er sich ins Gedächtnis, dass jeder Moment, den er in diesem Todesschiff verbrachte, die Gefahr seines eigenen Todes vergrößerte, und er rappelte sich auf die Knie hoch, zog Ranken und Tentakel alten Pflanzenbewuchses von seinen Schultern und seinem Rücken und schlurfte weiter.

Der Funkraum war noch aktiv.

Diese Erkenntnis ließ Harman erstarren. Funktionen in seinem Körper, die er noch nicht einmal katalogisiert hatte, registrierten die pulsierende Bereitschaft der unter dem lebendigen graugrünen Teppich dieses Raums verborgenen Maschinen, hinauszugreifen und zu kommunizieren. Nicht mit ihm. Diese Kommunikations-KIs nahmen seine Anwesenheit nicht zur Kenntnis – ihre Fähigkeit, mit Menschen zu interagieren, war

längst erloschen, zusammen mit dem Quantenkern ihrer Computer.

Aber sie wollten mit *irgendjemandem* kommunizieren – in erster Linie, um von *irgendjemandem*, *irgendetwas* Befehle zu erhalten.

In dem Wissen, dass er hier im integrierten Funkraum nicht erfahren würde, was er wissen musste, arbeitete sich Harman halb gehend, halb schwimmend an dem verkrusteten Sonar- und GPS-Raum vorbei nach achtern vor.

Hätte er je über U-Boote nachgedacht, was er nie getan hatte, so wäre er wahrscheinlich darauf gekommen, dass solche Boote für Unterwasserfahrten gebaut worden waren – er wusste, dass die Sprengkopf-KI den entsprechenden Begriff mit »Boot« statt mit »Schiff« übersetzt hatte – und dass solche Unterwasserboote aus vielen kleinen Abteilen bestanden, die jeweils mit einer Tür, einem Lukendeckel verschlossen waren, wasserdicht, getrennt. Dieses U-Boot war anders. Die Räume waren im Verhältnis zum Volumen des Bootes groß, nicht übermäßig verkapselt oder zergliedert. Wenn das Meer einen Weg hereingefunden hätte – was offenkundig der Fall gewesen war –, wären die Männer und Frauen in dieser Maschine nicht langsam ertrunken, dicht unter der Decke nach Luft schnappend, sondern eine massive, implosionsartige Druckwelle hätte sie alle binnen Sekunden getötet. Es war fast, als hätten die Menschen, die hier gearbeitet hatten, einen sofortigen Tod in größeren Räumen dem langsamen Ertrinken in kleineren vorgezogen.

Harman hörte auf zu schwimmen und ließ seine Füße auf die Deckplatten sinken, als ihm klar wurde, dass er sich mitten im Kommando- und Kontrollzentrum befand.

Hier gab es weniger Meeresgewächse und mehr nacktes Metall. Anhand der Schemazeichnung der Sprengkopf-KI konnte er das Torpedo-Abschusszentrum und das Waffenkontrollzentrum ausmachen – senkrechte Metallsäulen, die bei Kampfeinsätzen zahllose holografische virtuelle Kontrollen projiziert haben würden. Harman ging in dem Raum umher und berührte mit seiner thermohautüberzogenen Handfläche Metall und Kunststoff, sodass die toten Quantengehirne, die in dem Material eingebettet waren, zu ihm sprechen konnten.

Es gab keinen Stuhl, Sitz oder Thron für den Kapitän. Dieser Mann hatte hier gestanden, in der Nähe des zentralen holografischen Kartentisches, direkt vor einer im Normalfall virtuellen, bei einer Beschädigung des virtuellen Systems jedoch aus LCD-Kunststoffelementen projizierten Display-Konsole mit Anzeigen für all die vielen Systeme und Funktionen des Schiffes.

Harman bewegte seine behandschuhte Hand durch das trübe Grün und stellte sich vor, wie Sonar-Displays erschienen... *hier*. Taktische Displays zu seiner Linken... *dort*. Mehrere Meter weiter hinten, dort, woher er gekommen war, stellten graue, klumpige Pilze die Hocker dar, auf denen die Besatzungsmitglieder gesessen hatten, vor sich in permanenter Veränderung begriffene virtuelle Displays mit Anzeigen und Bedienungselementen für Ballast und Trimmung, Radar, Sonar, GPS-Relais, Drohnensteuerung, Vorbereitung und Abschuss der Torpedos, dazu reale Steuerelemente zur Regulierung der Tauchtiefe...

Er zog die Hand ruckartig weg. All dieser Mist interessierte ihn nicht. Er musste nur wissen...

Dort.

Es war ein schwarzer Metallmonolith gleich hinter dem Platz des Kapitäns. Weder Entenmuscheln noch Mollusken, Korallen oder Schleim hatten sich daran festgesetzt. Das Ding war so schwarz, dass es das Licht von Harmans Lampen geschluckt hatte, als er diesen Teil des Kommandozentrums zuvor mehrfach durchquert hatte.

Dies war die zentrale KI des Bootes, dazu konstruiert, auf hundert verschiedene Arten und Weisen mit dem Kapitän und der Mannschaft des U-Boots zusammenzuarbeiten. Harman wusste, dass ein Quantencomputer – selbst einer aus diesem Untergegangenen Zeitalter, auch wenn er seit über zwei Jahrtausenden tot war – noch bei einem Prozent seiner Kapazität lebendiger sein würde als die meisten Lebewesen auf dem Planeten. Künstliche Quantengehirne waren kaum totzukriegen, und wenn, dann starben sie nur sehr langsam.

Harman wusste, dass ihm die Zugriffs-Codes für die Datenbanken der zentralen KI fehlten, vielleicht sogar die Sprache, um die Codes zu verstehen, die er nicht kannte, aber er wusste auch, dass dies keine Rolle spielte. Seine Funktionen waren lange nach dem Tod dieser Maschine entwickelt und nanogene-tisch in seine DNA einprogrammiert worden. Die KI würde keine Geheimnisse vor ihm haben.

Der Gedanke machte ihm Angst.

Er wollte aus dieser überfluteten Krypta heraus. Wollte weg von der Strahlung, die wie Sonarwellen durch seine Haut, sein Gehirn, seine Hoden, sein Gedärm und seine Augen pulsieren musste, während er in unschlüssiger Reglosigkeit hier herumstand.

Aber er musste es wissen.

Er legte die Hand auf den schwarzen Metallmonolithen.

Das U-Boot trug den Namen *Allahs Schwert*. Ausgelaufen war es am...

Harman übersprang die Logbucheinträge, die Daten und Gründe für den uralten Krieg – er verweilte nur lange genug, um sich davon zu überzeugen, dass er nach der Freisetzung des Rubikons stattgefunden hatte, während der Jahre des Wahnsinns, als das Globale Kalifat seinem Ende nahe, die westlichen Demokratien bereits tot, die Neue Europäische Union eine Fiktion nach Luft ringender Vasallenstaaten unter dem aufstrebenden Khanat gewesen waren...

Nichts von alledem spielte eine Rolle. Es kam nur darauf an, was im Bauch dieses U-Boots war, so real wie der heranwachsende Fötus im Bauch von Ada, seiner Frau.

Harman hielt lange genug inne, um sich im Schnellvorlauf das Testament der sechszwanzig Besatzungsmitglieder von *Allahs Schwert* anzuhören. Das mit ballistischen Raketen ausgerüstete U-Boot der Mohammed-Klasse war so stark automatisiert, dass es nur eine Besatzung von acht Personen benötigte, aber es hatte so viele Freiwillige gegeben, dass sechszwanzig der Erwählten an seiner letzten Mission teilnehmen durften.

Es waren alles Männer. Sie waren alle fromm. Sie alle legten ihre Seele in Allahs Hände, als ihr Ende kam – ein Kordon von Angriffs-U-Booten, Flugzeugen, Raumfahrzeugen und Schiffen des Khanats, soweit Harman es verstand. Die Männer wussten, dass sie nur noch Minuten zu leben hatten – dass der Erde nur noch Minuten bis zu ihrer Vernichtung blieben.

Der Kapitän hatte den Abschussbefehl erteilt. Die Haupt-KI hatte ihn unterstützt und weitergegeben.

Weshalb waren die Raketen nicht gestartet? Harman durchsuchte die KI bis zu ihren Quanten-Gedärmen und fand keinen Grund dafür, dass sie nicht gestartet waren. Der Mensch hatte seinen Befehl gegeben, die vier Sätze realer Schlüssel waren umgedreht, die Zielpaket-Koordinaten und individuellen Abschussbefehle der KI bestätigt und weitergegeben, die Raketen in der richtigen Abschussreihenfolge angezeigt, die Schalter – virtuelle wie echte – umgelegt worden. Die massiven Metallabdeckungen sämtlicher Raketenrohre waren durch redundante Hydraulikvorrichtungen erfolgreich geöffnet worden – nur eine dünne, blaue Glasfaserkuppel hatte die Raketenrohre vom Meer getrennt, und jedes dieser Abschussrohre war mit Stickstoff gefüllt worden, um den Druck auszugleichen, damit das Meer bis zum eigentlichen Moment des Abschusses nicht hineinströmte. Die achtundvierzig Raketen hätten von den Stickstoff-Generatoren aus ihren Wiegen getrieben werden sollen; eine Zündladung von zweitausendfünfhundert Volt hätte das ausgetretene Stickstoffgas entzünden sollen. Das Gas selbst hätte in weniger als einer Sekunde mehr als sechstausend Kilogramm Druck pro Quadratzentimeter erzeugt und die Raketen in ihren eigenen aufsteigenden Stickstoffblasen nach oben gejagt, bis sie wie auftauchende Korken aus dem Meer geschossen wären, und im selben Moment wäre dann der Festtreibstoff in jeder Rakete gezündet worden. Es gab redundante und doppelt redundante Abschuss- und Zünd-Initiatoren. Die Raketen hätten brüllend zu ihren Zielen fliegen müssen. Die Abschussindikatoren der KI waren alle rot. In jedem der achtundvierzig Raketensilos hinten im schwangeren Bauch von *Allahs Schwert* war die Sequenz ordnungsgemäß von WARTEN über START-

REIHENFOLGE und ABSCHUSS bis zu ABSCHUSS ERFOLGREICH vorangeschritten.

Aber die Raketen waren in ihren Rohren geblieben. Die tote und vermodernde KI wusste das und übertrug so etwas wie Scham und Ärger durch Harmans kribbelnde Handfläche.

Harmans Herz klopfte so heftig, und sein Atem ging so stoßweise, dass die Osmosemaske die Sauerstoffzufuhr reduzieren musste, damit er nicht hyperventilierte.

Achtundvierzig Raketen. Achtundvierzig Sprengkopf-Plattformen. Jede Rakete enthielt sechzehn unabhängig voneinander steuerbare Wiedereintrittskörper, die so genannten MRVs. Siebenhundertachtundsechzig Sprengköpfe, alle scharf, mit abgeschalteten Sicherheitsvorrichtungen, einsatzbereit. Sie waren auf siebenhundertachtundsechzig der verbliebenen Städte, alten Monumente und schrumpfenden Bevölkerungszentren der Rubikon-Überlebenden gerichtet gewesen.

Aber dies waren keine bloßen thermonuklearen Sprengköpfe wie in den Torpedos von *Allahs Schwert*.

Jeder dieser siebenhundertachtundsechzig eigentlichen Sprengköpfe, die sich noch immer an Bord des U-Boots befanden, enthielt ein von einem brüchigen Einschließungsfeld umgebenes schwarzes Loch. Zum damaligen Zeitpunkt die ultimative Waffe der menschlichen Gattung und des Globalen Kalifats – *ihr ultimatives Reinigungsmittel*, dachte Harman mit einem Laut, der zum Teil ein Schluchzen, zum Teil ein Kichern war.

Die schwarzen Löcher an sich waren klein. Jedes nicht größer als »der Fußball, mit dem ich in meiner Jugend in den Ruinen von Karachi gespielt habe«, wie es eines der toten Besatzungsmitglieder in seiner eindringlichen und religiösen Abschiedsre-

de beschrieben hatte. Doch wenn sie ihren Einschließungssphären entkamen und auf ihre Ziele fielen, würde das Ergebnis noch viel dramatischer sein als bei einer rein thermonuklearen Waffe.

Das schwarze Loch würde in die Erde stürzen und im Zentrum jeder Zielstadt, die es erreichte, ein fußballgroßes Loch erzeugen. Aber in der Sekunde seiner Freisetzung würde es eine Plasma-Implosion geben, die tausendmal schlimmer war als eine thermonukleare Explosion. Das herabfallende schwarze Loch, das alles Erdreich, Gestein, Wasser und Magma vor ihm in eine aufsteigende Wolke aus Dampf und Plasma verwandelte, würde in seinem Kielwasser auch die Menschen, Gebäude, Fahrzeuge, Bäume und die gesamte molekulare Struktur seiner Zielstadt und vieler hundert Quadratkilometer drum herum einsaugen.

Das schwarze Loch, das den kilometergroßen Krater im Zentrum von Paris-Krater erzeugt hatte, war nicht einmal einen Millimeter groß und instabil gewesen – bevor es den Erdkern erreichte, hatte es sich selbst verzehrt. Harman wusste jetzt, dass elf Millionen Menschen gestorben waren, weil vor langer, langer Zeit ein Experiment fehlgeschlagen war.

Diese schwarzen Löcher sollten sich nicht selbst verzehren. Sie sollten pingpongartig hin und her springen – die Erde durchbohren, wieder in die Atmosphäre austreten und dann erneut durch den Planeten stürzen. Siebenhundertachtundsechzig von Plasma und ionisierender Strahlung umgebene Kugeln von höchster Zerstörungskraft, die die Kruste, den Mantel, das Magma und den Kern der Erde wieder und immer wieder durchlöcherten, monate- oder jahrelang, bis sie alle im Zentrum

dieser braven, guten Erde zur Ruhe kamen und den Planeten von innen heraus zu verschlingen begannen.

In ihren aufgezeichneten Testamenten hatten die sechsundzwanzig Besatzungsmitglieder allesamt dieses Resultat ihrer Mission gepriesen. Sie würden alle im Paradies wieder vereinigt sein. Gelobt sei Allah!

Harman hätte am liebsten in seine enge Osmosemaske gekotzt, aber er zwang sich, seine Hand noch eine weitere volle, endlose, ewige Minute auf dem schwarzen Monolithen der KI liegen zu lassen. Es musste hier irgendwelche Instruktionen geben, wie man diese aktivierten schwarzen Löcher entschärfen konnte.

Die Einschließungsfelder ihrer Sprengköpfe waren sehr stark gewesen; sie hatten notfalls jahrhundertlang halten sollen.

Sie hatten über zweieinhalb Jahrtausende gehalten, aber mittlerweile waren sie sehr instabil. Sobald eines der schwarzen Löcher entkam, würden sie alle entkommen. Es spielte nicht die geringste Rolle, ob sie ihre Reise zum Kern der Erde und darüber hinaus von ihren jeweiligen Zielorten oder von dieser Stelle an der Nordwand des atlantischen Bruchs aus antraten. Das Ergebnis würde dasselbe sein.

Weder in der KI noch sonst irgendwo in *Allahs Schwert* gab es Prozeduren zu ihrer Entschärfung. Die Singularitäten existierten – seit fast fünfundzwanzig von Harmans üblichen fünf Zwanzigern –, und in einer Welt, in der Armbrüste die höchste Form der Altmenschen-Technologie darstellten, gab es keine Möglichkeit, ihre Einschließungsfelder wieder in den Ursprungszustand zurückzusetzen.

Harman nahm die Hand weg.

Später erinnerte er sich nicht mehr daran, wie er den Weg aus den unter Wasser liegenden Teilen des U-Boots gefunden hatte, und er wusste auch nicht mehr, dass er durch den trockenen vorderen Torpedoraum und den Riss in der Hülle auf den sonigen Streifen schlammigen Erdreichs im atlantischen Bruch hinausgetaumelt war.

Er erinnerte sich jedoch daran, dass er seine Kapuze und die Osmosemaske heruntergezogen hatte, auf Hände und Knie gefallen war und sich lange Minuten übergeben hatte. Noch lange, nachdem er seinen spärlichen Mageninhalt losgeworden war – die Nahrungsriegel waren gehaltvoll, enthielten aber nur wenig Ballaststoffe –, fuhr er fort, trocken zu würgen.

Hinterher war er zu schwach, um auch nur auf Händen und Knien liegen zu bleiben. Er kroch von seinem Erbrochenen fort, brach zusammen, rollte sich auf den Rücken und schaute zu dem langen, schmalen blauen Himmelsstreifen hinauf. Die Ringe waren schwach, aber deutlich sichtbar, sie drehten sich, kreuzten sich, bewegten sich wie blasse Zeiger eines obszönen Uhrwerks, das die Stunden, Tage, Monate oder Jahre abzählte, bis die nur ein paar Meter von Harman entfernten Einschließungssphären der Sprengköpfe endgültig zerfielen und zusammenbrachen.

Er wusste, dass er sich so rasch wie möglich von dem radioaktiven Wrack entfernen sollte – nach Westen kriechen, wenn es sein musste –, aber seinem Herzen fehlte die dazu erforderliche Willenskraft.

Schließlich, nach Stunden, wie ihm schien – der Himmelsstreifen dunkelte dem Abend entgegen –, aktivierte Harman die Funktion, seine Biomonitore zu befragen.

Wie er vermutet hatte, war die aufgenommene Dosis tödlich gewesen. Sein gegenwärtiges Schwindelgefühl würde nur noch stärker werden. Bald würde er wieder anfangen, sich zu erbrechen und trocken zu würgen. Unter seiner Haut staute sich bereits Blut. Binnen Stunden – der Prozess hatte bereits begonnen – würden sich die Zellen in seinen Eingeweiden und Gedärmen zu Milliarden ablösen. Dann würde der blutige Durchfall kommen – zuerst in unregelmäßigen Abständen, dann jedoch konstant, wenn sein Körper begann, die aufgelösten Gedärme im wahrsten Sinne des Wortes in die Welt hinauszuschießen. Danach würde er vorwiegend innere Blutungen bekommen; Zellwände würden vollständig zusammenbrechen, ganze Systeme kollabieren.

Ihm war klar, dass er lange genug leben würde, um all dies zu sehen und zu fühlen. Binnen eines Tages würde er so schwach sein, dass er zwischen den Anfällen von Diarrhöe und Erbrechen nicht einmal mehr ein paar Schritte weiterräumen konnte. Er würde erschöpft im Bruch liegen, seine Reglosigkeit nur unterbrochen von unwillkürlichen Krämpfen. Harman wusste, dass er nicht einmal imstande sein würde, zum blauen Himmel oder zu den Sternen hinaufzuschauen, wenn er starb – die Biomonitore meldeten bereits, dass sich der von der Strahlung induzierte graue Star auf der Oberfläche beider Augen bildete.

Harman musste grinsen. Kein Wunder, dass Prospero und Moira ihm nur Nahrungsriegel für ein paar Tage mitgegeben hatten. Sie mussten gewusst haben, dass er selbst die nicht alle brauchen würde.

Warum? Wozu haben sie mich zum Prometheus für die menschliche Gattung gemacht, mit all diesen Funktionen, all diesem Wissen, all

diesen Hoffnungen, die ich Ada und meiner Gattung geben kann, nur um mich dann ganz allein hier sterben zu lassen... auf diese Weise?

Harman war immer noch in ausreichendem Maße bei Verstand und bei Bewusstsein, um sich darüber im Klaren zu sein, dass Milliarden Menschen, die nicht auserwählter waren als er, dem schweigenden Himmel in den Stunden und Minuten vor ihrem Tod ähnliche letzte Gedanken entgegengeschleudert hatten.

Er war jetzt auch klug genug, um seine Frage selbst beantworten zu können. Prometheus hatte den Göttern das Feuer gestohlen. Adam und Eva hatten im Garten Eden die Frucht des Wissens geschmeckt. Alle Mythen der alten Schöpfung erzählten Versionen derselben Geschichte, legten dieselbe schreckliche Wahrheit frei: *Wenn du den Göttern Feuer und Wissen stiehlst, erhebst du dich ein Stück weit über die Tiere, aus denen du dich entwickelt hast, aber du stehst noch immer tief, tief unter jedem echten Gott.*

In dieser Sekunde hätte Harman alles dafür gegeben, die sechsundzwanzig persönlichen und religiösen Testamente jener Wahnsinnigen loszuwerden, die *Allahs Schwert* bemannt hatten. In ihren leidenschaftlichen Abschiedsworten spürte er das volle Gewicht der Bürde, mit der er Ada, Daeman, Hannah, seine Freunde, seine Gattung hatte befrachten wollen.

Er dachte an dieses ganze letzte Jahr zurück. Die Turin-Tuch-Geschichte von Troja, Prosperos scherzhaftes kleines Geschenk an die Altmenschen, weitergegeben von Odysseus und Savi, ihre diversen verrückten Suchexpeditionen, die tödliche Masquerade auf Prosperos Insel oben im Ä-Ring, seine Flucht, die Entdeckung der Bewohner von Ardis, wie man Waffen baute, eini-

ge primitive Anfänge einer Gesellschaft entwickelte, die ersten Gehversuche auf dem Gebiet der Politik, ja sogar der Religion unternahm...

All das hatte sie wieder menschlich gemacht.

Nach über vierzehnhundert Jahren des Komas und der Gleichgültigkeit war die Menschheit auf die Erde zurückgekehrt.

Harman erkannte, dass sein Kind mit Ada ganz und gar menschlich gewesen wäre – vielleicht der erste echte Mensch, der nach all diesen bequemen, unmenschlichen, von falschen nachmenschlichen Göttern überwachten Jahrhunderten der Stagnation das Licht der Welt erblickt hätte –, auf Schritt und Tritt mit Gefahr und Sterblichkeit konfrontiert, zwangsläufig erfinderisch, genötigt, Bande mit anderen Menschen zu knüpfen, schon allein, um die Voynixe, die *Calibani*, Caliban selbst und das Setebos-Wesen zu überleben...

Es wäre aufregend gewesen. Es wäre beängstigend gewesen. Es wäre *echt* gewesen.

Und es hätte alles – vielleicht, möglicherweise – wieder zu *Al-lahs Schwert* geführt.

Harman rollte sich auf die Seite und erbrach sich erneut. Diesmal bestand das Erbrochene größtenteils aus Blut und Schleim.

Noch schneller, als ich gedacht hatte.

Die Augen gegen den Schmerz geschlossen – gegen all die Varianten von Schmerz, aber ganz besonders gegen den Schmerz dieses neuen Wissens –, legte Harman die Hand an seine rechte Hüfte. Die Pistole war noch da.

Er löste den Thermohaut-Streifen, zog die Waffe von dem Haftflicken, füllte mit der anderen Hand die Kammer, wie Moira es ihm gezeigt hatte – er legte eine der Patronen ein –, entscherte sie und hielt sich die Mündung an die Schläfe.

75

Der Demogorgon nimmt die Hälfte des flammenden Himmels ein. Asia, Panthea und die schweigsame Schwester Ione ducken sich weiterhin zusammen. Die Felsen, Kämme und vulkanischen Gipfel in der Nähe füllen sich mit gigantischen, drohend aufragenden Gestalten – Titanen, Stunden, Monsterrosse, Monster-Monster, riesige Tausendfüßler wie der Heiler, nicht-menschliche Wagenlenker und weitere Titanen, alle nehmen ihre Positionen ein wie Geschworene, die zu einem Prozess auf den Stufen eines griechischen Tempels erscheinen. Dank der Thermohaut-Gläser kann Achilles alles sehen, und er wünscht beinahe, es wäre nicht so. Die Monster des Tartaros sind zu monströs; die Titanen zu ungepflegt und zu titanisch; die Wagenlenker und die Wesen, die der Demogorgon Stunden genannt hat, sind überhaupt nicht richtig scharf zu erkennen. Achilles fühlt sich daran erinnert, wie er einem Trojaner mit einem Schwerthieb den Bauch und die Brust aufgeschlitzt und einen kleinen menschlichen Homunkulus vor sich gesehen hat, der zu ihm herausstarrte; blaue Augen schienen ihn durch die gebrochenen Rippen und herausgequollenen Eingeweide anzublinzeln. Es war das einzige Mal, dass er je auf dem Schlacht-

feld gekotzt hat. Diese Stunden- und Wagenlenker-Wesen anzusehen ist genauso schwierig.

Während der Demogorgon darauf wartet, dass die monströsen Geschworenen sich versammeln und ihre Plätze einnehmen, zieht Hephaistos ein dünnes Kabel aus der Helmkugel seines absurden Anzugs und befestigt das Ende des Kabels an der Kapuze von Achilles' Thermohaut.

»Kannst du mich hören?«, fragt der verkrüppelte Zwerggott.
»Wir haben ein paar Minuten Zeit, miteinander zu reden.«

»Ja, ich höre dich, aber was ist mit dem Demogorgon? Er hat dich vorhin auch gehört.«

»Nein, das ist eine Direktverbindung. Dieser Demogorgon ist vieles, aber nicht J. Edgar Hoover.«

»Wer?«

»Nicht so wichtig. Hör zu, Sohn des Peleus, wir müssen abprechen, was wir zu diesem Riesenhaufen und dem Demogorgon sagen. Davon hängt eine Menge ab.«

»Nenn mich nicht so«, knurrt Achilles mit einem wütenden Blick, bei dem Feinde auf dem Schlachtfeld wie angewurzelt stehen geblieben sind.

Der Gott Hephaistos tritt tatsächlich erschrocken einen Schritt zurück, wobei er aus Versehen das Kommunikationskabel zwischen ihnen spannt. »Wie soll ich dich nicht nennen?«

»Sohn des Peleus. Ich will diese Phrase nie wieder hören.«

Der Gott der Handwerkskunst hebt die in dicken Handschuhen steckenden Hände, die Handflächen nach außen. »In Ordnung. Aber wir sollten uns trotzdem unterhalten. Wir haben

nur ein oder zwei Minuten, bevor dieses Pinguin-Tribunal losgeht.«

»Was ist ein Pinguin?« Achilles hat das unverständliche Geschwätz dieses Mini-Gottes allmählich satt. Der fußschnelle Männertöter hält sein Schwert in der Hand. Er hat den starken Verdacht, dass er nur ein Loch in den Metallanzug des bärtigen Narren schlagen muss, um diesen so genannten Unsterblichen zu töten; dann kann er zurücktreten und zuschauen, wie der Feuergott an der giftigen Luft erstickt. Andererseits ist Hephaistos tatsächlich ein olympischer Unsterblicher, selbst ohne die Genesungstanks des großen Käfers auf dem Olymp. Also würde der unverschämte bärtige Krüppel, der giftigen Luft des Tartaros ausgesetzt, ebenso wie Achilles vielleicht nur husten, würgen, sich erbrechen und vor Schmerz eine Ewigkeit auf dem Boden wälzen, bis eine der Okeaniden ihn frisst. Achilles verspürt einen starken Impuls, es herauszufinden.

Er widersteht dem Drang.

»Nicht so wichtig«, sagt Hephaistos. »Was willst du zum Demogorgon sagen? Soll ich für uns reden?«

»Nein.«

»Also, wir müssen unsere Geschichten abgleichen. Worum willst du den Demogorgon und die Titanen noch bitten, außer dass sie Zeus töten?«

»Ich werde dieses Demogorgon-*Ding* nicht bitten, Zeus zu töten«, erklärt Achilles mit fester Stimme.

Der bärtige Zwerggott macht hinter dem Glas seiner Kopfkugel ein überraschtes Gesicht. »Nicht? Ich dachte, deshalb wären wir hier.«

»Ich werde Zeus eigenhändig töten«, sagt Achilles. »Und seine Leber an Argos verfüttern, Odysseus' Hund.«

Hephaistos seufzt. »Meinetwegen. Aber damit ich auf dem olympischen Thron Platz nehmen kann – der Handel, den du mir angeboten hast und mit dem Nyx einverstanden war –, müssen wir den Demogorgon trotzdem zum Eingreifen bewegen. Und der Demogorgon ist wahnsinnig.«

»Wahnsinnig?« Die meisten der monströsen Gestalten scheinen jetzt zwischen den Kammlinien, Schlackekegeln und Lavaströmen ihren Platz gefunden zu haben.

»Du hast doch gehört, was er über den allerhöchsten Gott gesagt hat, oder?«

»Ich weiß nicht, von welchem Gott Demogorgon spricht, wenn nicht von Zeus.«

»Demogorgon spricht von einem einzigen, höchsten Gott des gesamten Universums«, sagt Hephaistos. Seine ohnehin schon krächzende Stimme krächzt über die Kommunikationsleitung noch mehr. »*Einem* Gott, ohne irgendwelche anderen Götter.«

»Das ist absurd.«

»Ja«, stimmt ihm der Gott des Feuers zu. »Deshalb hat die Gattung des Demogorgon ihn auf diese Gefängniswelt des Tartaros verbannt.«

»Gattung?«, sagt Achilles ungläubig. »Soll das heißen, dass es mehr als einen Demogorgon gibt?«

»Natürlich. Nichts Lebendiges existiert in vollständigen Einzelausgaben, Achilles. Selbst du musst das gelernt haben. Dieser Demogorgon ist so verrückt wie eine trojanische Scheiß-

hausratte. Er betet irgendeinen einzigen allmächtigen Gott an und nennt ihn manchmal ›das Ruhige‹.«

»Das Ruhige?« Achilles versucht, sich einen schweigenden Gott vorzustellen. Ein solcher Gottesbegriff liegt jedenfalls weit außerhalb seines Erfahrungsbereichs.

»Ja«, knurrt Hephaistos über die Kapuzen-Kopfhörer. »Nur dass dieses ›Ruhige‹ nicht der gesamte einzige allmächtige Gott ist, sondern nur eine seiner vielen Manifestationen.«

»Dann glaubt der Demogorgon also doch an mehr als einen Gott.«

»Nein«, beharrt der Gott des Feuers und des Handwerks. »Dieser große Gott hat nur viele Gesichter oder Avatare oder Erscheinungsformen, so wie Zeus, wenn er eine Sterbliche vögeln will. Du weißt ja, dass Zeus sich einmal in einen Schwan verwandelt hat, um...«

»Was zum Hades hat das alles mit der Anhörung zu tun, die in *dreißig Sekunden* beginnen wird, verdammt noch mal?«, schreit Achilles über seine Thermohaut-Mikrofone.

Hephaistos schlägt die Hände über die Glaskugel, wo seine Ohren sein sollten. »Pst«, zischt der Zwerggott über ihre Gegensprechanlage. »Hör zu, es geht dabei einzig und allein darum, auf welche Weise wir den Demogorgon dazu bewegen können, die Titanen und die anderen Wesen hier freizulassen, damit sie Zeus angreifen, die gegenwärtigen Olympier auslöschen und mich als neuen König auf dem Olymp einsetzen.«

»Aber du hast doch gerade gesagt, der Demogorgon sei hier ein Gefangener.«

»Das schon. Aber Nyx – Nacht – hat das Bran-Loch vom Olymp hierher geöffnet. Wir können auf diesem Weg zurück,

es sei denn, es schließt sich, bevor diese gottverdammte Anhörung – dieser Prozess oder diese Gemeindeversammlung, was immer es ist – in die Gänge kommt. Außerdem glaube ich, dass der Demogorgon von hier verschwinden kann, wann immer er will.«

»Was ist denn das für ein Gefängnis, aus dem man verschwinden kann, wann immer man will?« Achilles glaubt allmählich, dass der bärtige Zwerggott hier der Wahnsinnige ist.

»Dazu muss man ein wenig über die Gattung des Demogorgon wissen«, sagt der Kugelkopf auf dem Eisenkugel-Körper. »Was auch schon alles ist, was man über sie weiß: sehr wenig. Dieser Demogorgon sperrt sich selbst hier ein, weil man es ihm befohlen hat. Er kann jederzeit überallhin quantenteleportieren... wenn er es für wichtig genug hält. Wir müssen ihn bloß davon überzeugen, dass es wichtig genug ist.«

»Aber wir haben das Bran-Loch«, erwidert Achilles. »Und was hat Nyx von alledem? Bevor ich Zeus in Odysseus' Haus aufgeweckt habe, hast du mir erzählt, Nacht werde das Loch öffnen, und ich habe dir geglaubt, aber warum tut sie das? Was nützt es ihr?«

»Sie überlebt.« Hephaistos schaut sich um. All die monströsen Gestalten scheinen an ihrem Platz zu sein. Die Verhandlung hat begonnen. Jeder wartet darauf, dass der Demogorgon das Wort ergreift.

Achilles sieht es ebenfalls. »Was meinst du mit ›sie überlebt?‹«, zischt er über die Gegensprechanlage. »Du hast mir selbst erzählt, dass Nyx die einzige Göttin ist, vor der Zeus Angst hat. Vor ihr und ihren gottverdammten Moiren. Er kann ihr nichts tun.«

Die Glaskugel bewegt sich hin und her, als Hephaistos den Kopf schüttelt. »Zeus nicht. Aber Prospero und Sycorax und... die Leute... die Wesen, mit deren Hilfe Zeus, ich, die anderen Götter, ja sogar die Titanen erschaffen wurden. Und damit meine ich nicht Uranos, den Gott des Himmels, der sich mit Gaia, Mutter Erde, vereinigt hat. Noch vor ihnen.«

Achilles versucht, den Gedanken zu verdauen, dass jemand anders als Erde und Nacht die Titanen und die Götter erschaffen hat. Es gelingt ihm nicht.

»Sie haben ein Geschöpf namens Setebos zehn Jahre lang auf dem Mars und deiner Ilium-Erde gefangen gehalten«, fährt Hephaistos fort.

»Wer hat das getan?« Achilles ist mittlerweile völlig verwirrt. »Was ist ein Setebos? Und welche Bedeutung hat das für die Geschichte, die wir dem Demogorgon gleich erzählen müssen?«

»Achilles, deine historischen Kenntnisse umfassen doch bestimmt auch das Wissen, auf welche Weise Zeus und die anderen jungen Olympier Zeus' Vater Kronos und die anderen Titanen besiegt haben, obwohl die Titanen mächtiger waren?«

»Natürlich.« Achilles fühlt sich in seine Kindheit zurückversetzt, in den Unterricht Chirons, des Kentauren, der ihn erzogen hat. »Zeus hat den Krieg zwischen den Göttern und den Titanen gewonnen, indem er schreckliche Geschöpfe zu Hilfe gerufen hat, denen gegenüber die Titanen machtlos waren.«

»Und welches war das schrecklichste dieser schrecklichen Geschöpfe?«, fragt der bärtige Zwerggott über die Sprechanlage. Sein oberlehrerhafter Ton erweckt in Achilles den Wunsch, ihn auf der Stelle auszuweiden.

»Der *Hundertarmige*«, antwortet er mit dem letzten Quäntchen Geduld. Der Demogorgon wird jede Sekunde das Wort an sie richten, und Achilles weiß trotz all diesem Geschwätz noch immer nicht, was er sagen soll. »Das monströse vielarmige Wesen, das ihr Götter *Briareos* genannt habt«, fügt er hinzu, »das die frühen Menschen jedoch *Aigaion* genannt haben.«

»Dieses Wesen namens Briareos und Aigaion heißt in Wirklichkeit Setebos«, zischt Hephaistos. »Zehn Jahre lang war es diesem Geschöpf verwehrt, seinen Hunger auf die beabsichtigte Weise zu stillen, und es musste sich von eurem schäbigen menschlichen Krieg zwischen Trojanern und Achäern ernähren. Doch nun ist es wieder frei, und der Quantenunterbau des gesamten Sonnensystems wird aus den Angeln gehoben. Nyx macht sich Sorgen, dass nicht nur ihre Erde dabei zerstört wird, sondern auch der neue Mars und ihre gesamte dunkle Dimension. Bran-Löcher verbinden alles. Sie sind zu leichtfertig, diese Sycorax, Setebos, Prospero und ihresgleichen. Die Moiren prophezeien die totale Quantenvernichtung, falls niemand oder nichts einschreitet. Nyx sähe lieber mich – den verkrüppelten Zwerg – auf dem olympischen Thron, als eine solche totale Quantenschmelze zu riskieren.«

Da Achilles nicht den blassesten Schimmer hat, wovon der Zwerggott redet, hält er den Mund.

Der Demogorgon scheint sich zu räuspern, und in der Menge der Titanen, Stunden, Wagenlenker, Heiler und anderer missgestalteter Wesen kehrt endgültig Ruhe ein.

»Aber das Beste ist«, zischt Hephaistos über seine Sprechanlage – er flüstert jetzt, als könnte die riesige, formlose, verschleierte Masse über ihnen sie trotz des Kommunikationska-

bels hören –, »dass der Demogorgon und sein Gott – das Ruhige – Setebosse zum Frühstück verspeisen.«

»Nicht der Demogorgon ist hier der Wahnsinnige«, gibt Achilles genauso leise zurück. »Du bist derjenige, der so verrückt ist wie eine trojanische Scheißhausratte.«

»Trotzdem: Überlässt du mir bitte das Reden?«, flüstert Hephaistos, jede Silbe gesättigt von Eindringlichkeit.

»Ja«, sagt Achilles. »Aber wenn du etwas sagst, womit ich nicht einverstanden bin, zerhacke ich deinen niedlichen kleinen Anzug in einzelne Eisenkugeln, schneide dir dann deine echten Kügelchen ab und stopfe sie dir durch diese Glasschlüssel ins Maul.«

»Okay«, sagt Hephaistos und reißt die Kommunikationsleitung mit einem Ruck los.

»*IHR DÜRFT EUER ERSUCHEN VORBRINGEN*«, dröhnt der Demogorgon.

76

Sie beschlossen, darüber abzustimmen, ob Noman sich das Sonie ausleihen durfte. Die Versammlung war für die Mittagszeit anberaumt, wenn die Anzahl der Wachen am geringsten und der größte Teil der unabdingbaren täglichen Aufgaben erledigt war, sodass die meisten Überlebenden von Ardis – einschließlich der sechs Neuankömmlinge und Hannah, was ihre Zahl auf fünfundfünfzig erhöhte – teilnehmen konnten, aber es hatte sich bereits bis zum fernsten Wachposten herumgespro-

chen, was Odysseus/Noman wollte, und die Ablehnung war einhellig.

Hannah und Ada verbrachten den restlichen Vormittag damit, sich gegenseitig auf dem Laufenden zu halten. Die jüngere Frau war geradezu untröstlich über den Verlust ihrer Freunde und von Ardis Hall selbst, aber Ada rief ihr in Erinnerung, dass das Haus wieder aufgebaut werden konnte – zumindest in einer primitiven Version.

»Glaubst du, das erleben wir noch?«, fragte Hannah.

Darauf hatte Ada keine Antwort. Sie drückte Hannahs Hand.

Sie sprachen über Harman, über die Einzelheiten seines seltsamen Verschwindens von der Golden Gate mit dem Wesen namens Ariel und über Adas Gefühl, dass Harman noch am Leben war – irgendwo.

Sie sprachen über dies und das – wie die Nahrung in diesen Tagen zubereitet wurde, über Adas Hoffnungen, das Lager vor dem Angriff der Voynixe rechtzeitig evakuieren zu können.

»Weißt du, wieso dieses Setebos-Baby sie fern hält?«, fragte Hannah.

»Keiner von uns hat eine Ahnung.« Ada führte die junge Bildhauerin zur Grube. Das Setebos-Wesen – Noman hatte es eine Art Laus genannt – war unten auf dem Boden, die Hände und Ranken unter den Leib gezogen, aber seine gelben Augen starrten mit einer unmenschlichen Gleichgültigkeit zu ihnen herauf, die viel schlimmer war als bloße Bosheit.

Hannah presste die Hände an die Schläfen. »Herrje... o Gott... es greift nach meinem Geist und will hinein.«

»Das macht es immer«, sagte Ada leise. Sie hatte ein Flechette-Gewehr zur Grube mitgenommen, und nun richtete sie es beiläufig auf die Masse blaugrauen Gewebes und rosafarbener Hände ein paar Meter unter ihnen.

»Was ist, wenn es... die Macht übernimmt?«, fragte Hannah.

»Wenn es uns zu beherrschen beginnt, meinst du? Uns aufeinander hetzt?«

»Ja.«

Ada zuckte die Achseln. »Wir rechnen jeden Tag, jede Nacht halb damit, dass es damit anfängt. Wir haben darüber diskutiert. Bis jetzt hören wir alle undeutlich, wie dieses Setebos-Baby uns ruft – es ist wie ein übler Geruch im Hintergrund –, aber wenn es mit Macht nach uns greift, so wie gerade bei dir, dann immer nur nach einer Person. Wenn die anderen es hören und fühlen, ist es wie ein... ich weiß nicht... ein Echo.«

»Du glaubst also, wenn es die Kontrolle übernimmt«, sagte Hannah, »dann immer nur über einen von uns?«

Ada zuckte erneut die Achseln. »So ungefähr.«

Hannah warf einen Blick auf das schwere Flechette-Gewehr in Adas Hand. »Aber wenn es dich jetzt unter Kontrolle brächte, könntest du mich töten – du könntest eine Menge von uns töten, bevor...«

»Ja«, sagte Ada. »Darüber haben wir auch gesprochen.«

»Habt ihr einen Plan entworfen?«

»Ja«, sagte Ada sehr leise, während sie über der Grube stand. »Wir werden diese Scheußlichkeit töten, bevor es dazu kommt.«

Hannah nickte. »Aber vorher müsst ihr alle von hier wegbringen. Ich verstehe, weshalb du Odysseus das Sonie nicht leihen willst.«

Ada musste seufzen. »Weißt du, warum er es haben will, Hannah?«

»Nein. Er will es mir nicht sagen. Es gibt so vieles, was er mir nicht sagen will.«

»Trotzdem liebst du ihn.«

»Seit dem ersten Tag, als wir ihn auf der Brücke gesehen haben.«

»Du hast unter dem Turin-Tuch gelegen, als es noch funktioniert hat, Hannah. Du weißt, dass *jener* Odysseus verheiratet war. Wir haben gehört, wie er mit den anderen Achäern über seine Frau, Penelope, gesprochen hat. Über seinen jugendlichen Sohn, Telemachos. Ihre Sprache war fremd, aber irgendwie haben wir sie unter dem Turin immer verstanden.«

»Ja.« Hannah senkte den Blick.

Unten in der Grube begann das Setebos-Baby auf seinen vielen rosafarbenen Händen hin und her zu laufen. Fünf Ranken schlängelten sich an den Seitenwänden der Grube empor, und andere Hände schlangen sich um den Gitterrost, zerrten an dem Metall, bis es sich zu verbiegen schien. Die vielen gelben Augen des Wesens waren sehr hell.

Daeman war auf dem Rückweg aus dem Wald und unterwegs zu der mittäglichen Versammlung, als er den Geist sah. Er trug einen schweren Segeltuchbeutel voller Feuerholz auf dem Rücken und wünschte, dass er an diesem Tag Wachdienst hätte

oder für den Jagdtrupp eingeteilt wäre, statt Holz schlagen und durch die Gegend schleppen zu müssen, als nur ein Dutzend Meter von ihm entfernt eine Frau aus dem Wald trat.

Zuerst sah er sie nur aus den Augenwinkeln – das reichte, um zu erkennen, dass es ein Mensch weiblichen Geschlechts war, folglich jemand aus der Ardis-Gemeinde und kein Voynix –, und er ging noch ein paar Sekunden lang weiter, das Flechette-Gewehr in der rechten Hand. Die Mündung zeigte zu Boden, und er hielt den Blick gesenkt, während er den schweren Beutel auf seinem Rücken hochzog, doch als er sich ihr zuwandte, um einen Gruß zu rufen, erstarrte er.

Es war Savi.

Er richtete sich kerzengerade auf, und die schwere Holzlast in seinem behelfsmäßigen Segeltuchrucksack hätte ihn beinahe rücklings umkippen lassen. Es wäre keine Überreaktion gewesen. Er starrte die Erscheinung mit großen Augen an.

Es war Savi – aber nicht die grauhaarige, ältere Savi, die Caliban fast ein Jahr zuvor in den Höhlen unter Prosperos Höllenloch von einer Orbitalinsel vor seinen Augen getötet und fortgeschleift hatte – dies war eine jüngere, blassere, schönere Savi.

Eine wieder zum Leben erweckte Savi? Nein.

Ein Geist, durchfuhr es Daeman, und gleichzeitig verspürte er einen Stich der Angst. In seiner Altmenschenzeit glaubte man nicht an Geister; selbst der Begriff und seine Bedeutung waren weitgehend unbekannt. Abgesehen von Erwähnungen im Turin-Drama hatte Daeman noch nie etwas von Geistern gehört, und auch Gespenstergeschichten waren ihm erst begegnet, als er im vergangenen Herbst angefangen hatte, die alten Bücher in Ardis zu sigln.

Aber dies musste ein Geist sein.

Die junge Savi wirkte nicht vollständig stofflich. Sie hatte etwas... Schimmerndes an sich, als sie ihn ansah, sich umdrehte und direkt auf ihn zukam. Daeman merkte, dass er durch sie hindurchschauen konnte, noch mehr als durch das Hologramm von Prospero auf dessen Orbitalinsel.

Dennoch wusste er irgendwie, dass dies kein Hologramm war. Dies war... etwas Reales, etwas Reales und Lebendiges, obwohl von ihrem ganzen Körper ein sanfter, heller Lichtschein ausging und ihre Füße den Boden wie schwerelos zu berühren schienen, als sie durch das hohe, braune Gras auf ihn zumarschierte. Sie trug eine Thermohaut, sonst nichts. Daeman wusste aus Erfahrung, dass man sich in einer Thermohaut – die dünner war als eine Farbschicht – nackter als nackt fühlte, und so sah sie jetzt aus, als sie sich in Bewegung setzte: nackt. Die hellblaue Thermohaut zeigte jeden Muskel, der beim Gehen arbeitete; sie betonte das leichte Wippen ihrer Brüste, statt es zu verbergen. Daeman hatte sich an Savi in Thermohäuten gewöhnt, aber anstelle der leicht hängenden Brüste, der schlaffen Pobacken und Schenkelmuskeln jener älteren Savi wies diese Erscheinung hohe Brüste, einen flachen Bauch und kräftige, junge Muskeln auf.

Er schlüpfte mit den Armen aus den Gurten, legte die Ladung Feuerholz ab und ergriff sein Flechette-Gewehr mit beiden Händen. In über zweihundert Meter Entfernung sah er die neue innere Palisade und sogar einen dunklen Kopf, der sich über der Linie der Pfähle bewegte, aber sonst war niemand zu erblicken. Er und der Geist waren allein auf diesem winterlichen Feld am Waldrand.

»Hallo, Daeman.«

Es war Savis Stimme. Jünger, lebenssprühender als die hypnotisierende Stimme, an die er sich erinnerte, aber eindeutig die von Savi.

Daeman schwieg, bis sie auf Armeslänge entfernt stehen blieb. Ihre ganze Gestalt schien zu flimmern – in der einen Sekunde wirkte sie massiv und real, in der nächsten transparent und immateriell. In den stofflichen Phasen konnte er sogar die Höfe um ihre leicht aufgerichteten Brustwarzen sehen. Er stellte fest, dass die junge Savi sehr schön gewesen war.

Mit jenen vertrauten dunklen Augen, an die er sich so gut erinnerte, musterte sie ihn von Kopf bis Fuß. »Du siehst gut aus, Daeman. Du hast reichlich abgenommen. Und dafür Muskeln bekommen.«

Er sagte immer noch nichts. Jeder, der in den Wald ging, hatte eine der lauten Pfeifen dabei, die sie in den Ruinen ausgegraben hatten. Seine hing an einer Kordel um seinen Hals. Er brauchte sie nur hochzuheben und hineinzublasen, und in weniger als einer Minute würden ein Dutzend bewaffnete Männer und Frauen zu ihm gelaufen kommen.

Savi lächelte. »Du hast Recht. Ich bin nicht Savi. Wir sind uns nie begegnet. Ich kenne dich nur aus Prosperos Beschreibungen und Videoaufzeichnungen.«

»Wer bist du?« Seine Stimme klang heiser, verkrampft und angespannt, selbst in seinen eigenen Ohren.

Die Erscheinung zuckte die Achseln, als ob ihre Identität unwichtig wäre. »Ich heiße Moira.«

Der Name sagte Daeman nichts. Savi hatte niemals eine Moira erwähnt. Prospero ebenso wenig. Eine wilde Sekunde lang fragte er sich, ob Caliban ein Gestaltwandler sein konnte.

»Was bist du?«, fragte er schließlich.

»Ah!« Die Silbe wurde mit Savis heiserem Lachen hervorgestoßen. »Eine außerordentlich intelligente Frage. Nicht: ›Weshalb siehst du wie meine tote Freundin Savi aus?‹, sondern: ›Was bist du?‹ Prospero hatte Recht. Du warst nie so dumm, wie du ausgesehen hast, nicht mal vor einem Jahr.«

Daeman legte die Hand an die Pfeife auf seiner Brust und wartete.

»Ich bin ein Nachmensch«, sagte die Savi-Erscheinung.

»Es gibt keine Nachmenschen mehr.« Daeman hob die Pfeife mit der linken Hand ein kleines Stück.

»Es *gab* keine Nachmenschen mehr«, verbesserte die schimmernde Frau. »Jetzt gibt es welche. Einen. Mich.«

»Was willst du hier?«

Sie streckte langsam die Hand aus und berührte seinen rechten Unterarm. Daeman rechnete damit, dass ihre Hand durch ihn hindurchgehen würde, aber ihre Berührung war so fest und real wie die jedes Überlebenden von Ardis. Er spürte den Druck ihrer langen Finger durch seine Jacke. Er spürte dort auch ein geradezu elektrisches Kribbeln.

»Ich möchte mit dir kommen, um die Diskussion und dann die Abstimmung darüber zu sehen, ob Noman sich euer Sonie ausleihen darf«, sagte sie sanft.

Woher zum Teufel weiß sie darüber Bescheid?, fragte er sich. Laut sagte er: »Wenn du dort erscheinst, wird es wahrscheinlich we-

der eine Diskussion noch eine Abstimmung geben. Selbst Odys' Noman wird wissen wollen, wer du bist, woher du kommst, was du willst.«

Sie zuckte erneut die Achseln. »Mag sein. Aber keiner der anderen wird mich sehen. Ich werde nur für dich sichtbar sein. Das ist ein kleiner Trick, den Prospero meinen Schwestern eingebaut hat, als sie weggegangen und Götter geworden sind, und ich habe beschlossen, ihn mir zu bewahren. Hin und wieder ist er recht nützlich.«

Die Finger seiner linken Hand spielten mit der Pfeife, und er steckte den Zeigefinger der rechten Hand in den Abzugsbügel des Flechette-Gewehrs und sah sie an. Ihr klares Bild verschwamm ein wenig, wurde transparent und dann wieder scharf. In dem, was sie soeben gesagt hatte, steckte so viel, dass er momentan nicht einmal die richtigen Fragen formulieren konnte. Intuitiv hielt er es für das Beste, sie in seiner Nähe zu behalten, aber er konnte nicht einmal sich selbst erklären, weshalb ihm das sinnvoll erschien. »Weshalb möchtest du bei der Diskussion dabei sein?«, fragte er.

»Mich interessiert das Ergebnis.«

»Warum?«

Sie lächelte. »Daeman, wenn ich für die anderen vierundfünfzig Personen dort unsichtbar sein kann – selbst für Noman –, hätte ich bestimmt auch für dich unsichtbar bleiben können. Aber du sollst wissen, dass ich dort bin. Nach der Diskussion und der Abstimmung werden wir über alles reden.«

»Worüber genau?« In der dünnen, abgestandenen Luft von Prosperos sterbendem Reich hatte Daeman die toten, braunen, mumifizierten Leichen gesehen, die Savi, Harman und er für

die letzten Nachmenschen gehalten hatten. Allesamt weiblich. Die meisten von Caliban vor Jahrhunderten angefressen. Daeman hatte keine Ahnung, ob diese Erscheinung das war, was sie zu sein behauptete. Für ihn ähnelte sie eher den Göttinnen aus dem Turin-Drama, das er sich nur gelegentlich angesehen hatte – Athene vielleicht oder einer viel jüngeren Hera. Sie war nicht so schön wie Aphrodite, nach den wenigen Bildern zu urteilen, die er von ihr gesehen hatte. Plötzlich fiel ihm wieder ein, dass man vor fast einem Jahr in Paris-Krater gemunkelt hatte, den Göttern aus dem Turin-Drama vom trojanischen Krieg würden Straßenaltäre errichtet.

Doch nun waren alle in Paris-Krater tot, auch seine Mutter. Von Caliban getötet und gefressen. Und Setebos hatte die Stadt in diesem Blaueis-Dreck begraben. Falls die Menschen seiner Heimatstadt jemals zu den Göttern und Göttinnen der Turiner gebetet hatten, so hatte es ihnen nichts genützt. Wenn dies eine Göttin aus dem Drama war, würde sie für ihn gewiss auch nichts Gutes bedeuten.

»Wir können zum Beispiel darüber sprechen, wo euer Freund Harman ist«, sagte die spektrale Gestalt, die sich Moira nannte.

»Wo ist er? Wie geht es ihm?« Daeman merkte, dass er die Stimme gehoben hatte.

Sie lächelte. »Wir können nach der Abstimmung darüber reden.«

»Sag mir wenigstens, weshalb diese Abstimmung so wichtig ist, dass du von... woher auch immer gekommen bist, um dabei zu sein«, verlangte Daeman. Seine Stimme klang so hart, wie er selbst es im vergangenen Jahr geworden war.

Moira nickte. »Ich bin gekommen, weil sie wichtig ist.«

»Warum? Für wen? Inwiefern?«

Sie schwieg. Ihr Lächeln war verflogen.

Daeman ließ die Pfeife los. »Ist es wichtig, dass wir Noman das Sonie geben, oder dass wir es ihm *nicht* geben?«

»Ich möchte nur zusehen«, sagte das Savi-Gespenst, das sich Moira nannte. »Nicht an der Abstimmung teilnehmen.«

»Danach habe ich nicht gefragt.«

»Ich weiß«, sagte das Wesen mit Savis Stimme.

Die Glocke für das Konklave ertönte. Menschen versammelten sich im zentralen Bereich zwischen Schuppen, Zelten und Feuern.

Daeman hatte es nicht eilig. Ihm war klar, dass es ungefährlicher sein konnte, einen lebenden Voynix in ihr Lager zu führen. Er wusste auch, dass er nur sehr wenig Zeit hatte, um seine Entscheidung zu treffen. »Wenn du an der Versammlung teilnehmen kannst, ohne von jemandem gesehen zu werden, weshalb hast du dich mir dann gezeigt?«, fragte er mit leiser Stimme.

»Das habe ich dir doch gesagt«, erwiderte die junge Frau. »Ich wollte es so. Oder vielleicht bin ich wie ein Vampir – ich kann einen Ort beim ersten Mal nur betreten, wenn ich eingeladen werde.«

Daeman wusste nicht, was ein Vampir war, aber er hielt das im Moment auch nicht für so wichtig. »Nein«, sagte er. »Ich werde dich nicht in unseren sicheren Bereich einladen, wenn du mir nicht einen triftigen Grund dafür nennst.«

Moira seufzte. »Prospero und Harman haben auch gesagt, du seist stur, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass du *so* stur bist.«

»Du redest, als hättest du Harman gesehen«, sagte Daeman. »Erzähl mir etwas von ihm – wie es ihm geht, wo er ist –, damit ich dir glauben kann, dass du ihm begegnet bist.«

Moira sah ihn weiterhin an, und Daeman hatte das Gefühl, als ob die Luft um ihre verschränkten Blicke brodeln müsste.

Die Glocke verstummte. Die Versammlung hatte begonnen.

Daeman stand stumm und reglos da.

»In Ordnung«, gab Moira mit einem leisen Lächeln nach. »Dein Freund Harman hat eine Narbe im Schamhaar, direkt über dem Penis. Ich habe ihn nicht gefragt, woher er sie hat, aber es muss in seinem letzten Zwanziger passiert sein. Die Genesungstanks auf Prosperos Insel hätten sie niemals dort gelassen.«

Daeman verzog keine Miene. »Ich habe Harman noch nie nackt gesehen. Du wirst mir etwas anderes erzählen müssen.«

Moira lachte unbekümmert. »Du lügst. Als Prospero und ich Harman die Thermohaut gegeben haben, die er jetzt trägt, hat er gesagt, er wisse genau, wie man hineinschlüpft – es ist gar nicht so einfach, wie du weißt –, ihr beiden hättet sie oben auf der Insel wochenlang getragen. Er sagte, ihr hättet euch einmal vor Savi entkleiden müssen, um eure Thermohäute anzuziehen. Du hast ihn nackt gesehen, und es ist eine auffällige Narbe.«

»Weshalb trägt Harman jetzt eine Thermohaut?«, fragte Daeman. »Wo ist er?«

»Nimm mich mit zu der Versammlung. Ich verspreche dir, dass ich dir später von Harman erzählen werde.«

»Du solltest Ada von ihm erzählen. Sie sind... verheiratet.« Das seltsame Wort kam ihm nicht leicht über die Lippen.

Moira lächelte. »Ich werde es dir erzählen, und du kannst es Ada erzählen, wenn du es für richtig hältst. Wollen wir gehen?« Sie hielt ihm den angewinkelten linken Arm hin, als sollte er ihn nehmen, um sie auf formelle Weise in einen Speisesaal zu begleiten.

Er nahm ihren Arm.

»... und das ist auch schon alles, worum ich euch bitte«, schloss Noman/Odysseus gerade, als er sah, wie Daeman in den Kreis der vierundfünfzig Menschen trat. Die meisten saßen auf Schlafmatten oder Decken. Einige standen. Daeman blieb etwas abseits, hinter den stehenden Überlebenden.

»Du willst dir unser Sonie ausleihen – unsere einzige Überlebenschance hier«, meldete sich Boman zu Wort, »und du willst uns nicht sagen, wozu du es brauchst und wie lange du es voraussichtlich behalten willst.«

»Das ist richtig«, sagte Noman. »Kann sein, dass ich es nur ein paar Stunden brauche – ich könnte es so programmieren, dass es von allein zurückkommt. Aber es ist durchaus möglich, dass es überhaupt nicht zurückkommt.«

»Wir würden alle sterben«, sagte Stefe, eine der Überlebenden von Hughes Town.

Noman antwortete nicht.

»Sag uns, wozu du es brauchst«, verlangte Siris.

»Nein, das ist eine Privatangelegenheit«, erwiderte Noman.

Einige der sitzenden, knienden und stehenden Menschen lachten leise, als hätte der bärtige Grieche einen Witz gemacht. Aber Noman lächelte nicht. Er meinte es ernst, und so benahm er sich auch.

»Such dir ein anderes Sonie!«, rief Kaman, ihr selbst ernannter Militärexperte. Er hatte den anderen erklärt, er habe dem *echten* Odysseus im Turin-Drama, das er sich vor dem Absturz zehn Jahre lang täglich angesehen hatte, nie getraut und sei noch weniger bereit, dieser älteren Ausgabe zu trauen.

»Das würde ich tun, wenn ich könnte«, sagte Noman. Seine Stimme war ruhig und unaufgeregt. »Aber die nächsten, von denen ich weiß, sind mehrere tausend Kilometer entfernt. Mit dem zusammengestoppelten Himmelsfloß, das ich gebaut habe, würde ich zu lange brauchen, um dorthin zu kommen, falls ich es damit überhaupt schaffen würde. Ich muss das Sonie heute haben. Jetzt.«

»Warum?«, fragte Laman, der sich geistesabwesend die immer noch verbundene rechte Hand rieb, an der ihm die Finger fehlten.

Noman schwieg.

Ada, die neben dem breitbrüstigen Griechen stehen geblieben war, nachdem sie die Versammlung eröffnet und eingeleitet hatte, sagte leise: »Noman, kannst du uns sagen, welchen Nutzen es für uns haben könnte, wenn wir dir das Sonie überlassen?«

»Wenn mein Vorhaben gelingt, werden die Faxknoten vielleicht wieder funktionieren«, erklärte er. »Schon in ein paar Stunden. Spätestens in ein paar Tagen.«

Die Versammelten schnappten vernehmlich nach Luft.

»Aber es steht eher zu vermuten, dass sie trotzdem nicht funktionieren werden«, fuhr er fort.

»Also willst du unser Sonie benutzen, um die Faxpavillons wieder in Betrieb zu setzen?«, fragte Greogi.

»Nein«, sagte Noman. »Das wäre nur eine mögliche, aber nicht einmal wahrscheinliche Nebenwirkung meiner Reise.«

»Würde es uns auf irgendeine andere Weise helfen, wenn du dir das Sonie leihst?«, fragte Ada. Es war klar, dass sie Nomans Bitte aufgeschlossener gegenüberstand als die stirnrunzelnde Mehrheit des zerlumpten Zuhörerhaufens.

Noman zuckte die Achseln.

Einen Moment lang herrschte solche Stille, dass Daeman hören konnte, wie sich zwei fast einen halben Kilometer entfernte Wachposten im Süden etwas zuriefen. Er drehte sich um; die spektrale Moira stand immer noch neben ihm, die Arme vor den Brüsten unter der Thermohaut verschränkt. So unglaublich es war, offenbar hatte sie keiner derjenigen sehen können, die aufgeblickt hatten, als die beiden sich der Gruppe näherten – darunter Ada, Noman und Boman, der Daeman anstarrte, seit er durchs Palisadentor hereingekommen war.

Noman streckte seine plumpen, kräftigen Hände aus, die Finger gespreizt, als wollte er nach ihnen allen greifen – oder sie vielleicht alle wegstoßen. »Ihr wollt hören, dass ich ein Wunder für euch alle vollbringen werde«, sagte er leise, aber seine kraftvolle, rhetorisch ausgebildete Stimme hallte trotzdem von der Palisade wider. »Ein solches Wunder gibt es nicht. Wenn ihr mit dem Sonie hier bleibt, werdet ihr früher oder später getötet. Selbst wenn ihr euch auf dieser Insel flussabwärts in Si-

cherheit bringt, auf die ihr zu fliehen gedenkt, werden die Voynixe euch dorthin folgen. Sie können nach wie vor faxen, und nicht nur mittels der euch bekannten Faxknoten. Ihr seid inzwischen von Zehntausenden von Voynixen umzingelt, die sich keine drei Kilometer von hier zusammenballen, während überall auf der Erde die letzten paar tausend menschlichen Überlebenden entweder flüchten oder sich in Höhlen, Türmen und den Ruinen ihrer alten Gemeinschaften verkriechen. Die Voynixe töten sie. Ihr habt den Vorteil, dass die Voynixe nicht angreifen werden, solange dieses Setebos... *Wesen* in der Grube euer Gefangener ist. Aber binnen Tagen, wenn nicht Stunden, wird diese Setebos-Laus stark genug sein, um sich aus der Grube zu befreien und in euren Geist einzudringen. Glaubt mir, das wollt ihr bestimmt nicht erleben. Und am Ende werden die Voynixe trotzdem kommen.«

»Umso mehr ein Grund, das Sonie für uns zu behalten!«, rief der Mann namens Caul.

Noman drehte die Handflächen nach oben. »Vielleicht. Aber bald wird es auf dieser Erde keinen Zufluchtsort mehr für euch geben. Glaubt ihr, nur ihr verfügt über eine Suchfunktion? Eure Funktionen arbeiten nicht mehr – die Suchfunktionen der Voynixe und *Calibani* hingegen schon. Sie werden euch finden. Selbst Setebos wird euch finden, wenn er damit fertig ist, sich an der Geschichte eures Planeten voll zu fressen.«

»Du scheinst uns keine Chance zu geben«, sagte Tom, der ruhige Heilkundige.

»Nein«, sagte Noman. Er hob jetzt die Stimme. »Es ist nicht an mir, euch eine Chance zu geben, obwohl ihr durch meine Reise zufällig eine bekommen könntet, wenn ich Erfolg habe. Aber

das ist nicht sehr wahrscheinlich – ich will euch nicht belügen. Ihr habt Anspruch auf die Wahrheit. Aber Sonie hin oder her, wenn sich nichts Wichtiges ändert, sind die Chancen, dass *ihr* Erfolg habt – dass ihr überlebt –, gleich null.«

Daeman, der sich geschworen hatte, während der Diskussion den Mund zu halten, hörte sich rufen: »Können wir zu den Ringen fliegen, Noman? Das Sonie würde uns dorthin bringen – jeweils sechs Personen. Es hat mich von Prosperos Insel im Ä-Ring nach Hause gebracht. Wären wir in den Orbitalringen in Sicherheit?«

Alle Gesichter wandten sich ihm zu. Kein einziger Blick bewegte sich dorthin, wo die schimmernde Moira stand, keine zwei Meter rechts von ihm.

»Nein«, sagte Noman. »In den Ringen wärt ihr auch nicht in Sicherheit.«

Die dunkelhaarige Frau namens Edide stand plötzlich auf. Sie schien gleichzeitig zu weinen und zu lachen. »Verdammt noch mal, du gibst uns nicht die geringste *Chance!*«

Zum ersten Mal lächelte Odysseus/Noman – provozierend, aufreizend. Seine Zähne hoben sich weiß gegen seinen größtenteils grauen Bart ab. »Es ist nicht an mir, *euch* eine Chance zu geben«, sagte er grob. »Diese Entscheidung liegt ganz allein bei den Schicksalsgöttinnen. Heute ist es an euch, *mir* eine Chance zu geben... oder nicht.«

Ada trat vor. »Stimmen wir ab. Bei dieser Abstimmung sollte sich niemand enthalten, denke ich, weil alles davon abhängen kann. Diejenigen, die dafür sind, Odysseus... Verzeihung, ich meine Noman... unser Sonie zu überlassen, bitte hebt eure

rechte Hand. Diejenigen, die dagegen sind, lassen die Hände unten.«

77

Aus fünftausend Meter Höhe waren die Stadt Troja – das alte Ilium – und das Schlachtfeld ein alles andere als überwältigender Anblick.

»Das ist es?«, fragte Zenturio Mep Ahoo auf dem Truppentransport-Deck. »Dort haben wir gemeinsam mit den Griechen und Trojanern gekämpft? Auf diesem mit Gesträuch bewachsenen Hügel und dem kleinen Stück Land?«

»Vor siebentausend Jahren«, sagte Mahnmut im Kontrollraum seiner *Dark Lady* in der Ladebucht des Landeboots.

»Und in einem anderen Universum«, ergänzte Orphu in seiner Ecke der Ladebucht der *Dark Lady*.

»Macht nicht viel her«, sagte Suma IV. an der Steuerung des Landeboots. »Können wir weiter?«

»Noch eine Runde, bitte«, sagte Mahnmut. »Können wir tiefer gehen? Über die Ebene zwischen der Hügelkuppe und dem Meer fliegen? Oder über den Strand?«

»Nein«, sagte Suma IV. »Vergrößere das Bild mit deiner Optik. Ich möchte nicht gern so nah an die Sperrfeldkuppel über dem ausgetrockneten Mittelmeer heranfliegen und auch nicht so tief hinuntergehen.«

»Ich wollte etwas näher heran, damit Orphus Radar und sein Wärmebildsystem bessere Signale bekommen«, erklärte Mahnmut.

»Ich komme schon klar«, grummelte die Stimme aus dem Laderaum über Bordfunk.

Das Landeboot kreiste erneut in fünftausend Metern Höhe. Der westlichste Teil seiner Runde lag über den Ruinen auf der Hügelkuppe, über einen Kilometer vom Mittelmeerbecken entfernt. Mahnmut zoomte ins Bildmaterial der Hauptkamera, schaltete andere Inputs ab und schaute mit einer seltsamen Traurigkeit nach unten.

Das Trümmerfeld der alten Steinruinen, wo einst Ilium gestanden hatte, lag auf einem Kamm, der westwärts zur Krümmung der Ägäis-Küste verlief – es war eigentlich gar keine Bucht, sondern nur ein Bogen, wo früher einmal Schiffe an Anlegepfosten und Steinankern festgemacht hatten. Und wo Agamemnon und all die griechischen Helden ihre vielen hundert schwarzen Schiffe auf den Strand gesetzt hatten.

Und von dort aus hatten sich die Ägäis und das Mittelmeer – das weindunkle, das purpurne Meer – in endlose Fernen erstreckt, doch dank des von den Nachmenschen erschaffenen, leicht schimmernden Sperrfelds, das binnen einer Millisekunde die gesamte Energieversorgung des Landeboots lahm legen würde, wenn sie hineinflogen, dehnten sich dort jetzt nur weiteres Erdreich, Gestein und ferne grüne Felder – das trockene Mittelmeerbecken. Weiter westlich waren alte Inseln zu erkennen, die einmal aus dem Meer geragt hatten – Inseln, die Achilles vor dem Angriff auf Troja erobert hatte: Imbros, Lemnos

und Tenedos, jetzt nur noch steile, bewaldete Hügel, deren felsige Sockel auf den sandigen Boden des Beckens trafen.

Zwischen der nunmehr trockenen Ägäis und dem Kamm, auf dem die Ruinen Trojas lagen, sah Mahnmut eine etwa anderthalb Kilometer breite Schwemmebene. Sie war jetzt von Macchia-Gestrüpp überzogen, aber dem kleinen Moravec fiel es nicht schwer, sich diese Ebene so vorzustellen, wie sie früher ausgesehen hatte, als er mit Odysseus, Achilles, Hektor und all den anderen Kriegern dort gewesen war – die knapp fünf Kilometer lange gebogene Küste mit flachem Wasser, gesäumt von Marschland und sandigen Schwemmflächen, der von Menschen wimmelnde Strand, die Sanddünen, die in den Jahren der Kämpfe so viel Blut aufgesaugt hatten, die vielen tausend bunten Zelte über dem Strand, dann die weite Ebene zwischen dem Strand und der Stadt – jetzt dicht bewachsen, damals jedoch nach einem Jahrzehnt der Suche nach Brennholz für Koch- und Leichenfeuer aller Bäume beraubt.

Im Norden war noch Wasser zu sehen: die Meerenge, die einst Dardanellen geheißen hatte, der Hellespont, aufgestaut von den gleichen leuchtenden Kraftfeld-Händen wie zwischen Gibraltar und Afrika am westlichen Ende des ausgetrockneten Mittelmeers.

Als würde er dasselbe Gebiet mit seinem Radar und anderen Instrumenten erforschen, sagte Orphu auf ihrer privaten Leitung: »Die Nachmenschen müssen irgendein riesiges unterirdisches Entwässerungssystem angelegt haben, sonst wäre dieses gesamte Gebiet mittlerweile überflutet.«

»Ja«, sagte Mahnmut, der sich im Grunde nicht für die technischen und physikalischen Aspekte der Angelegenheit interes-

sierte. Er dachte an Lord Byron, Alexander den Großen und all die anderen, die ihre Pilgerreise nach Ilium, Troja, dieser seltsam geheiligten Stätte gemacht hatten.

Ein jeder Stein hier trägt einen Namen. Die Worte erschienen wie aus dem Nichts in Mahnmuts Bewusstsein. Wer hatte das geschrieben? *Lucanus*? Vielleicht. Wahrscheinlich.

Auf der Hügelkuppe waren nun nur ein paar grauweiße Narben in seiner Ruhe gestörten Gesteins zu sehen, ein Wirrwarr aus samt und anders namenlosen Steinen. Mahnmut erkannte, dass er auf die Ruinen von Ruinen blickte – einige dieser Kratzer und Narben rührten wahrscheinlich von den unvorsichtigen Grabungen und brutalen Freilegungen des Troja-Fanatikers und Amateurarchäologen Schliemann her, der hier 1870 zu arbeiten begonnen hatte – vor über viertausend Jahren, auf dieser echten Erde.

Jetzt war nichts Besonderes mehr an dem Ort. Der letzte Name, den er auf einer menschlichen Landkarte getragen hatte, lautete Hisarlik. Felsen, Macchia-Gestrüpp, eine Schwemmebene, ein hoher Kamm, der nach Norden auf die Dardanellen und nach Westen auf die Ägäis blickte.

Vor seinem geistigen Auge sah Mahnmut jedoch genau, wo auf der Ebene des Skamandros und der Ebene des Simoeis die Heere aufeinander geprallt waren. Er sah, wo die Mauern und die dachlosen Türme Iliums gestanden hatten, hoch oben, dort, wo der lange Kamm zur See hin abfiel. Zwischen der Stadt und dem Meer machte er noch einen weiteren dicht bewachsenen Hügel aus – die Griechen hatten ihn damals *Batieía* genannt, die Priester und Priesterinnen in den Tempeln Trojas jedoch oftmals »Grabmal der Myrine« –, und er erinnerte sich an den

Anblick von Zeus' Gesicht in dem Atompilz, der vor gar nicht so vielen Monaten im Süden aufgestiegen war.

Vor siebentausend Jahren.

Als das Landeschiff seine letzte Runde beendete, erkannte Mahnmut, wo das große skäische Tor die schreienden Griechen aufgehalten hatte – in der *Ilias*, die Mahnmut miterlebt hatte, gab es kein großes Holzpferd; die große Hauptstraße im Innern führte am Marktplatz und den zentralen Brunnen vorbei, die alle auf Priamos' Palast zuliefen, der bei dem Bombardement vor über zehn Monaten – in Mahnmuts Zeit – zerstört worden war, und knapp nördlich vom Palast lag der große Athene-Tempel. Wo jetzt nur Steine warteten und Buschwerk wuchs, sah Mahnmut von Europa das verkehrsreiche dardanische Tor, und unmittelbar nördlich davon den großen Wachturm und den Brunnen, wo Helena einmal...

»Hier ist nichts«, sagte ihr Pilot, Suma IV. über Bordfunk. »Ich fliege jetzt weiter.«

»Ja«, sagte Mahnmut.

»Ja«, rumpelte Orphu auf demselben Kanal.

Sie wandten sich nach Norden, fuhren die Tragflächen für den langsamen Flug ein und durchbrachen erneut die Schallgrenze. Das Echo des Überschallknalls verhallte ungehört zu beiden Seiten der leeren Dardanellen.

»Bist du aufgeregt?«, fragte Mahnmut seinen Freund auf ihrem privaten Kanal. »In ein paar Minuten sehen wir Paris.«

»Einen Krater, wo früher einmal das Zentrum von Paris war«, antwortete Orphu. »Ich glaube, dieses schwarze Loch hat vor Jahrtausenden Prousts Wohnung ausradiert.«

»Trotz alledem«, sagte Mahnmut, »dort hat er geschrieben. Und für eine Weile auch ein Bursche namens James Joyce, wenn ich mich recht entsinne.«

Orphu ließ ein Rumpeln hören.

»Warum hast du mir nie erzählt, dass du von Joyce ebenso fasziniert warst wie von Proust?«, beharrte Mahnmut.

»Wir sind nie darauf zu sprechen gekommen.«

»Aber wieso hast du dich ausgerechnet auf diese beiden konzentriert, Orphu?«

»Und du, Mahnmut? Wieso Shakespeare? Weshalb seine Sonette und nicht seine Stücke? Warum die dunkle Dame und der Jüngling statt beispielsweise *Hamlet*?«

»Nein, beantworte meine Frage«, sagte Mahnmut. »Bitte.«

Einen Moment lang war es still. Mahnmut hörte die Ramjet-Triebwerke hinter und über ihnen, das Zischen des Sauerstoffs, der durch Nabelschnüre und Ventilatoren strömte, die rauschende Leere der wichtigsten Kommunikationskanäle.

Schließlich sagte Orphu: »Erinnerst du dich an mein Geschwafel oben in der *Mab*, dass große menschliche Künstler – Singularitäten der Schöpferkraft – neue Realitäten entstehen lassen können? Oder es uns zumindest ermöglichen, durch universale Branen dorthin zu gelangen?«

»Wie könnte ich das vergessen? Keiner von uns wusste, ob das dein Ernst war.«

»Es war mein Ernst«, rumpelte Orphu. »Mein Interesse an Menschen hat sich aufs zwanzigste bis zweiundzwanzigste Jahrhundert konzentriert, von Christus an gerechnet. Ich bin vor langer Zeit zu dem Schluss gelangt, dass Proust und Joyce die Denker waren, die diesen Jahrhunderten Geburtshilfe geleistet hatten.«

»Keine positive Empfehlung, wenn mein historisches Gedächtnis nicht trügt«, sagte Mahnmut leise.

»Nein. Ich meine, ja.«

Schweigend flogen sie ein paar Minuten weiter.

»Möchtest du ein Gedicht hören, auf das ich als kleines Moravec-Junges gestoßen bin, frisch aus den Zuchtbottichen und Fabrikwaben?«

Mahnmut versuchte, sich einen neugeborenen Orphu von Io vorzustellen, gab es dann aber auf. »Ja«, sagte er. »Schieß los.«

Mahnmut hatte seinen Freund mit der tiefen Stimme noch nie ein Gedicht vortragen hören. Es war ein seltsam angenehmer Klang:

Totgeboren I.

Der kleine Rudy Bloom, rotwangig im Mutterschoß

*Rotes Licht durchdringt seine schläfrigen, unkonzentrierten
Beobachtungen*

Mit langen Nadeln klickernd, strickt Molly rote Wolle für ihn

Spürt die Bewegungen seiner kleinen Füße im Leib

*Winzige Fötusträume erfüllen ihn, bereiten ihn auf den Geruch der
Decken vor*

II.

*Ein Mann tupft sich mit einer roten Serviette behutsam die Lippen
ab
Den Blick auf ein Meer von Wolken gerichtet, die hinter hohen
Ziegelkaminen vorbeitreiben
Versunken in die plötzliche Erinnerung an sich reibende
Weißdornhalme im Sturm
Die kleine Hände nach flatternden rosa Blütenblättern recken
Der Geruch längst vergangener Tage steigt in seine hängenden
Nasenflügel*

III.

*Elf Tage. Elfmal die Lebensspanne eines winzigen Geschöpf, das
einen Kokon verlässt
Elf stille-getönte, warme Morgen mit wandernden Schatten auf
Dielenbrettern
Elftausend Herzschläge, bevor die Nacht hereinbrach und die Enten
den fernen Teich verließen
Elf zeigten der lange und kurze Zeiger, als sie ihn an ihrer Brust
hielt
Elf Tage lang betrachteten sie seinen rosafarbenen Leib, der in roter
Wolle schlief*

IV.

*Fragmente des Romans waren in seiner Fantasie gebunden
Aber lose Blätter trieben durch die dunklen Kanäle seines Geistes*

*Einige waren leer, andere enthielten nur Fußnoten
Stoisch hatte er die Wehen seiner Fantasie ertragen
Doch zu Tinte geronnen, überlebten die Erinnerungen nicht die
Nacht*

Als das Ioniergerumpel auf ihrem privaten Kanal erstarb, schwieg Mahnmut einen Moment lang und versuchte, die Qualität des Werks zu beurteilen. Es fiel ihm schwer, aber er wusste, dass es Orphu von Io eine Menge bedeutete – die Stimme des riesigen Moravecs hatte gegen Ende beinahe gezittert.

»Von wem ist das?«, fragte Mahnmut.

»Ich weiß es nicht«, sagte Orphu. »Von irgendeiner Dichterin aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert, deren Name mitsamt dem ganzen Untergegangenen Zeitalter untergegangen ist. Vergiss nicht, ich bin darauf gestoßen, als ich jung war – bevor ich *wirklich* Proust oder Joyce oder irgendeinen anderen ernsthaften menschlichen Schriftsteller gelesen habe –, aber durch diese paar Verse wurden Joyce und Proust für mich zwei untrennbare Facetten eines einzigen Bewusstseins. Eine Singularität menschlicher Schöpferkraft und menschlichen Einfühlungsvermögens. Über diese Sichtweise bin ich nie richtig hinweggekommen.«

»Mir ist es ganz ähnlich gegangen, als ich zum ersten Mal auf Shakespeares Sonette gestoßen bin...«, begann Mahnmut.

»Schaltet auf das von der *Queen Mab* weitergeleitete Bildmaterial«, befahl Suma IV. allen an Bord.

Mahnmut aktivierte den Bildkanal.

Zwei Menschen kopulierten wild auf einem ausladenden Bett aus Seidenlaken und bunten Wollgobelins. Ihre Energie und

Ernsthaftigkeit verblüffte Mahnmut, der genug über menschlichen Geschlechtsverkehr gelesen hatte, jedoch nie auf die Idee gekommen war, sich eine entsprechende Videoaufzeichnung aus dem Archiv anzusehen.

»Was ist da los?«, fragte Orphu auf ihrer privaten Leitung. »Ich bekomme wüste telemetrische Daten herein – in schwindelnde Höhen steigende Blutdruck-Niveaus, Dopaminflüsse, Adrenalin, heftiger Herzschlag – findet da irgendwo ein Kampf auf Leben und Tod statt?«

»Äh...«, sagte Mahnmut. Die immer noch vereinigten Gestalten rollten sich herum und bewegten sich rhythmisch, beinahe fieberhaft, und der Moravec sah das Gesicht des Mannes zum ersten Mal deutlich.

Odysseus. Die Frau schien diese Sycorax zu sein, die ihren achäischen Passagier in der orbitalen Asteroidenstadt empfangen hatte. Aller Einschränkungen enthoben, wirkten ihre Brüste und Pobacken jetzt sogar noch größer, obwohl die Brüste der Frau in diesem Moment an Odysseus' Brust plattgedrückt wurden.

»Ähm...«, begann Mahnmut erneut.

Suma IV. rettete ihn.

»Dieser Input ist unwichtig. Schaltet auf die vorderen Landeboot-Kameras.«

Mahnmut gehorchte. Er wusste, dass Orphu auf die Wärme-, Radar- und anderen bildgebenden Systeme schaltete, die er noch empfangen konnte.

Sie näherten sich Paris mit seinem Schwarzloch-Krater, aber wie auf den von der *Queen Mab* aus aufgenommenen Bildern

war kein Krater zu sehen, sondern nur eine Kuppelkathedrale, die offenbar aus einem Blaueis-Gespinst bestand.

Suma IV. funkte der *Mab*: »Wo ist unser vielarmiger Freund, der dieses Ding gebaut hat?«

»Von der Umlaufbahn aus sehen wir nirgends Bran-Löcher«, antwortete Asteague/Che sofort. »Weder unsere Schiffskameras noch die Kameras in den von uns ausgesäten Satelliten können ihn finden. Das Wesen scheint fürs Erste aufgehört zu haben, sich an Auschwitz, Hiroshima und den anderen Stätten zu mästen. Vielleicht ist es nach Paris zurückgekehrt.«

»So ist es«, sagte Orphu auf dem gemeinsamen Kanal. »Schaut euch die Daten des Wärmebildsystems an. Etwas sehr Großes und sehr Hässliches nistet genau im Zentrum dieses blauen Spinnennetzes, unter dem höchsten Teil dieser Kuppel. Dort sind viele Thermalschlote – es scheint sein Nest mit Wärme aus dem Krater zu heizen –, aber es ist dort, gar keine Frage. Im Tiefenwärmebild kann man fast die aberhundert überdimensionalen Finger unter den warmen Bereichen des leuchtenden Gehirns sehen.«

»Na ja«, sagte Mahnmut auf seiner Privatleitung, »zumindest ist es dein Paris. Prousts Stadt der...«

Hinterher sollte es Mahnmut für immer unbegreiflich bleiben, wie Suma IV. so schnell hatte reagieren können, obwohl er in die Landeboot-Kontrollen und den Zentralcomputer eingestöpselt war.

Die sechs Lichtblitze sprangen von verschiedenen Stellen in der Umgebung der riesigen blauen Kuppel zu ihnen herauf. Nur die Höhe des Landeboots und die blitzschnellen Reflexe seines Piloten retteten sie.

Das Landeboot schaltete von Ramjets auf Scramjets, schoss in einer 75-g-Kurve seitwärts davon, ging in den Sturzflug, schlingerte und stieg dann nach Norden, aber die sechs mehrere Milliarden Volt starken Blitzstrahlen verfehlten es trotzdem nur um ein paar hundert Meter. Die implosionsartigen Luftturbulenzen und die Stoßwelle des Donners bewirkten, dass sich das Landeboot zweimal überschlug, aber Suma IV. verlor keine Sekunde lang die Kontrolle. Die Flügel fuhren zu Finnen ein, und das Landeboot machte sich aus dem Staub.

Suma IV. beschrieb eine weitere Kurve, wobei er das Landeboot erneut absichtlich schlingern ließ, löste den vollaktiven Tarnmodus aus, warf Leuchtbomben ab und erfüllte den Luftraum über der Pariser Kuppelkathedrale aus Blau eis mit elektronischen Interferenzen.

Ein Dutzend Feuerbälle stiegen von der unter Eis begrabenen Stadt auf, rasten mit Mach drei gen Himmel, suchten sie, suchten sie, beschleunigten, suchten sie. Mahnmüt beobachtete die Radarspur mit etwas mehr als beiläufigem Interesse; er wusste, dass Orphu mit seinem direkten sensorischen Radarempfang *fühlen* musste, wie die Plasma-Geschosse auf sie zukamen.

Sie fanden das Landeboot nicht. Suma IV. hatte mit den Scramjets bereits auf Mach fünf beschleunigt, und sie stiegen auf über zweiunddreißigtausend Meter, bis in die Randzonen des Weltraums. Die Feuerball-Meteore explodierten in verschiedenen Höhen unter ihnen. Ihre Stoßwellen überlagerten sich wie ein Dutzend starker Kräuselungen auf einem Teich.

»Also, dieser Scheißkerl...«, begann Orphu.

»Ruhe«, fauchte Suma IV. Das Landeschiff machte eine Rolle, ging in den Sturzflug, wandte sich nach Süden, erweiterte das

Radar- und Elektronik-Störfeld und stieg wieder zum Welt-
raum empor. Von der Stadt, die so rasch zurückfiel – sie lag
bereits sechshundert Kilometer unter und hinter ihnen und
wurde mit jeder Sekunde kleiner – kamen keine Feuerbälle oder
Blitze mehr herauf.

»Ich schätze, unser vielarmiger Gehirnfrend hat Waffen«,
sagte Mahnmut.

»Das glauben wir auch«, kam Mep Ahoos Stimme über Bord-
funk. »Ich finde, wir sollten ihn atomar angreifen... ihm sein
Nest ein bisschen anwärmen. Zehn Millionen Grad würden für
den Anfang genügen.«

»Still!«, fauchte Suma IV. aus dem Cockpit.

Die Stimme von Hauptintegrator Asteague/Che kam über den
gemeinsamen Kanal. »Meine Freunde, wir... ihr habt ein Prob-
lem da unten.«

»Was du nicht sagst«, rumpelte Orphu von Io, ohne zu be-
denken, dass er noch auf dem gemeinsamen Funkkanal war.

»Nein«, sagte der Hauptintegrator, »ich spreche nicht von
dem Angriff der vielarmigen Kreatur auf euch, sondern von
einem ernsteren Problem, direkt auf eurer gegenwärtigen Flug-
bahn. Unsere Sensoren hätten es vielleicht gar nicht bemerkt,
wenn sie euch nicht gefolgt wären.«

»Noch ernster?«, sendete Mahnmut.

»*Viel* ernster«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che. »Und es
ist nicht nur eines, fürchte ich... es sind siebenhundertachtund-
sechzig ernste Probleme.«

»*BITTE BRINGT EUER ERSUCHEN VOR*«, dröhnt der Demogorgon.

Hephaistos stößt Achilles an, um ihm zu bedeuten, dass er das Reden übernehmen wird, macht eine unbeholfene Verbeugung – eine Reihe von Eisenkugeln und eine Glaskugel bewegen sich ruckartig auf und ab – und sagt: »Erhabener Demogorgon, Fürst Kronos und andere verehrte Titanismen, unsterbliche Stunden und... ehrenwerte andere Wesen. Mein Freund Achilles und ich sind heute nicht hierher gekommen, um ein Ersuchen vorzubringen, euch um eine Gefälligkeit zu bitten, sondern um euch allen wichtige Informationen zu überbringen. Informationen, die ihr kennen solltet und bestimmt gern vernehmen werdet. Informationen, die...«

»*SPRICH LAUTER, VERKRÜPPELTER GOTT*.«

Hephaistos lächelt gezwungen durch seinen Bart, knirscht mit den Zähnen und wiederholt seine Einleitung.

»*DANN SPRICH*.«

Achilles fragt sich, ob Kronos und die anderen Titanen, ganz zu schweigen von den riesigen, unbeschreiblichen Wesen um sie herum, Wesen mit seltsamen Namen wie »unsterbliche Stunden« oder »Wagenlenker«, aktiv an dieser Versammlung teilnehmen werden oder ob der Demogorgon das Rederecht hat, bis er – sie – es – jemand oder etwas anderem förmlich das Wort erteilt.

Dann überrascht ihn Hephaistos.

Aus seinem sperrigen Tornister – einem klobigen Konstrukt aus Eisen und Segeltuch mit Behältern, die Achilles für Luft-tanks hält – holt der Gott der Handwerkskunst ein mit Glaslin-sen besetztes Messingovoid. Er stellt das Gerät behutsam auf einen Felsbrocken zwischen ihm und dem hoch aufragenden Demogorgon und fummelt an diversen Schaltern und Reglern herum. Dann stellt der Zwerggott seine Helmlautsprecher auf maximale Lautstärke und ruft: »Hochmögender Demogorgo-nist, edelste und furchteinflößendste Stunden, majestätischste Titanen und Titaninnen – Kronos, Rhea, Krios, Koios, Hyperion, Iapetos, Theia, Helios, Selene, Eos und alle anderen hier Versammelten aus dem Titanengeschlecht –, vielgerühmte vielarmige Heilerkeiten, ungeschlachte Wagenlenker, all ihr hoch geehrten Wesen dort draußen im Nebel und in der Asche, statt heute mein eigenes Anliegen vorzutragen, das Anliegen, den Heuchler Zeus vom Thron zu stoßen, weil er alle Göttlichkeit für sich allein beanspruchen möchte – euch zu bitten, ihn abzu-setzen, oder euch ihm zumindest zu widersetzen, weil er in sei-nem Dünkel alle Welten und Universen vom heutigen Tag bis ans Ende der Zeit für sich haben will –, werde ich euch ein rea-les Ereignis zeigen. Denn noch während wir hier auf diesem lavagetränkten Scheißhaufen von einer Welt zusammenhocken, hat Zeus alle olympischen Unsterblichen in die große Halle der Götter gerufen. Dort habe ich meine Kamera versteckt, und sie überträgt live zu einer Relaisstation im Hellas-Becken – dank des Bran-Lochs der unsterblichen Nyx können wir diese Auf-nahmen mit weniger als einer Sekunde Verzögerung empfan-gen. Seht!«

Hephaistos betätigt weitere Schalter und legt einen Hebel um. Nichts geschieht.

Der Gott des Feuers beißt sich auf die Lippe, flucht in sein Mikrofon und fummelt wieder an dem Messingapparat herum. Dieser blinkt, surrt, flimmert und verstummt wieder.

Achilles macht Anstalten, seine Götter tötende Klinge aus dem Gürtel zu ziehen.

»Seht!«, ruft Hephaistos, wieder mit voller Verstärkung.

Diesmal projiziert das Messinggerät ein Rechteck mit einer Kantenlänge von beinahe hundert Metern in die Luft über ihnen, vor dem Demogorgon und den vielen hundert ungeschlachten Gestalten im roten Lavalicht und im Rauch um sie herum. Das Rechteck zeigt nichts als Schnee.

»Ach, leckt mich doch am Arsch«, knurrt Hephaistos. Dank seiner Helmlautsprecher ist jedes Wort deutlich vernehmbar. Er eilt zu dem Gerät und wackelt an ein paar Metallstäben, die Achilles an Kaninchenohren erinnern.

Das riesige Bild über ihnen klärt sich abrupt. Es ist eine vollständig dreidimensionale holografische Projektion von großer räumlicher Tiefe, in leuchtenden Farben, und sie wirkt wie ein großes Fenster in die echte Halle der Götter. Die Bilder werden von einem hervorragenden Raumklang begleitet – Achilles kann die Sandalen der vielen hundert wartenden Götter wispernd über den Marmor scharren hören. Selbst Hermes' leiser Furz entgeht den Anwesenden nicht.

Die Titanen, Titaninnen, Stunden, Wagenlenker, insektoiden Heiler, namenlosen monströsen Gestalten – alle außer dem Demogorgon – schnappen auf ihre jeweils eigene nichtmenschliche Weise nach Luft. Nicht wegen Hermes' Taktlosigkeit, sondern wegen der Unmittelbarkeit und Wucht der sich noch immer ausdehnenden und alles umgebenden holografischen

Projektion. Als das Band aus Licht und Bewegung sich um sie schließt, ist die Illusion sehr mächtig, mitten unter den Unsterblichen in der großen Halle der Götter zu stehen. Achilles zieht die Klinge weiter heraus, weil er denkt, dass Zeus auf seinem goldenen Thron und die tausend olympischen Götter um sie herum den Lärm in ihrer Mitte gewiss hören, sich umdrehen und ihren wirren Haufen hier im Gestank und Halbdunkel des Tartaros sehen werden.

Die olympischen Götter drehen sich nicht um. Es ist eine Einweg-Sendung.

Zeus, der auf seinem Thron mindestens fünfzehn Meter groß ist, beugt sich vor, mustert mit finsterer Miene die Reihen der vor ihm versammelten Götter, Göttinnen und Erinnyen und beginnt zu sprechen. Achilles hört deutlich die neue, maßlose Selbstüberhebung des Gottes im archaischen Tonfall jeder langsamen Silbe:

*»Ihr Mächte des Olympos, hier versammelt,
Die ihr den Ruhm teilt und die Macht des Herrn,
Freut euch! hinfort werd ich allmächtig sein!
Längst hat sich alles and're mir gebeugt
Und nur allein der Geist des Menschen loht
Gleich unverlöschtem Feuer noch gen Himmel
Mit scharfem Vorwurf, Zweifelsmacht und Klagen
Und widerwilligem Gebet. – Und also
Entfesselt er die wilde Rebellion,
Die unser uralt Reich gefährden könnte,
Wiewohl's gebaut ist auf den ält'sten Glauben
Und auf der Hölle Helferin, die Furcht. –
Und ob auch meiner Flüche Flockenwirbel,*

*Wie Schnee auf kahle Gipfel auf ihn fällt
Und kleben bleibt an ihm, ob in der Nacht,
In die mein Zorn ihn hüllt, er Schritt für Schritt
Des Lebens Klippen auch erklimmen muss,
Die ihn verwunden, wie das Eis verwundet
Sandalenlose Füße, dennoch bleibt
Erhaben er ob seinem Elend noch
Und strebt empor in ungezähmtem Stolz,
Doch wird er fallen bald!«*

Zeus steht plötzlich auf, und das strahlende Licht, das von ihm ausgeht, ist so hell, dass tausend unsterbliche Götter und ein sehr sterblicher Mensch in einem verschwitzten Chamäleonanzug – der Mensch mit der Tarnkleidung ist für Hephaistos' Kamera und folglich auch für alle hier im Tartaros deutlich erkennbar – einen zaghaften Schritt zurücktreten, während Zeus fortfährt.

*»Kredenz den Wein des Himmels, Ganymed,
Wie Feuer füll' er die düdal'schen Becher,
Und ihr, ihr siegesstolzen Harmonien,
Steigt auf vom blumenreichen heil'gen Boden,
Wie Tau im Zwielight von der Erde steigt!
Trinkt! Lasst den Nektar, durch die Adern kreisend,
Der Freude Seele sein, ihr ew'gen Götter,
Bis euer Jubel schallt in einer Stimme
Gleich der Musik der elysä'schen Winde!
Und ihr an meiner Seite seid dabei,
Vom Lichte jenes Wunsches glanzumflossen,
Der euch zu Einem macht mit mir, ihr Götter,*

*Wenn ich zum einen Gott für euch aufsteige,
Dem einen, einzig wahren Gott, allmächtig,
Dem wahren Herren aller Ewigkeit!«*

Hephaistos schaltet den Projektor aus Messing und Glas aus. Das riesige, kreisrunde Fenster, das den Tartaros mit der Halle der Götter auf dem Olymp verbindet, verschwindet abrupt, und die Welt verwandelt sich wieder in Schlacke, Ruß, Gestank und rote Düsternis. Achilles spreizt die Beine noch etwas mehr, hebt seinen Schild und hält sein Götter tötendes Messer hinter diesem Schild so in der Hand, dass niemand es sehen kann. Er hat keine Ahnung, was als Nächstes geschehen wird.

Zunächst geschieht eine sehr lange Weile gar nichts. Achilles rechnet mit Rufen, Schreien, Forderungen, Hephaistos solle beweisen, dass die Bilder und Stimmen echt gewesen seien, brüllenden Titanen, auf den Felsen herumhuschenden Heiler-Käfern – aber nichts rührt sich, die vielen hundert gigantischen Gestalten, die noch immer um sie versammelt sind, geben keinen Ton von sich. Die Luft ist so dick vom Rauch, die rote Lava-Glut so von der Asche in der Luft gedämpft, dass Achilles den Göttern – oder irgendwem – stumm für die Thermohaut-Gläser dankt, mit deren Hilfe er sehen kann, was vor sich geht. Er wirft einen verstohlenen Blick zu dem Bran-Loch, das Nyx – die Göttin Nacht persönlich – Hephaistos' Worten zufolge für den Zwerggott geöffnet hat. Das Loch ist noch da, ungefähr zweihundert Meter entfernt, vielleicht fünfzehn Meter hoch. Wenn der Kampf beginnt, wenn der Demogorgon beschließt, sowohl den Zwerggott als auch den achäischen Helden zum Frühstück zu verspeisen, will Achilles zu dem Bran-Loch rennen, obwohl

er weiß, dass er sich jeden Zentimeter des Weges durch Giganten und Insekten hacken muss. Er ist dazu bereit.

Das Schweigen zieht sich in die Länge. Dunkle Winde heulen über missgestaltete Felsbrocken und noch missgestaltete Lebewesen. Der Vulkan blubbert und rülpst, aber der Demogorgon gibt keinen Laut von sich.

Schließlich spricht er. *»IN SKLAVEREI SIND ALLE GEISTER, DIE DEM ÜBEL DIENEN, UND IHR WISST NUN, OB ZEUS EIN SOLCHER IST, OB NICHT!«*

»Dem Übel?«, brüllt Kronos, der Titan. »Mein Sohn ist *wahnsinnig*. Er ist der unrechtmäßigste aller unrechtmäßigen Machthaber.«

Rhea, Zeus' Mutter, hat eine noch lautere Stimme. »Zeus macht sich zum Wrack des eigenen Willens. Er ist der Spott der Erde, das Verderben des Olymps. Er muss verstoßen werden, sodass er ganz allein steht. Er muss sich in Qualen winden und an seinen eigenen diamant'nen Ketten in der Hölle hängen.«

Das Heiler-Ungeheuer spricht, und Achilles hört zu seinem Schrecken, dass seine Stimme sehr feminin ist. »Zeus geht zu weit. Er hat die Schicksalsgöttinnen erst nachgeahmt und nun verspottet.«

Eine der unsterblichen Stunden ruft mit dröhnender Stimme von ihrem felsigen Steilhang herab: »Der Sturz verlangt keinen grässlicheren Namen als diesen: Thronräuber Zeus.«

Achilles packt den nächsten wackelnden Felsbrocken, weil er glaubt, dass der Vulkan hinter dem Demogorgon ausbricht, aber es ist nur das gedämpfte Grollen der versammelten Wesen.

Kronos' Bruder, der zottige Titan Krios, spricht von seinem Platz inmitten eines Lavastroms. »Dieser Heuchler muss in den

Wellenschoß des Untergangs sinken. Ich werde selbst auf den Olympos steigen, wo wir einst herrschten, und dieses leere Ding in die Hölle schleifen, so wie ein Geier sich und eine Schlange in wildem Kampf zu wirrem Knäuel verflechten.«

»Grässliche Gestalt!«, ruft ein vielarmiger Wagenlenker dem Demogorgon zu. »Sprich!«

»*GOTT DER BARMHERZIGE REGIERT*«, hallt die Stimme des gestaltlosen Riesen Demogorgon von den Gipfeln und Tälern des Tartaros wider. »*ZEUS IST NICHT DER ALLMÄCHTIGE. ZEUS DARF NICHT LÄNGER AUF DEM OLYMP HERRSCHEN.*«

Achilles ist sicher gewesen, dass der verschleierte Demogorgon keine Glieder besitzt, aber irgendwie erhebt der gliederlose Riese einen verhüllten Arm, der noch vor einer Sekunde nicht zu sehen war, und streckt so etwas wie schreckliche Finger aus.

Das Bran-Loch zweihundert Meter hinter Hephaistos steigt wie auf Kommando in die Höhe, schwebt über ihnen allen in der Luft, dehnt sich aus und sinkt herab.

»*EIN EITLES WORT IST SCHNELL BEREIT*«, dröhnt der Demogorgon, während der feuerrote und sich immer noch ausdehnende Flammenkreis um sie alle herabsinkt. »*DIE EINZIG SICHERE UND ENDGÜLTIGE ANTWORT IST DAS LEID.*«

Hephaistos packt Achilles am Arm. Der Zwerggott grinst wild und wie verrückt durch seinen Bart. »Halt dich fest, mein Junge«, sagt er.

Es war eine schreckliche, beinahe irrwitzige Wendung der Ereignisse, aber Mahnmut hätte darüber nicht glücklicher sein können.

Das Landeboot war ganz tief hinuntergegangen und hatte Mahnmuts *Dark Lady* ungefähr fünfzehn Kilometer nördlich der Koordinaten der beunruhigenden kritischen Singularität ausgesetzt. Suma IV. erklärte, er wolle nicht, dass der Aufschlag die siebenhundertachtundsechzig entdeckten schwarzen Löcher zünde – vermutlich saßen sie in Sprengköpfen in dem uralten, gesunkenen U-Boot, das sie ebenfalls entdeckt hatten –, und niemand widersprach ihm.

Hätte Mahnmut einen menschlichen Mund besessen, so hätte er wie ein Idiot gegrinst. Die *Dark Lady* war für Forschungs- und Bergungsarbeiten unter dem Eis des Jupitermondes Europa konstruiert und gebaut, wo es so finster war wie im Innern von Gottes Bauch und wo ein schrecklicher Druck herrschte, aber sie kam auch mit dem atlantischen Ozean der Erde sehr gut zurecht.

Besser als sehr gut.

»Ich wünschte, du könntest das sehen«, sagte Mahnmut auf ihrer Privatleitung. Er und Orphu von Io waren wieder allein. Keiner der anderen Moravecs hatte besonderes Interesse daran gezeigt, sich den siebenhundertachtundsechzig in der Entstehung begriffenen, aber fast schon kritischen schwarzen Löchern zu nähern, und Suma hatte seine Erkundungsmission bereits fortgesetzt und war mit dem Landeboot zur Ostküste von Nordamerika weitergeflogen.

»Ich kann die Radar-, Sonar-, Wärmebild- und anderen Daten ›sehen‹«, sagte Orphu.

»Ja, aber das ist nicht dasselbe. Im irdischen Ozean ist so viel *Licht*. Selbst hier in über zwanzig Meter Tiefe. Meine Meere hat der Lichtschein des vollen Jupiter höchstens bis in ein paar Meter Tiefe erhellt – sofern oben eine Wasserrinne war, eine eisfreie Stelle.«

»Es ist bestimmt schön«, sagte Orphu.

»Ja, das ist es wirklich«, sprudelte Mahnmut hervor, ohne zu merken oder sich darum zu scheren, ob sein großer Freund das ironisch gemeint hatte. »Die Sonne schickt Strahlen herab, die alles in ein grün gesprenkeltes Licht tauchen. Die *Lady weiß* nicht so recht, was sie davon halten soll.«

»Sie bemerkt das Licht?«

»Natürlich. Es ist ihre Aufgabe, mir alles zu melden, zur richtigen Zeit die richtigen Daten und Sensorinformationen auszuwählen, und sie ist ichbewusst genug, um all diese Unterschiede in Bezug auf das Licht, die Schwerkraft und Schönheit hier zu registrieren. Es gefällt ihr ebenfalls.«

»Gut«, rumpelte Orphu von Io. »Dann verdirb ihr das nicht, indem du ihr erzählst, weshalb wir hier sind und worauf wir zufahren.«

»Das weiß sie«, sagte Mahnmut, ohne sich von dem großen Moravec die gute Laune verderben zu lassen. Das Sonar meldete eine Kammlinie vor ihnen – den Hügel, auf dem das Wrack lag. Er erhob sich zu einem mit Schlick bedeckten Boden keine achtzig Meter unter dem Meeresspiegel. Mahnmut kam immer noch nicht darüber hinweg, wie flach dieser Teil des irdischen Ozeans war. Die Meere von Europa waren nirgends weniger als

tausend Meter tief, und hier hob eine Kammlinie den Boden des Atlantiks bis auf sechzig Meter unter der Wasseroberfläche.

»Ich habe das komplette Programm des Entschärfungsprotokolls laufen lassen, das Suma IV. und Cho Li uns heruntergeladen haben«, fuhr Orphu fort. »Hattest du schon Zeit, dich mit den Einzelheiten zu befassen?«

»Nicht so richtig.« Mahnmut hatte das lange Protokoll in seinem aktiven Speicher, aber er war damit beschäftigt gewesen, den Abwurf der *Dark Lady* aus dem Landeboot und die Anpassung des U-Boots an diese schöne, wundervolle Umgebung zu überwachen. Sein geliebtes U-Boot war so gut wie neu – besser als neu. Die Vec-Mechaniker auf Phobos hatten hervorragende Arbeit geleistet. Und jedes System, das auf Europa gut funktioniert hatte – vor ihrer vernichtenden Bruchlandung im Tethys-Meer auf dem Mars im vergangenen Jahr –, funktionierte nun im sanften Erdmeer noch besser.

»Die gute Nachricht in puncto Entschärfung der Schwarzloch-Sprengköpfe lautet, dass sie theoretisch durchführbar ist«, sagte Orphu von Io. »Wir haben das Werkzeug dafür an Bord – einschließlich des zehntausend Grad heißen Schweißbrenners und der Generatoren für das fokussierte Kraftfeld –, und bei vielen der erforderlichen Schritte können wir uns gegenseitig helfen: ich als deine Arme, du als meine Augen im Spektrum des sichtbaren Lichts. Wir müssen bei jedem Sprengkopf zusammenarbeiten, aber theoretisch lassen sie sich entschärfen.«

»Das ist gut«, sagte Mahnmut.

»Die schlechte Nachricht ist: Wenn wir ohne Kaffee- oder Toilettenpausen durcharbeiten, brauchen wir über neun Stunden pro schwarzem Loch – also nicht für jeden Wiedereintritts-

sprengkopf, sondern für jedes dieser fast kritischen schwarzen Löcher.«

»Bei siebenhundertachtundsechzig schwarzen Löchern...«, begann Mahnmut.

»Sechstausendneunhundertzwölf Stunden«, sagte Orphu. »Und da wir auf der Erde sind und die Moravec-Standardzeit der hiesigen realen planetaren Zeit entspricht, sind das zweihundertachtundachtzig Tage, wenn alles nach Plan läuft und wir auf keine größeren Schwierigkeiten stoßen...«

»Tja... ich schlage vor, damit befassen wir uns, wenn wir das Wrack gefunden und festgestellt haben, ob wir überhaupt an die Sprengköpfe herankommen.«

»Dieser direkte Sonar-Input ist wirklich ein komisches Gefühl«, sagte Orphu. »Nicht so sehr, als würde ich besser hören, sondern eher so, als hätte sich meine Haut auf einmal ausgedehnt und...«

»Da ist es«, unterbrach ihn Mahnmut. »Ich sehe es. Das Wrack.«

Die Perspektiven und visuellen Horizonte hier auf der so viel größeren Erde waren natürlich anders als auf dem Mars, an den er sich fast schon gewöhnt hatte, und die Entfernungen wirkten noch unproportionierter als auf dem winzigen Europa, wo er all die anderen Standardjahre seines Daseins verbracht hatte. Aber die Sonar-Anzeigen, das Tiefenradar, die Massen-Detektions-Geräte und seine eigenen Augen sagten Mahnmut, dass das Heck dieses Wracks ungefähr fünfhundert Meter voraus war – es lag auf dem mit Schlick bedeckten Boden ein kleines Stück unterhalb der *Dark Lady*, deren Tauchtiefe gegenwärtig

tig siebzig Meter betrug –, und dass dieses zerkratschte U-Boot selbst ungefähr fünfundfünfzig Meter lang war.

»Guter Gott«, flüsterte Mahnmut. »Kannst du das per Radar und Sonar sehen?«

»Ja.«

Das Wrack lag auf dem Bauch, zum Bug hin abfallend, aber der Bug selbst war nicht zu sehen; er befand sich jenseits des schimmernden Kraftfelds, das den atlantischen Ozean von dem trockenen Streifen Land zurückhielt, der von Europa bis nach Nordamerika verlief. Mahnmuts staunender Blick ruhte jedoch auf der Lichtwand der Bruchmauer selbst. Hier in über siebzig Meter Tiefe, wo sogar in den sonnenhellen Meeren der Erde der Boden tintenschwarz sein sollte, erhellte gesprenkeltes Sonnenlicht die Wassergrenze und tüpfelte den moosgrünen Rumpf des gesunkenen U-Boots.

»Ich sehe, was ihm den Garaus gemacht hat«, sagte Mahnmut. »Siehst du per Radar und Sonar diesen aufgesprengten Abschnitt des Rumpfes, vermutlich über dem Maschinenraum? Direkt hinter der Stelle, wo der Rumpf sich zum Höcker des lang gestreckten Raketenraums aufwölbt?«

»Ja.«

»Ich glaube, da ist eine Unterwasserbombe, ein Torpedo oder eine Rakete explodiert. Siehst du, dass die Rumpfplatten dort alle nach innen gebogen sind? Die Explosion hat auch den Sockel des Segels aufgerissen und es nach vorne geneigt.«

»Was für ein Segel?«, fragte Orphu. »So eins wie das dreieckige Ding auf der Feluke, mit der wir in den Valles Marineris nach Westen gefahren sind?«

»Nein. Ich meine diesen Teil, der ganz vorne aufragt, fast an der Kraftfeldmauer. In der Frühzeit der U-Boote hat man das als Kommandoturm bezeichnet. Nachdem sie im zwanzigsten Jahrhundert begonnen hatten, atomgetriebene U-Boote wie diesen Boomer zu bauen, nannten sie den Kommandoturm ›Segel‹.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht, warum«, erwiderte Mahnmut. »Oder vielmehr, ich habe es irgendwo in meinen Datenbanken, aber es ist unwichtig. Ich möchte mir nicht die Zeit nehmen, eine Suche durchzuführen.«

»Was ist ein Boomer?«

»Boomer ist der Kosenamen der Menschen aus dem frühen Untergangenen Zeitalter für ein U-Boot mit ballistischen Raketen wie dieses«, sagte Mahnmut.

»Sie haben Maschinen, die nur zu dem Zweck gebaut wurden, Städte, Menschenleben und sogar den ganzen Planeten zu zerstören, Kosenamen gegeben?«

»Ja. Dieser Boomer ist wahrscheinlich ein oder zwei Jahrhunderte, bevor er hier versenkt wurde, gebaut worden. Vielleicht von einer der damaligen Großmächte, die ihn dann an eine kleinere Gruppe verkauft hat. Etwas hat ihn hier versenkt, lange bevor diese Furche im atlantischen Ozean entstanden ist.«

»Kommen wir an die Schwarzloch-Sprengköpfe heran?«, fragte Orphu.

»Mal sehen.«

Mahnmut lenkte die *Dark Lady* zentimeterweise vorwärts. Da er nicht mit der Kraftfeldmauer und der leeren Luft dahinter in

Berührung kommen wollte, ging er nur bis zum Raketenraum des Wracks an dieses Kraftfeld heran. Er bestrich das ganze Wrack mit den starken Scheinwerfern der *Dark Lady*, während seine Instrumente das Innere des alten U-Boots sondierten.

»Irgendwas stimmt da nicht«, murmelte er auf ihrer Privatleitung.

»Was stimmt nicht?«, fragte Orphu.

»Das U-Boot ist mit Anemonen und anderer Meeresflora und -fauna überwachsen, und im Inneren wimmelt es von Leben, aber es ist, als wäre es erst vor etwa einem Jahrhundert gesunken. Dabei hätte es schon vor rund zweieinhalb Jahrtausenden untergegangen sein müssen.«

»Könnte es sein, dass jemand vor hundert Jahren damit gefahren ist?«, fragte Orphu.

»Nein. Außer wenn unsere gesamten Beobachtungsdaten falsch sind. Die Altmenschen haben hier unten in den letzten zweitausend Jahren so gut wie keine Technologie mehr besessen. Selbst wenn jemand dieses U-Boot gefunden hätte und es ihm gelungen wäre, es zu starten, wer hätte es versenken sollen?«

»Die Nachmenschen?«

»Das glaube ich nicht«, sagte Mahnmut. »Die NMs hätten nichts so Primitives wie ein Torpedo oder eine Unterwasserbombe gegen dieses Ding eingesetzt. Und sie hätten die Schwarzloch-Sprengköpfe nicht hier weiter vor sich hin ticken lassen.«

»Aber die Sprengköpfe sind hier«, sagte Orphu. »Ich kann ihre Spitzen auf den Tiefenradar-Bildern sehen, mit den Ein-

dämmungsfeldern für die kritischen schwarzen Löcher darin. Machen wir uns lieber an die Arbeit.«

»Warte«, sagte Mahnmut. Er hatte ferngelenkte Fahrzeuge von der Größe seiner Hand in das Wrack geschickt, und nun kamen die Daten durch mikrodünne Nabelschnüre herein. Eine der Drohnen hatte die KI des Kommando- und Kontrollzentrums angezapft.

Mahnmut und Orphu lauschten den letzten Worten der sechszwanzig Besatzungsmitglieder, die sich bereit machten, die ballistischen Raketen zu starten, die ihren Planeten zerstören würden.

Als die Testamente und der Datenstrom zu Ende waren, schwiegen die beiden Moravecs eine lange Minute.

»Oh, was für eine Welt«, flüsterte Orphu schließlich, »die solche Leute hat.«

»Ich komme gleich runter und bereite dich für den Ausflug vor«, sagte Mahnmut. Seine Stimme war dumpf und monoton. »Wir schauen uns dieses Problem aus der Nähe an.«

»Können wir einen Blick in den trockenen Bereich werfen?«, fragte Orphu. »Die Kluft?«

»Der komme ich lieber nicht zu nahe. Das Kraftfeld könnte uns vernichten – die Instrumente der *Lady* können nicht einmal bestimmen, woraus dieses Feld besteht –, und ich kann dir versichern, dass unser U-Boot an der Luft und auf dem Trockenen nicht viel nützt. Wir halten uns von dem Bruch fern.«

»Hast du dir die Luftaufnahmen des Landeboots vom Bug dieses Wracks angesehen?«

»Natürlich. Ich habe sie auf dem Schirm«, sagte Mahnmut. »Einige schwere Schäden am Bug, aber das kann uns egal sein. Wir kommen hier hinten an die Geschosse heran.«

»Nein, ich meinte die anderen Sachen, die da draußen auf dem trockenen Boden liegen. Meine Radardaten sind vielleicht nicht so gut wie deine optischen Bilder, aber es hat fast den Anschein, als wäre eines dieser Häufchen ein Mensch.«

Mahnmut spähte auf seinen Schirm. Das Landeboot hatte eine umfangreiche Serie von Bildern aufgenommen, bevor es weggefliegen war, und er ging sie alle durch. »Wenn es ein Mensch war«, sagte er, »dann ist er schon lange tot. Die Gliedmaßen sind auf falsche Weise abgespreizt, und es ist ganz flach und vertrocknet. Ich glaube nicht, dass es einer war – ich glaube, unser Bewusstsein versucht nur, eine Gestalt in diesem chaotischen Zeug zu sehen. Das ist ein richtiges Trümmerfeld da draußen.«

»Na schön«, sagte Orphu, der sich offenbar ihrer Prioritäten bewusst war. »Was muss ich tun, um mich vorzubereiten?«

»Bleib einfach, wo du bist«, sagte Mahnmut. »Ich komme runter und hole dich. Wir gehen zusammen raus.«

Die *Dark Lady* stand keine zehn Meter westlich vom Heck des Wracks auf ihren Stummelbeinen. Orphu hatte sich gefragt, wie sie durch das Tor der Ladebucht am Bauch des europaschen U-Boots hinauskommen würden, wenn das Boot auf dem Meeresgrund lag, aber diese Frage hatte sich von selbst beantwortet, als Mahnmut die Landebeine ausfuhr.

Mahnmut hatte die Ladebucht durch die innere Luftschiele betreten und eine Direktleitung zu dem großen Ionier herges-

tellt, während er den Laderaum behutsam mit dem Wasser des irdischen Ozeans flutete, den Druck anglich und dann das Laderaumtor öffnete. Sie hatten Orphu von seinen diversen Nabelschnüren gelöst, und die beiden waren sanft zum Meeresboden hinabgesunken.

So rissig und alt Orphus Panzer auch war, er leckte nicht. Als Orphu sich neugierig erkundigte, was es mit den Druckmesswerten auf sich hatte, die seine Hülle und andere Körperteile registrierten, erklärte Mahnmüt es ihm.

Der Atmosphärendruck oben, an einem theoretischen Strand oder unmittelbar über der Wasseroberfläche, betrug relativ stetig 1,03 Kilogramm pro Quadratzentimeter. Ungefähr alle zehn Meter stieg dieser Druck um eine Atmosphäre. Folglich würde jeder Quadratzentimeter der Außenhülle des Moravecs in zehn Meter Tiefe einen Druck von 2,06 Kilogramm spüren. In zwanzig Meter Tiefe würde der Druck drei Atmosphären betragen, und so weiter. In der Tiefe dieses Wracks – über siebzig Meter – übte der Wasserdruck acht Atmosphären auf jeden Quadratzentimeter der Hülle der *Dark Lady* und der Moravec-Körper aus.

Sie waren so konstruiert, dass sie weit höheren Druck aushielten, obwohl Orphu *negative* Druckdifferenziale gewöhnt war, wenn er in dem von Strahlung und Schwefel erfüllten Raum um den Mond Io arbeitete.

Und wo sie gerade von Strahlung sprachen, hier gab es eine Menge davon. Sie registrierten sie beide, und die *Lady* verzeichnete sie ebenfalls und gab ihre Messwerte weiter. Für Moravecs ihrer Bauart war sie nicht gefährlich, aber das Gefühl,

wie die Neutronen- und Gammastrahlen sie durchströmten, erregte ihre Aufmerksamkeit.

Mahnmut erklärte, wenn sie Menschen wären und normale Erdluft aus Tanks atmen würden – eine Mischung von 21 Prozent Sauerstoff und 79 Prozent Stickstoff –, dann würden die sich vervielfachenden und ausdehnenden Stickstoffblasen unter acht Atmosphären ihnen übel mitspielen, sie in Stickstoffnarkose versetzen, ihr Urteilsvermögen trüben und ihre Emotionen verzerren, und sie könnten erst nach stundenlanger, langsamer Dekompression in verschiedenen Tiefen auftauchen. Aber die Moravecs atmeten reines O-zwei, und ihre Kreislaufsysteme kompensierten den zusätzlichen Druck.

»Wollen wir mal einen Blick auf unsere Widersacher werfen?«, fragte Orphu von Io.

Mahnmut ging voran. Obwohl er den gebogenen Rumpf des Wracks so behutsam wie möglich erklomm, stieg Schlick um sie herum auf wie ein terrestrischer Staubsturm.

»Kannst du noch per Feinradar sehen?«, fragte Mahnmut. »Auf den visuellen Frequenzen macht mich dieses Zeug blind. Ich habe darüber in all den alten Tauchgeschichten von der Erde gelesen. Der erste Taucher auf dem Meeresboden bei einem Wrack oder im Innern des Wracks hatte gute Sicht. Alle anderen sahen gar nichts mehr – zumindest, bis der Schlick und der Dreck sich wieder setzten.«

»Blind, hm?«, sagte Orphu. »Tja, willkommen im Club, Amigo. Das Detailradar, das ich in dem Schwefelchaos-Vakuum in der Nähe von Io benutze, durchdringt diese kleinen Schlammwolken prima. Ich sehe den Rumpf, den Höcker des Raketenraums, das Wieheißtesgleichnoch – das kaputte Segel – dreißig

Meter weiter vorn. Wenn du Hilfe brauchst, sag Bescheid, dann nehme ich dich an der Hand.«

Mahnmut grunzte und schaltete seine Hauptsicht auf Wärmebild- und Radarfrequenzen.

Sie schwebten über dem Raketenraum, fünf Meter über den Sprengköpfen. Beide Moravecs manövierten mit Hilfe ihrer eingebauten Düsenaggregate, beide achteten darauf, keinen Schubstrahl in die Richtung der durcheinander gepurzelten Sprengköpfe zu schicken.

Und durcheinander gepurzelt waren sie. Es waren achtundvierzig Raketenabschussrohre, und achtundvierzig Abschussrohrklappen standen weit offen.

Diese Klappen sehen schwer aus, sagte Mahnmut über Engstrahl. Alles, was sie sagten und sahen, einschließlich Engstrahl, wurde natürlich über eine Relais-Funkboje, die Mahnmut aus der Dark Lady abgesetzt hatte, zur Queen Mab übertragen.

Orphu hatte eine der riesigen Klappen gepackt – sie hatte denselben Durchmesser wie der Ionier –, und nun sagte er: »Sieben Tonnen.«

Selbst nachdem die Besatzung der U-Boot-KI befohlen hatte, die achtundvierzig Abschussrohrklappen zu öffnen, waren die Raketen selbst noch von blauen Glasfaserkuppeln bedeckt gewesen, die das Meer fern hielten. Mahnmut sah auf einen Blick, dass die Geschosse – von riesigen Ladungen Stickstoffgas an die Wasseroberfläche getrieben, wo dann ihre Triebwerke zünden würden – diese Glasfaserabdeckungen mit Leichtigkeit durchbrechen würden.

Aber die Geschosse waren nicht inmitten aufsteigender Stickstoffblasen aus ihren Rohren geschossen, und ihre Triebwerke

hatten auch nicht gezündet. Die Glasfaserkuppel-Abdeckungen waren jedoch längst zerfallen; nur brüchige blaue Fragmente waren noch übrig.

»Was für eine Sauerei«, sagte Orphu.

Mahnmut nickte. Was immer das Heck von *Allahs Schwert* getroffen, ihr unmittelbar über dem Maschinenraum das Rückgrat gebrochen und die Verbindung zu ihren Turbinen durchtrennt hatte, sodass das Meer wie eine Mischung aus einer Stoßwellenfront und einer Wasserwand durch die ganze Länge des Boomers geschossen war, hatte auch die diversen Raketenräume aufgebrochen und die Geschosse selbst durcheinander geworfen. Es sah wie ein alter Strohhaufen aus. Manche Sprengköpfe zeigten noch andeutungsweise aufwärts, bei anderen Raketen hingegen waren die uralten, verrosteten Raketentriebwerke und ihr Festbrennstoff oben und die Sprengköpfe im Schlamm begraben.

Vergiss diese gemütlichen sechstausendneunhundertzwölf Stunden Arbeit, sendete Orphu per Engstrahl. So lange werden wir schon allein brauchen, um überhaupt an einige dieser Sprengköpfe heranzukommen. Und wenn wir einem von ihnen ernsthaft mit dem Schweißbrenner zu Leibe rücken oder sie umdrehen, ist die Gefahr überwältigend groß, dass ein anderer dabei detoniert.

Ja, sagte Mahnmut. Momentan raubte ihm kein Schlick die Sicht, und er betrachtete das chaotische Durcheinander hauptsächlich auf seinen optischen Frequenzen.

»Hat einer von euch einen Vorschlag?«, fragte Hauptintegrator Asteague/Che.

Mahnmut wäre beinahe zusammengezuckt. Er wusste, dass ihnen jeder auf der *Mab* zuschaute und zuhörte, aber er war so

in das Studium des Wracks vertieft gewesen, dass er die Verbindung fast schon vergessen hatte.

»Ja.« Orphu von Io hatte schon auf den gemeinsamen Kanal geschaltet. »Wir werden Folgendes machen.«

Er beschrieb das Verfahren so präzise und allgemein verständlich, wie er konnte. Statt jeden Sprengkopf mit Hilfe des langen Protokolls zu entschärfen, das die Hauptintegratoren heruntergeladen hatten, wollte der Ionier die Sache nun auf die schnelle und schmutzige Weise erledigen. Mahnmut sollte die *Dark Lady* direkt über das Wrack steuern und ihre Landebeine auf volle Länge ausfahren, bis sie über dem Boomer hockte wie eine Mutterhenne auf ihrem Nest. Sie würden ihren Arbeitsplatz mit sämtlichen Scheinwerfern am Bauch des Bootes beleuchten. Dann würden Orphu und Mahnmut jeder für sich die Sprengköpfe mit den Schweißbrennern von ihren Raketen abtrennen, die Spitze mit Hilfe eines simplen Flaschenzugsystems direkt in den Laderaum der *Dark Lady* hinaufhieven und sie in Frachtpolster setzen wie Eier in einen Karton.

»Besteht nicht die große Gefahr, dass die schwarzen Löcher während dieser unsanften Behandlung kritisch werden?«, fragte Cho Li auf der Brücke der *Queen Mab*.

»Doch«, rumpelte Orphu über Funk, »aber die Chancen stehen hundert zu eins, dass sich eins der schwarzen Löcher aktiviert, wenn wir ein Jahr oder länger an ihnen herumfummeln. Wir machen es auf diese Weise.«

Mahnmut berührte einen der Manipulatoren des Ioniers und nickte zustimmend, in der festen Überzeugung, dass Orphus Feinradar sein Nicken registrieren würde.

Die strenge Stimme von Suma IV. drang über die Funkverbindung zu ihnen durch. »Und was soll mit den achtundvierzig Sprengköpfen und ihren siebenhundertachtundsechzig schwarzen Löchern geschehen, nachdem ihr sie in euer U-Boot geladen habt?«

»Ihr holt uns ab«, sagte Mahnmut. »Das Landeboot schleppt die *Dark Lady* mit ihrer tödlichen Fracht in den Weltraum hinaus, und wir schicken die Löcher auf die Reise.«

»Das Landeboot ist nicht dazu ausgelegt, über die Ringe hinauszufiegen«, blaffte Suma IV. »Und auf dem Weg nach oben werden sich die leukozytenartigen Roboter-Angriffsdrohnen im Ä-Ring und P-Ring garantiert auf uns stürzen.«

»Das ist euer Problem«, rumpelte Orphu. »Wir machen uns jetzt an die Arbeit. Ich schätze, wir brauchen zehn bis zwölf Stunden, um diese Sprengköpfe abzutrennen und in die *Dark Lady* zu verladen. Wenn wir auftauchen, solltet ihr euch etwas überlegt haben. Wir wissen, dass noch andere Raumschiffe als die *Mab* an dieser Mission teilnehmen – getarnt, jenseits der Ringe, was auch immer. Eines davon sollte sich bereit halten, um sich in einer niedrigen Erdumlaufbahn mit dem Landeboot zu treffen und uns diese Schweinerei abzunehmen. Wir haben diesen weiten Weg zur Erde ja nicht zurückgelegt, nur um sie nun zu vernichten.«

»Ich bestätige den Empfang eurer Nachricht«, sagte Asteague/Che. »Und ich möchte euch mitteilen, dass wir hier oben Besuch haben. Während ich mit euch spreche, legt gerade ein kleines Raumschiff – ein Sonie, glaube ich – an Sycorax' Orbitalinsel an.«

Nomans Aufbruch verlief völlig unzeremoniell. In der einen Minute lag er auf dem schwebenden Sonie und plauderte mit Daeman, Hannah und Tom, die neben der Flugmaschine standen, und im nächsten Moment kippte das Sonie fast in die Senkrechte, sein Kraftfeld drückte Noman in die Mulde, und dann schoss es wie eine Flechette gen Himmel und verschwand binnen Sekunden in den tief hängenden, grauen Wolken.

Ada fühlte sich betrogen. Sie hätte gern noch ein paar letzte Worte mit dem Freund gewechselt, den sie einmal als Odysseus gekannt hatte.

Die Abstimmung darüber, ob Noman das Sonie bekommen sollte, war mit einer Mehrheit von einer Stimme entschieden worden. Die letzte, entscheidende Stimme war von Elian abgegeben worden, dem kahlköpfigen Anführer der fünf Flüchtlinge aus Hughes Town, die mit Hannah und Noman auf dem Himmelsfloß gekommen waren. Er gehörte also nicht einmal zu den Überlebenden von Ardis.

Die Leute von Ardis, die gegen den Verlust des Sonies gestimmt hatten, waren wütend. Forderungen nach einer erneuten Auszählung wurden laut. Nicht nur Stimmen, sondern sogar Flechette-Gewehre waren zornig erhoben worden.

Ada war mitten ins Getümmel getreten und hatte mit lauter, ruhiger Stimme verkündet, die Angelegenheit sei entschieden. Noman dürfe das Sonie nehmen, werde es jedoch so bald wie möglich zurückbringen. Bis dahin hätten sie das Himmelsfloß, das Noman und Hannah in der Golden Gate bei Machu Picchu zusammengestoppelt hatten. Das Sonie könne nur sechs, das

Himmelsfloß jedoch bis zu vierzehn Personen tragen, wenn sie zu der Insel fliehen müssten. Diese Angelegenheit war geklärt.

Die Flechette-Gewehre waren gesenkt worden, aber das Murren ging weiter. In den Stunden danach mieden alte Freunde von Ada ihren Blick, und sie wusste, dass sie ihr Kapital als Anführerin der Überlebenden von Ardis nun vollständig aufgebraucht hatte.

Jetzt waren Noman und das Sonie fort, und Ada hatte sich noch nie so einsam gefühlt. Sie berührte ihren leicht angeschwollenen Bauch und dachte: *Kleiner Mensch, Sohn oder Tochter von Harman, wenn dies ein Fehler war, der dich in Gefahr bringt, wird es mir bis zur letzten Sekunde meines Lebens Leid tun.*

»Ada?«, sagte Daeman. »Kann ich dich unter vier Augen sprechen?«

Sie gingen an der nördlichen Palisadenmauer vorbei dorthin, wo Hannah einst ihren eingerüsteten Kuppelofen betrieben hatte. Daeman erzählte ihr von seiner Begegnung mit der Nachmenschenfrau, die sich Moira genannt hatte. Er beschrieb ihr, dass sie genau wie eine junge Savi ausgesehen hatte und dass sie für alle anderen unsichtbar gewesen war, als sie während der Versammlung und der Abstimmung neben ihm gestanden hatte.

Ada schüttelte langsam den Kopf. »Das ergibt alles überhaupt keinen Sinn, Daeman. Weshalb sollte ein Nachmensch in Savis Körper erscheinen – und für uns andere unsichtbar bleiben? Wie hätte sie das anstellen sollen? Und *warum* hätte sie es tun sollen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hat sie sonst noch etwas gesagt?«

»Vor der Versammlung hat sie mir versprochen, mir nach deren Ende etwas über Harman zu erzählen, wenn sie teilnehmen dürfe.«

»Und?« Adas Herz schlug so heftig, als würde sich das Kind in ihr bewegen, weil es genauso gespannt war auf die Nachricht wie sie.

»Der Moira-Geist hat hinterher nur gesagt: ›Denkt daran, dass Nomans Sarg niemandes Sarg war.««

Ada ließ ihn das zweimal wiederholen und sagte dann: »Das ergibt auch keinen Sinn.«

»Ich weiß.« Daeman wirkte niedergeschlagen; seine Schultern hingen herab. »Ich habe versucht, ihr eine Erklärung zu entlocken, aber dann war sie... weg. Sie ist einfach verschwunden.«

Ada sah ihn scharf an. »Bist du sicher, dass das wirklich geschehen ist, Daeman? Wir haben alle zu hart gearbeitet, zu wenig geschlafen, uns zu viele Sorgen gemacht. Bist du sicher, dass dieser Moira-Geist real war?«

Daeman hielt ihrem Blick stand. Aus seiner Miene sprach gleichermaßen zornige Abwehr ihrer zornigen Skepsis, aber er sagte nichts mehr.

»Denkt daran, dass Nomans Sarg niemandes Sarg war«, murmelte Ada. Sie schaute sich um. Die Leute gingen ihren nachmittäglichen Pflichten nach, aber die Arbeitstrupps hatten sich nun in Gruppen derjenigen aufgespalten, die gleich abgestimmt hatten. Keine Seite sprach mit dem kahlköpfigen Elian. Ada kämpfte gegen die Tränen an.

Weder Noman noch das Sonie kam an diesem Tag zurück. Auch nicht am nächsten. Oder am übernächsten.

Am dritten Tag begleitete Ada Daemans Jagdtrupp in dem schwankenden, von Hannah gesteuerten Himmelsfloß über den Kreis der Voynixe hinaus und versuchte abzuschätzen, wie viele der kopflosen, gepanzerten Killer dort unten waren. Es war ein schöner Vormittag – keine einzige Wolke, ein blauer Himmel und wärmere Winde, die den Frühling verhiessen –, und sie erkannte sofort, dass die Anzahl der Voynixe, die sich in ihrem Drei-Kilometer-Radius um die Grube drängten, zugenommen hatte.

»Mir fallen solche Schätzungen immer schwer«, flüsterte Ada Daeman zu, obwohl sie gute dreihundert Meter über den Ungeheuern waren. »Allein auf dieser Wiese sind es bestimmt drei- oder vierhundert. Wir mussten nie große und noch im Wachsen begriffene Massen zählen. Was meinst du? Wie viele sind da unten insgesamt? Fünftehtausend? Oder mehr?«

»Mehr, glaube ich«, sagte Daeman ruhig. »Ich schätze, dass wir momentan von dreißig- bis vierzigtausend Voynixen umzingelt sind.«

»Haben sie es denn nie satt, dort zu stehen?«, fragte Ada. »Müssen sie nicht mal was essen oder trinken?«

»Offenbar nicht«, sagte Daeman. »Als wir sie noch für Dienstmaschinen hielten, habe ich nie gesehen, dass einer etwas gegessen oder getrunken hat oder müde geworden ist. Du?«

Ada schwieg. Diese Zeiten schienen zu weit zurückzuliegen, um über so etwas nachzudenken, obwohl sie vor nicht einmal einem Jahr geendet hatten.

»Fünfzigtausend«, sagte Daeman leise. »Vielleicht sind es jetzt fünfzigtausend, und jeden Tag faxen mehr herbei.«

Hannah flog mit ihnen weiter nach Westen, auf der Suche nach Wild und frischem Fleisch.

Am vierten Tag war das Setebos-Baby in der Grube zur Größe eines einjährigen Kalbes – eines ihrer einjährigen Kälber, die inzwischen natürlich alle von den Voynixen geschlachtet worden waren – herangewachsen, aber eines Kalbes, das nur ein pulsierendes graues Gehirn mit zahllosen rosafarbenen Händen am Bauch, gelben Augen, pulsierenden Fressöffnungen und weiteren dreifingrigen Händen war, die an grauen Stängeln hervorschossen.

Mami, Mami, flüsterte das Wesen in Adas Geist, in ihrer aller Geist. Es wird Zeit, dass ich rauskomme. Diese Grube ist zu klein, und ich bin zu hungrig, um noch länger hier zu bleiben.

Es war früher Abend. In spätestens einer Stunde würde die Dämmerung und mit ihr eine weitere lange, dunkle Winternacht hereinschlagen. Die Gruppe versammelte sich bei der Grube. Männer wie Frauen neigten noch immer dazu, sich ihrem Abstimmungsverhalten gemäß zusammenzuscharen. Jeder hatte nun eine Flechette-Waffe, obwohl Armbrüste als Reserve in Reichweite aufbewahrt wurden.

Casman, Kaman, Greogi und Edide standen über der Grube und zielten mit ihren Gewehren auf das große Wesen in dem Loch. Andere versammelten sich um sie herum.

»Hannah«, sagte Ada, »ist das Himmelsfloß ausreichend mit Proviant beladen?«

»Ja«, sagte die jüngere Frau. »Alle Kisten für den ersten Flug sind an Bord, und es ist noch genug Platz für zehn Personen. Bei jedem weiteren Flug können wir dann vierzehn Personen mitnehmen.«

»Und wie lange braucht ihr bei den Proben noch für den Flug zur Insel und das Entladen der Kisten?«, fragte Ada.

»Zweiundvierzig Minuten«, sagte Laman, der sich die Stümpfe der fehlenden Finger an seiner rechten Hand rieb. »Fünfunddreißig Minuten, wenn es nur Menschen sind. Das Aufsteigen und Absteigen dauert ein paar Minuten.«

»Das ist nicht gut genug«, sagte Ada.

Hannah trat näher an das Feuer heran, das sie in der Nähe der Grube unterhielten. »Ada, der Flug zur Insel dauert fünfzehn Minuten pro Strecke. Die Maschine kann nicht schneller fliegen.«

»Das Sonie wäre in weniger als einer Minute dort gewesen«, sagte Loes, einer der Zornigsten unter den Überlebenden von Ardis. »Wir hätten alle in weniger als zehn Minuten dorthin gebracht werden können.«

»Aber wir haben das Sonie jetzt nicht.« Ada hörte die Teilnahmslosigkeit in ihrer Stimme. Sie schaute unwillkürlich nach Südwesten, zum Fluss und der Insel, aber auch zu den Wäldern, in denen fünfzig- bis sechzigtausend Voynixe warteten.

Noman hatte Recht gehabt. Selbst wenn die gesamte Kolonie zur Insel entkam, würden die Voynixe binnen Stunden über ihnen sein – vielleicht sogar binnen Minuten. Obwohl der Ardis-Faxknoten noch immer nicht funktionierte – zwei ihrer Leute waren Tag und Nacht beim Pavillon, um es immer wieder auszuprobieren –, faxten die Voynixe. Irgendwie faxten sie. Es

gab keinen Ort auf der Erde, erkannte Ada, wo sie vor den Killern sicher sein würden.

»Kümmern wir uns wieder ums Abendessen«, rief sie über das Gemurmel hinweg. Jeder konnte die feuchtkalte Stimme der Setebos-Brut in seinem Geist spüren.

Mami, Papi, es wird Zeit, dass ich rauskomme. Öffnet das Gitter, Papi, Mami, sonst mache ich es selbst. Ich bin jetzt stärker. Ich habe Hunger. Ich möchte jetzt zu euch kommen.

Greogi, Daeman, Hannah, Elian, Boman, Edide und Ada saßen beieinander und unterhielten sich bis spät in die Nacht. Über ihnen kreisten lautlos der Äquatorialring und der Polarring; sie drehten sich, wie sie es immer getan hatten. Der Große Bär stand tief im Norden. Der Mond war eine Sichel.

»Ich glaube, morgen früh beim ersten Tageslicht lassen wir die Idee mit der Insel fallen und fangen an, so viele wie möglich zur Golden Gate bei Machu Picchu zu evakuieren«, sagte Ada. »Das hätten wir schon vor Wochen tun sollen.«

»Dieses blöde Himmelsfloß würde Wochen brauchen, um zur Golden Gate bei Machu Picchu zu kommen«, widersprach Hannah. »Und es könnte sein, dass es wieder kaputtgeht und überhaupt nicht dort ankommt. Ohne Noman, der es reparieren kann, saßen die Leute auf dem Himmelsfloß fest.«

»Wenn es hier kaputtgeht, sind wir ebenfalls tot«, sagte Daeman. Die junge Frau schien in sich zusammenzusinken. Er berührte sie an der Schulter. »Ihr habt erstaunlich gute Arbeit geleistet, dass es immer noch funktioniert, Hannah, aber wir kennen uns mit dieser Technologie einfach nicht aus.«

»Mit welcher Technologie kennen wir uns denn aus?«, sagte Boman leise.

»Mit Armbrüsten«, antwortete Edide. »Wir sind allmählich verdammt gut darin, Armbrüste zu bauen.«

Niemand lachte. Nach ein paar Minuten bat Elian: »Erzählt mir noch mal, woran es liegt, dass die Voynixe nicht in den Wohnbereich dieser Brücke bei Machu Picchu hineinkommen.«

»Die Wohnblasen sind wie Weinbeeren an einer Rebe«, erklärte Hannah, die dort mehr Zeit verbracht hatte als alle anderen. »Aber miteinander verbunden. Durchsichtiger Kunststoff oder so. Es ist eine Technologie aus dem späten Untergegangenen Zeitalter, vielleicht sogar Nachmenschen-Technologie – irgendein Kraftfeld unmittelbar über der Oberfläche des Glases. Die Voynixe rutschen einfach ab.«

»Wir hatten etwas Ähnliches an den Fenstern des Crawlers, mit dem Savi uns von Jerusalem aus ins Mittelmeerbecken gefahren hat«, sagte Daeman. »Sie meinte, es sei ein reibungsfreies Feld, das den Regen abhalten solle. Aber es hat auch bei Voynixen und *Calibani* funktioniert.«

»Ich würde gern mal so einen *Calibani* sehen«, erklärte Elian. »Und auch das Caliban-Wesen, das du beschrieben hast.« Der Mund und die Gesichtszüge des kahlköpfigen Mannes schienen immer auf geradezu demonstrative Weise Kraft und Neugier auszustrahlen.

»Nein«, sagte Daeman leise, »das würdest du nicht. Schon gar nicht den echten Caliban. Glaub mir.«

In dem Schweigen, das darauf folgte, sagte Greogi, was sie alle gedacht hatten. »Wir werden losen müssen... Strohhalme ziehen oder so. Vierzehn fliegen zur Brücke. Sie können Waf-

fen, Wasser und Mindestrationen mitnehmen, unterwegs vielleicht jagen, sodass eine volle Himmelsfloß-Ladung von vierzehn Mann losfliegen kann. Die anderen bleiben hier.«

»Vierzehn von vierundfünfzig dürfen am Leben bleiben?«, sagte Edide. »Das kommt mir nicht richtig vor.«

»Hannah wird zu denen gehören, die mitfliegen«, sagte Greogi. »Sie bringt das Himmelsfloß zurück, falls die vierzehn beim ersten Flug zur Brücke kommen.«

Hannah schüttelte den Kopf. »Du kannst das Ding genauso gut fliegen wie ich, Greogi. Und wir können es auch jedem anderen hier beibringen. Ich bin nicht automatisch beim ersten Flug dabei, und du weißt... du *weißt*... dass es keinen zweiten Flug geben wird. Nicht bei der Verfassung, in der sich das Himmelsfloß befindet. Nicht, wenn die Voynixe sich weiterhin dort draußen im Dunkeln versammeln. Nicht, wenn das Setebos-Wesen mit jeder Stunde stärker wird. Wer diese vierzehn kurzen oder langen Strohhalmte zieht, wird eine Chance haben, am Leben zu bleiben. Die anderen werden hier sterben.«

»Dann werden wir die Entscheidung treffen, sobald es hell wird«, sagte Ada.

»Es könnte Streit geben«, meinte Elian. »Die Leute sind zornig, hungrig und reizbar. Vielleicht wollen sie keine Strohhalmte ziehen, um zu bestimmen, wer am Leben bleibt und wer stirbt. Vielleicht stürmen sie das Floß sofort, wenn sie keinen Platz bekommen.«

Ada nickte. »Daeman, postiere zehn deiner besten Leute um das Himmelsfloß, damit sie es schützen, noch bevor ich den Rat einberufe. Edide, du und deine Freunde, ihr versucht unauffäl-

lig, so viele der herumliegenden Waffen wie möglich einzusammeln.«

»Die meisten schlafen jetzt mit ihren Flechette-Gewehren«, erwiderte die blonde Frau. »Sie legen sie nicht mehr aus der Hand.«

Ada nickte erneut. »Tut, was ihr könnt. Ich werde mit allen reden. Ihnen erklären, weshalb dies unsere einzige Hoffnung ist.«

»Die Verlierer werden zur Insel gebracht werden wollen«, sagte Greogi. »Zuallermindest.«

Boman nickte. »Ich würde es wollen. Ich *will* es, wenn ich keinen Strohalm von der richtigen Größe ziehe.«

Ada seufzte. »Es wird nichts nützen. Ich bin davon überzeugt, dass die Insel nur ein anderer Ort zum Sterben ist... die Voynixe werden Minuten nach uns dort sein, wenn uns das Setebos-Wesen nicht mehr schützt. Aber wir können es machen. Wir können diejenigen, die es wollen, dorthin bringen und dann die vierzehn zur Brücke fliegen lassen.«

»Damit vergeuden wir bloß Zeit«, sagte Hannah. »Und setzen das Himmelsfloß einer zusätzlichen Belastung aus.«

Ada hob die Hände, die Handflächen nach oben. »Vielleicht hält es unsere Leute davon ab, einander umzubringen, Hannah. Dann haben vierzehn Personen eine Chance. Und die anderen können wählen, wo sie kämpfen und sterben wollen. Das ist doch schon was – zumindest die Illusion einer Wahl.«

Niemand hatte noch etwas zu sagen. Sie gingen auseinander und kehrten zu ihren Schlafzelten und Schuppen zurück.

Hannah folgte Ada und fasste sie im Dunkeln am Arm, bevor sie Adas Schlafzelt erreichten.

»Ada«, flüsterte die jüngere Frau, »ich habe so ein Gefühl, dass Harman noch lebt. Ich hoffe, du gehörst zu den vierzehn.«

Ada lächelte. Ihre weißen Zähne blitzten im Ringlicht. »Ich habe auch das Gefühl, dass Harman noch lebt, meine Liebe. Aber ich werde keine der vierzehn sein. Ich habe schon beschlossen, mich nicht am Losverfahren zu beteiligen. Mein Baby und ich bleiben in Ardis.«

Am Ende spielten all ihre Pläne überhaupt keine Rolle.

Kurz nach Sonnenaufgang erwachte Ada ruckartig von der Berührung kalter Hände in ihrem Geist und ihrem Bauch.

Mami – ich habe hier deinen kleinen Sohn. Er bleibt noch ein paar Monate drin, während ich ihm Dinge beibringe – wundervolle Dinge – aber ich komme jetzt zum Spielen raus!

Ada schrie auf, als sie spürte, wie der Geist in der Grube den keimenden Geist des Fötus in ihrem Innern berührte.

Sie war auf den Beinen und rannte mit zwei Flechette-Gewehren los, bevor noch jemand ganz aufgewacht war.

Das Setebos-Baby hatte die Gitterstangen auseinander gedrückt und zwängte seinen hirntartigen grauen Körper durch die verbogenen Maschen. Es hatte seine Tentakel schon fünf Meter weit zu einer Seite geschleudert und seine dreifingrigen Hände tief in den Schmutz gegraben. Drei seiner Fressöffnungen waren offen, und ihre langen, fleischigen, stammähnlichen Anhängsel tranken bereits Kummer, Schrecken und Geschichte aus dem Erdreich von Ardis. Seine vielen gelben Augen funkel-

ten sehr hell, und als es aus der Grube emporstieg, wedelten die vielen Finger seiner großen rosafarbenen Hände wie Seeanemonen in einer starken Strömung.

Es ist alles in Ordnung, Mami, zisch-dachte das Wesen, während es sich aus der Grube zog. Ich will nur...

Ada hörte, wie Daeman und andere hinter ihr herbeigelaufen kamen, aber sie schaute sich nicht um, als sie stehen blieb, das Flechette-Gewehr von der Schulter riss und ein volles Magazin in das Setebos-Wesen feuerte.

Es wirbelte herum, als Tausende von Glaspfeilen Teile seines linken Lappens zerfetzten. Tentakel peitschten auf sie zu.

Ada wich aus, legte ein zweites Magazin ein und leerte es in das sich windende Gehirn.

[illegible]

Ada warf das erste Flechette-Gewehr weg, als das zweite Magazin leer war, hob das zweite Gewehr, stellte es auf Vollautomatik, trat drei Schritte näher zwischen die krallenden Tentakel und feuerte das volle Flechette-Magazin zwischen die gelben Augen an der Vorderseite des Gehirns.

Die Setebos-Brut schrie – schrie mit ihren echten, vielen Mündern – und fiel rücklings in die Grube.

Ada marschierte zum Rand der Grube, legte ein neues Magazin ein und feuerte, ohne auf die Rufe und Schreie hinter ihr zu achten. Als dieses Flechette-Magazin leer war, legte sie ein weiteres ein, zielte auf die blutende graue Masse in der Grube und feuerte erneut. Und wieder. Und wieder. Das Gehirn teilte sich entlang seiner Hemisphären, und sie zerschoss jede breiige Hälfte, als würde sie einen Kürbis zerschlagen. Die rosafarbe-

nen Hände und langen Stängel zuckten krampfhaft, aber die Setebos-Brut war tot.

Ada spürte, wie sie starb. Jeder spürte es. Ihr letzter mentaler Schrei – in keiner Sprache außer Schmerz – verklang zischend in ihrem Geist wie schmutziges Wasser, das in einen Abfluss lief.

Alle außer den Wachposten kamen aus ihren Unterkünften, gruppierten sich um die Grube und starrten hinab. Sie fühlten die Abwesenheit, konnten jedoch noch nicht so recht glauben, dass das Wesen wirklich tot war.

Greogi beugte sich nah zu Ada. »Tja, nun brauche ich wohl doch nicht loszugehen, um Strohhalme zu sammeln«, flüsterte er ihr inmitten des benommenen Schweigens ins Ohr.

Auf einmal erhob sich überall um sie herum ein Geräusch – ein furchteinflößendes Surren, Pfeifen und Summen, zunächst noch fern, dann jedoch immer lauter, ein Surren und Scharren, das durch den Wald hallte und von den umliegenden Hügeln zurückgeworfen wurde.

»Was zum Teufel...«, begann Casman.

»Die Voynixe«, sagte Daeman. Er nahm Ada das Gewehr ab, legte ein neues Flechette-Magazin ein und gab es ihr zurück. »Sie kommen alle auf einmal.«

81

Hier bin ich und sehe und höre, wie ein Gott überschnappt. Ich weiß nicht, welche Hilfe ich mir hier oben auf dem Olymp für

meine belagerten und sterbenden Achäer erwartet habe, aber jetzt sitze ich ebenso sicher in der selbst gestellten Falle, wie die Griechen an ihrem Strand mit den auf sie eindringenden Trojanern in einer Todesfalle sitzen, und ich stehe hier in meinem verschwitzten Chamäleon-Anzug, auf engstem Raum mit tausend Unsterblichen, und versuche, den Atem anzuhalten, um mich nicht zu verraten, während ich zuhöre, wie Zeus, bereits König der Götter, sich zum einen und einzigen, ewigen, allmächtigen Gott erklärt.

Eigentlich bräuchte ich mir keine Sorgen zu machen, dass ich bemerkt werden könnte. Die Götter um mich herum glotzen Zeus an, ihre unsterblichen Kinnladen hängen herunter, ihre göttlichen Münder stehen offen, und ihre göttlichen olympischen Augen quellen hervor.

Zeus ist übergeschnappt. Und seine dunklen Augen scheinen sich in mich hineinzubohren, während er von seinem neuen Aufstieg zur absoluten Göttlichkeit faselt. Ich bin sicher, dass er mich sehen kann. Aus seinem Blick spricht die selbstzufriedene Geduld einer Katze mit einer Maus zwischen den Pfoten.

Ich lege meine von dem dicken Anzugstoff überzogene Hand an das QT-Medaillon an meiner Brust unter dem klebrigen Chamäleon-Anzug.

Aber wohin soll ich qten? Zurück zum Strand mit den Achäern? Das wäre mein sicherer Tod. Zurück nach Ilium, um Helena zu besuchen? Das wäre amüsant, und ich würde am Leben bleiben, aber es wäre ein Verrat an... an wem? Die Griechen haben es nicht einmal bemerkt, wenn ich unter ihnen war, jedenfalls nicht, seit Achilles und Odysseus auf der falschen Seite des sich schließenden Bran-Lochs verschwunden sind.

Weshalb sollte ich ihnen gegenüber Loyalität verspüren, wenn sie es nicht tun...

Aber es ist so.

Apropos Odysseus – und wenn ich an ihn denke, sehe ich sofort nicht jugendfreie Bilder von mir –, ich weiß, dass ich zur *Queen Mab* zurückqten kann. Das wäre vielleicht der sicherste Ort für mich, obwohl mein Platz eigentlich nicht dort bei den Moravecs ist.

Nichts kommt mir richtig vor. Nichts, was ich tun könnte, erscheint mir besser als ein feiger Verrat.

Verrat an wem denn, Herrgott noch mal?, frage ich mich, den Namen des Herrn missbrauchend, während der neue Herr und einzige allmächtige Gott der Welt mir in die Augen starrt und seine von Faustschlägen begleitete, speichelsprühende Tirade beendet.

Der Götterfürst Zeus beschließt seine Rede nicht mit »*NOCH IRGENDWELCHE FRAGEN?*«, aber er hätte es ebenso gut tun können, nach dem lastenden Schweigen zu urteilen, das sich nun auf die große Halle der Götter herabsenkt.

Plötzlich fällt dem nicht totzukriegenden Pedanten in mir, eher dem Möchtegern-Philologen als dem ehemaligen Scholiker, unerklärlicherweise – in Anbetracht des Echtzeit-Terrors der Situation – ein geradezu Miltonscher Satz Luzifers ein: *Hoch über den Sternen Gottes will ich aufrichten meinen Sitz...*

Etwas reißt das Dach und die oberen Etagen der großen Halle der Götter weg, entblößt den nackten Himmel und eine gestaltlose Gestalt. Wind heult, Stimmen brüllen.

Die Mauer stürzt nach innen. Riesige, zum Teil andeutungsweise menschliche Gestalten zertrümmern Mauerwerk, stür-

zen Säulen um, strömen vom Himmel herab und greifen die versammelten Götter an. Jeder Unsterbliche, der noch ein Fitzelchen Vernunft besitzt, qtet fort oder nimmt die Beine in die Hand. Ich bleibe wie erstarrt stehen.

Zeus springt auf. Sein goldener Panzer und seine goldenen Waffen liegen keine sechs Meter von seinem Thron auf einem Haufen, aber sie sind zu weit weg. Zu viele Gestalten kommen zu rasch heran, als dass der Vater der Götter sich wappnen könnte.

Er richtet sich auf und zieht seinen muskulösen Arm zurück, um Blitze zu schleudern und den Donner zu lenken.

Nichts geschieht.

»Wehe! Weh!«, schreit Zeus und starrt auf seine rechte Hand, als hätte sie ihm den Befehl verweigert. »Die Elemente, sie gehorchen nicht!«

»NICHT ZUFLUCHT NOCH BERUFUNG MEHR«, dröhnt eine Stimme aus der sich bewegenden Gewitterwolkenmasse, die über dem zerstörten Bauwerk und den miteinander kämpfenden Göttern und Gestalten aufragt. »THRONRÄUBER, KOMM HINAB MIT MIR. DIE BLEIBEN, LIEBEN NICHT ALTÄRE, THRONE, TRIBUNALE, KERKER, ALL DIESEN TAND, GEHASST VON GOTT UND MENSCH. KOMM, THRONRÄUBER, WELTTYRANN, KOMM IN DEIN NEUES HEIM, FREMD UND WILD UND GRAUS.«

Trotz ihrer ungeheuren Lautstärke ist die schreckliche Stimme wegen ihrer Gelassenheit umso schrecklicher.

»Nein!«, schreit Zeus und quantenteleportiert fort.

Ich höre die Unsterblichen, die in meiner Nähe kämpfen, »Titanen!« und »Kronos!« rufen, dann renne ich, bete, dass ich in

meinem Moravec-Chamäleon-Anzug unsichtbar bleibe, laufe hinaus, zwischen den einstürzenden Säulen hindurch, vorbei an den kämpfenden Gestalten, durch waschechte Blitze, hinaus unter die von Feuer zerrissenen blauen Himmel über dem Gipfel des Olymp.

Einige der olympischen Götter haben sich schon in ihre fliegenden Streitwagen geflüchtet und sind von größeren, seltsameren Streitwagen und ihren unbeschreiblichen Lenkern bereits zum Kampf gestellt worden. Überall an den Ufern des Caldera-Sees kämpfen Götter gegen Titanen – ich sehe, wie eine Gestalt, die nur Kronos sein kann, es mit Apollo und Ares zugleich aufnimmt –, während Monster gegen Götter kämpfen und Götter flüchten.

Plötzlich werde ich gepackt. Eine starke Hand bringt mich abrupt zum Stehen, hält meinen rechten Arm fest, bevor ich nach meinem QT-Medaillon greifen kann, und schält meinen Chamäleon-Anzug ab wie das Geschenkpapier von einem schlecht verpackten Paket.

Ich sehe, dass es Hephaistos ist, der bärtige Zwerggott des Feuers, oberster Handwerker von Zeus und den Göttern. Hinter ihm auf dem Gras liegt ein Ding, das wie eine Reihe eiserner Kanonenkugeln mit einem Goldfischglas aussieht.

»Was machst du denn hier, Hockenberry?«, knurrt der ungekämmtte Gott. So klein er im Vergleich zu den anderen Olympiern ist, er ist immer noch größer als ich.

»Wieso hast du mich gesehen?«, ist alles, was ich herausbringe. Fünfzig Meter entfernt hat Kronos Apollo offenbar mit einem riesigen Knüppel erschlagen. Das Sturmwolkenwesen, das über der dachlosen großen Halle der Götter schwebt, scheint

sich in dem starken Wind aufzulösen, der um den Gipfel des Olymps weht.

Hephaistos lacht und klopft auf ein Linsending aus Glas und Bronze, das inmitten von hundert anderen winzigen Gerätschaften an seiner Weste baumelt. »Natürlich konnte ich dich sehen. Genauso wie Zeus es konnte. Deshalb hat er mir befohlen, *dich zu bauen*, Hockenberry. Es sollte alles dazu führen, dass jemand seinen heutigen Aufstieg zur Göttlichkeit *beobachtete* – jemand, der es *verdammt gut aufschreiben konnte*. Wir können hier alle nicht mehr lesen und schreiben, weißt du.«

Bevor ich etwas tun oder sagen kann, packt Hephaistos das schwere QT-Medaillon, reißt es mir herunter – die Kette geht kaputt – und zerquetscht es in seiner massigen, schmutzigen Hand mit den Stummelfingern.

OJesusGottAllmächtigernein, schießt es mir durch den Kopf, als der Gott des Feuers seine Faust gerade weit genug öffnet, um die goldenen Krümel in eine Westentasche fallen zu lassen, die er weit aufzieht.

»Nun mach dir mal nicht in die Hose, Hockenberry«, lacht der Gott. »Dieses Ding hat nie funktioniert. Siehst du – *es hat nicht den geringsten beschissenen Mechanismus!* Nur die Wählscheibe, die du herumdrehen konntest. Das war immer deine magische Dumbo-Feder.«

»Es hat funktioniert... es war immer... ich komme gerade von... ich habe es benutzt, um...«

»Nein, hast du nicht«, sagt Hephaistos. »Ich habe dir die erforderlichen Nanogene für die Quantenteleportation eingebaut – genau wie den großen Jungs. Genau wie uns Göttern. Du solltest es nur nicht erfahren, ehe es nicht so weit war. Aphrodite

hat den Köder geschluckt – sie hat dir das falsche Medaillon gegeben, um dich in ihrem Komplott zur Ermordung Athenes zu benutzen.«

Ich schaue mich hektisch um. Die große Halle der Götter ist eingestürzt. Flammen lecken zwischen den umgeworfenen Säulen hindurch. Die Kämpfe breiten sich überallhin aus, aber zugleich leert sich der Gipfel, weil immer mehr Götter davonschießen, um sich auf der Ilium-Erde zu verstecken. Hier und dort öffnen sich Bran-Löcher, und die Titanen und monströsen Wesen folgen den fliehenden Göttern. Das Donnerwolkenwesen, welches das Dach und die oberen drei Etagen der großen Halle weggerissen hat, ist verschwunden.

»Du musst mir helfen, die Griechen zu retten«, sage ich mit klappernden Zähnen.

Hephaistos lacht erneut und reibt sich mit dem Rücken seiner rußigen Hand über den schmierigen Mund. »Ich habe schon alle anderen Menschen auf dieser verdammten Erde der Ilium-Geschichte aufgesaugt«, sagt er. »Weshalb sollte ich die Griechen retten? Oder meinetwegen auch die Trojaner? Was haben sie in letzter Zeit für mich getan? Andererseits brauche ich einige Menschen dort unten, die mich anbeten, wenn ich in ein paar Tagen diesen Thron auf dem Olymp besteige...«

Ich kann ihn nur anstarren. »*Du* hast die Menschen aufgesaugt? *Du* hast die Bevölkerung der Ilium-Erde in dem blauen Strahl gefangen, der von Delphi aufsteigt?«

»Was zum Hades hast du denn geglaubt, wer es getan hat? Zeus? Mit seinem gewaltigen technischen Können?« Hephaistos schüttelt den Kopf. Die Titanen-Brüder Kronos, Iapetos, Hyperion, Krios, Koios und Okeanos kommen auf uns zu. Sie

sind von Kopf bis Fuß vom goldenen Ichor-Blut der Götter besudelt.

Plötzlich kommt Achilles aus den brennenden Ruinen. Er ist vollständig mit seiner goldenen Rüstung bekleidet, und sein schöner Schild ist ebenfalls mit dem Blut der Unsterblichen beschmiert. Er hat das lange Schwert gezückt, und seine Augen starren mit einem fast schon wahnsinnigen Blick aus den Schlitzen seines schmutzigen, rußgeschwärzten goldenen Helms. Die Erscheinung ignoriert mich und ruft Hephaistos zu: »Zeus ist geflohen!«

»Natürlich«, erwidert der Feuergott. »Hast du gedacht, er würde warten, bis der Demogorgon ihn in den Tartaros schleppt?«

»Mit dem Holo-Pool-Lokalisator kann ich Zeus nirgends finden!«, ruft Achilles. »Ich habe Aphrodites Mutter, Dione, gezwungen, mir mit dem Lokalisator zu helfen. Sie hat gesagt, er würde ihn an jedem Ort im ganzen Universum finden. Als sie versagt hat, habe ich sie in Stücke gehauen. Wo *ist* er?«

Hephaistos lächelt. »Erinnerst du dich an diesen einen Ort, fußschneller Männertöter, wo Zeus vor aller Augen verborgen war, als Hera ihn in den ewigen Schlaf ficken wollte?«

Achilles packt den Feuergott an der Schulter und hebt ihn beinahe vom Boden. »Odysseus' Haus! Bring mich dorthin! Sofort.«

Hephaistos' Augen verengen sich zu nicht belustigten Schlitzen. »Den künftigen Herrn des Olymps kommandiert man nicht so herum, Sterblicher. Auch wenn du eine Singularität bist, musst du Höherstehende mit mehr Respekt behandeln.«

Achilles lässt Hephaistos' Lederweste los. »Bitte. Jetzt. Bitte.«

Hephaistos nickt und sieht mich dann an. »Du kommst auch mit, Scholiker Hockenberry. Zeus wollte, dass du heute hier bist. Er wollte dich als Zeugen dabeihaben. Und ein Zeuge sollst du nun auch sein.«

82

Die Moravecs an Bord der *Queen Mab* empfangen alles Folgende live, in Echtzeit – Odysseus' Nano-Bildgeber und Sender funktionierten gut –, aber Asteague/Che beschloss, die Bilder nicht an Mahnmut und Orphu von Io weiterzuleiten, die auf dem Boden des irdischen Meeres arbeiteten. Die beiden Vecs hatten gerade einmal die Hälfte der zwölf Stunden hinter sich, in denen sie die siebenhundertachtundsechzig kritischen Schwarzloch-Sprengköpfe abtrennen und verladen wollten, und niemand in der *Mab* wollte sie ablenken.

Und was nun geschah, konnte man durchaus als ablenkend bezeichnen.

Der Liebesakt – falls es sich bei der fast schon gewalttätigen Kopulation von Odysseus und der Frau, die sich Sycorax genannt hatte, um einen solchen handelte – befand sich gerade in einem seiner zeitweiligen Pausenstadien. Die beiden lagen nackt in den zerwühlten Kissen, tranken Wein aus großen doppelhenkeligen Pokalen und aßen Obst, als eine monströse Kreatur – amphibische Kiemen, Fangzähne, Klauen, mit Schwimmhäuten versehene Füße – Vorhänge beiseite schob und in Sycorax' Räume gewatschelt kam.

»Mutter, denkt, er – ja – muss melden, dass er die Luftschleuse gehört hat, als Caliban gerade einen Flaschenkürbis zu Brei zerdrücken wollte. Da ist etwas, was zu dir will, Mutter. Sagt, er hat Fleisch vor der Nase und vor den Fingern, die wie plumpe Steine sind. Sag's, Mutter, und in Seinem Namen reiße ich dieser Kreatur das wohlschmeckende Fleisch von den weichen Kalkknochen.«

»Nein, danke, Caliban, mein Liebling«, sagte die nackte Frau mit den purpurrot gefärbten Augenbrauen. »Bitte unseren Besucher herein.«

Das amphibische Wesen namens Caliban trat beiseite. Eine ältere Version von Odysseus betrat den Raum.

Alle Moravecs – selbst diejenigen, die manchmal Schwierigkeiten hatten, die Menschen voneinander zu unterscheiden – sahen die Ähnlichkeit. Der junge Odysseus, der lang ausgestreckt und nackt auf den Seidenkissen lag, starrte den älteren Odysseus stumm an. Diese ältere Version hatte dieselbe gedrungene Statur und die gleiche breite Brust, aber mehr Narben, graues Haar und graue Strähnen in ihrem dickeren Bart, und aus ihrer Haltung sprach weitaus mehr Würde als aus der ihres Passagiers auf der Reise der *Mab*.

»Odysseus«, sagte Sycorax. So gut es die akustischen Analysensysteme der Moravecs für menschliche Emotionen feststellen konnten, klang sie wirklich überrascht.

Er schüttelte den Kopf. »Ich heiße jetzt Noman. Freut mich, dich wiederzusehen, Circe.«

Die Frau lächelte. »Dann haben wir uns beide verändert. Für die Welt und mich selbst bin ich jetzt Sycorax, mein narbiger Odysseus.«

Der jüngere Odysseus machte Anstalten, sich zu erheben, die Hände zu Fäusten geballt, aber Sycorax machte eine Bewegung mit der linken Hand, und der junge Odysseus sank wieder in die Kissen zurück.

»Du bist Circe«, sagte der Mann, der sich Noman nannte. »Du warst immer Circe. Du wirst immer Circe sein.«

Sycorax zuckte ganz leicht die Achseln; ihre vollen Brüste wippten. Der junge Odysseus lag zu ihrer Linken. Sie klopfte auf die leeren Kissen zu ihrer Rechten. »Dann komm her und setz dich zu mir... Noman.«

»Nein, danke, Circe«, sagte der Mann, der einen Kittel, kurze Hosen und Sandalen trug. »Ich stehe lieber.«

»*Du kommst her und setzt dich zu mir*«, sagte Sycorax mit Nachdruck. Sie vollführte eine komplizierte Bewegung mit der rechten Hand; ihre verschiedenen Finger bewegten sich keineswegs willkürlich.

»Nein, danke, ich bleibe stehen.«

Wieder blinzelte die Frau überrascht – überraschter als zuvor, dachten die Gesichtsemotionsanalytiker der Moravecs.

»Moly«, sagte Noman. »Ich glaube, du kennst es. Eine Substanz aus einer seltenen schwarzen Wurzel, die einmal in jedem Herbst austreibt und eine milchweiße Blüte trägt.«

Sycorax nickte langsam. »Ich muss sagen, du bist weit herumgekommen. Aber hast du es nicht gehört? Hermes ist tot.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Noman.

»Nein, wahrscheinlich nicht. Wie bist du hierher gekommen, Odysseus?«

»Noman.«

»Wie bist du hierher gekommen, Noman?«

»Ich habe Savis altes Sonie genommen. Der Flug hat fast vier volle Tage gedauert. Ich bin von einem Orbitalbrocken zum nächsten gekrochen, habe mich dabei immer vor deinen Vernichtungsrobotern versteckt oder sie im Tarnmodus abgehängt. Du solltest diese Dinger abschaffen, Circe. Sonst muss man noch Toilettenanlagen in die Sonies einbauen.«

Sycorax lachte leise. »Und weshalb, um alles in der Welt, sollte ich die Interzeptoren abschaffen?«

»Weil ich dich darum bitte.«

»Und weshalb, um alles in der Welt, sollte ich irgendetwas tun, worum du mich bittest, Odys... Noman?«

»Das sage ich dir, wenn ich mit meinen Bitten fertig bin.«

Hinter Noman knurrte Caliban. Der Mensch ignorierte das Geräusch und die Kreatur.

»Natürlich«, sagte Sycorax. »Fahre mit deinen Bitten fort.« Ihr Lächeln zeigte, wie wenig Aufmerksamkeit sie diesen Bitten zu schenken gedachte.

»Wie gesagt, als Erstes solltest du die Orbitalen Interzeptoren eliminieren. Oder programmiere sie wenigstens um, damit wieder ein gefahrloser Raumschiffverkehr innerhalb der Ringe und zwischen ihnen möglich ist...«

Sycorax lächelte unentwegt weiter. Aber der Blick ihrer violetten, purpurrot angemalten Augen wurde nicht wärmer.

»Zweitens«, fuhr Noman fort, »möchte ich, dass du das Sperrfeld über dem Mittelmeerbecken entfernst und die Hände-des-Herkules-Felder abschaltest.«

Die Hexe lachte leise. »Was für eine merkwürdige Bitte. Der daraus resultierende Tsunami wäre verheerend.«

»Du kannst es langsam und allmählich machen, Circe. Das weiß ich. Fülle das Becken wieder.«

»Bevor du weitersprichst«, sagte sie kalt, »nenn mir einen einzigen Grund, weshalb ich das tun sollte.«

»Im Mittelmeerbecken gibt es Dinge, an welche die Altmenschen lieber nicht so bald herankommen sollten.«

»Du meinst die Depots«, sagte Sycorax. »Die Raumschiffe, die Waffen...«

»Viele Dinge«, sagte Noman. »Sorge dafür, dass sich das weindunkle Meer wieder über das Mittelmeerbecken breitet.«

»Vielleicht hast du es nicht bemerkt, weil du auf Reisen warst«, sagte Sycorax, »aber die Altmenschen sind kurz davor, ausgerottet zu werden.«

»Das habe ich bemerkt. Ich bitte dich trotzdem, das Mittelmeerbecken wieder zu füllen – behutsam und langsam. Und wenn du schon dabei bist, beseitige auch gleich diese Torheit des atlantischen Bruchs.«

Sycorax schüttelte den Kopf und hob den doppelhenkeligen Pokal, um einen Schluck Wein zu trinken. Sie bot Noman nichts an. Der junge Odysseus lag mit glasigem Blick in den Kissen. Offenbar konnte er sich nicht rühren.

»Ist das alles?«, fragte sie.

»Nein«, sagte Noman. »Ich bitte dich auch, alle Faxknoten und Funktion-Links für die Altmenschen zu reaktivieren, ebenso wie die verbliebenen Verjüngungstanks im Polarring und Äquatorialring.«

Sycorax schwieg.

»Und als Letztes möchte ich«, sagte Noman, »dass du dein zahmes Monster hier zur Erde schickst, damit es Setebos mitteilt, dass das Ruhige zur Erde kommt.«

Caliban zischte und knurrte. »Denkt, es ist an der Zeit, die gesunden Beine des Männleins auszureißen und Stümpfe zu hinterlassen, über die es nachsinnen kann. Denkt, Er ist stark und Herr, und dieser ramponierte Bursche soll einen Wurm bekommen, nein, zwei Würmer, weil er Seinen Namen missbraucht.«

»Schweig«, fauchte Sycorax. Sie stand auf. In ihrer Nacktheit sah sie königlicher aus als andere Königinnen in vollem Staat. »Noman, kommt das Ruhige wirklich zu dieser Erde?«

»Ich glaube schon, ja.«

Sycorax schien sich zu entspannen. Sie nahm eine Hand voll Weintrauben aus der Schale auf den Kissen, kam damit zu Noman und bot sie ihm an. Er schüttelte den Kopf.

»Für einen alten Nicht-Odysseus verlangst du ganz schön viel von mir«, sagte sie leise, während sie zwischen dem mit Kissen überhäuften Bett und dem Mann hin und her ging. »Was würdest du mir dafür geben?«

»Geschichten von meinen Reisen.«

Sycorax lachte erneut. »Ich kenne deine Reisen.«

»Diesmal nicht. Diesmal waren es zwanzig Jahre, nicht zehn.«

Das schöne Gesicht der Hexe verzog sich zu einer Grimasse, die die Moravecs als höhnisches Grinsen interpretierten. »Immer auf der Suche nach deiner Penelope.«

»Nein«, sagte Noman, »diesmal nicht. Als du diesmal mein junges Ich durch das Calabi-Yau-Tor geschickt hast, habe ich bei meinen Reisen durch Raum und Zeit – zwanzig Jahre für mich – immer nur dich gesucht.«

Sycorax hörte auf hin und her zu laufen und starrte ihn an.

»Dich«, wiederholte Noman. »Meine Circe. In diesen zwanzig Jahren haben wir uns leidenschaftlich geliebt und viele Male leidenschaftlich das Lager miteinander geteilt. Ich habe dich in deinen vielen Gestalten gefunden, als Circe, Sycorax, Alys und Kalypso.«

»Alys?«, sagte die Hexe.

Noman nickte nur.

»Hatte ich da einen kleinen Spalt zwischen den Schneidezähnen?«

»Ja.«

Sycorax schüttelte den Kopf. »Du lügst. Es ist doch in allen Realitätslinien dasselbe, Odysseus-Noman. Ich rette dich, ziehe dich aus dem Meer, stehe dir bei, füttere dich mit Honigwein und köstlichen Speisen, versorge deine Wunden, bade dich, zeige dir körperliche Liebe von einer Art, von der du nur geträumt hast, biete dir Unsterblichkeit und ewige Jugend, und immer gehst du. Immer verlässt du mich wegen dieser webenden Schlampe Penelope. Und deinem Sohn.«

»Ich habe meinen Sohn in diesen vergangenen zwanzig Jahren gesehen«, sagte Noman. »Er ist zu einem guten Mann herangewachsen. Ich brauche ihn nicht wiederzusehen. Ich möchte bei dir bleiben.«

Sycorax kehrte zu ihren Kissen zurück und trank mit beiden Händen aus dem großen Pokal. »Ich überlege, ob ich all deine Moravec-Matrosen in Schweine verwandeln soll«, sagte sie schließlich.

Noman zuckte die Achseln. »Warum nicht? Das hast du mit all meinen anderen Männern in all diesen anderen Welten ja auch getan.«

»Was glaubst du, was für eine Sorte Schweine diese Moravecs abgeben?«, fragte die Hexe im Plauderton. »Ob sie wohl einer Reihe von Sparschweinchen aus Kunststoff ähneln?«

»Moirä ist wieder wach«, sagte Noman.

Die Hexe kniff die Augen zusammen. »Moirä? Weshalb sollte sie ausgerechnet jetzt aufwachen?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Noman, »aber sie steckt in Savis jungem Körper. Ich habe sie am Tag meines Abflugs von der Erde gesehen, aber wir haben nicht miteinander geredet.«

»In Savis Körper?«, wiederholte Sycorax. »Was hat Moirä vor? Und weshalb jetzt?«

»Denkt«, sagte Caliban hinter Noman, »Er hat die alte Savi aus süßem Lehm gemacht, damit Sein Sohn etwas zu beißen und zu essen hat, damit er Honigwaben und Schoten hinzufügt und auf ihrem Hals kaut, bis blasiger Schaum aufsteigt, rasch, rasch, bis Grillen durch mein Gehirn tollern.«

Sycorax stand auf und marschierte wieder hin und her. Sie kam nah an Noman heran und hob eine Hand, als wollte sie seine bloße Brust berühren, dann wandte sie sich wieder ab. Caliban kauerte sich zischend zusammen, die Handflächen auf Granit, den Rücken gekrümmt, die Arme zwischen seinen ge-

beugten und starken Beinen zu Boden gestreckt, die gelben Augen boshaft. Aber er blieb dort, wo sie es ihm befohlen hatte.

»Du weißt, ich kann meinen Sohn hinunterschicken, damit er seinem Vater Setebos vom Ruhigen erzählt«, sagte sie leise.

»Ich weiß, dass dieses... *Ding* nicht dein Sohn ist«, sagte Noman. »Du hast ihn aus Scheiße und defekter DNA gebaut, in einem Tank voller grünem Schleim.«

Caliban zischte und fing wieder mit seinem schrecklichen, lispelnden Geschwätz an. Sycorax gebot ihm mit einer Handbewegung zu schweigen.

»Weißt du, dass deine Moravec-Freunde mehr als siebenhundert schwarze Löcher in die Umlaufbahn heraufbringen, während wir uns hier unterhalten?«, fragte sie.

Noman zuckte die Achseln. »Ich wusste es nicht, aber ich hatte gehofft, dass sie es tun würden.«

»Woher haben sie die Löcher?«

»Du weißt, woher sie stammen. Siebenhundertachtundsechzig Schwarzloch-Sprengköpfe? Da gibt es nur einen Ort.«

»Unmöglich«, sagte Sycorax. »Ich habe dieses Wrack vor fast zweitausend Jahren in ein Stasis-Ei eingeschlossen.«

»Und Savi und ich haben es vor über einem Jahrhundert herausgeholt«, erwiderte Noman.

»Ja, ich habe mit angesehen, wie ihr eifrig eure hoffnungslosen kleinen Pläne verfolgt habt, du und dieses Miststück«, sagte Sycorax. »Was zum Teufel wolltet ihr mit diesen Turin-Tuch-Verbindungen nach Ilium erreichen?«

»Vorbereitung«, sagte Noman.

»Worauf?«, lachte Sycorax. »Du glaubst doch nicht etwa, dass sich diese beiden Arten der menschlichen Gattung jemals begegnen werden, oder? Das kann nicht dein Ernst sein. Die Griechen und Trojaner und ihresgleichen würden deine naiven kleinen Altmenschen hier zum Frühstück verspeisen.«

Noman hob die Schultern. »Beende diesen Krieg mit Prospero, dann werden wir ja sehen, was passiert.«

Sycorax knallte den Weinpokal auf einen in der Nähe stehenden Tisch. »Ich soll das Feld räumen, während dieser Mistkerl Prospero bleibt?«, fauchte sie. »Das ist nicht dein Ernst.«

»Doch«, sagte Noman. »Das alte Wesen namens Prospero ist völlig verrückt. Seine Zeit ist um. Aber du kannst fortgehen, bevor dich derselbe Wahnsinn befällt. Verschwinden wir von hier, Circe, du und ich.«

»Verschwinden?« Die Stimme der Hexe war sehr leise und ungläubig.

»Ich weiß, dass dieser Steinbrocken über einen Fusionsantrieb und Bran-Loch-Generatoren verfügt. Damit könnten wir zu den Sternen und noch viel weiter reisen. Wenn wir uns langweilen, durchschreiten wir das Calabi-Yau-Tor; das ganze, reiche Universum der Geschichte steht unserer Liebe offen – wir könnten uns in verschiedenen Zeitaltern treffen, unsere verschiedenen Körper so mühelos wechseln wie unsere Kleider, durch die Zeit reisen, um uns zu uns selbst zu gesellen, während wir uns lieben, die Zeit anhalten, sodass wir an unserem eigenen Liebesakt teilnehmen können. Du hast hier genug Nahrung und Luft, dass wir tausend Jahre lang ein angenehmes Leben führen können – zehntausend Jahre lang, wenn du es willst.«

Sycorax stand auf und ging erneut hin und her. »Du vergisst, dass du ein Sterblicher bist. In zwanzig Jahren wechsele ich deine schmutzige Unterwäsche und füttere dich von Hand. In vierzig Jahren bist du tot.«

»Du hast mir einmal die Unsterblichkeit angeboten. Die Verjüngungstanks sind noch immer hier auf deiner Insel.«

»Du hast die Unsterblichkeit *abgelehnt!*«, schrie Sycorax. Sie nahm den schweren Pokal und warf ihn nach ihm. Noman bückte sich, bewegte die Füße jedoch nicht von der Stelle. »Du hast sie *immer und immer wieder abgelehnt!*«, schrie sie, während sie sich die Haare raufte und die Fingernägel in ihre Wangen krallte. »Du hast sie mir ins Gesicht geworfen, um zu deiner heiß geliebten... *Penelope* zurückzukehren – immer wieder. Du hast mich sogar ausgelacht.«

»Jetzt lache ich nicht. Lass uns gemeinsam fortgehen.«

Wut verzerrte ihre Züge. »Ich sollte Caliban befehlen, dich hier vor meinen Augen zu töten und zu fressen. Ich werde lachen, während er dir das Mark aus den zerbrochenen Knochen saugt.«

»Geh mit mir fort, Circe«, sagte Noman. »Reaktiviere die Faxe und die Funktionen, schalte die alten Hände des Herkules und anderes nutzloses Spielzeug ab und geh mit mir fort. Sei wieder meine Geliebte.«

»Du bist *alt*«, schleuderte sie ihm höhnisch entgegen. »Alt, zernarbt und grauhaarig. Weshalb sollte ich einen alten Mann einem vitalen jüngeren vorziehen?« Sie streichelte den Schenkel und den schlaffen Penis des offenbar hypnotisierten, reglosen jüngeren Odysseus.

»Weil dieser Odysseus nicht in einer Woche, einem Monat oder acht Jahren durch das Calabi-Yau-Tor verschwinden wird wie jener junge dort«, sagte Noman. »Und weil dieser Odysseus dich liebt.«

Sycorax gab einen erstickten Laut von sich, der einem Knurren ähnelte. Caliban lieferte das Echo dazu.

Noman griff unter seinen Kittel und zog eine schwere Pistole hervor, die er hinten unter dem breiten Gürtel versteckt hatte.

Die Hexe blieb stehen und starrte ihn an. »Du kannst unmöglich glauben, du könntest *mir* mit diesem Ding etwas antun.«

»Ich habe es nicht mitgebracht, um dir etwas anzutun«, sagte Noman.

Ihr violetter Blick huschte zu dem erstarrten jüngeren Odysseus. »Bist du verrückt? Weißt du, was für einen Schaden das auf der Quantenebene der Dinge anrichten würde? Du spielst mit dem *kaos*, wenn du so etwas auch nur erwägst. Es würde einen Zyklus zerstören, der in tausend Strängen seit tausend...«

»Er dauert schon viel zu lange«, sagte Noman. Er feuerte sechsmal, und jeder Knall klang lauter als der davor. Die sechs schweren Kugeln schlugen in den nackten Odysseus, zerrissen ihm den Brustkorb, zerfetzten sein Herz, trafen ihn mitten in die Stirn.

Der Körper des jüngeren Mannes zuckte unter den Einschlägen und rutschte auf den Fußboden hinunter. Er hinterließ rote Streifen auf den Seidenkissen, und auf den Marmorfliesen breitete sich eine Blutlache aus.

»Entscheide dich«, sagte Noman.

Ich weiß nicht, ob ich dank meiner eigenen, medaillonlosen Fähigkeit hierher teleportiert oder nur mit Hephaistos mitgekommen bin, weil ich die Hand an seinem Ärmel hatte, als er qtete. Es spielt keine Rolle. Ich bin hier.

»Hier« ist Odysseus' Heim. Ein Hund kläfft uns wie verrückt an, als Hephaistos, Achilles und ich plötzlich auftauchen, aber ein Blick von Achilles mit seinem blutigen Helm reicht, und der Köter verzieht sich winselnd und mit eingeklemmtem Schwanz wieder auf den Hof hinaus.

Wir befinden uns in einem Vorraum, der in den großen Speisesaal von Odysseus' Haus auf der Insel Ithaka führt. Irgendein Kraftfeld summt über dem Haus und dem Hof. Keine unverschämten Freier lümmeln sich in dem langgestreckten Raum an dem langen Tisch, keine Penelope läuft aufgeregt umher, kein ohnmächtiger junger Telemachos schmiedet Pläne, keine Diener eilen hin und her und versorgen die trägen Tunichtgute mit Odysseus' Speisen und Wein. Aber in dem Raum sieht es aus, als hätte der Freiermord bereits stattgefunden – Stühle sind umgeworfen, ein riesiger Behang ist von der Wand gerissen worden, liegt nun auf Tisch und Boden und saugt verschütteten Wein auf, und selbst Odysseus' herrlichster Bogen – jener, den nur er alleine spannen konnte, wie die Sage ging, ein so wundervoller und seltener Bogen, dass er beschlossen hatte, ihn nicht nach Troja mitzunehmen – liegt jetzt auf dem Steinboden inmitten eines wüsten Haufens von Odysseus' berühmten, mit Widerhaken versehenen und vergifteten Jagdpfeilen.

Zeus fährt herum. Der Riese trägt dieselben weichen Gewänder, die er auf dem Thron des Olymps getragen hat, aber jetzt ist er nicht mehr so gigantisch. Doch obwohl er geschrumpft ist, damit er in diesen Raum passt, ist er immer noch doppelt so groß wie Achilles.

Der fußschnelle Männertöter befiehlt uns mit einer Handbewegung zurückzubleiben. Er hebt seinen Schild, zückt sein Schwert und betritt den Speisesaal.

»Mein Sohn«, dröhnt der Gott des Donners, »verschone mich mit deinem kindischen Zorn. Würdest du mit einem einzigen schrecklichen Schwertstreich Göttermord, Tyrannenmord und Vaternord begehen?«

Achilles geht weiter, bis ihn nur noch der breite Tisch von Zeus trennt. »Kämpfe, alter Mann.«

Zeus lächelt immer noch. Offenbar ist er nicht im Geringsten beunruhigt. »Denk nach, fußschneller Achilles. Benutze ausnahmsweise einmal dein Gehirn statt deine Muskeln oder deinen Schwanz. Möchtest du, dass *dieser* unfähige Krüppel auf dem goldenen Thron des Olymps sitzt?« Er macht eine Kopfbewegung zu Hephaistos, der stumm neben mir in der Tür steht.

Achilles dreht sich nicht zu uns um.

»Denk ausnahmsweise einmal nach«, wiederholt Zeus. Seine tiefe Stimme lässt das Geschirr in der nahe gelegenen Küche vibrieren. »Tu dich mit mir zusammen, Achilles, mein Sohn. Werde eins mit der durch Mark und Bein dringenden Gegenwart des Zeus, des Vaters aller Götter. So vereint, Vater und Sohn, Unsterblicher und Unsterblicher, werden zwei mächtige Geister einen dritten zeugen, noch mächtiger als sie – als Drei-

faltigkeit von Vater, Sohn und heiligem Willen werden wir über den Himmel und Troja herrschen und die Titanen auf ewig wieder in ihre Grube schicken.«

»Kämpfe«, sagt Achilles. »Du alter Schweineficker.«

Zeus' breites Gesicht durchläuft eine Abfolge verschiedener Rottöne. »Verhasstes Wunder! Selbst dergestalt meiner Macht über alle Elemente beraubt, zertrete ich dich!«

Zeus packt den langen Tisch an der Kante und schleudert ihn durch die Luft. Fünfzehn Meter lange, schwere Holzplanken und Pfosten fliegen, sich überschlagend, auf Achilles' Kopf zu. Der Mensch bückt sich tief, und der Tisch kracht hinter ihm an die Wand, zerstört ein Freskogemälde, und Splitter fliegen umher.

Achilles tritt zwei Schritte auf Zeus zu.

Der Göttervater breitet die Arme aus, öffnet die Hände und zeigt seine Handflächen. »Würdest du mich töten, o *Mensch*, während ich so vor dir stehe? Unbewaffnet? Oder werden wir mit bloßen Händen kämpfen wie Helden in der Arena, bis einer nicht mehr aufsteht und der andere die Trophäe erringt?«

Achilles zögert nur eine Sekunde. Dann nimmt er seinen goldenen Helm ab und legt ihn beiseite. Er löst den kreisrunden Schild vom Unterarm, legt das Schwert in den Schild, fügt seinen bronzenen Brustharnisch und die Beinschienen hinzu und stößt alles mit dem Fuß zu uns herüber. Jetzt trägt er nur noch sein Hemd, einen kurzen Rock, Sandalen und den breiten Ledergürtel.

Zweieinhalb Meter von Zeus entfernt geht Achilles mit leicht ausgebreiteten Armen in die Ausgangshaltung eines Ringers und duckt sich.

Da lächelt Zeus, bückt sich mit einer so schnellen Bewegung, dass ich sie kaum mitbekomme, und richtet sich mit Odysseus' Bogen und einem vergifteten, schwarz gefiederten Pfeil wieder auf.

Mach, dass du wegkommst!, kann ich Achilles gerade noch mental zurufen, aber der blonde, muskulöse Held weicht keinen Millimeter von der Stelle.

Zeus spannt die Sehne bis zum Zerreißen, krümmt dabei mühelos den Bogen, den angeblich niemand auf Erden außer Odysseus krümmen kann, zielt mit dem breiten Giftpfeil genau auf Achilles' zweieinhalb Meter entferntes Herz und schießt.

Der Pfeil verfehlt sein Ziel.

Er kann sein Ziel nicht verfehlen – nicht auf diese Entfernung, der Schaft scheint gerade und völlig in Ordnung zu sein, das schwarze Gefieder ist voll –, aber er verfehlt es fast um einen halben Meter und gräbt sich tief in den zertrümmerten Tisch, der schräg an der Wand lehnt. Ich spüre beinahe, wie sich das schreckliche Gift, das Herkules ursprünglich von den tödlichsten Schlangen gesammelt haben soll, ins Holz des Tisches ergießt.

Zeus macht große Augen. Achilles rührt sich nicht.

Zeus bückt sich wie der Blitz, richtet sich mit einem weiteren Pfeil wieder auf, tritt näher, legt den Pfeil ein, spannt den Bogen, lässt den Pfeil fliegen.

Er verfehlt sein Ziel. Aus anderthalb Meter Entfernung verfehlt der vergiftete Pfeil sein Ziel.

Achilles bewegt sich nicht. Er starrt voller Hass in die nunmehr von Panik erfüllten Augen des Vaters aller Götter.

Zeus bückt sich erneut, legt mit sorgfältiger Präzision einen weiteren Pfeil ein und spannt den Bogen wieder bis zum Anschlag. Seine mächtigen Muskeln glänzen jetzt von Schweiß, er strengt sich sichtbar an, der mächtige Bogen summt beinahe von seiner gespannten Kraft. Der König der Götter tritt vor, bis die Spitze des Pfeils nur noch ein paar Zentimeter von Achilles' breiter Brust entfernt ist.

Zeus schießt.

Der Pfeil verfehlt sein Ziel.

Das ist unmöglich, aber ich sehe, wie sich der Pfeil hinter Achilles in die Wand bohrt. Er ist nicht durch Achilles hindurchgegangen, auch nicht um ihn herum, sondern er hat irgendwie – unvorstellbarerweise – sein Ziel vollständig verfehlt.

In diesem Moment macht Achilles einen Satz nach vorn, schlägt den Bogen beiseite und packt den doppelt so großen Gott am Hals.

Zeus taumelt im Raum herum, versucht, Achilles' starke Hände von seinem Hals zu lösen, und prügelt mit einer Götterfaust auf ihn ein, die halb so breit ist wie Achilles' breites Kreuz. Der fußschnelle Männertöter lässt nicht los. Zeus schlägt wild um sich, zertrümmert Balken, den Tisch, den Türbogen und die Wand selbst. Es sieht aus, als hinge ein Kind an einem Mann, aber Achilles lässt nicht los.

Dann gelingt es dem viel größeren Gott, seine starken Finger unter Achilles' viel kleinere Finger zu zwängen, und er löst zuerst die linke, dann die rechte Hand des Sterblichen. Zeus hält Achilles mit seinen massigen Händen an den Unterarmen fest und schlägt, stößt und kracht nun mit tödlicher Absicht gegen alle möglichen Dinge. Der Sterbliche baumelt herab, während

Zeus ihm Kopfstöße versetzt – es klingt, als würden zwei riesige Felsbrocken zusammenstoßen –, dann seine Götterbrust gegen die Rippen des Sterblichen rammt und schließlich mit ihm gegen die unnachgiebige Wand und den gegenüberliegenden Durchgang prallt, wobei er Achilles' Rücken gegen den unnachgiebigen Stein des Türrahmens presst.

Noch fünf Sekunden, und er wird Achilles das Kreuz brechen wie einen Bogen aus billigem Pappelholz.

Achilles wartet keine fünf Sekunden. Nicht einmal drei.

Irgendwie hat der fußschnelle Männertöter einen Moment lang die rechte Hand frei bekommen, während Zeus ihn immer weiter nach hinten biegt und sein Rückgrat knirschend an senkrechtem Stein schabt.

Was als Nächstes geschieht, sehe ich nur im Netzhaut-Nachbild, so schnell geht es.

Achilles' Hand kommt von seinem Bauch und seinem Gürtel herauf. Er hält ein kurzes Messer in der Faust.

Er rammt Zeus die Klinge unter dem bärtigen Kinn hinein, dreht das Messer, stößt es noch tiefer hinein und dreht es erneut. Sein eigener Schrei übertönt Zeus' Schreckens- und Schmerzensschrei.

Zeus taumelt rücklings in die Vorhalle und stürzt in den nächsten Raum. Hephaistos und ich laufen hinterher.

Sie sind nun in Odysseus' und Penelopes privatem Schlafgemach. Achilles zieht die Messerklinge heraus, und der Vater aller Götter hebt seine massigen Hände an die eigene Kehle, das eigene Gesicht. Goldener Ichor und rotes Blut spritzen stoßweise in die Luft, fließen aus Zeus' Nasenlöchern und seinem offenen, klaffenden Mund färben den weißen Bart golden und rot.

Zeus fällt rücklings aufs Bett. Achilles holt mit dem Messer weit aus, stößt es tief in den Bauch des Gottes und zieht es dann nach oben und nach rechts, bis die magische Klinge auf den Brustkorb trifft.

Zeus schreit erneut, aber bevor er die Hände in den Bauch krallen kann, hat Achilles meterlange graue Eingeweide herausgezogen – glänzendes Göttergedärm –, sie mehrmals um einen der vier Pfosten von Odysseus' riesigem Bett gewickelt und mit einem schnellen, sicheren Seemannsknoten festgezurt.

Dieser Pfosten ist der lebendige Olivenbaum, um den Odysseus diesen Raum mit dem Bett erbaut hat, denke ich wie betäubt. Die Zeilen aus der Odyssee, die ich schon als Kind gelesen habe, fallen mir wieder ein. Odysseus spricht zu seiner zweifelnden Penelope:

Ein blätterbreitender Ölbaum

*Ausgewachsen und voll, an Umfang wie eine Säule;
Rings um diesen erbaut ich das Schlafgemach, bis es vollendet,
Aus dicht schließenden Steinen, es oben gut überdachend;
Türen setzte ich ein da, dichtgefügte, verbund'ne,
Schnitt dann ab das Laub des blätterbreitenden Ölbaums,
Hieb den Stamm zurecht von der Wurzel her, glättete rings ihn
Fachgerecht mit dem Erz und machte ihn grad nach der
Richtschnur,
Kunstvoll zum Pfosten am Bett, ihn ganz mit dem Bohrer
durchbohrend.
So begann es, so schuf ich das Bett, bis ich es vollendet,
Zierte es noch mit Gold, mit Elfenbein und mit Silber*

Und zog ein einen Gurt aus purpurnem Leder vom Rinde.

Jetzt sind nicht nur die Rindsledergurte purpurrot gefärbt, als Zeus sich abmüht, sich von den Fesseln seiner eigenen festgebundenen Gedärme zu befreien; goldener Ichor und allzu menschliches rotes Blut fließen aus seinem Hals, seinem Gesicht und seinem Bauch. Geblendet von Schmerz und Blut, tastet der mächtige Zeus mit weit ausholenden Armbewegungen nach seinem Peiniger. Bei jedem Schritt auf der Suche nach Achilles, jedem Zerren an seinen Fesseln zieht er weiteres glänzendes graues Gedärm heraus. Selbst der unerschrockene Hephaistos hält sich die Ohren zu, um seine Schreie nicht hören zu müssen.

Achilles tänzelt leichtfüßig außer Reichweite und tanzt dann näher heran, um auf die Arme und Beine, die Schenkel, den Penis und die Kniesehnen des blinden Gottes einzustechen und einzuhacken.

Zeus stürzt auf den Rücken, immer noch durch zehn oder mehr Meter verknoteter grauer Eingeweide mit dem lebenden Olivenbaum-Bettpfosten verbunden, aber das unsterbliche Wesen schlägt weiterhin brüllend um sich und verspritzt Ichor in komplizierten Rorschach-Mustern aus göttlichen arteriellen Blutfontänen über die Decke.

Achilles verlässt den Raum und kommt mit seinem Kampfschwert zurück. Er arretiert Zeus' um sich schlagenden linken Arm mit einem kampfsandalenbewehrten Fuß, hebt das Schwert hoch und lässt es mit solchen Schwung niedersausen, dass es Funken auf dem Boden schlägt, nachdem es Zeus' Hals durchtrennt hat.

Der Kopf des Vaters aller Götter purzelt davon und rollt unter Bett.

Achilles geht auf ein blutbesudeltes Knie und scheint sein Gesicht in der riesigen offenen Wunde zu begraben, wo Zeus' gebräunter, muskulöser Bauch gewesen ist. Eine ganz und gar schreckliche Sekunde lang bin ich sicher, dass Achilles die Eingeweide seines gefallenen Feindes isst; sein Gesicht ist weitgehend in der Bauchhöhle verschwunden – ein Mann, der zum reinen Raubtier geworden ist, einem reißenden Wolf.

Aber er hat nur etwas gesucht.

»Ahah!«, schreit der fußschnelle Männertöter und zieht eine große, noch pulsierende, ins Purpurne spielende Masse aus dem Gewirr aus glänzendem Grau.

Zeus' Leber.

»Wo ist Odysseus' gottverdammter Hund?«, fragt Achilles mit glänzenden Augen, aber es ist eine rhetorische Frage. Er setzt sich in Bewegung, um die Leber zu dem Hund Argos hinauszubringen, der irgendwo auf dem Hof kauert.

Hephaistos und ich treten rasch beiseite und machen Achilles Platz, als er an uns vorbeikommt.

Als die Schritte des Männertöters – des Göttertöters – verklingen, sehen der Gott des Feuers und ich uns in dem Raum um.

Jeder Quadratzentimeter des Bettes, des Fußbodens, der Decke und der Wand ist mit Blut und Ichor bespritzt.

Der riesige, kopflose Leichnam auf dem Steinboden, der nach wie vor an den Olivenbaum-Pfosten gefesselt ist, zuckt und windet sich immer noch. Seine blutigen Finger schließen und öffnen sich.

»Heilige Scheiße«, haucht Hephaistos.

Ich will den Blick abwenden, aber es gelingt mir nicht. Ich will den Raum verlassen, um irgendwo still und leise zu kotzen, aber auch das gelingt mir nicht. »Was... wie... es ist immer noch... teilweise... am Leben«, stoße ich keuchend hervor.

Hephaistos zeigt mir sein wahnsinnigstes Grinsen. »Zeus ist ein Unsterblicher, weißt du noch, Hockenberry? Er leidet auch jetzt noch Todesqualen. Ich werde die Stücke im himmlischen Feuer verbrennen.« Er bückt sich und hebt das kurze Messer auf, das Achilles benutzt hat. »Aphrodites Götter tötende Klinge wandert ebenfalls ins Feuer. Ich werde sie einschmelzen und etwas Neues daraus gießen – vielleicht eine Gedenktafel für Zeus. Ich hätte sie gar nicht erst für das blutrünstige Miststück anfertigen sollen.«

Ich blinzele und schüttele den Kopf, dann packe ich den ungeschlachteten Feuergott an seiner schweren Lederweste. »Und wie geht es nun weiter?«, frage ich.

Hephaistos zuckt die Achseln. »Genau so, wie wir es abgesprochen hatten, Hockenberry. Nyx und die Schicksalsgöttinnen, die schon immer das Universum regiert haben – dieses Universum zumindest –, werden mich auf dem goldenen Thron des Olymps Platz nehmen lassen, sobald dieser wahnwitzige zweite Krieg gegen die Titanen vorbei ist.«

»Woher weißt du, wer siegen wird?«

Er zeigt mir die unregelmäßigen weißen Zähne in seinem schwarzen Bart.

Vom Hof kommt eine gebieterische Stimme. »Hierher, Hund... hierher, Argos... hierher, mein Junge. So ist's brav. Ich habe hier etwas für dich... braver Hund.«

»Sie heißen nicht umsonst ›Schicksalsgöttinnen‹, Hockenberry«, sagt Hephaistos. »Es wird ein langer und hässlicher Krieg sein, der mehr auf der Ilium-Erde als auf dem Olympos ausgetragen wird, aber die wenigen überlebenden Olympier werden siegen... auch diesmal wieder.«

»Aber dieses Wesen... das Wolkenwesen... das Wesen mit dieser Stimme...«

»Demogorgon ist in den Tartaros zurückgekehrt«, knurrt Hephaistos. »Es interessiert ihn nicht die Bohne, was jetzt auf der Erde, dem Mars oder dem Olympos geschieht.«

»Und meine Griechen?«

»Deine hübschen Griechenfreunde sind in den Arsch gefickt«, sagt Hephaistos und lächelt dann über seinen eigenen Scherz. »Aber wenn du dich dann besser fühlst, die Trojaner genauso. Jeder, der auf der Ilium-Erde bleibt, wird für die nächsten fünfzig bis hundert Jahre im Kreuzfeuer stehen, so lange dieser Krieg dauert.«

Ich schließe die Hand fester um seine Weste. »Du musst uns helfen...«

Er entfernt meine Hand so mühelos, wie ein Erwachsener die Hand eines zweijährigen Kindes entfernen würde, das nicht loslassen will. »Ich *muss* gar nichts, Hockenberry.« Er wischt sich den Mund mit dem Handrücken ab, wirft einen Blick auf das zuckende Ding auf dem Boden hinter ihm und sagt: »Aber in diesem Fall werde ich es tun. Qte zurück zu deinen bedauernswerten Achäern und deiner Frau, Helena, in der Stadt und sag ihnen, sie sollen schleunigst aus allen hohen Türmen, von den Mauern und aus den Häusern kommen. In ein paar Minuten wird es im alten Ilium ein Erdbeben der Stärke neun

geben. Ich muss dieses... Ding verbrennen und unseren Helden zum Olympos zurückbringen, damit er den Heiler dazu bewegen kann, sein totes Püppchen aufzuwecken.«

Achilles kommt zurück. Er pfeift, und ich kann Argos' Krallen über Stein scharren hören, als der Hund ihm eifrig folgt.

»Verschwinde!«, sagt Hephaistos, der Gott des Feuers und der Schmiedekunst.

Ich greife nach meinem Medaillon, stelle fest, dass es nicht da ist, erkenne, dass ich es auch nicht brauche, und qte weit fort von hier.

84

Ihre schätzungsweise zwölf Stunden pausenloser Arbeit dauerten etwas mehr als achtzehn Stunden. Die achtundvierzig durcheinander gepurzelten Raketen voneinander zu trennen, aus dem U-Boot zu transportieren und aufzuschneiden war schwieriger, als Orphu oder Mahnmut hatten ahnen können. Einige der Sprengkopf-Ummantelungen aus Metall waren vollständig geborsten, sodass nur noch die aus einer Plastoid-Legierung bestehenden MRV-Wiegen und die von ihrer eigenen Tscherenkow-Strahlung blau leuchtenden Eindämpfungsfelder selbst übrig waren.

Es wäre ein interessanter Anblick gewesen, wenn jemand anders als die schweigenden Moravecs auf der *Queen Mab* zugehaut hätte: Die *Dark Lady* hockte über dem Rumpf des gesunkenen Todes-U-Boots, und die Scheinwerfer an ihrem Bauch

erleuchteten eine Welt voller Schlick, wedelnder Anemonen, zerrissener und verdrehter Trossen und Kabel und tödlicher Raketen und Sprengköpfe mit grünem Bewuchs. Heller als das gesprenkelte Tageslicht, das durch die Bruchwand hereinfiel, heller als die auf den Arbeitsbereich gerichteten Super-Halogen-Scheinwerfer, ja, sogar heller als die Sonne war die Flamme der fünfeinhalbtausend Grad heißen Schneidbrenner, die sowohl der blinde Orphu als auch der seines Sehvermögens vom Schlick weitgehend beraubte Mahnmut so behutsam wie Skalpelle schwangen.

Das aufgebaute Hebezeug – Träger, Winden, Flaschenzüge und Ketten – war in vollem Einsatz, während die beiden Moravec und die *Dark Lady* selbst das Hochhieven jedes von seiner Rakete abgetrennten MRV-Sprengkopfs überwachten. Der Laderaum von Mahnmuts europaschem U-Boot war nie ganz leer; er war mit einer wabenartigen Schicht aus einem programmierbaren Fließschaum ausgestattet, der sich selbsttätig zu kanneelten Kathedralenpfeilern innerer Verstreibungen zum Schutz gegen hohen Druck ausformte, wenn der Laderaum keine Fracht enthielt, der jedoch jeden Frachtgegenstand umschließen konnte und es auch tat – einschließlich Orphu von Io, wenn er in der Ecke der Ladebucht mitfuhr. Jetzt passte sich der Fließschaum als Polster und Stütze jedem ungeschlachten Sprengkopfkumpen an, den Mahnmut und Orphu unter Flüchen hochfuhren und an seinen Platz steuerten.

Nachdem sie etwas mehr als die Hälfte der anstrengenden Arbeit hinter sich hatten, tat Mahnmut einmal so, als würde er den Sprengkopf mit seinem leuchtenden Eindämpfungsfeld tätscheln, während der Fließschaum sich um ihn schloss, und er sagte:

»Was ist dein Stoff, woraus schuf dich Natur,
dass sich Millionen Schatten um dich reihn?«

»Dein alter Freund Will?«, fragte Orphu, während beide Moravecs wieder in das Durcheinander aus Trümmerteilen, Raketen und aufgewühltem Schlick hinabsanken, um den nächsten Sprengkopf abzutrennen.

»Ja«, sagte Mahnmut. »Sonett dreiundfünfzig.«

Ungefähr zwei Stunden später, als sie gerade einen weiteren blau leuchtenden Sprengkopf in dem nunmehr vollen Laderaum verstaut hatten – sie lagerten die schwarzen Löcher so weit voneinander entfernt, wie es nur ging –, sagte Orphu: »Diese Lösung unseres Problems kostet dich dein Schiff. Tut mir Leid, Mahnmut.«

Der Europäer nickte und verließ sich darauf, dass das Tiefenradar seines großen Freundes die Bewegung wahrnahm. Schon als Orphu dieses Verfahren vorgeschlagen hatte, war Mahnmut klar gewesen, dass es den endgültigen Verlust seiner geliebten *Dark Lady* bedeutete – sie konnten unmöglich das Risiko eingehen, die Sprengköpfe aus dem fließschaumgepolsterten Rumpf der *Lady* zu holen und in einen anderen Laderaum umzubetten. Im besten Fall hatten die Moravecs ein weiteres Raumfahrzeug oben in der erdnahen Umlaufbahn, das die *Dark Lady* und ihre für den Planeten tödliche Fracht so sanft, aber auch so schnell wie möglich von der Erde in den interplanetaren Raum hinausbringen konnte.

»Ich habe das Gefühl, als hätte ich es gerade erst zurückbekommen«, sagte Mahnmut und hörte den jämmerlichen Klang seiner eigenen Funkstimme.

»Sie werden dir irgendwann ein neues bauen«, tröstete ihn Orphu.

»Das wäre nicht dasselbe.« Mahnmut hatte mehr als anderthalb Jahrhunderte in diesem kleinen U-Boot verbracht.

»Nein«, stimmte ihm Orphu zu. »Nach all dem wird nichts mehr so sein wie zuvor. Nie mehr.«

Am Ende der achtzehn Stunden, nachdem das letzte tscheren-kowblaue Bündel in der Entstehung begriffener schwarzer Löcher verladen worden war, der Fließschaum sich darumgelegt hatte und das Ladebucht-Tor der *Dark Lady* geschlossen war, schwebten beide Moravecs in einem Zustand nahezu völliger körperlicher und nervöser Erschöpfung über dem Boomer-Wrack.

»Gibt es etwas in *Allahs Schwert*, was wir untersuchen oder mitnehmen müssen?«, fragte Orphu.

»Im Moment nicht«, sendete Hauptintegrator Asteague/Che von der *Queen Mab*. Das Schiff war während der letzten achtzehn Stunden auffallend schweigsam gewesen.

»Ich will das gottverdammte Ding nie mehr sehen«, sagte Mahnmut, zu erschöpft, um sich darum zu kümmern, dass er auf dem gemeinsamen Kanal sprach. »Es ist eine Obszönität.«

»Amen«, erwiderte Zenturio Mep Ahoo in dem Landeboot, das über ihnen kreiste.

»Wollt ihr uns vielleicht etwas darüber erzählen, was sich da oben in den letzten rund achtzehn Stunden bei Odysseus und seiner Freundin getan hat?«, fragte Orphu.

»Im Moment nicht«, wiederholte Hauptintegrator Asteague/Che. »Bringt die Sprengköpfe herauf. Seid vorsichtig.«

»Amen«, wiederholte Mep Ahoo, und in der Stimme des Soldaten-Vecs schien keinerlei Ironie zu liegen.

Suma IV. war ein verdammt guter Pilot, das musste man ihm lassen – und Orphu und Mahnmut ließen es ihm. Suma IV. hielt das Landeboot so in der Schwebe, dass die *Dark Lady* vollständig unter Wasser blieb, als sich das viel größere Ladebuchtortor des Flugzeug-Raumschiffs unter ihr schloss. Dann ließ Suma IV. langsam das Meerwasser ab, aber erst, nachdem der eigene Fließschaum des Landeboots an die Stelle des Wassers getreten war und das U-Boot samt seiner blau leuchtenden Fracht in einer weiteren Verpackungsschicht eingekapselt hatte.

Orphu von Io war mit Hilfe der Abseilvorrichtungen bereits aufs Dach des Landeboots geklettert und gekrabbelt, bevor die *Dark Lady* aufgenommen wurde, aber Mahnmut räumte seine Milieukrippe erst im letzten Moment und überließ es der *Lady*, sich während des heiklen Hebe- und Einladevorgangs selbst zu stabilisieren und zu überwachen. Mahnmut hatte das Gefühl, dass er ein paar letzte Worte sprechen sollte, als er sein Schiff endgültig verließ, doch abgesehen von einem kurzen, per Engstrahl an die KI des U-Boots gerichteten und unbeantworteten *Adieu*, *Lady* sagte er nichts.

Das Landeboot hob sich aus dem Wasser, Meer strömte aus den Lüftungsrohren des Laderaums, und Mahnmut hievte sich

mit letzter mechanischer und organischer Kraft auf die Oberseite des Landeboots und stieg dann durch die kleinere von zwei Zugangsluken in den Truppentransportraum hinunter.

Unter anderen Umständen wäre das Durcheinander in der Truppentransport-Sektion komisch gewesen, aber in diesem Moment kamen Mahnmut nur wenige Dinge komisch vor. Orphu hatte sämtliche Manipulatoren und Antennen eingezogen, sodass es ihm knapp gelungen war, sich durch die größere der beiden Landeboot-Luken zu zwängen, doch nun nahm der massige Rumpf des Ioniers den größten Teil des Raums ein, in dem die zwanzig Steinvec-Soldaten auf ihren Netzsitzen gehockt hatten. Die Soldaten ergossen sich nun in den engen Zugangskorridor, der nach vorne zum Cockpit führte; überall lagen stachelige Steinvecs mit ihren Waffen herum, und Mahnmut musste über ihre chitinösen Gestalten klettern, um sich zu Mep Ahoo und Suma IV. im voll gestopften Cockpit zu gesellen.

Suma IV. flog das schwebende Landeboot manuell. Er balancierte das Schiff und dessen sich verlagernden Inhalt fortwährend mit dem Omnicontroller aus und spielte auf den Triebwerkstasten, wie menschliche Pianisten einst auf dem Instrument ihrer Wahl gespielt haben mussten.

»Keine Anschnallgurte mehr übrig«, sagte Suma IV. zu Mahnmut, ohne den Kopf zu drehen. »Mit den letzten haben wir deinen großen Freund im Truppentransporterraum festgebunden. Klapp bitte den letzten Notsitz aus und befestige dich per Haftmagnet an der Hülle, Mahnmut.«

Mahnmut gehorchte. Er merkte, dass er zu müde war, um erneut zu stehen – schließlich war die Schwerkraft der Erde

schrecklich –, und die Freisetzung von Chemikalien nach den letzten achtzehn Stunden totaler Anstrengung und Anspannung bewirkte, dass ihm zum Weinen zumute war.

»Festhalten«, sagte Suma IV.

Die Triebwerke des Landeboots brüllten auf, und sie stiegen langsam in die Höhe, senkrecht, Meter um Meter, ohne Erschütterungen, ohne Überraschungen, bis Mahnmut durchs Hauptfenster des Cockpits sah, dass sie eine Höhe von ungefähr zwei Kilometern erreicht hatten. Dann begannen sie sich zentimeterweise vorwärts zu bewegen – die Triebwerke schalteten von vertikalem auf horizontalen Schub. Er hätte nie gedacht, dass man eine solche Maschine so feinfühlig bedienen konnte.

Trotzdem gab es Erschütterungen, und jedes Mal hielt Mahnmut den Atem an; er spürte, wie sein organisches Herz klopfte, während er darauf wartete, dass die schwarzen Löcher im Bauch des Landeboots kritisch wurden. Schon ein einziges genügte, dann würden alle anderen eine Millionstel Sekunde später in sich zusammenbrechen.

Mahnmut versuchte sich vorzustellen, was unmittelbar danach geschehen würde – die mini-schwarzen Löcher würden sofort verschmelzen und die Hülle der *Dark Lady* und des Landeboots durchschlagen, und die Masse würde mit einer Beschleunigung von 9,75 Meter pro Sekunde zum Zentrum der Erde hinabsausen. Bei ihrem Sturz zum Erdmittelpunkt würden die schwarzen Löcher zuerst die gesamte Masse der beiden Moravec-Schiffe, dann die Luftmoleküle, dann das Meer, den Meeresgrund, das Gestein und schließlich die Erdkruste selbst mit sich reißen.

Wie viele Tage, Wochen oder Monate würde das große minischarze Loch, das aus allen siebenhundertachtundsechzig schwarzen Löchern in den Sprengköpfen bestand, pingpongartig durch den Planeten sausen? Wie weit würde es bei jedem *Ping* oder *Pong* ins All hinausschießen? Mahnmuts Elektronengehirn gab ihm die Antwort, obwohl er es nicht wollte, obwohl der physische Teil seines Gehirns zu müde war, um sie zu verarbeiten: Weit genug, dass das schwarze Loch schon bei den ersten einhundert Durchgängen durch den Planeten all die mehr als eine Million Objekte in den Orbitalringen einsaugen würde, aber nicht so weit, dass es den Mond verschlingen würde.

Für Mahnmut, Orphu und die anderen Moravecs würde es keinen Unterschied machen, nicht einmal für die auf der *Queen Mab*. Die Moravecs im Landeboot würden fast sofort spaghetti-fiziert werden; ihre Moleküle würden sich mit dem stürzenden Mini-Loch zum Zentrum der Erde und dann noch weiter strecken, würden durch sich selbst elastizieren – war das ein Wort?, fragte Mahnmut sich müde –, wenn das schwarze Loch eine weitere Bahn durch den schmelzflüssigen, rotierenden Kern des Planeten grub.

Mahnmut schloss seine virtuellen Augen und konzentrierte sich aufs Atmen, auf das Gefühl, wie das Landeboot beim Aufstieg sanft, aber konstant beschleunigte. Es war, als glitten sie auf einer glatten, gläsernen Rampe zum Himmel hinauf. Suma IV. war *gut*.

Der Himmel wechselte von Nachmittagsblau zu Vakuum-schwarz. Der Horizont krümmte sich wie der Bogen eines Bogenschützen. Die Sterne erschienen explosionsartig im Blickfeld.

Mahnmut aktivierte sein Sehvermögen und beobachtete ihren Aufstieg zugleich durchs Cockpit-Fenster und auf den Kamerabildern, die ihm über die Nabelschnurverbindung an seiner Notsitz-Station eingespeist wurden.

Sie stiegen nicht zur *Queen Mab* hinauf, so viel war klar. Suma IV. fing das Landeboot in einer Höhe von höchstens dreihundert Kilometern ab – knapp oberhalb der Atmosphäre – und rollte die Erde mit Hilfe der Manövriertriebwerke in die Dachfenster des Cockpits, sodass volles Sonnenlicht auf das Ladebuchtter des Schiffes fiel. Die Ringe und die *Mab* waren über dreißigtausend Kilometer höher, und das atomare Raumschiff der Moravecs befand sich in diesem Moment auf der anderen Seite der Erde.

Mahnmut schaltete die virtuelle Bildzufuhr für eine Sekunde ab – nach den vergangenen achtzehn Stunden Arbeit in irdischer Schwerkraft empfand er die Schwerelosigkeit als eine wahre Wohltat – und schaute durch die transparenten Dachfenster zum Terminator hinauf, der gerade über das ehemalige Europa hinwegzog, zu den blauen Gewässern und weißen Wolkenmassen des atlantischen Ozeans – aus dieser Höhe oder diesem Winkel war der Spalt des Bruchs nicht einmal eine dünne Linie –, und nicht zum ersten Mal in den letzten achtzehn Stunden fragte sich Mahnmut der Moravec, wie eine Gattung von Lebewesen, der eine solch schöne Heimatwelt geschenkt worden war, ein U-Boot – sich selbst, irgendeine Maschine – mit solchen Waffen totaler, blinder Zerstörung ausstatten konnte. Gab es wirklich irgendetwas in irgendeinem geistigen Universum, was die Ermordung von Millionen, geschweige denn die Zerstörung eines ganzen Planeten gerechtfertigt erscheinen lassen konnte?

Mahnmut wusste, dass sie noch nicht außer Gefahr waren. Technisch gesehen hätten sie ebenso gut auf dem Grund des Meeres sein können, so viel nützten ihnen diese paar hundert Kilometer. Wenn sich jetzt eines der schwarzen Löcher aktivierte und die anderen zu einer Singularität verschmolz, würde das pingpongartige, erdkernzerreißende Ende aller Dinge genauso sicher, genauso unausweichlich sein. Im freien Fall befand man sich keineswegs außerhalb des Schwerfelds der Erde. Die Sprengköpfe würden weit weg sein müssen – mit Sicherheit weit jenseits der Mondumlaufbahn, da dort offensichtlich noch die Erdschwerkraft herrschte –, Millionen Kilometer entfernt, bevor die Gefahr für die Erde gebannt war. In dieser geringen Höhe würde der einzige Unterschied darin bestehen, dass der Spaghettifizierungsquotient der Moravecs in den ersten Minuten vielleicht um ein paar Prozent zunahm.

Ein pechschwarzes Raumschiff entmantelte sich – enttarnte, entkräfteldete sich, kam aus seinem Versteck... verdammt, Mahnmut hatte kein Wort dafür –, *erschien* keine fünf Kilometer von ihnen entfernt auf der zur Sonne gelegenen Seite. Es war offenkundig ein Moravec-Schiff, aber Mahnmut hatte noch nie ein derart hypermodernes Raumfahrzeug gesehen. Wenn die *Queen Mab* wie ein Artefakt aus dem zwanzigsten Jahrhundert des Untergangenen Zeitalters der Erde gewirkt hatte, so schien dieses soeben erschienene Raumschiff allem, was die Moravecs gegenwärtig besaßen, Jahrhunderte voraus zu sein. Irgendwie gelang es dem schwarzen Gebilde, gleichzeitig gedrunen und tödlich geschmeidig, gleichzeitig schlicht und mit seinen fraktalen Fledermausflügel-Geometrien unglaublich kompliziert zu wirken, und Mahnmut hegte nicht den gering-

sten Zweifel, dass dieses Schiff Ehrfurcht gebietende Waffen an Bord hatte.

Er fragte sich für ein paar Sekunden, ob die Hauptintegratoren tatsächlich den Verlust eines ihrer getarnten Kriegsschiffe in Kauf nehmen würden, aber... nein... noch während er sich diese Frage stellte, sah Mahnmut, wie sich im gekrümmten Bauch des Kriegsschiffs eine Öffnung ins Dasein morphte, und ein langes, hexenbesenartiges Gerät katapultierte sich mit Hilfe von Peroxid in den Raum, rotierte um seine Längsachse, richtete sich auf das Landeboot aus und schob sich mit Hilfe der Sekundärtriebwerke zu beiden Seiten einer absurd überdimensionalen Triebwerksglocke lautlos in ihre Richtung.

Orphu meldete sich per Engstrahl. *Weshalb sind wir überrascht? Die Hauptintegratoren hatten mehr als achtzehn Stunden Zeit, sich etwas auszudenken, und wir Moravecs haben schon immer gute Ingenieure hervorgebracht.*

Mahnmut musste ihm beipflichten. Als der Besenstiel näher kam, langsamer wurde und während des Bremsmanövers erneut rotierte, ohne auch nur ein einziges Mal einen Schubstoß auf den Bauch des Landeboots zu richten, sah Mahnmut, dass das Ding entlang seiner Achse wahrscheinlich um die sechzig Meter maß; im Massezentrum saß ein kleiner KI-Gehirnknoten wie ein Sattel auf einem dünnen Klepper, und es hatte jede Menge silberner Manipulatoren und Schwermetallklammern sowie ein gewaltiges, schubstarkes Triebwerk unmittelbar vor dieser riesigen Triebwerksglocke, dazu Dutzende winziger Manövriertriebwerke.

»Ich setze das U-Boot jetzt aus«, sagte Suma IV. auf dem gemeinsamen Kanal.

Mahnmut beobachtete über die Außenkameras des Landeboots, wie sich die langen Torflügel der Ladebucht öffneten und die *Dark Lady* sanft herausschwebte, angetrieben von einem hauchfeinen Gasschub. Sein geliebtes U-Boot drehte sich ganz langsam, und da das eigene Stabilisierungssystem abgeschaltet war, versuchte es nicht einmal, sich selbst zu stabilisieren. Mahnmut ging der Gedanke durch den Kopf, dass er noch nie etwas gesehen hatte, was sich – wieder einmal – so weit außerhalb seines Elements befand wie die *Lady* hier im All, dreihundert Kilometer über dem hellblauen Abendmeer der Erde.

Das Besenstiel-Roboterschiff ließ das U-Boot nicht lange taumeln. Das Ding manövrierte vorsichtig mit seinen Triebwerken, passte seine Geschwindigkeit perfekt an, zog die *Dark Lady* mit Manipulatorarmen an sich, die sich so sanft bewegten wie die eines Liebhabers nach einer langen Probetrennung von seiner Geliebten, und verankerte sie dann mit massiven Klammern, die dazu konstruiert waren, in die Andockvorrichtungen und diversen Auslassöffnungen des U-Boots zu greifen. Die Besenstiel-KI – oder der Moravec auf dem Kriegsschiff, der sie momentan kontrollierte – fuhr eine glänzende Goldfolien-Molekulardecke aus und legte das knittrige Ding mit sehr großer, geradezu liebevoller Behutsamkeit um das gesamte U-Boot. Die Ingenieure wollten nicht, dass die schwarzen Löcher durch Temperaturschwankungen aktiviert wurden.

Manövriertriebwerke feuerten, und das gottesanbeterinnenähnliche Gebilde des Roboterschiffes samt dem mit der Foliendecke überzogenen Rumpf der *Dark Lady* entfernte sich vom Landeboot. Der Roboter richtete sich entlang seiner Achse so aus, dass die Triebwerksglocke nach *unten* zeigte, zum blauen

Meer, den weißen Wolken und dem sichtbar vorrückenden Terminator, der gerade Europa überquerte.

»Was werden sie wegen der kleinen Laser-Leukozyten unternehmen?«, erkundigte sich Orphu von Io auf dem gemeinsamen Kanal.

Mahnmut hatte sich das auch schon gefragt – wie wollten sie verhindern, dass die aggressiven Laser-Reinigungsroboter die Sprengköpfe aktivierten –, aber da es nicht sein Problem gewesen war, hatte er es in den vergangenen achtzehn Stunden auch nicht zu lösen versucht.

»Die *Walküre*, die *Unbezwingbare* und die *Nimitz* werden das Roboterschiff begleiten und alle Leukozyten zerstören, die sich ihm nähern«, sagte Suma IV. »Dabei bleiben unsere Kriegsschiffe natürlich im Tarnmodus.«

Orphu lachte laut auf dem gemeinsamen Kanal. »*Walküre*, *Unbezwingbare* und *Nimitz*?«, rumpelte er. »Herrje, wir friedliebenden Moravecs werden mit jeder Minute furchteinflößender, nicht wahr?«

Niemand antwortete. Um das Schweigen zu brechen, sagte Mahnmut: »Welches ist dieses... Oh, jetzt ist es weg.« Die pechschwarze fraktale Fledermaus war wieder in den Tarnmodus gegangen. Nicht einmal ein dunkler Fleck im Sternfeld oder im Ringfeld ließ auf ihre Anwesenheit schließen.

»Das war die *Walküre*«, sagte Suma IV. »Zehn Sekunden.«

Niemand zählte laut. Aber Mahnmut war sicher, dass alle stumm zählten.

Bei null wurde die schubstarke Triebwerksglocke von einem schwachen blauen Lichtschein erhellt, der Mahnmut an die Tscherenkow-Strahlung der Sprengkopfbehälter erinnerte. Die

Besenstiel-Gottesanbeterin setzte sich in Bewegung und stieg in die Höhe – mit quälender Langsamkeit. Aber Mahnmut wusste, dass alles, was lange genug unter beständigem Schub stand, sehr bald eine enorme Geschwindigkeit erreichen würde, selbst beim Aufstieg aus dem Schwerefeld der Erde, und er wusste auch, dass das Roboterschiff diesen Schub im Verlauf des Aufstiegs weiter verstärken würde. Wenn das Schiff und der tote, in die Thermodecke gehüllte Rumpf der *Dark Lady* die leere Umlaufbahn des Erdmondes kreuzten, hatte das Paket wahrscheinlich schon die Fluchtgeschwindigkeit erreicht. Selbst wenn die schwarzen Löcher sich danach aktivierten, würden die Singularitäten eine Gefahr im Weltraum sein, aber nicht mehr den Untergang der Erde bedeuten.

Bald darauf verschwand das Roboterschiff vor dem Hintergrund des kreisenden Ringfelds. Mahnmut sah nicht die leiseste Spur von Fusions- oder Ionenabgasen der drei getarnten Moravec-Raumschiffe, die den Roboter vermutlich eskortierten.

Suma IV. schloss das Laderaumtor. »In Ordnung, Leute, bitte hört genau zu«, sagte der Pilot. »Es sind einige seltsame Dinge geschehen, während unsere beiden Freunde in den Tiefen des Wasserozeans dort unten beschäftigt waren. Wir müssen zur *Queen Mab* zurück.«

»Was ist mit unserer Erkundungsmission...«, begann Mahnmut.

»Du kannst die aufgezeichneten Materialien herunterladen, während wir in die Höhe steigen«, unterbrach ihn Suma IV. »Aber im Moment wollen die Hauptintegratoren uns wieder an Bord haben. Die *Mab* reist für eine Weile ab... wir ziehen uns mindestens bis zur Mondumlaufbahn zurück.«

»Nein«, sagte Orphu von Io.

Die Silbe schien im Funk widerzuhallen wie ein einzelner Schlag einer riesigen Glocke.

»Nein?«, sagte Suma IV. »So lauten aber unsere Befehle.«

»Wir müssen wieder hinunter zu diesem atlantischen Spalt, diesem Bruch oder wie immer wir es nennen«, erklärte Orphu. »Und zwar sofort.«

»Du musst still sein und dich festhalten«, erwiderte der große Ganymeder an den Kontrollen. »Ich bringe das Landeboot wie befohlen zur *Mab* zurück.«

»Schaut euch die Bilder an, die ihr aus zehntausend Meter Höhe aufgenommen habt.« Über ihr Nabelschnur-Internet schickte Orphu jedem an Bord ein Bild.

Mahnmut schaute es sich an. Dasselbe Bild hatte er auch schon gesehen, bevor sie die Sprengköpfe abzutrennen begonnen hatten: der verblüffende Spalt im Ozean, der zerknautschte Bug des U-Boots, der aus der Nordwand dieses Spalts ragte, ein kleines Trümmerfeld.

»Auf optischen Frequenzen bin ich blind«, sagte Orphu, »aber ich habe die begleitenden Radarbilder immer wieder manipuliert, und irgendetwas ist dort seltsam. Hier ist die beste Vergrößerung und Bildverbesserung, die ich bei dem Foto hinbekommen habe. Sagt ihr mir, ob es dort etwas gibt, was eine eingehendere Untersuchung verdient.«

»Ich sage dir schon jetzt, dass nichts, was wir dort sehen, mich dazu bringen wird, mit dem Landeboot dorthin zurückzukehren«, erklärte Suma IV. kategorisch. »Ihr beiden wisst es noch nicht, aber die Asteroideninsel – dieser riesige Asteroid, auf dem wir Odysseus abgesetzt haben – fliegt fort. Sie hat bereits

ihre Achse verschoben und sich neu ausgerichtet, und während wir hier miteinander reden, zünden ihre Fusionstriebwerke. Und euer Freund Odysseus ist tot. Und im Polarring und Äquatorialring erwachen mehr als eine Million Satelliten – Masse-Akkumulatoren, die Fax-Teleport-Geräte, andere Dinge – wieder zum Leben. Wir reisen ab.«

»*SCHAUT EUCH DIE VERDAMMTEN FOTOS AN*«, brüllte Orphu von Io.

Alle Moravecs an Bord versuchten, sich die Ohren zuzuhalten – selbst diejenigen, die gar keine Ohren besaßen.

Mahnmut sah sich das nächste Foto der digitalen Serie an. Es war nicht nur eine starke Vergrößerung eines Ausschnitts ihrer ursprünglichen Aufnahme, sondern das Bild war auch geschärft worden.

»Da liegt so was wie ein Rucksack auf dem trockenen Boden des Bruchs«, sagte Mahnmut. »Und daneben...«

»Eine Pistole«, ergänzte Zenturio Mep Ahoo. »Eine Schießpulver-Kugelschleuder, wenn meine Vermutung richtig ist.«

»Und das da neben dem Rucksack sieht wie ein menschlicher Körper aus«, meinte einer der schwarz-chitinösen Soldaten. »Offenbar schon lange tot – völlig mumifiziert und platt.«

»Nein«, sagte Orphu. »Ich habe die besten Radarbilder geprüft. Das ist kein menschlicher Körper, sondern nur eine menschliche Thermohaut.«

»Na und?«, sagte Suma IV. von seinem Pilotensitz. »Bei der Havarie des U-Boots ist eben etwas hinausgeschleudert worden – einer der Passagiere oder einige Habseligkeiten eines Menschen. Sie gehören zum Trümmerfeld.«

Orphu schnaubte laut. »Und das ist nach zweitausendfünfhundert Standardjahren noch alles da? Das bezweifle ich, Suma. Schau dir die Pistole an. Kein Rost. Schau dir den Rucksack an. Keine Zersetzung. Dieser Teil des Bruchspalts ist den Elementen ausgesetzt – auch dem Sonnenlicht und dem Wind –, aber dieses Zeug ist nicht abgebaut worden.«

»Das beweist gar nichts«, erwiderte Suma IV. während er die Rendezvous-Koordinaten für die *Queen Mab* eingab. Manövriertriebwerke brachten das Landeboot in die richtige Position für die Zündung der Haupttriebwerke und den Aufstieg. »Irgendwann in den letzten Jahren ist irgendein Altmensch in den Bruch hinausgewandert und dort gestorben. Wir haben im Moment andere Sorgen.«

»Schaut in den Sand«, sagte Orphu.

»Wie bitte?«

»Schaut euch das fünfte Bild an, das ich aufgeblasen habe. Im Sand. Ich kann es nicht *sehen*, aber die Auflösung des Radarbildes reicht bis zu drei Millimeter. Was *seht* ihr dort – mit euren Augen?«

»Einen Fußabdruck«, sagte Mahnmut. »Den Abdruck eines nackten Menschenfußes. Mehrere Fußabdrücke. In der schlammigen Erde und dem weichen Sand klar zu erkennen. Sie führen alle nach Westen. Der Regen würde diese Abdrücke binnen einiger Tage auslöschen. Dort ist in den letzten achtundvierzig Stunden ein Mensch gewesen – vielleicht sogar, während wir an der Bergung der Sprengköpfe gearbeitet haben.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Suma IV. »Unsere Befehle lauten, dass wir zur *Queen Mab* zurückkehren sollen, und wir werden...«

»Geht mit dem Landeschiff wieder zum atlantischen Bruch hinunter«, befahl Hauptintegrator Asteague/Che dreißigtausend Kilometer höher auf der anderen Seite der Erde. »Wir haben noch einmal die Bilder überprüft, die wir bei der letzten Umrundung in aller Eile aufgenommen haben, und ungefähr dreiundzwanzig Kilometer westlich des U-Boot-Wracks im Bruch ist etwas zu erkennen, was der Körper eines Menschen sein könnte. Fliegt sofort dorthin und bergt ihn.«

85

Als ich materialisiere, stelle ich fest, dass ich mich in Helena von Trojas privaten Baderaum tief im Innern des Palasts getet habe, den sie früher mit ihrem toten Gemahl, Paris, bewohnt hat und nun mit ihrem ehemaligen Schwiegervater, König Priamos, teilt. Ich weiß, dass mir nur ein paar Minuten bleiben, um etwas zu unternehmen, aber ich weiß nicht, was ich tun soll.

Sklavinnen und Mägde kreischen, als ich von einem Raum zum anderen marschiere und Helenas Namen rufe. Ich höre die Bediensteten nach den Wachen schreien, und mir wird klar, dass ich möglicherweise rasch fortgehen muss, wenn ich nicht an der Spitze eines trojanischen Speers enden will. Im nächsten Raum sehe ich schließlich ein bekanntes Gesicht. Es ist Hypsipyle, die Sklavin von Lesbos, die Andromache der verrückten

Kassandra als private Aufpasserin zugeteilt hatte. Diese Hypsipyle weiß vielleicht, wo Helena ist, denn als ich Andromache und Helena das letzte Mal gesehen habe, waren sie sehr gute Freundinnen. Und diese Sklavin läuft zumindest nicht weg und ruft auch nicht nach den Wachen.

»Weißt du, wo Helena ist?«, frage ich, während ich mich der kräftig gebauten Frau nähere. Ihr plumpes Gesicht ist so ausdruckslos wie ein Kürbis.

Wie zur Antwort lehnt Hypsipyle sich zurück und tritt mir in die Eier. Ich steige in die Luft, kralle die Hände in meinen Unterleib, falle auf den gefliesten Boden, rolle schmerzgepeinigt herum und quieke.

Sie setzt zu einem weiteren Tritt an, der mir den Kopf abreißen würde, wenn er mich voll trifft, deshalb versuche ich auszuweichen. Sie erwischt mich an der Schulter, und ich kugule in die Ecke. Jetzt kann ich nicht einmal mehr quieken. Die linke Schulter ist taub, der linke Arm auch – bis in die Fingerspitzen.

Ich rappele mich hoch und bleibe zusammengekrümmt stehen, während diese Walküre mit mordlüsternem Blick auf mich zukommt.

Qte irgendwohin, du Idiot, rate ich mir.

Wohin?

Irgendwohin, nur weg von hier!

Hypsipyle packt mich vorn am Chiton, zerreißt ihn und zielt mit einer schinkengroßen Faust auf mein Gesicht. Ich hebe die Unterarme, um den Schlag abzublocken, und der Aufprall ihrer Faust mit den dicken Knöcheln bricht mir fast die Elle und die Speiche beider Arme. Ich pralle von der Wand ab, und sie packt mich erneut am Chiton und schlägt mir in den Bauch.

Plötzlich liege ich wieder auf den Knien, würge, versuche, mir den Bauch und die Eier gleichzeitig zu halten und habe nicht mehr genug Luft in den Lungen, um auch nur ein Quieken hervorzubringen.

Hypsipyle tritt mich in die Rippen, bricht mir mindestens eine, und ich rolle mich auf die Seite. Ich höre das Klatschen der Sandalen der Wachen, die die Haupttreppe heraufgerannt kommen.

Jetzt fällt es mir wieder ein. Als ich Hypsipyle das letzte Mal gesehen habe, beschützte sie Helena, und ich habe ihr einen Tiefschlag versetzt, um Helena mit mir fortzuschleifen.

Die Sklavin hebt mich hoch wie eine Stoffpuppe und ohrfeigt mich – erst mit der Vorhand, dann mit der Rückhand, dann wieder mit der Vorhand. Ich merke, wie sich Zähne lockern, und bin froh, dass ich die Lesebrille nicht trage, die ich früher immer tragen musste.

Herrgott noch mal, Hockenberry, zürnt ein Teil von mir. Du hast gerade mit angesehen, wie Achilles Zeus, den Wolkenversammler, im Zweikampf getötet hat, und jetzt lässt du dir von einer lausigen Lesbe die Scheiße aus dem Leib prügeln.

Die Wachen stürmen in den Raum; die Spitzen ihrer erhobenen Speere sind auf mich gerichtet. Hypsipyle dreht sich zu ihnen um, ohne meinen zerknüllten Chiton loszulassen – die Oberseiten meiner Füße schleifen über den Boden –, hält mich ein Stück von sich ab und bietet mich ihren Speeren dar.

Ich qte uns beide auf die große Mauer.

Eine Explosion von Sonnenlicht um uns herum. Trojanische Krieger, die nur ein paar Meter entfernt sind, schreien auf und

springen zurück. Hypsipyle ist so verduzt über diesen plötzlichen Ortswechsel, dass sie mich loslässt.

Ich nutze ihre kurze Verwirrung, um ihr die kräftigen Beine unter dem Leib wegzutreten. Sie rappelt sich auf alle viere hoch, aber ich ziehe die Beine an, während ich immer noch auf dem Rücken liege, spanne sie an und kicke Hypsipyle von der offenen Brustwehr in die Stadt nach unten.

Das wird dir eine Lehre sein, du große, muskulöse Kuh, dich nicht mit Thomas Hockenberry, Doktor der Altphilologie, anzulegen...

Ich stehe auf, wische mir den Staub von den Kleidern und schaue von der Brustwehr nach unten. Die große, muskulöse Kuh ist auf dem Segeltuchdach eines Marktstands gelandet, der mit dem Rücken zur Mauer steht, hat die Segeltuchplane durchschlagen und ist in einem Haufen Kartoffeln gelandet, wie es scheint. Nun läuft sie gerade zur Treppe beim skäischen Tor, um wieder zu mir heraufzusteigen.

Mist.

Ich laufe auf der Brustwehr zu der großen Aussichtsplattform in der Nähe des Athene-Tempels, wo ich nun Helena zusammen mit den anderen Angehörigen der Königsfamilie stehen sehe. Aller Aufmerksamkeit ist auf die Schlacht am Strand gerichtet – das letzte Gefecht meiner zum Untergang verurteilten Achäer, das offenbar in seine Endphase eingetreten ist –, deshalb hält mich niemand auf, bevor ich Helena an ihrem schönen weißen Arm packe.

»Hock-en-bär-iihh«, sagt sie staunend. »Was ist los? Weshalb bist du...«

»Wir müssen die gesamte Bevölkerung aus der Stadt schaffen!«, stoße ich keuchend hervor. »Jetzt sofort! Auf der Stelle!«

Helena schüttelt den Kopf. Wachposten sind herumgewirbelt und haben zu ihren Speeren oder Schwertern gegriffen, aber Helena schickt sie mit einer Handbewegung fort. »Hock-en-bär-iihh... es ist wunderbar... wir siegen... die Argeier fallen wie Weizen unter unserer Sichel... jeden Moment wird der edle Hektor...«

»Wir müssen alle aus den Gebäuden, von der Mauer, aus der Stadt schaffen!«, rufe ich.

Es hat keinen Zweck. Wir sind jetzt von Wachen umzingelt, die bereit sind, Helena, König Priamos und die anderen Angehörigen der Königsfamilie zu schützen, indem sie mich im Handumdrehen töten oder wegschleppen. Es wird mir nicht gelingen, Helena oder Priamos dazu zu bewegen, die Stadt rechtzeitig zu warnen.

Keuchend, Hypsipyles schnelle, schwere Schritte im Ohr, die über die Brustwehr auf uns zukommen, stoße ich hervor: »Die Sirenen. Wo haben die Moravecs die Luftschuttsirenen untergebracht?«

»Sirenen?« Helena macht jetzt ein erschrockenes Gesicht, als sei ich nicht ganz bei Trost und müsste dringend behandelt werden.

»Die Luftschuttsirenen. Die vor Monaten immer geheult haben, wenn die Götter die Stadt aus der Luft angegriffen haben. Wo haben die Moravecs – die Maschinen-Spielzeug-Leute – die Betriebsanlage für die Luftschuttsirenen untergebracht?«

»Ach so. Im Pronaos des Apollo-Tempels. Aber Hock-en-bär-iihh, wozu willst du...«

Ohne ihren Oberarm loszulassen, visualisiere ich die Stufen des Apollo-Tempels hier in Ilium und qte uns dorthin, eine Se-

kunde, bevor die Wachen und eine große, zornige Frau von Lesbos mich packen können.

Helena schnappt nach Luft, als wir auf den weißen Stufen materialisieren, aber ich schleppe sie in den Vorraum hinauf. Hier sind keine Wachen. Alle Einwohner der Stadt scheinen auf den Mauern oder anderen hoch gelegenen Orten zu sein, um mitzuerleben, wie der Krieg am Strand im Westen sein Ende findet.

Die Anlage ist hier, im kleinen Umkleideraum der Akolythen neben dem Pronaos zum Haupttempel. Die Luftschuttsirenen sind automatisch von den inzwischen verschwundenen Luftabwehrraketen- und Radarstellungen der Moravecs außerhalb der Stadt ausgelöst worden, aber meine Erinnerung trägt mich nicht, die Moravec-Ingenieure haben die anderen elektronischen Geräte hier um ein Mikrofon ergänzt, falls König Priamos oder Hektor sich über die dreißig riesigen Luftschuttsirenen-Lautsprecher überall in der ummauerten Stadt an die gesamte trojanische Bevölkerung hätten wenden wollen.

Ich studiere die Anlage ein paar Sekunden lang – sie ist so einfach gestaltet, dass selbst ein Kind damit zurechtkäme, damit die Trojaner sie selbst bedienen können, und mit kinderleichter Technologie kommt sogar ein Dr. Thomas Hockenberry zurecht.

»Hock-en-bär-iihh...«

Ich lege den Schalter um, auf dem LAUTSPRECHERANLAGE EIN steht, drücke auf die Taste mit der Aufschrift LAUTSPRECHERDURCHSAGE, nehme das archaisch aussehende Mikrofon in die Hand und beginne zu plappern. Ich höre, wie

meine Worte von hundert Gebäuden und den großen Mauern selbst widerhallen...

»ACHTUNG! ACHTUNG! AN ALLE EINWOHNER VON ILIUM... KÖNIG PRIAMOS GIBT EINE ERDBEBEN-WARNUNG HERAUS... MIT SOFORTIGER WIRKUNG!! VERLASST SÄMTLICHE GEBÄUDE... SOFORT! KOMMT VON DEN MAUERN HERUNTER... SOFORT!! LAUFT AUS DER STADT INS OFFENE LAND, WENN IHR KÖNNT. FALLS IHR EUCH IN EINEM TURM AUFHALTET, RÄUMT IHN... SOFORT!! ILIUM WIRD JEDEN MOMENT VON EINEM ERDBEBEN ERSCHÜTTERT WERDEN. NOCH EINMAL, KÖNIG PRIAMOS ERLÄSST EINEN ERDBEBEN-EVAKUIERUNGS-BEFEHL, MIT SOFORTIGER WIRKUNG... VERLASST ALLE GEBÄUDE UND SUCHT OFFENE PLÄTZE UND FREIES GELÄNDE AUF – SOFORT!!«

Ich wiederhole mich eine weitere Minute – meine Stimme plärrt aus den Lautsprechern –, dann schalte ich die Anlage aus, packe Helena, die mit großen Augen und offenem Mund dasteht, und zerre sie aus dem Apollo-Tempel auf den zentralen Marktplatz.

Menschen wuseln herum, reden miteinander und starren auf die verschiedenen Lautsprecher-Standorte, von wo meine lautstarke Durchsage gekommen ist, aber niemand scheint die Stadt zu verlassen. Ein paar Leute kommen langsam aus den großen Gebäuden, die an diesen zentralen Platz grenzen, aber kaum jemand läuft zum offenen skäischen Tor und ins Freie hinaus, wie ich es ihnen mit meiner Durchsage befohlen habe.

»Scheiße«, sage ich.

»Hock-en-bär-iihh, du bist ja völlig außer dir. Komm in meine Gemächer, dann trinken wir Honigwein und...«

Ich schleife sie hinter mir her. Selbst wenn niemand anders durchs offene Tor hinausläuft, weg von den Gebäuden, ich werde es garantiert tun. Und ich werde Helena retten, ob sie es will oder nicht.

Kurz bevor ich die schmal zulaufende Straße am westlichen Ende des riesigen Platzes betrete, bleibe ich schlitternd stehen. Was mache ich hier eigentlich? Ich brauche nicht wie ein Idiot zu rennen. Es reicht, wenn ich mir den Hügel Batieía draußen vor den Mauern vorstelle und uns dorthin teleportiere...

»Ach, du Scheiße«, entfährt es mir erneut.

Über uns ist ein horizontales, offenbar kilometergroßes Bran-Loch aufgetaucht, wie ich es zuvor schon über dem Olymp gesehen habe – ein flacher, von Flammen gesäumter Kreis. Es sinkt rasch herab. Durch das Loch kann ich dunklen Himmel und Sterne sehen.

»Verdammt!« Ich beschließe im letzten Moment, nicht zu quantenteleportieren – die Gefahr, dass wir im Quantenraum gefangen werden, wenn das Bran-Loch uns trifft, ist zu groß.

Ich ziehe die mit weit aufgerissenen Augen entsetzt dreinschauende Helena ein Dutzend Meter zum Zentrum des großen Platzes zurück. Mit etwas Glück werden wir außer Reichweite der einstürzenden Mauern und Gebäude sein.

Der Feuerreifen fällt um uns herab, umschließt Ilium sowie die Hügel, Ebenen, Sümpfe und Strände in der Umgebung der Stadt im Umkreis von mindestens drei Kilometern, und kurz nachdem er herabgefallen ist, fallen wir. Es ist ein Gefühl, als stünde das gesamte alte Troja auf einem Fahrstuhl, der sich

plötzlich von seinen Seilen löst, und zwei Sekunden später bricht die Hölle los.

Viel später sollten mir die Moravec-Ingenieure erzählen, dass die gesamte Stadt Ilium buchstäblich einen Meter und siebenundfünfzig Zentimeter in die Tiefe stürzte, bevor sie auf dem Boden der heutigen Erde landete. Alle, die am Strand kämpften – mehr als hundertfünfzigtausend schreiende, schwitzende Männer –, stürzten ebenfalls plötzlich einen Meter und siebenundfünfzig Zentimeter in die Tiefe und landeten nicht etwa auf weichem Strandsand, sondern auf dem Gestein und verfilzten Gestrüpp, das an die Stelle des Sandes getreten war, nachdem sich die Küstenlinie fast dreihundert Meter weit nach Westen zurückgezogen hatte.

Was Helena und mich auf Iliums großem Marktplatz betrifft, so wären diese letzten Minuten Iliums fast auch unsere letzten Minuten gewesen.

Der dachlose Turm an der Mauer jenseits der südöstlichen Ecke dieses Platzes – eben jener beschädigte, dachlose Turm, in dem Helena mich vor einer Ewigkeit, wie es mir schien, ins Herz gestochen hatte – geriet ins Wanken, kippte wie ein riesiger Fabrikschornstein um und stürzte über niedrigere Gebäude direkt auf uns herab, während wir uns auf dem offenen Platz beim Brunnen zusammenkauerten.

Der Brunnen rettete uns das Leben. Das vielstufige Bauwerk mit seinem Wasserbecken und dem zentralen, höchstens dreieinhalb Meter hohen Obelisk war gerade groß genug, um die Bahn der herabstürzenden Trümmer des Turms zu teilen, sodass wir hustend in einer Wolke aus Staub und kleineren

Trümmerstücken hockten, während die größeren Steinblöcke über den Marktplatz woandershin rollten.

Wir waren wie betäubt. Die riesigen Pflastersteine des Platzes selbst waren bei dem anderthalb Meter tiefen Fall zerbrochen. Der Brunnen-Obelisk neigte sich in einem Winkel von dreißig Grad, und der Brunnen selbst hatte ein für alle Mal aufgehört zu plätschern. Die gesamte Stadt war in einer Staubwolke verschwunden, die sich erst nach mehr als sechs Stunden vollständig auflöste. Als Helena und ich uns aufrappelten, uns den Staub von den Kleidern klopfen und hustend Nase und Hals von dem schrecklichen weißen Pulver zu befreien versuchten, rannten einige bereits davon – irgendwohin, in reiner Panik, jetzt, wo es zu spät war, um zu rennen –, während ein paar sogar begonnen hatten, in den Ruinen und dem Schutt zu graben, um andere zu finden und ihnen zu helfen.

Über fünftausend Menschen starben beim Fall der Stadt. Die meisten waren in den größeren Gebäuden gefangen gewesen – sowohl der Athene-Tempel als auch der Apollo-Tempel waren eingestürzt, ihre vielen Säulen waren geborsten und zersplittert wie gebrochene Zweige. Der Palast von Paris, jetzt Priamos' Heim, war ein Trümmerfeld. Außer Hypsipyle, die immer noch auf der Jagd nach mir war, überlebte niemand auf der Aussichtsterrasse beim Athene-Tempel, als die dortige Mauer einstürzte. Viele der Menschen waren auf den großen Brustwehren im Westen und Südwesten gewesen, die nicht in ihrer Gesamtheit zusammenbrachen, jedoch vielerorts nach außen oder nach innen stürzten und Körper nach draußen auf die steinige Ebene des Skamandros oder auf den Schutt in der Stadt schleuderten. König Priamos gehörte zu denen, die auf diese Weise starben, ebenso wie mehrere andere Angehörige der Königsfa-

milie, darunter auch die vom Unglück verfolgte Cassandra. Andromache – Hektors Gattin und eine Überlebenskünstlerin, wie sie im Buche stand – überlebte ohne einen Kratzer.

Die Stadt Troja lag in den alten Zeiten ebenso in einer Erdbebenzone wie dieser Teil der Türkei heute, die Menschen wussten auch damals schon, wie man auf Beben reagieren musste, und meine Durchsage hatte wahrscheinlich viele gerettet. Nicht wenige Menschen suchten tatsächlich in massiven Torwegen Schutz oder flohen auf freie Flächen, um nicht unter einstürzenden Gebäuden begraben zu werden. Später schätzte man, dass etliche Tausend auf die Ebene hinausgelaufen waren, bevor die Stadt fiel, die Türme umkippten und die Mauern zusammenbrachen.

Ich für meinen Teil schaute mich fassungslos und ungläubig um. Die edelste aller Städte, die zehn Jahre Belagerung durch die Achäer und weitere Monate des Krieges gegen die Götter überstanden hatte, war ein Trümmerfeld. Hier und dort brannten Feuer – nicht die allgegenwärtigen Feuersbrünste einer modernen Stadt meiner Zeit nach einem Erdbeben, denn hier gab es keine geborstenen Gasleitungen –, aber es gab genug Feuer in Kohlebecken, Feuerstellen und Küchen sowie simple Fackeln in fensterlosen Hallen, die jetzt kein Dach mehr besaßen. Genug Feuer. Der Rauch vermischte sich mit dem wogenden Staub, und die vielen hundert, die mit uns auf dem Platz herumwimmelten, husteten weiter und betupften sich die Augen.

»Ich muss Priamos suchen... und Andromache...«, sagte Helena zwischen Hustenanfällen. »Ich muss Hektor suchen!«

»Schau du dich hier nach deinen Leuten um, Helena«, sagte ich zwischen Hustenanfällen. »Ich gehe zum Strand hinunter und suche Hektor.«

Ich wandte mich zum Gehen, aber Helena packte mich am Arm. »Hock-en-bär-iihh... was war das? Wer hat das getan?«

Ich sagte ihr die Wahrheit. »Die Götter.«

Es war lange prophezeit worden, dass Troja so lange nicht fallen würde, wie der Stein über dem riesigen skäischen Tor fest an seinem Platz saß, und als ich mich nun mit den fliehenden Menschenmengen hindurchschob, bemerkte ich, dass die hölzernen Torflügel zersplittert waren und der riesige Türsturz herabgefallen war.

Nichts war mehr so wie noch vor zehn Minuten. Nicht nur, dass die Stadt binnen Sekunden von einem Feuerkreis zerstört worden war – auch die Umgebung hatte sich verändert, der Himmel hatte sich verändert, das Wetter hatte sich verändert. Wie Dorothy im *Zauberer von Oz* waren wir ganz eindeutig weit weg von zu Hause.

Über zwanzig Jahre lang hatte ich an der Universität von Indiana und anderswo Seminare über die *Ilias* abgehalten, aber ich war nie auf die Idee gekommen, Troja einen Besuch abzustatten – den Ruinen Trojas an der türkischen Küste. Aber ich hatte genug Fotos von dem Ort am Ende des zwanzigsten und am Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts gesehen. Dieser Ort, wo Ilium eine Bruchlandung hingelegt hatte wie Dorothys Haus im Lande Oz, besaß größere Ähnlichkeit mit den Ruinen Trojas auf einem Hügel namens Hisarlik im einundzwanzigsten Jahrhundert als mit dem geschäftigen Zentrum eines Reiches, wie Ilium es einst gewesen war.

Als ich den Blick über die veränderte Szenerie schweifen ließ – und über den veränderten Himmel, denn die Griechen hatten ihr letztes Gefecht am frühen Nachmittag ausgefochten, und jetzt war bereits der Abend hereingebrochen –, erinnerte ich mich an einen Gesang aus Byrons *Don Juan*, der entstanden war, als der Dichter im Jahre 1810 diesen Ort besucht und sowohl dessen Verbindung zur Heldengeschichte als auch dessen Distanz zu ihr gespürt hatte:

*Erdhaufen ohne Marmor, ohne Namen,
Der Fluss Skamander, (wenn er's ist,) und dann
Ein weiter öder Plan, den Berg umrahmen,
Und Ida hinten, – mehr ist nicht daran.
Der Platz scheint wie gemacht für blut'ge Dramen,
Und Raum ist dafür hunderttausend Mann;
Doch wo man sucht nach Ilions alten Mauern,
Da grasen Schaf und Landschildkröten kauern.*

Ich sah keine Schafe, doch als ich zu der abgestürzten Stadt zurückschaute, war die Kammlinie weitgehend dieselbe – wenngleich offenkundig einen Meter und siebenundfünfzig Zentimeter niedriger, wo die Stadt soeben auf das Ruinenfeld des Amateurarchäologen Schliemann gefallen war. Eine Erinnerung stieg in mir auf: Mehr als ein Jahrtausend nach dem Verschwinden des ursprünglichen Ilium hatten die alten Römer mehrere Meter Erdreich von dieser Kammlinie geräumt, um dort ihre eigene Stadt Ilion zu errichten, und mir wurde klar, dass wir alle Glück gehabt hatten, nur einen Meter und siebenundfünfzig Zentimeter tief zu fallen. Ohne den römischen Schutt auf den griechischen Ruinen wäre der Sturz viel

schlimmer gewesen. Im Norden, wo sich viele Kilometer weit die Ebene des Flusses Simoeis erstreckt hatte, ein flaches Grasland, perfekt als Weidefläche und Rennbahn für die berühmten trojanischen Pferde geeignet, wuchs nun ein Wald. Die sanfte Ebene des Skamandros, das Gebiet zwischen der Stadt und der Küste im Westen, die Ebene, wo ich während der letzten elf Jahre den größten Teil der Kämpfe beobachtet hatte, war jetzt ein von Wasserrinnen durchzogenes Wirrwarr aus Macchia, Pinien und sumpfigem Marschland. Ich machte mich auf den Weg zum Strand, erklimmte den Hügel Batieía, wie die Trojaner ihn genannt hatten, ohne ihn überhaupt zu erkennen, doch sobald ich die niedrige Hügelkuppe erreicht hatte, blieb ich erstaunt stehen.

Das Meer war verschwunden.

Es war nicht nur die rund anderthalb Kilometer weit zurückgewichene Küstenlinie, von der ich aus den Erinnerungen an mein früheres Leben im einundzwanzigsten Jahrhundert wusste, *die ganze verdamnte Ägäis war weg!*

Ich setzte mich auf den größten Felsbrocken, den ich auf dem Batieía finden konnte, und dachte darüber nach. Ich fragte mich nicht nur, *wohin* uns Nyx und Hephaistos geschickt hatten, sondern auch *in welche Zeit*. Im schwindenden Licht der Dämmerung konnte ich momentan nur erkennen, dass landeinwärts oder an der Küste kein elektrisches Licht leuchtete und dass der Boden dort, wo eigentlich die Ägäis sein sollte, mit ausgewachsenen Bäumen und Büschen bewachsen war.

Wir waren nicht nur weit weg von zu Hause, wir waren nicht einmal mehr im Lande Oz.

Der Abendhimmel war vollständig von Wolken bedeckt, aber es war immer noch hell genug, dass ich die Abertausende Männer sehen konnte, die sich in einem achthundert Meter durchmessenden Halbrund drängten, wo noch vor einer Viertelstunde der Strand gewesen war. Zuerst war ich sicher, dass sie noch kämpften – ich sah viele tausend weitere Gefallene auf beiden Seiten –, aber dann erkannte ich, dass sie nur durcheinander liefen. Kampflinien, Gräben und Verteidigungsanlagen hatten jede Bedeutung verloren, Kommunikation und Disziplin gab es nicht mehr. Später sollte ich entdecken, dass fast ein Drittel der Männer dort unten, Trojaner wie Achäer, sich bei diesem Anderthalb-Meter-Sturz auf Stein und in Wasserrinnen, die noch eine Sekunde zuvor nicht da gewesen waren, Knochen gebrochen hatten – größtenteils Beinknochen. Und wie ich bald feststellen würde, lagen hier und dort Männer, die noch ein paar Minuten zuvor versucht hatten, sich gegenseitig Bauch und Schädel zu zerschmettern, stöhnend nebeneinander oder versuchten, einander auf die Beine zu helfen.

Ich eilte den Hügel hinab und überquerte die anderthalb Kilometer breite Schwemmebene, die zuvor, kahl und abgenutzt vom Schlachtengetümmel, so viel leichter zu überqueren gewesen war. Als ich die hintersten Reihen der trojanischen Linien erreichte – soweit man überhaupt noch von Linien sprechen konnte –, war es beinahe dunkel.

Ich erkundigte mich sofort nach Hektor, aber es dauerte eine weitere halbe Stunde, bis ich ihn fand, und zu diesem Zeitpunkt wurde alles bereits im Fackelschein erledigt.

Hektor und sein verwundeter Bruder Deiphobos berieten sich mit den vorläufigen Befehlshabern der Danaer – Idomeneus, Sohn des Deukalion und Führer der kretischen Helden, und

Ajax von Lokris, Sohn des Oileus. Der kleine Ajax war auf einer Trage zu der Versammlung gebracht worden, weil er bei den Kämpfen knochentiefe Schnittwunden an beiden Schienbeinen davongetragen hatte. Außer den beiden nahm auch noch Thrasymedes an der Beratung teil, Nestors tapferer Sohn, der, wie ich geglaubt hatte, früher an diesem Tag getötet worden war – er hatte seit der Schlacht um den letzten Graben als vermisst gegolten, und man hatte angenommen, dass er tot unter den Leichen dort lag, aber wie ich gleich erfahren sollte, war er nur ein drittes Mal verwundet worden, hatte jedoch Stunden gebraucht, um sich aus dem mit Leichen gefüllten Graben herauszuarbeiten, nur um sich inmitten der Trojaner wiederzufinden. Sie hatten ihn gefangen genommen – einer der wenigen barmherzigen Akte an diesem oder irgendeinem Tag des fast elfjährigen Krieges zwischen den beiden Gruppen –, und jetzt benutzte er eine abgebrochene Lanze als Krücke, während er mit Hektor verhandelte.

»Hock-en-bär-iihh«, rief Hektor, der sich offenbar – seltsamerweise – freute, mich zu sehen. »Sohn des Duane! Wie schön, dass du diesen Wahnsinn überlebt hast. Was ist geschehen? Wer oder was hat uns das angetan?«

»Die Götter«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Um genau zu sein, der Feuergott Hephaistos und Nacht – Nyx –, die mysteriöse Göttin, die mit den Moiren zusammenlebt und – arbeitet.«

»Ich weiß, dass du engen Kontakt zu den Göttern hattest, Hock-en-bär-iihh, Sohn des Duane. Warum haben sie das getan? Was wollen sie von uns?«

Ich schüttelte den Kopf. Die Fackeln rissen und zerrten an der Nacht, angefacht von der starken Brise, die von Westen kam –

aus der Richtung, wo einmal das Mittelmeer gewesen war –, jetzt jedoch nur noch Vegetationsgerüche herantrug. »Es spielt keine Rolle, was die Götter wollen«, sagte ich. »Ihr werdet sie nie Wiedersehen. Sie sind ein für alle Mal verschwunden.«

Die einhundert oder zweihundert dicht gedrängten Männer um uns herum schwiegen, und einen Moment lang war nur das Knistern der Fackeln und das Stöhnen der vielen Verwundeten im Dunkeln zu hören.

»Woher weißt du das?«, fragte der kleine Ajax.

»Ich komme gerade vom Olympos«, sagte ich. »Euer Achilles hat Zeus im Zweikampf getötet.«

Das Gemurmel wäre zu einem lauten Stimmengewirr angewachsen, wenn Hektor nicht alle zum Schweigen gebracht hätte. »Sprich weiter, Sohn des Duane.«

»Achilles hat Zeus getötet, und die Titanen sind zum Olympos zurückgekehrt. Von nun an wird Hephaistos herrschen – Nacht und die Moiren haben es bereits so beschlossen –, aber für das nächste Jahr wäre eure Erde ein Schlachtfeld gewesen, auf dem kein Sterblicher hätte überleben können. Deshalb hat Hephaistos euch – die Stadt, ihre Überlebenden, euch Achäer und Trojaner – hierher geschickt.«

»Wo sind wir hier?«, fragte Idomeneus.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Wann werden wir zurückkehren dürfen?«, wollte Hektor wissen.

»Niemals«, sagte ich. In diesem Punkt war ich mir sicher, und meine Stimme spiegelte diese Gewissheit. Ich weiß nicht, ob ich

davor oder danach je zwei Silben mit solcher Gewissheit ausgesprochen habe.

In diesem Moment geschah das zweite von drei unmöglichen Dingen an diesem Tag – das erste war nach meiner Zählung Iliums Sturz in ein anderes Universum gewesen.

Seit die Stadt auf dem Hügelkamm gelandet war, breiteten sich dicke Wolken über dem Gebiet aus, und die Abenddämmerung sowie die Dunkelheit waren wegen dieser Wolkendecke schneller hereingebrochen. Doch nun schob der Wind, der den Vegetationsgeruch herangetragen hatte, die gesamte Wolkenmasse von West nach Ost, und der Nachthimmel über uns klärte sich.

Wir hörten die Männer – Achäer wie Trojaner – lange Sekunden schreien, bevor wir erkannten, dass sie zum Himmel schauten und emporzeigten.

Ich gewahrte das seltsame Licht, noch bevor ich den Blick zum Himmel hob. Es war heller als jede Vollmondnacht, die ich jemals erlebt hatte – ein satteres, milchigeres und seltsamerweise flüssigeres Licht. Ich ertappte mich dabei, wie ich auf unsere vielfachen, sich bewegenden Schatten auf dem Gestein unter uns schaute – Schatten, die nicht mehr vom Fackelschein geworfen wurden –, als Hektor persönlich mich am Arm anstieß, damit ich nach oben blickte.

Die Wolken hatten sich fast vollständig verzogen. Der Nachthimmel war noch immer der Nachthimmel der Erde; ich sah den Oriongürtel, die Pleiaden, Polaris und den Großen Bär tief im Norden, alle mehr oder weniger am richtigen Platz, aber der vertraute spätwinterliche Himmel und die Mondsichel über

dem gefallenen Troja im Osten waren gegenüber dieser neuen Lichtquelle zur Bedeutungslosigkeit verblasst.

Zwei breite Sternbänder kreuzten sich über uns, ein Band im Süden, das sich rasch von Westen nach Osten bewegte, der andere Ring direkt über uns; er zog von Norden nach Süden. Die Ringe waren hell und milchig, aber nicht verschwommen; ich konnte Abertausende heller, einzelner Sterne in jedem Ring ausmachen, noch während eine verloren geglaubte Erinnerung an eine wissenschaftliche Kolumne in irgendeiner Zeitung mir ins Gedächtnis rief, dass von den meisten Orten auf der Erde aus selbst in der klarsten Nacht dort oben nur ungefähr dreitausend einzelne Sterne zu sehen waren. Jetzt waren mehrere zehn-, vielleicht sogar mehrere hunderttausend einzelne Sterne zu sehen, und sie alle bewegten sich miteinander und zogen in zwei hellen Ringen über uns hinweg, wobei sie mühelos alles um uns herum erhellten und uns eine Art abendliches Halblight schenkten, jene Art Halblight, bei der man, wie ich mir immer eingebildet hatte, in Anchorage, Alaska, um Mitternacht Softball spielte. Es war vielleicht der schönste Anblick meiner ganzen zwei Leben.

»Sohn des Duane«, rief Hektor, »was sind das für Sterne? Sind das Götter? Neue Sterne? Was hat es mit ihnen auf sich?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

In diesem Moment, während sich mehr als hundertfünfzigtausend Männer in Rüstung den Hals verrenkten und mit offenem Mund und voller Furcht zum erstaunlichen neuen Nachthimmel dieser anderen Erde emporstarrten, brachen Männer im westlichsten Teil der Menge in ein Geschrei aus, das etwas anderem galt. Es dauerte mehrere Minuten, bis wir erkannten,

dass dort etwas vor sich ging, und dann brauchten diejenigen von uns, die an Hektors Besprechung teilnahmen, weitere Minuten, um sich nach Westen auf eine felsige Anhöhe zu begeben – vor Jahrtausenden, zu Iliums Zeiten, vielleicht der Rand des ursprünglichen Strandes – und nachzusehen, was der Grund für das nicht verstummende Geschrei der Achäer war.

Zum ersten Mal fiel mir auf, dass die vielen hundert verbrannten schwarzen Schiffe noch da waren; sie waren mit uns durchs Bran-Loch gekommen. Die verkohlten Wracks lagen nun jedoch nicht mehr in der Nähe des Wassers, sondern waren für immer auf den gestrüppreichen Hügeln hier oben gestrandet, hoch über der alluvialen Marsch im Westen – und dann sah ich, was der Grund für das Geschrei der Männer war.

Etwas Schwarzes und Tintenartiges, was jedoch das rotierende Sternenlicht über uns reflektierte, kroch von Westen über den Boden des fehlenden Meeres heran, etwas kam auf dem Grund des trockenen Beckens lautlos auf uns zu, etwas floss und glitt mit der subtilen, langsamen, aber sicheren Gewissheit des Todes ostwärts. Vor unseren Augen füllte es die am tiefsten gelegenen Stellen, legte sich dann um die bewaldeten Hügelkuppen in der Ferne, in der Nähe des Horizonts – im Licht der neuen Ringe über uns waren sie mühelos zu erkennen –, und binnen Minuten waren diese Hügelkuppen von der dunklen Bewegung umschlossen, bis sie aufhörten, Hügelkuppen zu sein, und wieder zu den Inseln Lemnos, Tenedos und Imbros wurden.

Dies war das dritte seltsame Wunder dieses scheinbar endlosen Tages.

Das weindunkle Meer kehrte zu den Ufern Iliums zurück.

Harman hielt sich die Pistole nur ein paar Sekunden lang an die Schläfe. Noch während sein Finger den Abzug der Waffe berührte, wusste er, dass er die Dinge nicht auf diese Weise beenden würde. Es war der Ausweg eines Feiglings, und auch wenn er in diesem Moment angesichts seines unmittelbar bevorstehenden Todes große Angst verspürte, wollte er nicht als Feigling gehen.

Er drehte sich um, richtete die Waffe auf den massigen Bug des alten U-Boots, der aus der Nordwand des Bruchs ragte, und drückte auf den Abzug, bis die Waffe neun Schüsse später zu feuern aufhörte. Seine Hand zitterte so heftig, dass er nicht einmal wusste, ob er das riesige Ziel getroffen hatte, aber der Akt des Schießens konzentrierte und exorzierte einen Teil seines Zorns und Abscheus über die Torheit seiner eigenen Gattung.

Harman schälte sich langsam aus der schmutzigen Thermo-haut. Er dachte nicht einmal daran, sie zu waschen, sondern warf sie einfach beiseite. Obwohl er von den Nachwirkungen des Erbrechen und des Durchfalls zitterte, kam er überhaupt nicht auf die Idee, seine Überkleidung oder seine Stiefel anzuziehen. Er stand auf, fand sein Gleichgewicht und machte sich auf den Weg nach Westen.

Harman konnte darauf verzichten, seine neuen biometrischen Funktionen zu befragen; er wusste auch so, dass sich sein Leben rasch dem Ende näherte. Er spürte die Strahlung in seinem

Bauch, seinen Gedärmen, Testikeln und Knochen. Die finale Schwäche wuchs in ihm wie ein ekelhafter Homunkulus, der sich in seinem Innern regte. Deshalb ging er nach Westen, dorthin, wo Ada und Ardis waren.

Mehrere Stunden lang herrschte eine wunderbare Ruhe in seinem Bewusstsein. Es nahm seine Umwelt nur wahr, um ihn davor zu bewahren, auf etwas Spitzes zu treten, oder ihm den richtigen Weg durch Erhebungen aus Korallen oder Gestein zu zeigen. Er war sich undeutlich bewusst, dass die Wände des Bruchs zu beiden Seiten viel höher wurden – das Meer war hier tiefer – und dass die Luft um ihn herum viel kühler war. Aber die Mittagssonne erreichte ihn immer noch. Mitten am Nachmittag senkte Harman einmal den Blick und sah, dass seine Beine immer noch von oben bis unten schmutzig waren, größtenteils von Blut, und er taumelte zur Südwand des Bruchs, langte mit bloßen Händen durch das Kraftfeld – seine Finger spürten den schrecklichen Druck und die Kälte – und schöpfte genug Salzwasser aus dem Meer, um sich zu säubern. Dann taumelte er weiter nach Westen.

Als sein Verstand schließlich doch wieder zu arbeiten begann, stellte er erfreut fest, dass seine Gedanken nicht nur der Obszönität der Maschine und ihrer für den Planeten tödlichen Fracht galten, die jetzt hinter ihm außer Sicht verschwunden waren. Er begann, über sein Leben nachzudenken, über die ganzen hundert Jahre.

Zuerst waren Harmans Gedanken bitter – er machte sich Vorwürfe, dass er all diese Jahrzehnte mit Partys, Spielen und einer ziellosen Reihe von Faxreisen zu diesem oder jenem gesellschaftlichen Ereignis vergeudet hatte –, aber bald vergab er sich. Es hatte auch gute Zeiten gegeben, echte Momente selbst

inmitten dieses falschen Daseins, und das letzte Jahr wahrer Freundschaften, echter Liebe und ehrlichen Engagements hatte all die seichten Jahre zumindest teilweise wettgemacht.

Er dachte an seine Rolle in den Ereignissen des letzten Jahres und fand die Kraft, sich auch dafür zu vergeben. Die Nachmenschenfrau, die sich Moira nannte, hatte ihn damit aufgezogen, dass er Prometheus sei, aber Harman sah sich eher als eine Art Kombination von Adam und Eva, die die einzige verbotene Frucht in dem vollkommenen Garten der Trägheit ausfindig gemacht und seine Spezies für alle Zeit von diesem geistlosen, gesunden Ort verbannt hatte.

Was hatte er Ada, seinen Freunden, seiner Gattung dafür gegeben? Das Lesen? Auch wenn Lesen und Wissen für Harman von zentraler Bedeutung gewesen waren, so fragte er sich, ob diese eine Fähigkeit – potenziell so viel mächtiger als die hundert Funktionen, die jetzt in seinem Körper zum Leben erwachten – sie für all das entschädigen konnte, was vor ihnen lag: den Schrecken, den Schmerz, die Unsicherheit und den Tod.

Aber vielleicht würde das gar nicht mehr nötig sein.

Als der Abend den langen Himmelsschlitz hoch über ihm verdunkelte, stolperte Harman westwärts und begann, über den Tod nachzudenken. Sein eigener war nur noch Stunden entfernt, wie er wusste, vielleicht weniger, aber was war mit der Idee des Todes, der er und die Seinen sich bis zu den letzten Monaten nie hatten stellen müssen?

Er nahm sich die Zeit, sämtliche seit dem kristallinen Schrein in ihm gespeicherten Daten zu durchsuchen, und stellte fest, dass der Tod – die Angst vor dem Tod, die Hoffnung, den Tod zu überdauern, die Neugier in Bezug auf den Tod – der zentra-

le Ansporn für so gut wie die gesamte Literatur und Religion der neun Jahrtausende in ihm gespeicherter Informationen gewesen war. Die religiösen Teile verstand Harman nicht ganz; abgesehen von seiner momentanen Angst vor der Gegenwart des Todes verfügte er dazu über zu wenig Kontext. Er sah in tausend Kulturen über die Jahrtausende hinweg die Sehnsucht nach der Gewissheit, irgendeiner Gewissheit, dass das Leben weiterging, selbst nachdem es so offenkundig geflohen war. Er blinzelte, als sein Geist Vorstellungen vom Leben nach dem Tod durchging – Walhalla, Himmel, Hölle, das islamische Paradies, nach dem sich die Mannschaft des U-Boots hinter ihm derart gesehnt hatte, das Gefühl, ein tugendhaftes Leben geführt zu haben und dadurch in den Gedanken und Erinnerungen anderer weiterzuleben –, und dann sah er sich all die unzähligen Versionen des Themas der Wiedergeburt in ein irdisches Leben an, das Mandala, die Reinkarnation, die Neun Wege zum Zentrum. Für Harmans Herz und Verstand war das alles schön und so luftig und leer wie ein verlassenes Spinnennetz.

Während er westwärts in die kalten, dichter werdenden Schatten stolperte, erkannte Harman, dass seine Reaktionen auf jene menschliche Sichtweisen des Todes, die jetzt in seinen sterbenden Zellen und seiner DNA gespeichert waren, den literarischen und anderen künstlerischen Versuchen galten, die menschliche Seite dieser Begegnung zum Ausdruck zu bringen – einer Art Trotz der Schöpferkraft. Harman sah sich gespeicherte Bilder der letzten Selbstporträts von Rembrandt an, und die schreckliche Weisheit in diesem Gesicht rührte ihn zu Tränen. Er hörte seiner eigenen inneren Stimme zu, die jedes Wort der vollständigen Version von *Hamlet* vorlas, und erkannte – wie so

viele Generationen vor ihm –, dass dieser alternde Prinz in Schwarz vielleicht der einzige wahre Botschafter aus dem unentdeckten Land war.

Harman merkte, dass er weinte. Nicht um sich selbst oder wegen seines unmittelbar bevorstehenden Ablebens – nicht einmal über den Verlust Adas und seines ungeborenen Kindes, die in seinen Gedanken trotz allem immer präsent gewesen waren –, sondern einfach deshalb, weil er nie die Chance gehabt hatte, eine Aufführung eines Shakespeare-Stücks zu sehen. Wenn er gesund und munter nach Ardis zurückgekehrt wäre und nicht als dieses blutende, sterbende Skelett, hätte er darauf bestanden, dass die Gemeinschaft eines von Shakespeares Theaterstücken aufführte – sofern es ihnen gelang, die Voynixe zu überleben.

Aber welches?

Diese interessante Frage lenkte Harman eine Weile ab, und so entging ihm, wie die Farben der Abenddämmerung am Himmel über ihm immer tiefer wurden, bis der Himmelsausschnitt nur noch Sternfelder und Ringbewegung zeigte, und er merkte auch nicht sofort, wie die Kälte in dem tiefen Graben, in dem er westwärts taumelte, erst in seine Haut, dann in sein Fleisch und schließlich in seine Knochen sickerte.

Irgendwann konnte er nicht mehr weiter. Er stolperte immer wieder über Steine und andere Dinge, die er nicht sah. Er sah nicht einmal, wo die Wände des Bruchs begannen. Alles war schrecklich kalt und stockfinster – ein Vorgeschmack auf den Tod.

Harman wollte nicht sterben. Noch nicht. Nicht jetzt. Er rollte sich auf dem sandigen Boden des Bruchs wie ein Fötus zusam-

men. Das Gefühl, wie der Kies und der Sand seine Haut wund scheuerten, bewies ihm, dass er in Wirklichkeit noch am Leben war. Mit klappernden Zähnen schlang er die Arme um den Leib, zog die Knie noch mehr an und umarmte auch sie. Sein Körper zitterte, aber er war beruhigt, dass er noch lebte. Er dachte sogar sehnsüchtig an den Rucksack, den er so weit hinter sich gelassen hatte, an den Thermodecken-Schlafsack darin und an seine Kleider. Vor seinem geistigen Auge tauchten sogar die Nahrungsriegel auf, die er im Rucksack gelassen hatte, aber sein Magen wollte nichts von ihnen wissen.

Während der Nacht musste Harman mehrmals von dem Nest im Sand wegkriechen, das er mit seinem zusammengerollten Körper geschaffen hatte. Zitternd lag er auf Händen und Knien und würgte wieder und wieder – aber es war nur ein trockenes Würgen. Alles, was er gestern noch im Magen gehabt hatte, war längst fort. Dann kroch er langsam und mühselig zurück zu seiner kleinen fötusförmigen Kuhle im Sand, voller Vorfreude auf die leichte Wärme, die er wieder finden würde, wenn er sich dort zusammenrollte, so wie er sich früher vielleicht auf eine köstliche Mahlzeit gefreut hätte.

Welches Stück? Das erste, das er je gelesen hatte, war *Romeo und Julia* gewesen, und aus diesem Grund liebte er es. Jetzt hatte er sich *König Lear* angesehen – *nie, nie, nie, nie, nie* – und fand es absolut passend für einen Sterbenden wie ihn, selbst für einen, der nicht lange genug gelebt hatte, um seinen Sohn oder seine Tochter zu sehen, aber die Ardis-Familie würde es als erste Begegnung mit Shakespeare vielleicht doch ein wenig überfordern. Da die Schauspieler aus ihren eigenen Reihen kommen mussten, fragte er sich, wer von ihnen überhaupt den alten Lear spielen konnte... Odysseus-Noman war das einzige Gesicht,

das ihm richtig erschien. Er fragte sich, wie es Noman jetzt ging.

Harman drehte das Gesicht nach oben und betrachtete die Ringe, die sich vor den Sternen drehten, eine Schönheit, die er noch nie so sehr zu schätzen gewusst hatte wie in dieser schrecklichen Nacht. Ein heller Streifen – heller als die übrigen Ringsterne zusammen –, ein deutlicher Kratzer auf schwarzem Onyx, zog über den P-Ring hinweg und schob sich zwischen die echten Sterne, bevor er hinter der Bruchwand auf der Südseite verschwand. Harman hatte keine Ahnung, was das war – für einen Meteoriten hatte es viel zu lange gedauert –, aber er wusste, es war so ungeheuer weit weg, dass es nichts mit ihm zu tun haben konnte.

Während er an den Tod und an Shakespeare dachte, noch immer unschlüssig, welches Stück er zuerst inszenieren würde, stieß Harman auf folgende interessanten Zeilen, die tief in seiner DNA gespeichert waren. Der Sprecher war Claudio, Claudio aus *Maß für Maß*, mit seiner Hinrichtung konfrontiert:

*Ja, aber sterben; gehn, wo wir nicht wissen;
Zu liegen kalt und starr und zu verfaulen.
Statt dieser Wärme, Regung und Empfindung
Zu Lehm geballt sein, und den Geist, der frei war,
In Flammenfluten baden, oder schauernd
Im Käfig dicker Eisesrippen wohnen,
Gefangensein in unsichtbaren Winden,
Mit ruhloser Gewalt umhergeweht sein
Rund um die schwebende Welt: oder noch schlimmer
Als selbst die Schlimmsten derer, die die wilde
Unsichre Fantasie sich heulend vorstellt! –*

*Zu furchtbar ist's! Das müdeste, am tiefsten
Verhasste Erdenleben, das uns Alter,
Schmerz, Armut und Gefängnis der Natur
Aufdrängen können, ist ein Paradies,
Gegen die Angst vor unsrem Tod!*

Harman merkte, dass er schluchzte – eng zusammengerollt und frierend schluchzte er –, aber nicht aus Angst vor dem Tod oder vor dem drohenden Verlust aller Dinge und Menschen, sondern vor Dankbarkeit, dass er einer Gattung entstammte, die jemanden hervorbringen konnte, der solche Worte schreiben, solche Gedanken denken konnte. Es machte fast – fast – jene menschliche Denkweise wett, die das U-Boot hinter ihm mit seinen siebenhundertachtundsechzig schwarzen Löchern, die darauf warteten, sämtliche Zukünfte aller Menschen zu verschlingen, ersonnen, konstruiert, vom Stapel laufen lassen und bemannt hatte.

Plötzlich lachte Harman laut. Sein Bewusstsein hatte ganz von selbst einen Sprung zu John Keats »Ode an eine Nachtigall« gemacht, und er sah – es wurde ihm nicht gezeigt, sondern er sah es aus eigener Kraft –, wie der junge Keats Shakespeare mit den Versen an den Singvogel zunichte:

*Doch immer sängst du fort – ich wäre bloß
Ein Grasstück für dein hohes Requiem.*

»Ein dreifaches Hoch auf das Bündnis von Claudios geballtem Lehm mit Johnnys Grasstück!«, rief Harman. Der plötzliche Versuch zu sprechen löste einen weiteren Hustenanfall aus,

und als er im Ringlicht einen Blick auf seine Hand warf, sah er, dass er rotes Blut und drei Zähne ausgehustet hatte.

Harman stöhnte, rollte sich zitternd wieder in seinem Mutterleib aus Sand zusammen und musste erneut lächeln. Sein ruheloses Gehirn konnte ebenso wenig aufhören, in Shakespeare herumzustöbern, wie seine Zunge aufhören konnte, die drei Löcher in seinem Zahnfleisch zu erforschen, wo seine Zähne gewesen waren. Was Harman zum Lächeln brachte, war das Lied aus *König Cymbelin*:

*Einst wird, wem stets die Sonne scheint,
Mit Schornsteinfegers Staub vereint.*

Er hatte das Wortspiel soeben kapiert. Was für ein Genie konnte ein solch kindliches, schelmisches Wortspiel in ein solch trauriges Klagelied einbauen?

Mit diesem letzten Gedanken glitt Harman seitwärts in einen kalten Schlaf, ohne den kalten Regen zu spüren, der auf ihn zu fallen begonnen hatte.

Er erwachte.

Das war das erste Wunder. Er schlug seine blutverklebten Augen auf und sah einen grauen, kalten, düsteren Morgen kurz vor Anbruch der Dämmerung. Die noch dunklen Wasserwände des Bruchs ragten zu beiden Seiten mindestens hundertfünfzig Meter hoch auf. Aber er hatte geschlafen, und nun war er aufgewacht.

Das zweite Wunder war, dass er sich schließlich ein wenig bewegen konnte. Harman brauchte eine Viertelstunde, um sich

auf Hände und Knie hochzurappeln, aber nachdem er das einmal geschafft hatte, kroch er zum nächsten Felsbrocken, der sich aus dem Sand erhob, und weitere zehn Minuten später gelang es ihm, auf die Beine zu kommen, ohne sofort wieder umzufallen.

Jetzt war er bereit, wieder nach Westen zu gehen, aber er wusste nicht, in welcher Richtung Westen lag.

Er hatte vollständig die Orientierung verloren. Der lange Bruch erstreckte sich von einer Seite zur andern, aber es gab keinen Hinweis, in welcher Richtung Osten und Westen lagen. Zitternd, von Schüttelfrost und Schmerzen gepeinigt, die er sich nicht einmal hätte vorstellen können, taumelte Harman im Kreis herum und suchte nach seinen Fußabdrücken aus der vergangenen Nacht, aber der Meeresboden bestand hier zum großen Teil aus Stein, und der Regen, in dem er beinahe erfroren wäre, hatte sämtliche Spuren seiner nackten Füße verwischt.

Schwankend ging Harman vier Schritte in eine Richtung. Überzeugt davon, dass er auf dem Rückweg zum U-Boot war, machte er kehrt und ging acht Schritte in die andere Richtung.

Zwecklos. Dicke Wolken hingen tief über der Öffnung des Bruchs. Er hatte kein Gefühl für Osten oder Westen. Harman konnte den Gedanken nicht ertragen, dass er womöglich zu dem U-Boot, in dessen Bauch all dieses Böse lag, zurücklaufen und die Wegstrecke zu Ada und nach Ardis, die er gestern so mühsam verringert hatte, nun wieder vergrößern würde.

Er taumelte an die Wand des Bruchs – er wusste nicht mehr, ob es die Nordwand oder die Südwand war – und starrte in der

sich langsam verdichtenden frühmorgendlichen Helligkeit sein Spiegelbild an.

Ein Geschöpf, das nicht Harman war, erwiderte seinen Blick. Sein nackter Körper sah bereits wie ein Skelett aus. Unter der Haut hatte sich an vielen Stellen Blut gestaut – auf seinen eingesunkenen Wangen, seiner Brust, unter der Haut seiner Unterarme, an seinen zitternden Beinen, sogar am Unterleib hatte er einen riesigen Fleck. Als er erneut hustete, flogen zwei weitere Zähne heraus. Im Wasserspiegel sah es so aus, als hätte er blutige Tränen geweint. Wie in einem Versuch, sich zu säubern, strich er die Haare zur Seite.

Einen langen, leeren Moment starrte Harman seine Faust an. Er hielt ein großes Büschel Haare darin. Es sah aus wie ein kleines, totes Pelztier. Er ließ das Büschel fallen und strich sich erneut über den Kopf. Weitere Haare lösten sich. Harman schaute auf sein Spiegelbild und sah eine lebende Leiche, die bereits zu einem Drittel kahl war.

Etwas Warmes berührte seinen Rücken.

Er fuhr herum und wäre beinahe hingefallen.

Es war die Sonne, die direkt in der Öffnung des Bruchs hinter ihm aufging. Die Sonne, die genau in der Rinne des Bruchs emporkam, deren goldene Strahlen ihn in den paar Sekunden, bevor die Wolken die orangefarbene Kugel verschluckten, in Wärme badeten. Wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass die Sonne ausgerechnet an diesem Morgen unmittelbar über dem Bruch aufgehen würde – als wäre er ein Druide, der in Stonehenge auf den Sonnenaufgang der Tagundnachtgleiche wartete?

Harman war so schwindlig, dass er wusste, er würde vergessen, in welcher Richtung die Sonne aufgegangen war, wenn er nicht sofort handelte. Er kehrte der Wärme den Rücken zu und begann, wieder nach Westen zu taumeln.

Gegen Mittag – die Wolken teilten sich zwischen Regenschauern und ließen hin und wieder einen Sonnenstrahl durch – fühlte sich Harmans Geist nicht mehr mit seinem dahintaukelnden Körper verbunden. Harman machte doppelt so viele Schritte wie nötig, taumelte von der Nordwand des Bruchs zur Südwand und musste die Hände leicht an das summende, kribbelnde Kraftfeld legen, um sich wieder in Bewegung zu setzen und die endlose Rinne entlangzustolpern.

Unterwegs fragte er sich, wie wohl die Zukunft für sein Volk aussah – oder ausgesehen hätte. Nicht nur für die Überlebenden von Ardis, sondern für alle Altmenschen, die die böartigen Voynix-Angriffe möglicherweise überstanden hatten. Jetzt, da die alte Welt endgültig untergegangen war: Welche Form der staatlichen Ordnung, der Religion, der Gesellschaft, Kultur und Politik hätten sie wohl geschaffen?

Ein Proteinspeichermodul, das tief in Harmans kodierter DNA saß – eine Erinnerung, die erst lange, nachdem die meisten anderen Zellen in Harmans Körper gestorben und zerfallen waren, sterben würde –, bot ihm folgendes Fragment aus Antonio Gramscis *Gefängnisnotizen* an: »Die Krise besteht genau in der Tatsache, dass das Alte stirbt und das Neue nicht geboren werden kann; in diesem Zwischenreich treten eine Vielzahl morbider Symptome hervor.«

Harman lachte laut, und dieses eine bellende Lachen kostete ihn einen weiteren Schneidezahn. Morbide Symptome, in der Tat. Eine ganz kurze Kontext-Überprüfung dieses Fragments zeigte Harman, dass dieser Gramsci ein Intellektueller gewesen war, der sich für die Revolution, den Sozialismus und Kommunismus eingesetzt hatte – die letzten beiden Theorien waren schon vor der Mitte des Untergegangenen Zeitalters gestorben und verfault; man hatte sie als den naiven Unsinn aufgegeben, der sie waren –, aber das Problem der Zwischenreiche war zweifellos bestehen geblieben, und hier war es nun wieder.

Er erkannte, dass Ada in den Wochen und Monaten, bevor er so dumm gewesen war, seine schwangere Geliebte zu verlassen, die Ardis-Bewohner auf den Weg zu einer Art primitiver athenischer Demokratie geführt hatte. Sie hatten nie darüber gesprochen, aber Ada wusste ebenso gut wie er, dass die vierhundert Mitglieder der damaligen Ardis-Gemeinschaft – also vor dem Gemetzel der Voynixe, das er dank des roten Turin-Tuchs in der *Eiffelbahn* miterlebt hatte – sie als ihre Anführerin betrachteten, und sie hasste diese Rolle, auch wenn sie auf ganz natürliche Weise hineinschlüpfte. Indem sie alles Mögliche durch permanente Abstimmungen regelte, hatte Ada offenbar versucht, die Grundlage für eine künftige Demokratie zu schaffen, falls Ardis überlebte.

Doch wenn das rote Turin ihm wirklichkeitsgetreue Bilder gezeigt hatte – und das glaubte Harman –, hatte Ardis als echte Gemeinschaft nicht überlebt. Vierhundert Menschen bildeten eine Gemeinschaft. Vierundfünfzig zerlumpte, halb verhungerte Überlebende nicht.

Die Strahlung schien einen Großteil seiner Speiseröhrenschleimhaut weggefressen zu haben, und jedes Mal, wenn er

nun schluckte, spuckte er Blut. Das war eine Ablenkung. Er versuchte, nur einmal alle zehn Schritte zu schlucken. Er wusste, dass seine rechte Hand, sein Kinn und seine Brust mit Blut beschmiert waren.

Es wäre interessant gewesen, zu sehen, welche sozialen und politischen Strukturen seine Gattung entwickelt hätte. Möglicherweise hatte jedoch schon vor den Voynix-Angriffen die Bevölkerungszahl – bloße einhunderttausend Männer und Frauen – nicht ausgereicht, um jene echte Dynamik zu erzeugen, die zur Herausbildung von Politik, religiösen Zeremonien, Militär oder sozialen Hierarchien führte.

Aber Harman glaubte das nicht. In seinen vielen Proteinspeicherbänken sah er die Beispiele von Athen und Sparta sowie der griechischen Staatsgebilde lange vor dem Aufstieg von Athen und Sparta. Das Turin-Drama – das er jetzt eindeutig als Homers *Ilias* betrachtete – hatte sich seine Helden aus so kleinen Königreichen wie dem von Odysseus entliehen.

Beim Gedanken ans Turin-Drama erinnerte er sich an den Altar, den sie vor einem Jahr bei ihrem Ausflug nach Paris-Krater gesehen hatten, kurz nachdem Daeman von einem Dinosaurier gefressen worden war. Der Altar war einem der olympischen Götter geweiht gewesen, aber er hatte sofort wieder vergessen, welchem. Zumindest während der letzten anderthalbtausend Jahre hatten die Nachmenschen seinem Volk als Gott- oder Götterersatz gedient, aber welche Formen und Rituale würde das künftige Glaubensbedürfnis annehmen?

Die Zukunft.

Harman blieb keuchend stehen, lehnte sich an den schulterhohen schwarzen Felsen, der aus der Nordwand des Bruchs ragte, und versuchte, über die Zukunft nachzudenken.

Seine Beine zitterten heftig. Es war, als lösten sich seine Beinmuskeln vor seinen Augen auf.

Keuchend presste Harman Atemzüge durch seine sich schließende, blutende Kehle, starrte geradeaus und kniff die Augen zusammen.

Die Sonne thronte unmittelbar über der Spalte des Bruchs. Eine schreckliche Sekunde lang glaubte Harman, dass es immer noch Sonnenaufgang war und er schließlich doch die falsche Richtung eingeschlagen hatte, aber dann erkannte er, dass er den ganzen Tag in einem Betäubungszustand dahingetaumelt war. Die Sonne war aus den Wolken herabgesunken und machte sich bereit, am Ende des langen Bruch-Korridors unterzugehen.

Harman ging noch zwei Schritte weiter, dann fiel er auf die Nase.

Diesmal konnte er nicht mehr aufstehen. Er benötigte seine ganze Energie, um sich auf den rechten Ellbogen zu stützen und den Sonnenuntergang zu betrachten.

Sein Verstand war völlig klar. Er dachte nicht mehr über Shakespeare, Keats, Religionen, den Himmel, den Tod, Politik oder Demokratie nach. Harman dachte an seine Freunde. Er sah Hannah am Tag des Metallgusses am Fluss lachen, erinnerte sich in allen Einzelheiten an ihren jugendlichen Elan und das Frohlocken ihrer Freundinnen und Freunde über die Erschaffung des ersten bronzenen Artefakts – seit wie vielen tausend Jahren? Er sah Petyr bei seinen Wortgefechten mit Odysseus,

damals in jenen Tagen, als der bärtige griechische Krieger sich auf dem grasbewachsenen Hügel hinter Ardis in langen philosophischen Auslassungen und seltsamen Frage-und-Antwort-Spielen ergangen hatte. Diese Sitzungen waren immer von viel Energie und Freude erfüllt gewesen.

Harman erinnerte sich an Savis heisere, zynische Stimme und ihr noch heisereres Lachen. Er erinnerte sich bis ins Kleinste an ihrer aller Jubel und Geschrei, als Savi Daeman und ihn im Crawler aus Jerusalem herausgefahren hatte, vergeblich verfolgt von Tausenden von Voynixen. Und er sah das Gesicht seines Freundes Daeman wie durch zwei Linsen: den pummeligen, egozentrischen, kindlichen jungen Mann zum Zeitpunkt ihrer ersten Begegnung, und dann die hagere, ernste Version – einen Mann, dem man sein Leben anvertrauen konnte –, die er zuletzt vor ein paar Wochen gesehen hatte, am Tag seines Abflugs mit dem Sonie aus Ardis.

Und als die Sonne so perfekt in den Bruch herabsank, dass ihre äußeren Rundungen dessen Wände gerade eben berührten – Harman lächelte beim Gedanken an das Zischen von aufsteigendem Dampf und glaubte tatsächlich, es mit seinen versagenden Ohren zu hören –, dachte Harman an Ada.

Er dachte an ihre Augen, ihr Lächeln und ihre sanfte Stimme. Er erinnerte sich an ihr Lachen, ihre Berührung und an das letzte Mal, als sie miteinander im Bett gewesen waren. Harman rief sich ins Gedächtnis, wie sie sich voneinander abwandten, wenn der Schlaf kam, und sich doch bald darauf wieder aneinander schmiegen, um Wärme zu finden – Ada an seinen Rücken, den rechten Arm um ihn gelegt, er selbst später in der Nacht an Adas Rücken und ihrem perfekten Po, während sich eine Spur von Erregung in ihm rührte, noch während er in den Schlaf

driftete, seinen linken Arm um sie gelegt, die linke Hand um ihre Brust.

Harman merkte, dass seine Augenlider so mit Blut verklebt waren, dass er nicht mehr richtig zwinkern, die Augen nicht mehr richtig schließen konnte. Die untergehende Sonne – ihr tiefster Punkt befand sich bereits unterhalb des Bruch-Horizonts – brannte rote und orangefarbene Nachbilder in seine Netzhaut. Es spielte keine Rolle. Er wusste, dass er seine Augen nach diesem Sonnenuntergang nie wieder benutzen würde. Deshalb konzentrierte er sich darauf, seine geliebte Ada im Kopf und im Herzen zu behalten und zuzusehen, wie die letzte Hälfte der Sonnenscheibe genau im Westen verschwand.

Etwas bewegte sich und versperrte ihm den Blick auf den letzten Rest des Sonnenuntergangs.

Es dauerte etliche Sekunden, bis Harmans sterbender Verstand diese Informationen verarbeiten konnte. Etwas hatte sich *in sein Blickfeld bewegt und ihm den Blick auf den letzten Rest des Sonnenuntergangs versperrt.*

Immer noch auf den rechten Ellbogen gestützt, rieb er sich mit dem linken Handrücken ein wenig von dem verklebten Blut aus den Augen.

Etwas stand im Bruch, keine sechs Meter westlich von Harman. Es musste durch die Wasserwand des Bruchs auf der Nordseite gekommen sein. Das Ding hatte ungefähr die Größe und die Gestalt eines acht- oder neunjährigen Kindes, aber es trug einen seltsamen Anzug aus Metall und Kunststoff. Harman sah eine schwarze Sichtscheibe, wo die Augen des kleinen Jungen sein sollten.

Auf der Schwelle des Todes, wenn das Gehirn aufgrund von Sauerstoffmangel abschaltet, soufflierte ihm ein Proteinspeichermolekül unaufgefordert, sind Halluzinationen nichts Ungewöhnliches. Daher die häufigen Geschichten wiederbelebter Opfer von einem »langen Tunnel«, der in einem »hellen Licht« endet und...

Scheiß drauf, dachte Harman. Er starrte durch einen langen Tunnel auf ein helles Licht, obwohl nur noch der obere Rand der Sonne übrig war, und beide Wände des Bruchs waren von Licht erfüllt – silberne, helle Spiegelflächen mit Millionen Facetten tanzenden Lichts.

Aber der Junge in dem rot-schwarzen Anzug aus Kunststoff und Metall war real.

Und während Harman ihn anstarrte, schob sich etwas Größeres und Fremdartigeres aus der Nordwand des Bruchs.

Das Kraftfeld ist halb durchlässig, aber nur für Menschen und das, was sie am Leib tragen, dachte Harman.

Diese zweite Erscheinung war jedoch nicht einmal andeutungsweise menschlich. Sie war ungefähr doppelt so groß wie die größte Droschke, sah jedoch eher wie ein riesiges, roboterartiges Krebsmonster mit großen Scheren, vielen metallenen Beinen und einem riesigen, zernarbten Panzer aus, von dem nun geräuschvolle Wasserrinnsale strömten.

Niemand hat mir gesagt, dass die letzten Minuten vor dem Tod visuell so amüsant sein würden, dachte Harman.

Die kleine Jungengestalt trat näher heran. Sie sprach Englisch, ihre Stimme klang sanft und ziemlich jungenhaft, vielleicht so, wie die von Harmans künftigem Sohn einmal klingen würde, und sie sagte: »Können wir Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Es war kurz nach Sonnenaufgang, und fünfzigtausend Voynixe griffen aus allen Richtungen an. Ada blieb stehen und schaute zur Grube zurück, wo noch immer der zerfetzte Kadaver der Setebos-Brut lag.

Daeman berührte sie am Arm. »Mach dir keine Vorwürfe. Früher oder später mussten wir es töten.«

Sie schüttelte den Kopf. »Es tut mir kein bisschen Leid«, sagte sie. Dann rief sie Greogi und Hannah zu: »Startet das Himmelsfloß!«

Zu spät. Mehr als die Hälfte der Überlebenden war angesichts des überlauten Getrappels der angreifenden Voynixe in Panik geraten – die Kreaturen waren noch im Wald und daher unsichtbar, hatten den Drei-Kilometer-Radius aber mittlerweile bestimmt halbiert. In weniger als einer halben Minute würden sie in Ardis sein.

»Nein! Nein!«, rief Ada, als dreißig Leute in ihrer Panik das langsam abhebende Himmelsfloß zu besteigen versuchten. Hannah war am Steuer und bemühte sich, es ruhig in knapp einem Meter Höhe stehen zu lassen, aber weitere Leute versuchten, an Bord zu klettern.

»Hoch damit!«, rief Daeman. »Hannah! Steig in die Höhe!«

Zu spät. Die schwere Maschine ließ ein mechanisches Winseln hören, kippte nach rechts und krachte auf den Boden. Etliche Leute flogen herunter.

Ada und Daeman rannten zu der abgestürzten Maschine. Hannah blickte mit verzweifelter Miene auf. »Das Floß startet nicht mehr. Irgendwas ist kaputt.«

»Mach dir nichts draus«, sagte Ada in ruhigem Ton. »Es hätte niemals auch nur einen einzigen Flug zur Insel geschafft.« Sie drückte Hannahs Schulter und hob die Stimme. *»Alle zu den Mauern! Sofort!! Bringt sämtliche Waffen auf dem Gelände mit. Unsere beste Chance ist, ihren ersten Angriff zu stoppen.«*

Sie drehte sich um und rannte zur Westmauer, und eine Minute später taten es ihr die anderen gleich und suchten sich freie Stellen auf der mittlerweile kreisrunden Palisade. Adas Beispiel folgend, nahm jeder mindestens zwei Flechette-Gewehre und eine Armbrust mit einem schweren Segeltuchbeutel voller Magazine und Pfeile mit.

Ada ließ sich an einer Schießscharte nieder und stellte fest, dass Daeman immer noch bei ihr war. »Gut«, sagte er.

Sie nickte, obwohl sie keine Ahnung hatte, was er ihr eigentlich damit sagen wollte.

Sehr sorgfältig und ohne Hast legte Ada ein neues Magazin ein, entsicherte das Gewehr und zielte auf die keine zweihundert Meter entfernte Baumlinie.

Das Rascheln, Zischen und Klackern der herannahenden Voynixe wurde ohrenbetäubend laut, und Ada merkte, dass sie dem Drang widerstehen musste, ihr Gewehr fallen zu lassen und sich die Ohren zuzuhalten. Ihr Herz klopfte heftig, und ihr war ein wenig übel, fast so wie in den Anfängen ihrer Schwangerschaft, aber sie hatte keine Angst. Noch nicht.

»All diese Jahre des Turin-Dramas«, sagte sie, ohne zu merken, dass sie es laut aussprach.

»Wie bitte?« Daeman beugte sich näher zu ihr.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe gerade über das Turin-Drama nachgedacht. Harman zufolge hat Odysseus gesagt, er und Savi hätten damit angefangen – sie hätten die Turin-Tücher vor zehn Jahren verteilt, meine ich. Vielleicht wollten sie uns auf diese Weise lehren, mutig zu sterben.«

»Mir wär's lieber, sie hätten uns irgendwas gegeben, was uns beibringt, wie man einen Kampf gegen fünfzigtausend verdammte Voynixe gewinnt«, sagte Daeman. Er legte den Sicherungshebel an seinem Gewehr um.

Ada lachte.

Der kleine Laut ging in dem Getöse unter, mit dem die Voynixe aus dem Wald hervorbrachen – einige sprangen von den Bäumen herab, während andere unter den Springern dahinhasteten –, eine graue Wand aus Panzern und Klauen, die mit achtzig bis hundert Stundenkilometern auf sie zugerast kam. Diesmal waren es so viele, dass Ada Schwierigkeiten hatte, einzelne Voynix-Leiber in der wogenden Masse auszumachen. Sie schaute sich um und sah denselben Albtraum von allen Seiten auf sie zukommen, als die vielen zehntausend Voynixe den Abstand in vollem Lauf verringerten.

Niemand brüllte *Feuer!*, aber plötzlich schossen alle. Ada grinste, gepackt von einem wilden Entsetzen, als das Flechette-Gewehr sein erstes Magazin mit ratternden Stößen gegen ihre Schulter leerte. Sie warf den Munitionsstreifen aus und legte einen neuen ein.

Die Flechettes trafen zu Tausenden – Glasfacetten glänzten in der aufgehenden Sonne –, aber die Treffer schienen so gut wie nichts zu bewirken. Zweifellos fielen zahlreiche Voynixe, aber

so viele Tausende hüpfen, huschten, sprangen, rannten und krabbelten weiter, dass Ada die verwundeten und toten nicht einmal fallen sah. Binnen weniger Sekunden hatte die silbergraue Wand des Todes die Hälfte der Strecke von den Wäldern zurückgelegt, und in ein paar weiteren Sekunden würden die Wesen die niedrige Palisade überwunden haben.

Daeman war vielleicht der Erste, der über die Mauer sprang – Ada konnte es nicht beschwören, da es eine nahezu gleichzeitige Entscheidung zu sein schien. Er schnappte sich eine Waffe, setzte mit einem lauten Schrei von der Brustwehr über die Spitzen der Palisadenstämme hinweg, landete unten, rollte sich ab und rannte auf die Voynixe zu.

Ada lachte und weinte. Auf einmal gab es für sie nichts Wichtigeres auf der Welt, als an diesem Angriff teilzunehmen – nichts Wichtigeres, als beim Angriff auf diesen hirnlosen, bösartigen, dummen, auf Mord programmierten Feind zu sterben, statt furchtsam hinter diesen hölzernen Mauern zusammengekauert auf den Tod zu warten.

Mit einer absurden Vorsicht – sie war schließlich im fünften Monat schwanger – sprang Ada, rollte sich ab, kam auf die Beine und rannte schießend hinter Daeman her. Zu ihrer Linken hörte sie eine vertraute Stimme schreien und drehte sich gerade so lange um, dass sie Hannah und Edide sah, die fast gleichauf dahinrannten, stehen blieben, um zu schießen, und dann weiterliefen.

Sie sah jetzt die Höcker der grau gepanzerten Voynix-Körper. Mit vorgereckten Tötungsklauen legten sie sieben, acht Meter pro Sprung zurück. Ada lief und feuerte. Sie wusste nicht mehr, dass und welche Worte sie schrie, falls es denn Worte waren.

Kurz, ganz kurz beschwor sie ein Bild von Harman herauf und versuchte, ihm eine Botschaft zu schicken – *tut mir Leid, mein Schatz, tut mir wirklich Leid wegen des Babys* –, aber dann achtete sie nur noch aufs Laufen und Schießen, und die grauen Gestalten waren beinahe über ihnen, türmten sich über ihnen auf wie eine silbergraue Flutwelle...

Die Explosionen schleuderten Ada drei Meter zurück und brannten ihr die Augenbrauen weg.

Überall um sie herum lagen Männer und Frauen, die mit ihr zusammen zurückgeschleudert worden waren, zu benommen, um zu sprechen oder aufzustehen. Einige versuchten, ihre brennende Kleidung zu löschen. Andere waren bewusstlos.

Das Gelände von Ardis war von einer Feuerwand umgeben, die sich fünfzehn, zwanzig, dreißig Meter hoch in die Luft erhob.

Eine zweite Welle von Voynixen erschien. Sie liefen und sprangen durch die Flammen. Entlang dieser Linie brennender silbergrauer Gestalten gab es weitere Explosionen. Erstaunt sah Ada zu, wie Panzer und Klauen, Beine und Höcker in alle Richtungen flogen.

Dann zog Daeman sie auf die Beine. Er keuchte, sein Gesicht war von Brandblasen bedeckt. »Ada... wir müssen... zurück... zum...«

Sie entwand ihm ihren Arm und starrte zum Himmel hinauf. Über der Ardis-Lichtung standen fünf Flugmaschinen in der Luft, und keine davon war ein Sonie – vier kleinere, mit Fledermausflügeln ausgestattete Flugapparate warfen Kanister in Richtung der Baumlinie ab, während eine viel größere geflügelte Maschine zum Zentrum ihres von einer Palisade umgebenen

Geländes herabsank – die Palisadenmauern waren durch die vielfachen Explosionen jetzt größtenteils nach innen gestürzt.

Auf einmal entrollten sich Seile von den Fledermausflügelgebilden, und schwarze, humanoide, aber nicht menschliche Gestalten sausten mit übermenschlicher Schnelligkeit herab und liefen los, um eine äußere Verteidigungslinie zu bilden. Als einige dieser großen, schwarzen Gestalten an Ada vorbeirannten, sah sie, dass es keine Menschen waren – nicht einmal Menschen in irgendwie gearteten Kampfrüstungen –, sondern größere Kreaturen mit seltsam gegliederten Gliedmaßen, die mit Widerhaken, Dornen und einem chitinösen, ebenholzschwarzen Panzer überzogen waren.

Weitere Voynixe kamen durch die Flammen.

Die schwarzen Gestalten zwischen ihr und den Voynixen waren auf ein Knie gegangen und hoben Waffen, die zu schwer für menschliche Wesen aussahen. Die Schusswaffen traten abrupt in Aktion – *tschuga-tschink-guga-tschuga-gink*, es klang wie eine Fräsmaschine mit Kettenantrieb, und Stöße reiner blauer Energie bestrichen die herannahenden Reihen der Voynixe. Wo immer ein blauer Energiestoß traf, explodierten sie.

Daeman zog Ada zum Lager zurück.

»Was ist das?«, rief sie über das Getöse hinweg. »Was ist das?«

Er schüttelte den Kopf. Entweder konnte er sie nicht hören, oder er wusste die Antwort auch nicht.

Eine weitere Serie von Explosionen warf die zurückweichenden Menschen abermals zu Boden. Diesmal stiegen die Flammenpilze siebzig bis achtzig Meter hoch in die kalte Morgenluft. Alle Bäume im Westen und Osten von Ardis brannten.

Voynixe sprangen durch die Flammen. Die chitinösen schwarzen Soldaten mähten sie zu Dutzenden, dann zu Hunderten nieder.

Dann ragte eines der schwarzen Wesen über ihr auf. Es streckte einen langen, mit Widerhaken bewehrten Arm und eine Hand aus, die eher einem Bündel schwarzer Klauen glich. »Ada Uhr?«, sagte es mit ruhiger, tiefer Stimme. »Ich bin Zenturio Mep Ahoo. Ihr Gatte braucht Sie. Mein Trupp und ich werden Sie zum Lager zurückbegleiten.«

Das große Schiff war unmittelbar neben der Grube gelandet. Diese Flugmaschine war zu groß für die Palisade und hatte bei ihrer Landung fast alle noch verbliebenen Holzstämme umgeworfen. Sie stand auf hohen, vielfach gegliederten Metallbeinen, und in ihrem Bauch hatte sich eine Art Ladeluke geöffnet.

Harman lag auf einer Trage auf dem Boden, und diverse unterschiedliche Geschöpfe hockten um sie herum. Ohne die Geschöpfe zu beachten, lief Ada zu Harman.

Der Kopf ihres Geliebten ruhte auf einem Kissen, und sein Körper war mit einer Decke verhüllt, aber Ada musste die Hand vor den Mund schlagen, um nicht zu schreien. Sein Gesicht war verwüstet, die Wangen hohl, und er hatte so gut wie keine Zähne mehr im Mund. Seine Augen bluteten. Seine Lippen waren so rissig, dass sie aussahen, als hätte sie etwas in Stücke zerbissen. Seine nackten Unterarme lagen auf der Decke, und Ada sah das gestaute Blut unter der Haut – rote Haut schälte sich ab, als hätte er den schlimmsten Sonnenbrand der Welt bekommen.

Daeman, Hannah, Greogi und die anderen drängten sich in Adas Nähe zusammen. Sie nahm Harmans Hand und spürte, wie ihr sanfter Druck ganz leicht erwidert wurde. Der Sterbende auf der Trage versuchte, seine vom grauen Star befallenen Augen auf sie zu richten und etwas zu sagen. Er konnte nur Blut spucken.

Eine kleine, humanoide Gestalt in einer Hülle aus rot-schwarzem Metall und Kunststoff sprach sie an. »Sind Sie Ada?«

»Ja.« Sie drehte sich nicht zu dem Maschinenkind um. Ihr Blick war nur auf Harman gerichtet.

»Er hat es geschafft, Ihren Namen zu nennen und uns die Koordinaten dieses Ortes zu geben. Wir bedauern, dass wir ihn nicht eher gefunden haben.«

»Was...«, begann sie und wusste nicht, was sie fragen sollte. Eines der Maschinenwesen in der Nähe war riesig. Es hielt behutsam eine Infusionsflasche, aus der etwas in Harmans ausgemergelten Arm lief.

»Er hat eine tödliche Strahlungs-dosis abbekommen«, sagte die kindergroße Gestalt mit ihrer sanften Stimme. »Fast mit Sicherheit von einem U-Boot, auf das er im atlantischen Bruch gestoßen ist.«

U-Boot, dachte Ada. Das Wort sagte ihr nichts.

»Es tut uns Leid, aber wir verfügen einfach nicht über die medizinischen Einrichtungen für Menschen in einer solchen Verfassung«, sagte die kleine Maschinenperson. »Wir haben die Hornissen von der *Queen Mab* geholt, als wir sahen, dass ihr hier in Schwierigkeiten wart, und sie haben Schmerzmittel und

weitere Infusionsflaschen mitgebracht, aber gegen den Strahlungsschaden selbst können wir nichts ausrichten.«

Ada verstand nicht richtig, was die kleine Person sagte. Sie hielt Harmans Hand mit ihren beiden Händen und spürte, wie er starb.

Harman hustete. Offensichtlich konnte er die Laute, die er hervorzubringen versuchte, nicht mehr erzeugen. Er hustete erneut und versuchte, seine Hand wegzuziehen. Ada hielt sie fest, aber der Sterbende war beharrlich, er zog...

Sie erkannte, dass ihr fester Griff ihm Schmerzen bereiten musste. Sie ließ seine Hand los.

»Tut mir Leid, Liebster.«

Weitere Explosionen hinter ihnen, jetzt in größerer Ferne. Die fledermausförmigen Flugmaschinen feuerten mit diesem konstanten Kettenrasselgeräusch in die umliegenden Wälder. Die großen, chitinösen Soldaten liefen im Lager hin und her – einige versorgten leicht verletzte Menschen, hauptsächlich wegen Lichtblitzverbrennungen.

Harman zog seine rechte Hand nicht zurück, sondern hob sie an ihr Gesicht.

Ada versuchte, seine Hand wieder zu nehmen, aber er schlug ihre Hand mit seiner linken Hand weg. Sie hielt die Hände still und ließ sich von ihm am Hals, an der Wange berühren – er legte die Hand flach an ihre Stirn und schloss sie dann mit aller Kraft um die Vorderseite ihres Schädels. Er umklammerte sie beinahe verzweifelt.

Bevor sie auch nur auf den Gedanken kommen konnte, sich ihm zu entziehen, begann es.

Nichts, nicht einmal die Explosion, von der sie gerade drei Meter durch die Luft zurückgeschleudert worden war, hatte Ada jemals so getroffen wie dies.

Zuerst kam Harmans deutlich vernehmbare Stimme: *Ist schon gut, mein Herz, mein Schatz. Entspann dich. Es ist alles in Ordnung. Ich muss dir dieses Geschenk machen, solange ich noch kann.*

Und dann verschwand alles um Ada herum bis auf den Druck der verletzten Hand und der blutenden Finger ihres Geliebten, die Bilder in sie hineinströmen ließen – nicht nur in ihren Verstand, sondern sie füllten sie mit Wörtern, Erinnerungen, Bildern aller Art, Daten, weiteren Erinnerungen, Funktionen, Zitaten, Büchern, ganzen Bänden, weiteren Büchern, weiteren Erinnerungen, seiner Liebe zu ihr, seinen Gedanken über sie und ihr Kind, seiner Liebe, weiteren Informationen, weiteren Stimmen und Namen und Daten und Gedanken und Fakten und Ideen und...

»Ada? Ada?« Tom kniete über ihr und spritzte ihr Wasser ins Gesicht, während er ihr sanfte Ohrfeigen gab. Hannah, Daeman und andere knieten in der Nähe. Harman hatte den Arm sinken lassen. Die kleine Person aus Metall und Kunststoff machte sich immer noch an Harman zu schaffen, aber ihr Liebster sah tot aus.

Ada stand auf. »Daeman! Hannah! Kommt her. Beugt euch nah zu mir.«

»Was ist?«, fragte Hannah.

Ada schüttelte den Kopf. Keine Zeit für Erklärungen. Keine Zeit für etwas anderes als die Weitergabe. »Vertraut mir«, bat sie.

Sie streckte die linke und rechte Hand aus, umfasste Daemans Stirn mit ihrer linken, Hannahs Stirn mit ihrer rechten Hand und aktivierte die Weitergabefunktion.

Es dauerte nicht länger als dreißig Sekunden – nicht länger, als Harman gebraucht hatte, um die Funktionen und die wesentlichen Daten an sie weiterzugeben, die Daten, die er in den Stunden seiner Wanderung durch den Bruch nach Westen aufgegliedert und für die Übermittlung vorbereitet hatte –, aber die dreißig Sekunden kamen Ada wie dreißig Ewigkeiten vor. Wenn es ihr möglich gewesen wäre, den nächsten Teil allein zu bewältigen, hätte sie sich die Mühe gespart, hätte sie sich nicht die Zeit genommen – nicht einmal, wenn die Zukunft der menschlichen Gattung davon abgehangen hätte –, aber sie konnte den nächsten Teil nicht allein bewältigen. Sie brauchte jemanden, der mit der Weitergabe fortfuhr, und jemanden, der ihr half, Harman zu retten.

Dann war es vorbei.

Alle drei – Ada, Daeman, Hannah – fielen mit geschlossenen Augen auf die Knie.

»Was ist los?«, fragte Siris.

Jemand kam laut rufend ins Lager gelaufen. Es war einer ihrer Freiwilligen bei dem zwei Kilometer entfernten Pavillon. Der Faxknoten funktionierte! Gerade als die Voynixe dort von allen Seiten herangekommen seien, rief der Bote, sei der Faxknoten wieder zum Leben erwacht.

Wir haben keine Zeit für den Faxpavillon, dachte Ada. Und auch kein Ziel unter den nummerierten Faxknoten. Überall befanden sich die Menschen im Rückzug oder sahen sich einem direkten

Angriff ausgesetzt. Es gab keinen anderen Ort bei einem bekannten Knoten, wo ihr Liebster gerettet werden konnte.

Das große Geschöpf, das wie eine riesige metallische Königskrabbe aussah, sprach mit tiefer, dröhnender Stimme auf Englisch. »Im Orbit gibt es Verjüngungstanks für Menschen«, rumpelte es. »Aber die einzigen Tanks, von denen wir mit Sicherheit wissen, befinden sich auf Sycorax' Orbitalasteroiden, und der hat soeben unter vollem Schub den Mond passiert. Tut uns Leid, dass wir keine anderen kennen...«

»Das macht nichts«, sagte Ada, die wieder bei Harman kniete. Sie berührte seinen Unterarm. Er reagierte nicht, aber sie spürte die letzte Glut des Lebens in ihm – seine Biomonitore sprachen zu ihren neuen biometrischen Funktionen. Sie ging wie wild all die vielen tausend Freifax-Knoten und die Freifax-Funktions-Prozeduren selbst durch.

Im Mittelmeerbecken gab es die Depots der Nachmenschen – mit Arzneimitteln, die sogar einen solchen Strahlungstod verhinderten –, aber die Depots waren in Stasis eingeschlossen, und Ada sah auf den Allnet-Monitoren, dass die Hände des Herkules Stück für Stück verschwunden waren, sodass sich das Mittelmeerbecken wieder füllte. Sie würde Maschinen brauchen – U-Boote –, um an die dortigen Depots heranzukommen. Zu lange. Es gab andere Lagerstätten der NMs – auf den chinesischen Steppen, in der Nähe der antarktischen Trockentäler... aber es würde zu lange dauern, dorthin zu kommen, und die medizinischen Prozeduren waren zu kompliziert. Harman würde nicht lange genug leben, um...

Ada packte Daeman am Arm und zog ihn zu sich herab. Der Mann wirkte benommen, wie versteinert. »All diese neuen Funktionen...«, sagte er.

Ada schüttelte ihn. »Erzähl mir noch mal, was der Moira-Geist gesagt hat!«

»Was?« Selbst sein Blick war unkonzentriert.

»Daeman, erzähl mir noch einmal, was der Moira-Geist an dem Tag zu dir gesagt hat, als wir darüber abgestimmt haben, ob wir Noman weglassen sollten. War es: ›Denkt daran...‹ Erzähl's mir!«

»Äh... sie hat gesagt: ›Denkt daran, dass Nomans Sarg niemandes Sarg war.‹ Wie kann das...«

»*Das* hat sie gemeint«, rief Ada. »Niemand stirbt in Nomans Sarg! Hannah, du hast gewartet, während dieser Sarkophag auf der Golden Gate bei Machu Picchu Odysseus geheilt hat. Du warst öfter auf der Brücke als jeder andere von uns. Kommst du mit mir? Wirst du es versuchen?«

Hannah brauchte nur eine Sekunde, um zu verstehen, worum ihre Freundin sie bat. »Ja«, sagte sie.

»Daeman«, sagte Ada, die nicht nur gegen die Zeit, sondern gegen den Tod anstürmte, der bereits unter ihnen weilte, der Harman schon in seinen dunklen Klauen hielt, »du musst dein neues Wissen an jeden hier weitergeben. Sofort.«

»Ja.« Daeman entfernte sich rasch und rief andere zu sich.

Die Moravec-Soldaten – Ada kannte sie jetzt alle vom Aussehen her, wenn auch nicht mit Namen – feuerten immer noch an der äußeren Verteidigungslinie, töteten immer noch die letzten

angreifenden Voynixe. Kein einziger Voynix war durchgekommen.

»Hannah«, sagte Ada, »wir werden die Trage brauchen, aber wenn sie nicht freifaxt, leg dir Harmans Decke über die Schulter, wir benutzen die, wenn es sein muss.«

»Hey«, rief der kleine europasche Moravec, als Hannah die Decke grob von ihrem sterbenden menschlichen Patienten herunterzog. »Die braucht er! Er hat Schüttelfrost...«

Ada legte dem kleinen Moravec die Hand auf den Arm und spürte seine Menschlichkeit und seine Seele selbst durch das Metall und den Kunststoff. »Ist schon in Ordnung«, sagte sie schließlich. Sie entnahm seinem kybernetischen Speicher, wie er hieß. »Freund Mahnmut, es ist schon in Ordnung«, wiederholte sie. »Wir wissen, was wir tun. Nach all dieser Zeit wissen wir endlich, was wir tun.«

Sie gab den anderen ein Zeichen zurückzutreten.

Hannah kniete an einer Seite der Trage, Ada an der anderen. Beide hatten jeweils eine Hand auf Harmans Schulter, die andere am Metallgriff der Trage.

»Ich glaube, wir müssen uns jetzt einfach diesen Hauptraum bildlich vorstellen – den, wo wir Odysseus begegnet sind –, dann kommen die Koordinaten zu uns«, sagte Ada. »Es ist wichtig, dass wir beide dort gewesen sind.«

»Ja«, sagte Hannah.

»Ich zähle bis drei«, sagte Ada. »Eins, zwei... drei.«

Beide Frauen, die Trage und Harman verschwanden abrupt.

Obwohl der sterbende Harman aussah, als wöge er nichts, brauchten die beiden Frauen all ihre Kraft, um ihn und die Trage aus dem großen Museumsbereich der Golden Gate Bridge bei Machu Picchu, etliche Treppen hinunter durch die grüne Blase in den Sarkophag-Bereich, an Savis altem Sarkophag vorbei und die letzte gebogene Treppe hinunter zu Odysseus-Nomans Sarg zu bringen.

Ada registrierte nur noch ein kaum merkliches Flackern von Leben, als sie die Hand auf die verwüstete Brust ihres Geliebten legte, aber sie verschwendete keine Zeit damit, nach weiteren Lebenszeichen zu suchen.

»Noch einmal bei drei«, keuchte sie.

Hannah nickte.

»Eins, zwei... drei.«

Sie hoben den nackten Harman behutsam von der Trage und ließen seinen Körper in Nomans Sarg hinab. Hannah klappte den Deckel herunter, bis er einrastete.

»Und wie...«, begann Ada voller Panik. Sie konnte die diversen Maschinen hier befragen, ihre neuen Funktionen hatten ihr das erzählt, aber es würde zu lange dauern.

»Hier«, sagte Hannah. »Noman hat es mir gezeigt, nachdem er wieder erwacht war.« Ihre Bildhauerinnenfinger tippten auf eine Reihe leuchtender virtueller Tasten. Die Altmenschenfunktionen interagierten mit den Krippenkontrollen.

Der Sarg seufzte und begann dann zu summen. Ein Nebel strömte durch unsichtbare Öffnungen in die Schlafkammer und verbarg den größten Teil von Harmans Körper. Eiskristalle bildeten sich an dem durchsichtigen Deckel. Etliche neue Lichter flammten auf. Eines blinkte rot.

»Oh!«, sagte Hannah. Ihre Stimme war sehr klein.

»Nein«, sagte Ada. Ihr Ton war ruhig, aber fest. »Nein. Nein. Nein.« Sie legte ihre offene Hand auf den Kunststoff-Kontrollnexus des Sargs, als würde sie mit der Maschine diskutieren.

Das rote Licht blinkte, wechselte zu Gelb, schaltete wieder auf Rot.

»Nein«, sagte Ada fest.

Das rote Licht flackerte, wurde schwächer, sprang auf Gelb. Blieb gelb.

Hannahs und Adas Finger trafen sich kurz über dem Sarg, dann legte Ada ihre Hand wieder auf die leuchtende Wölbung des KI-Nexus.

Das gelbe Licht brannte weiter.

Mehrere Stunden später, als Spätnachmittagswolken heranzogen und erst die Ruinen von Machu Picchu und dann die Fahrbahn der Hängebrücke knapp zweihundert Meter unter ihnen verbargen, sagte Ada: »Hannah, freifaxe nach Ardis zurück. Iss etwas. Ruh dich aus.«

Hannah schüttelte den Kopf.

Ada lächelte. »Dann geh wenigstens in den Speisebereich hinauf und hol uns etwas Obst und Wasser.«

Das gelbe Licht brannte den ganzen Nachmittag. Kurz nach Sonnenuntergang, als die Andentäler in Alpenglügen getaucht waren, freifaxten Daeman, Tom und Siris herbei, aber sie blieben nur einen Augenblick.

»Wir haben bereits dreißig der anderen Gemeinschaften erreicht«, sagte Daeman zu Ada. Sie nickte, aber ihr Blick wich keine Sekunde von dem gelben Licht.

Die anderen faxten schließlich mit dem Versprechen fort, am nächsten Morgen wiederzukommen. Hannah zog die Decke um sich und schlief auf dem Boden neben dem Sarg ein.

Ada blieb – manchmal kniete sie, manchmal saß sie, aber ihr Geist blieb stets wach, und immer lag ihre offene Hand auf dem Kontrollnexus des Sarges, immer schickte sie die Nachricht von ihrer Anwesenheit und ihre Gebete durch die Schaltkreise, die sie und ihren Harman trennten, und immer ruhte ihr Blick auf dem gelben Anzeigelämpchen.

Irgendwann nach drei Uhr morgens Ortszeit sprang das gelbe Licht auf Grün.

4. TEIL



Eine Woche nach Iliums Fall:

Achilles und Penthesilea erschienen auf dem leeren Kamm, der sich zwischen der Ebene des Skamandros und der Ebene des Simoeis erhob. Wie Hephaistos versprochen hatte, warteten dort zwei Pferde – ein kraftvoller schwarzer Hengst für den Achäer und eine kleinere, aber noch muskulösere weiße Stute für die Amazone. Die beiden stiegen auf und betrachteten das, was übrig war.

Viel war es nicht.

»Wie kann eine ganze Stadt wie Ilium verschwinden?« Penthesileas Stimme war so zänkisch wie immer.

»Alle Städte verschwinden«, sagte Achilles. »Das ist ihr Schicksal.«

Die Amazone schnaubte. Achilles hatte bereits bemerkt, dass das Schnauben der blonden Menschenfrau dem ihrer weißen Stute ähnelte. »Aber doch wohl kaum binnen eines *Tages*... einer *Stunde*.« Die Bemerkung klang wie eine Beschwerde, eine Klage. Schon zwei Tage nach Penthesileas Wiederauferstehung aus den Tanks des Heilers gewöhnte sich Achilles allmählich an diesen beständigen nörgelnden Ton.

Eine halbe Stunde lang überließen sie es ihren Pferden, sich einen Weg durch das Gewirr aus Steinen zu suchen, das sich rund drei Kilometer weit auf dem Höhenzug erstreckte, auf dem einst das mächtige Troja gestanden hatte. Kein einziger Fundamentstein war übrig. Der göttliche Zauber, der Troja

hinweggeholt hatte, hatte die Stadt fast einen halben Meter unter den frühesten Steinen der Stadt abrasiert. Nicht einmal ein verrottender Speer oder ein verwesender Kadaver war zurückgeblieben.

»Zeus ist wirklich mächtig«, sagte Penthesilea.

Achilles schüttelte seufzend den Kopf. Der Tag war warm. Der Frühling nahte. »Ich hab's dir doch erzählt, Amazone. Zeus hat das nicht getan. Zeus ist von meiner Hand gestorben. Dies ist Hephaistos' Werk.«

Die Frau schnaubte. »Nie im Leben glaube ich, dass dieser trottelige kleine Krüppel mit dem stinkenden Atem so etwas zuwege bringen könnte. Ich glaube nicht einmal, dass er ein richtiger Gott ist.«

»Er hat es getan«, sagte Achilles. *Mit Nyx Hilfe*, fügte er innerlich hinzu.

»Das sagst du, Sohn des Peleus.«

»Ich habe dich doch gebeten, mich nicht so zu nennen. Ich bin nicht mehr der Sohn des Peleus. Ich war Zeus' Sohn, was weder für ihn noch für mich spricht.«

»Das sagst du«, wiederholte Penthesilea. »Demnach wärest du ein Vaternörder, wenn deine Prahlereien stimmen.«

»Ja«, sagte Achilles. »Und ich prahle nie.«

Die Amazone und ihre weiße Stute schnaubten gemeinsam.

Achilles gab seinem schwarzen Hengst die Fersen und ritt vorneweg vom Kamm herunter, auf der ausgetretenen südlichen Straße entlang, die zum skäischen Tor hinausgeführt hatte – der Stumpf der riesigen Eiche, die dort seit der Gründung der Stadt gestanden hatte, war noch da, aber die gewaltigen Torflü-

gel waren verschwunden –, und dann wieder nach rechts auf die Ebene des Skamandros zwischen der Stadt und dem Strand.

»Wenn dieser traurige Hephaistos jetzt König der Götter ist...« – Penthesileas Stimme war so laut und enervierend wie Fingernägel auf einer Schieferplatte – »... weshalb hat er sich dann die ganze Zeit in seiner Höhle versteckt, während wir auf dem Olymp waren?«

»Ich habe es dir doch gesagt – er wartet darauf, dass der Krieg zwischen den Göttern und den Titanen endet.«

»Wenn er Zeus' Nachfolger ist, weshalb zum Hades beendet er ihn dann nicht selbst, indem er Blitz und Donner gebietet?«

Achilles schwieg. Manchmal, hatte er festgestellt, hielt sie schließlich den Mund, wenn er nichts sagte.

Auf der Ebene des Skamandros – in ihren elf Jahren als Schlachtfeld glatt gewetzt – schien der Boden nicht abrasiert worden zu sein; hier sah man immer noch die Abdrücke vieler tausend sandalenbewehrter Männer, und Blut trocknete auf den Steinen. Aber alle lebenden Menschen, Pferde, Streitwagen, Waffen, Leichen und andere Artefakte waren verschwunden, genau wie Hephaistos es Achilles beschrieben hatte. Selbst die Zelte der Achäer und die verbrannten Rumpfe ihrer schwarzen Schiffe waren fort.

Am Strand ließ Achilles ihre Pferde ein paar Minuten ausruhen, und der Mann und die Amazone betrachteten die trägen Wellen der Ägäis, die auf den leeren Sand rollten. Achilles würde der Wolfsfrau an seiner Seite kein Wort davon sagen, aber das Herz tat ihm weh bei dem Gedanken, dass er seine Waffenkameraden – den erfindungsreichen Odysseus, den lauten großen Ajax, den lächelnden Bogenschützen Teukros, seine

treuen Myrmidonen, ja sogar den dummen, rothaarigen Menelaos und dessen intriganten Bruder Agamemnon, Achilles' Erzfeind – nie Wiedersehen würde. Seltsam, dachte Achilles, dass einem selbst die Feinde so wichtig wurden, wenn man sie verlor.

Daraufhin dachte er an Hektor und daran, was Hephaistos ihm über die *Ilias* erzählt hatte – über Achilles' eigene, andere Zukunft –, und das bewirkte, dass die Verzweiflung wie Galle in ihm emporstieg.

Er drehte den Kopf seines Pferdes nach Süden und trank aus dem Weinschlauch aus Ziegenleder, der an den Sattelknauf gebunden war.

»Und bilde dir bloß nicht ein, dass ich jemals glauben werde, der bärtige Krüppel-Gott hätte tatsächlich die Fähigkeit besessen, uns zu vermählen«, meckerte Penthesilea hinter ihm. »Das war ein Haufen Pferdescheiße.«

»Er ist der König aller Götter«, sagte Achilles müde. »Wer wäre besser geeignet, unsere Hochzeitsschwüre zu heiligen?«

»Der kann meinen Arsch heiligen«, erwiderte Penthesilea. »Reiten wir fort? Und warum nach Südosten? Was ist dort? Weshalb verlassen wir das Schlachtfeld?«

Achilles schwieg, bis er sein Pferd eine Viertelstunde später zügelte und zum Stehen brachte.

»Siehst du diesen Fluss, Frau?«

»Natürlich sehe ich ihn. Glaubst du, ich bin blind? Das ist bloß der lausige Skamandros – zu schlammig, um daraus zu trinken, aber als Acker zu wässrig –, Bruder des Flusses Simoeis, mit dem er sich ein paar Kilometer flussabwärts vereint.«

»Hier, an diesem Fluss, den wir Skamandros, die Götter jedoch den heiligen Xanthos nennen«, sagte Achilles, »hier hätte ich Hephaistos zufolge, der meinen Biografen Homer zitiert, meine größte *Aristie* erhalten – den Zweikampf, der mich unsterblich gemacht hätte, noch bevor ich Hektor tötete. Hier, Frau, hätte ich mit einer Hand gegen das gesamte trojanische Heer gekämpft – und gegen den angeschwollenen Fluss mit seinen von den Göttern gesandten Fluten! – und zum Himmel geschrien: ›Geht nur zugrunde, Trojaner, bis wir zum heiligen Ilion kommen!‹ Genau dort, Frau, siehst du, wo diese kleinen Stromschnellen sind? Genau dort hätte ich in blutiger Raserei Thersilochos, Mydon, Astypylos, Mnesos, Thrasios, Ainios und Ophelestes getötet. Und dann wären die Paioner von hinten über mich hergefallen, und auch sie hätte ich alle getötet. Und dort, jenseits des Flusses auf der trojanischen Seite, hätte ich den mit beiden Händen geschickten Asteropaios getötet, meine eine Lanze aus pelischer Esche gegen seine zwei Speere. Wir verfehlen beide unser Ziel, aber ich töte den Helden mit meinem Schwert, während er versucht, meine große Lanze aus dem Ufer zu ziehen, um erneut zu werfen...«

Achilles brach ab. Penthesilea war abgestiegen und hinter einen Busch gegangen, um zu urinieren. Das unfeine Plätschern erweckte in ihm den Wunsch, die Amazone an Ort und Stelle zu töten und ihren Körper für die Aaskrähen liegen zu lassen, die auf den Zweigen des Kreosotstrauchs beim Fluss hockten. Die tägliche Fleischration für die Aasvögel war offensichtlich verschwunden, und Achilles ließ sie nur ungern enttäuscht zurück.

Aber er konnte der Amazone nichts antun. Aphrodites Liebeszauber wirkte noch immer, und seine Liebe zu dieser Hün-

den ballte sich in seinem Bauch, so Übelkeit erregend wie ein Speer mit Bronzespitze, der einem die Eingeweide durchbohrte. *Deine einzige Hoffnung ist, dass die Wirkung der Pheromone mit der Zeit vielleicht nachlässt*, hatte Hephaistos gesagt, als sie beide in jener letzten Nacht in der Höhle, betrunken vom Wein, aufeinander und auf jeden, den sie kannten, einen Trinkspruch ausgebracht, die großen doppelhenkeligen Pokale erhoben und sich einander anvertraut hatten, wie es nur Brüder oder Betrunkene können.

Als die Amazone wieder aufgestiegen war, ritt Achilles vor und durchquerte den Skamandros. Die Pferde setzten die Hufe vorsichtig auf. Das Wasser war an der tiefsten Stelle höchstens knietief. Er wandte sich nach Süden.

»Wo reiten wir hin?«, wollte Penthesilea wissen. »Weshalb verlassen wir diesen Ort? Was hast du vor? Habe ich da auch ein Wörtchen mitzureden, oder wird es immer so sein, dass der mächtige Achilles jede Kleinigkeit entscheidet? Glaub nur nicht, dass ich dir blindlings folge, Peleussohn. Vielleicht folge ich dir überhaupt nicht.«

»Wir suchen Patroklos«, sagte Achilles, ohne sich im Sattel umzudrehen.

»Was?«

»Wir suchen Patroklos.«

»Deinen Freund? Deinen kleinen schwulen Freund? Patroklos ist tot. Athene hat ihn getötet. Du hast es gesehen und selbst gesagt. Deswegen hast du sogar einen Krieg mit den Göttern begonnen.«

»Hephaistos sagt, Patroklos lebt noch.« Achilles' Hand lag am Heft seines Schwerts, seine Knöchel waren weiß, aber er zog die

Waffe nicht. »Hephaistos sagt, er habe Patroklos nicht zusammen mit all den anderen auf der Erde in den blauen Strahl aufgenommen, auch nicht, als er Ilium endgültig weggeschickt hat. Patroklos lebt – er ist irgendwo da draußen, jenseits des Meeres, und wir werden ihn finden. Das wird meine große Suche sein.«

»Ach so, *Hephaistos sagt*«, höhnte die Amazone. »Was immer *Hephaistos sagt*, muss wahr sein, wie? Der verkrüppelte Zwerg könnte dich unmöglich anlügen, oder?«

Achilles schwieg. Er folgte der alten Straße, die an der Küste entlangführte, nach Süden, dieser Straße, die im Lauf der Jahrhunderte von so vielen Pferden aus trojanischer Zucht ausgetreten worden war und der in jüngerer Zeit so viele der trojanischen Verbündeten, die auch von seiner Hand den Tod gefunden hatten, nach Norden gefolgt waren.

»Und Patroklos lebt irgendwo da draußen, *jenseits des Meeres*«, parodierte ihn Penthesilea. »Und wie in Hades' Namen sollen wir übers Meer kommen, Peleussohn? Und über *welches Meer* eigentlich?«

»Wir werden ein Schiff finden«, sagte Achilles, ohne sich zu ihr umzudrehen. »Oder eins bauen.«

Jemand schnaubte, entweder die Amazone oder ihre Stute. Sie war offensichtlich stehen geblieben – Achilles hörte nur die Hufe seines eigenen Pferdes auf Stein –, und nun hob sie die Stimme, damit er sie hören konnte. »Was sind wir jetzt, verdammte Schiffsbauer? Weißt *du*, wie man ein Schiff baut, o fußschneller Männertöter? Das *bezweifle* ich. Du bist gut darin, fußschnell zu sein und Männer zu töten – und Amazonen, die doppelt so gut sind wie du –, nicht darin, etwas zu bauen. Ich wette, du hast in deinem nutzlosen Leben noch nie etwas ge-

baut... oder? Oder? Diese Schwielen, die ich sehe, stammen vom Speertragen und Weinkelchehalten, nicht von... Pelide! Hörst du mir zu?«

Achilles war zwanzig Meter vorausgeritten. Er schaute sich nicht um. Penthesileas riesige weiße Stute stand dort, wo die Amazone sie gezügelt hatte, aber jetzt scharrte sie verwirrt am Boden, weil sie sich zu dem Hengst vor ihr gesellen wollte.

»Achilles, verdammt noch mal! Glaub nur nicht, dass ich dir folgen werde! Du weißt ja nicht mal, wohin du willst, stimmt's? Gib's zu!«

Achilles ritt weiter, den Blick auf die dunstige Linie der Hügel am Horizont beim Meer weit, weit, weit im Süden gerichtet. Er bekam allmählich schreckliche Kopfschmerzen.

»Du irrst dich, wenn du es für selbstverständlich hältst, dass... zum Hades mit dir!«, rief Penthesilea, als Achilles und sein Hengst sich weiterhin langsam von ihr entfernten. Mittlerweile betrug die Distanz hundert Meter. Der Nebensohn des Zeus schaute sich nicht um.

Einer der Aasvögel auf dem Strauch beim heiligen Xanthos flog auf und flatterte gen Himmel, kreiste einmal über dem nunmehr leeren Schlachtfeld, und sein adlerartiges Auge stellte fest, dass nicht einmal die Asche der Leichenfeuer geblieben war, in der man für gewöhnlich einen mittäglichen Brocken fand.

Der Vogel flog flügelschlagend nach Süden. Er kreiste in tausend Meter Höhe über den beiden lebenden Pferden und den Menschen – die einzigen sichtbaren Bodenlebewesen, so weit das weitsichtige Krähenauge reichte – und beschloss in niemals versiegender Hoffnung, ihnen zu folgen.

Tief unter ihm blieben das weiße Pferd und seine menschliche Last unbeweglich an Ort und Stelle, während das schwarze Pferd mit seinem Menschen nach Süden zockelte. Der Vogel beobachtete sie; er hörte und ignorierte die unangenehmen Laute, die der hintere Mensch von sich gab, als das weiße Pferd plötzlich angespornt wurde und hinter dem anderen hergaloppierte.

Zusammen ritten die beiden Pferde – das weiße immer ein kleines Stück hinterdrein – und die beiden Menschen am Bogen der Ägäis entlang nach Süden, und der Aasvogel, der mühelos auf den starken thermischen Strömungen des sich erwärmenden Nachmittags dahinsegelte, folgte ihnen hoffnungsvoll.

89

Neun Tage nach Iliums Fall:

General Beh bin Adee führte den Angriff auf Paris-Krater persönlich an. Er benutzte das Landeboot als Kommandozentrum, während sich über dreihundert seiner besten Gürtel-Vec-Soldaten aus sechs Hornissen-Jägern in die Blaueis-Schwarmstadt abseilten oder per Repeller hinuntergingen.

General bin Adee war nicht dafür gewesen, in diesen Kampf auf der Erde einzugreifen – sein Rat hatte gelaftet, sich neutral zu verhalten –, aber die Hauptintegratoren hatten eine Entscheidung getroffen, und ihre Entscheidung war endgültig. Seine Aufgabe bestand darin, die Kreatur namens Setebos zu finden und zu vernichten. General bin Adees Rat hatte darauf-

hin gelautet, die Blaueis-Kathedrale über Paris-Krater aus dem Orbit mit Kernwaffen anzugreifen – nur so könne man sicherstellen, dass man das Setebos-Wesen erwische, hatte er erklärt –, aber die Hauptintegratoren hatten seinen Rat abgelehnt.

Millennio Mep Ahoo führte das Hauptangriffsteam. Nachdem die anderen zehn Teams sich abgeseilt, durch die Blaueisdecke über der Stadt gesprengt, einen Einkreisungsring geschlossen und alles über Einsatzfunk bestätigt hatten – das Ding konnte jetzt nicht mehr entkommen –, sprangen Mep Ahoo und seine fünfundzwanzig handverlesenen Steinvec-Soldaten aus der Haupthornisse, die in dreitausend Meter Höhe schwebte. Erst in letzter Sekunde aktivierten sie ihre Repeller, sprengten mittels Hohlladungen ein Loch ins Dach der Blaueis-Kathedralenkuppel und seilten sich darin ab – ihre Schnellseile waren an Haken verankert, die ins blaue Eis selbst getrieben worden waren.

»Sie ist leer«, meldete Millennio Mep Ahoo. »Kein Setebos.«

Auf den Bildern, die von den Nanotransmittern und Anzugkameras der sechsundzwanzig Soldaten übermittelt wurden, sah General bin Adee das selbst. »Durchkämmen«, befahl er auf dem obersten Einsatzkanal.

Jetzt trafen Berichte von sämtlichen Einkreisungsteams ein. Das Blaueis selbst war im Zerfall begriffen – ein Faustschlag konnte eine komplette Tunnelwand zum Einsturz bringen. Die Tunnels und Gänge hatten bereits einzustürzen begonnen.

Mep Ahoos Team kehrte zum Repeller-Flug zurück und durchkämmte den Zentralbereich über dem uralten Schwarzloch-Krater. Sie fingen hoch oben an, vergewisserten sich, dass sich nichts auf einem der Blaueis-Balkone oder in einer hoch

gelegenen Spalte verbarg, tauchten aber bald herab und flogen in geringer Höhe über die Fumarolen und die verlassenen Sekundärnester hinweg.

»Das Hauptnest ist zusammengebrochen«, berichtete Mep Ahoo auf dem gemeinsamen Einsatzkanal. »Es ist in den alten Schwarzloch-Krater gefallen. Ich schicke Bilder.«

»Wir sehen sie«, erwiderte General Beh bin Adee. »Besteht eine Chance, dass diese Setebos-Kreatur im Schwarzloch-Schlot selbst sein könnte?«

»Negativ, Sir. Wir tasten den Krater gerade mit Tiefenradar ab, und das reicht bis zum Magma hinunter. Keine Seitenschlotte oder Kavernen. Ich glaube, sie ist weg, Sir.«

Cho Lis Stimme kam über den gemeinsamen Kanal. »Das bestätigt unsere Theorie, derzufolge das vier Tage zurückliegende Quantenereignis die Öffnung eines letzten Bran-Lochs in der Blau eis-Kathedrale selbst war.«

»Vergewissern wir uns«, sagte General Beh bin Adee. Auf dem Einsatzkommando-Engstrahl sendete er an Mep Ahoo: *Überprüft alle Nester.*

Verstanden.

Sechs Steinvecs von Mep Ahoos Hauptangriffstruppe überprüften die zerbröselten Überreste von Setebos' zentralem Nest, schwärmten dann aus, repellerten über den einstürzenden Kathedralenboden, um sich jede im Zerfall begriffene Fumarole und jedes absackende Nest anzusehen.

Plötzlich meldete sich ein Mitglied eines Einkreisungsteams, das gerade zur zentralen Kuppel durchgedrungen war. »Hier steht etwas geschrieben, Sir.«

Ein halbes Dutzend anderer Soldaten, einschließlich Millennio Mep Ahoo, steuerten auf die Stelle hoch oben an der Südwand der Kuppel zu. Dort war eine Terrasse, wo der größte Gang in die Kuppel mündete, und in dem Bereich, wo er sich zur so genannten Kathedrale erweiterte, hatte jemand oder etwas – offenbar mit Fingernägeln oder Klauen – ins blaue Eis der Kuppelwand geschrieben: *Denkt, das Ruhige kommt. Seine Mutter behauptet, das Ruhige habe alle Dinge geschaffen, die Setebos jetzt quälen; er glaubt das nicht. Wer sie schwach gemacht hat, meinte Schwäche, die Er quälen kann. Denkt aber, wieso quält etwas Setebos, dass er die Flucht ergreift? Denkt, kann Stärke jemals von Schwäche gequält und zur Flucht gezwungen werden? Denkt, ist Er wirklich der Einzige? Das Ruhige kommt.*

»Caliban«, sagte Hauptintegrator Asteague/Che auf der *Queen Mab* in ihrem neuen geosynchronen Orbit.

»Sir, Tunnels und Höhlen alle geprüft und leer«, kam die Meldung eines Zenturios über den gemeinsamen Einsatzkanal.

»Sehr gut«, sagte General Beh bin Adee. »Macht die Thermit-Ladungen bereit, um den gesamten Blaueis-Komplex bis zu den ursprünglichen Ruinen von Paris-Krater abzuschmelzen. Achtet darauf, dass keines der ursprünglichen Bauwerke beschädigt wird. Die werden wir als Nächstes durchsuchen.«

Hier ist etwas, meldete sich Mep Ahoo per Einsatz-Engstrahl. Die Bilder, die auf die Monitore des Landeboots übertragen wurden, zeigten ein eingestürztes Fumarolen-Nest im Brustscheinwerferlicht der Soldaten. Alle Eier in diesem Nest waren aufgeplatzt oder nach innen kollabiert... alle bis auf eines. Der Millennio repellerte hinunter und hockte sich neben das Ei. Er

legte seine schwarz behandschuhten Hände an das Ding, legte dann den Kopf daran und lauschte.

Ich glaube, hier drin lebt noch etwas, Sir, meldete Mep Ahoo. *Befehle?*

Bleiben Sie dran, bellte General Beh bin Adee. Auf seinem Engstrahl zur *Queen Mab* fragte er: *Befehle?*

»Bleiben Sie dran«, sagte der Brückensoffizier, der für die Hauptintegratoren sprach.

Schließlich meldete sich Hauptintegrator Asteague/Che. »Wie lautet Ihr Rat, General?«

»Verbrennen. Wir sollten dort alles verbrennen... zweimal.«

»Danke, General. Eine Sekunde bitte.«

Die Stille wurde nur von leichtem atmosphärischem Rauschen durchbrochen. Bin Adee konnte seine dreihundertzehn Soldaten über ihre Anzugmikrofone atmen hören.

»Wir möchten, dass das Ei geborgen wird«, erklärte Hauptintegrator Asteague/Che schließlich. »Benutzen Sie einen der Stasis-Würfel, wenn es machbar ist. Hornisse Neun wird es heraufbringen. Millennio Mep Ahoo soll bei dem Ei an Bord von Hornisse Neun bleiben. Wir werden die *Queen Mab* selbst als Quarantänelabor benutzen. Die *Mab* hat sich aller Waffen und Spaltmaterialien entledigt... die getarnten Angriffskreuzer werden unsere Untersuchung des Eis überwachen.«

General Beh bin Adee schwieg ein paar Sekunden und sagte dann: »In Ordnung.« Er öffnete den Engstrahl zu Millennio Mep Ahoo und gab die Befehle weiter. Das Team in der Blauis-Kathedrale hatte schon einen Stasis-Würfel bereit gemacht.

Sind Sie sicher, Sir?, sendete Mep Ahoo. Wir wissen von Ada und den Überlebenden von Ardis, wozu ihr Setebos-Baby fähig war. Selbst das noch nicht geschlüpfte Wesen im Ei besaß eine gewisse Macht. Ich bezweifle, dass Setebos rein zufällig ein lebensfähiges Ei zurückgelassen hat.

»Führen Sie die Befehle aus«, sagte General Beh bin Adee auf dem gemeinsamen Einsatzkanal. Dann öffnete er seinen privaten Engstrahl zu Mep Ahoo und sendete: *und viel Glück, mein Sohn.*

90

Sechs Monate nach Iliums Fall, am neunten Aw:

Daeman leitete den Angriff auf Jerusalem. Dieser Angriff war sorgfältig geplant worden.

Einhundert mit sämtlichen Funktionen ausgestattete Altmenschen freifaxten im selben Moment dorthin. Sie trafen drei Minuten vor vier Moravec-Hornissen mit hundert weiteren Freiwilligen aus Ardis und anderen Gemeinschaften von Überlebenden dort ein. Die Moravec-Soldaten hatten ihre Unterstützung bei diesem Angriff schon vor Monaten angeboten, aber Daeman hatte ein Jahr zuvor geschworen, die im blauen Strahl von Jerusalem eingeschlossenen Altmenschen – Savis alte Freunde und jüdische Verwandte – zu befreien, und er fand noch immer, dass es in der Verantwortung der Menschen lag, dies zu tun. Sie hatten jedoch die langfristige Leihgabe von Kampfanzügen, Repeller-Tornistern, Stoßpanzerungen und

Energiewaffen akzeptiert. Die hundert Männer und Frauen in den Hornissen – geflogen von Moravecs, die ansonsten nicht in den Kampf eingreifen würden – brachten die Waffen mit, die zu schwer waren, als dass man sie beim Freifaxen mitnehmen konnte.

Daeman und sein Team – Menschen und Moravecs gleichermaßen – hatten über drei Wochen gebraucht, um die genauen GPS-Koordinaten der Straßen, Alleen, Plätze und Kreuzungen in der alten Stadt zentimetergenau zu überprüfen und die hundert Freifax-Ankunftsgebiete sowie die vorgesehenen Landeplätze der Hornissen festzulegen.

Sie warteten bis August, bis zum jüdischen Feiertag des neunten Aw. Daeman und seine Freiwilligen freifaxten zehn Minuten nach Sonnenuntergang dorthin, als der blaue Strahl am hellsten war.

Dem Überwachungs- und Luftaufklärungsmaterial der *Queen Mab* zufolge war Jerusalem insofern einmalig auf der Erde, als es sowohl von Voynixen als auch von *Calibani* bewohnt war. In der Altstadt, ihrem Ziel in dieser Nacht, belegten die Voynixe die Straßen nördlich und nordwestlich des Tempelberges mit Beschlag, in Gebieten, die ungefähr den alten muslimischen und christlichen Vierteln entsprachen, während die *Calibani* die engen Straßen und Gebäude im Südwesten des Felsendoms und der Al-Aksa-Moschee füllten, in jenen Gebieten also, die einst das jüdische Viertel und das armenische Viertel genannt worden waren.

Nach den auch mit Tiefenradar aufgenommenen Spionagebildern schätzten sie, dass sich insgesamt rund zwanzigtausend Voynixe und *Calibani* in Jerusalem aufhielten.

»Ein Kräfteverhältnis von hundert zu eins«, hatte Greogi achselzuckend gesagt. »Wir haben schon Schlimmeres erlebt.«

Sie faxten nahezu lautlos hin, eine bloße Störung in der Luft. Daeman und sein Team erschienen auf dem schmalen Platz vor der Kotel, der Westmauer. Es war noch hell genug, dass man etwas sehen konnte, aber Daeman hielt nicht nur mit seinen Augen, sondern auch mit seinen Wärmebildsystemen und seinem Tiefenradar Ausschau nach Zielobjekten. Er schätzte, dass allein schon auf dem Platz selbst sowie auf den Mauern und Dächern unmittelbar westlich des Platzes ungefähr fünfhundert *Calibani* waren, die herumlümmelten oder schliefen, dastanden oder durcheinander wuselten. Binnen Sekunden hatten sich alle anderen neun Truppführer über den Kampfanzugfunk gemeldet.

»Schießt nach eigenem Ermessen«, sagte er.

Die Energiewaffen waren darauf programmiert, nur lebendes Gewebe zu zerreißen – *Calibani* oder Voynixe –, aber keine Bauwerke zu zerstören. Während Daeman zielte, feuerte und zusah, wie die rennenden, springenden *Calibani* mit ihren langen Krallen zu Boden gingen oder in tausend fleischige Stücke zerplatzten, war er froh darüber. Sie wollten dieses spezielle Dorf nicht zerstören, um es zu retten.

Die Altstadt von Jerusalem wurde zu einem Mahlstrom blauer Energieblitze, gellender *Calibani*-Schreie, lauter Funkrufe und explodierenden Fleisches.

Daeman und sein Trupp hatten jedes Zielobjekt in Sichtweite getötet, als er auf dem Chronometer in seinem Visier sah, dass die Hornissen gleich eintreffen mussten. Er startete seinen Repeller-Tornister, stieg zur Ebene des Tempelbergs hinauf – er

allein, dies war nicht der richtige Zeitpunkt für lauter Menschen in der Luft – und sah zu, wie die ersten beiden Hornissen schwungvoll herunterkamen, landeten, ihre Menschen und ihre Fracht entluden und dann wieder abflogen. Dreißig Sekunden später waren die letzten beiden Hornissen eingetroffen, und die Männer und Frauen in Kampfanzügen ergossen sich über die Steine des Tempelberges. Sie transportierten ihre schweren Waffen auf Dreibeinen oder Repeller-Blocks. Die beiden Hornissen flogen davon.

»Tempelberg gesichert«, gab Daeman über Funk an all seine Truppführer durch. »Wenn ihr so weit seid, könnt ihr losfliegen. Aber achtet darauf, dass ihr nicht in die festgelegten Schusslinien von Tempelberg geratet.«

»Daeman?«, meldete sich Elian von seiner Stellung über Bab al-Nazir im alten muslimischen Viertel. »Ich sehe Massen von Voynixen die Via Dolorosa heraufkommen, und Horden von *Calibani* bewegen sich auf der König-David-Straße ostwärts, in deine Richtung.«

»Danke, Elian. Erledige sie, wenn sie kommen. Die größeren Geschütze könnten...«

Das Feuer schwerer Waffen auf dem Tempelberg direkt unter seinen Füßen machte Daeman taub. Die Menschen auf den Mauern und Dächern feuerten in alle Richtungen auf die herannahenden grauen und grünen Gestalten. Der senkrechte blaue Strahl und die vielen tausend blauen Blitze des Energiewaffen-Feuers tauchten das ganze alte Jerusalem in einen blauen Lichtbogenschweißerschein. Die Filter im Visier von Daemans Kampfanzug dunkelten das Blickfeld sogar ein wenig ab.

»Alle Trupps, schießt nach eigenem Ermessen und meldet jedes Eindringen in eure Sektoren«, sagte Daeman. Er neigte die schwebenden Tornister-Repeller und glitt durch die Luft nach Nordosten, wo sich unmittelbar hinter dem Felsendom das höhere, modernere Blaustrahl-Gebäude erhob. Interessanterweise schlug sein Herz so heftig, dass er sich darauf konzentrieren musste, nicht zu hyperventilieren. Sie hatten das in den letzten zwei Monaten über fünfhundertmal geübt, Freifaxen ins Jerusalem-Modell, das sie mit Hilfe der Moravecs nicht weit von Ardis errichtet hatten. Aber nichts hätte Daeman auf einen Kampf dieser Größenordnung vorbereiten können, mit diesen Waffen, in dieser Stadt aller Städte.

Hannah und ihr Trupp warteten auf ihn, als er an der verschlossenen Tür des Strahlgebäudes eintraf. Daeman landete, nickte Laman, Kaman und Greogi zu, die im weichen Dämmerlicht zusammen mit Hannah dort standen, und sagte: »Dann mal los.«

Laman, der mit seiner unversehrten linken Hand schnell arbeitete, brachte die Sprengladung aus Plastiksprengstoff an. Die zwölf Menschen verzogen sich um die Ecke des aus einer Metalllegierung bestehenden Gebäudes, während die Explosion die gesamte Tür herausriss.

Der Innenraum war nicht viel größer als Daemans winziges Zimmer in Ardis, und die Bedienungselemente sahen – welchem Gott auch immer sie das zu verdanken hatten – fast genauso aus, wie sie angesichts der Überprüfung aller verfügbaren weitergegebenen Daten aus dem kristallinen Schrein des Taj Moira vermutet hatten.

Hannah erledigte die eigentliche Arbeit. Ihre geschickten Finger flogen über die virtuelle Tastatur und gaben die siebenstelligen Codes ein, sobald sie von der primitiven KI des Blaustrahl-Gebäudes dazu aufgefordert wurde.

Plötzlich ließ ein tiefes Summen – beinahe im Infraschallbereich – ihre Zähne vibrieren und ihre Knochen erbeben. Alle Displays an der KI-Wand blitzten grün auf und erloschen dann.

»Alle raus«, sagte Daeman. Er verließ den Vorraum des Strahl-Gebäudes als Letzter, und keine Sekunde zu früh – der Vorraum, die Metallwand und diese gesamte Seite des Gebäudes falteten sich zweimal in sich selbst und verschwanden in einem schwarzen Rechteck.

Daeman, Hannah und die anderen waren auf die Steine des Tempelbergs zurückgewichen, und jetzt sahen sie zu, wie der blaue Strahl vom Himmel herabfiel; als er erlosch, wurde das Summen tiefer – auf schmerzhaft Weise. Daeman ertappte sich dabei, wie er die Augen schloss und die Hände zu Fäusten ballte. Er spürte, wie die ersterbenden Infraschallgeräusche durch seinen Unterleib und seine Testikel, seine Knochen und Zähne drangen. Dann verstummte das tiefe Geräusch.

Er nahm die Kapuze seines Kampfanzugs ab – Kopfhörer und Mikrofon blieben, wo sie waren – und sagte zu Hannah: »Verteidigungslinie hier. Ruf die Hornissen, sobald die erste Person herauskommt.«

Sie nickte und gesellte sich zu den anderen, die vom hohen Tempelberg nach außen schauten und feuerten.

Irgendwann während der Vorbereitungen für diese Nacht hatte jemand – vielleicht Ada – gescherzt, es wäre ein reines Gebot der Höflichkeit, dass Daeman und die anderen Angreifer

die Gesichter und Namen aller neuntausendeinhundertdreizehn Männer und Frauen auswendig lernten, die vor vierzehnhundert Jahren in diesem blauen Strahl gefangen worden waren. Alle lachten, aber Daeman wusste, dass es technisch möglich war; der kristallene Schrein im Taj Moira hatte Harman einen Großteil dieser Informationen gegeben.

Deshalb hatte Daeman im Verlauf der vergangenen fünf Monate seit ihrem Beschluss, wie und wann sie diese Aktion durchführen würden, tatsächlich auf diese gespeicherten Bilder und Namen zugegriffen. Er hatte nicht alle neuntausendeinhundertdreizehn auswendig gelernt – wie alle Überlebenden war er dazu viel zu beschäftigt gewesen –, aber er war nicht überrascht, als er den ersten Mann und die erste Frau erkannte, die aus der Tür des schwarzen, rechteckigen Neutrino-Tachyonenstrahl-Reassemblers getaumelt kamen.

»Petra«, sagte Daeman. »Pinchas. Willkommen daheim.« Er packte den schlanken Mann und die Frau, bevor sie hinfielen. Alle, die aus der schwarzen Tür kamen – immer zu zweit wie die Tiere aus Noahs Arche, fand Daeman Zeit zu bemerken –, wirkten eher benommen als bei klarem Verstand.

Die dunkelhaarige Frau namens Petra – eine Freundin von Savi, wie Daeman wusste – sah sich um, als stünde sie unter Drogen, und fragte: »Wie lange?«

»Zu lange«, sagte Daeman. »Hier entlang. Zu diesem Schiff dort, bitte.«

Die erste Hornisse war gelandet und brachte weitere dreißig Altmenschen, deren Aufgabe darin bestand, die langen Reihen der Heimkehrer zu begleiten und ihnen beim Einsteigen zu hel-

fen. Daeman sah zu, wie Stefe herbeikam und Petra und Pinchas über die alten Steine zur Rampe der Hornisse führte.

Daeman begrüßte alle, die die Rampe vom Strahl-Gebäude herabkamen. Viele von ihnen erkannte er auf Anhieb: Der dritte war der Mann namens Graf mit seiner Partnerin, die ebenfalls Hannah hieß, dann kam ein Freund von Savi namens Stephen, dann Abe, Kile, Sarah, Caleb, William... Daeman begrüßte sie alle mit Namen und begleitete sie die paar Schritte zu den anderen, die darauf warteten, ihnen in die Hornissen zu helfen.

Die Voynixe und *Calibani* griffen unablässig an. Die Menschen töteten sie unablässig. Bei den Proben hatten sie über eine Dreiviertelstunde gebraucht – an einem guten Abend –, um die neuntausendeinhundertdreizehn Menschen in Hornissen zu verladen, selbst wenn nur Sekunden zwischen dem Abflug einer beladenen Hornisse und der Ankunft der nächsten lagen, aber unter dem Druck der Angriffe schafften sie es an diesem Abend in dreiunddreißig Minuten.

»In Ordnung«, sagte Daeman auf allen Kanälen. »Wir räumen den Tempelberg.«

Die Teams mit den schweren Waffen luden ihre Ausrüstung in die letzten beiden Hornissen, die beim westlichen Rand des Tempelbergs schwebten. Dann waren diese Hornissen fort – sie folgten den vielen Dutzend anderen nach Westen –, und nun waren nur noch Daeman und seine ursprünglichen Trupps übrig.

»Drei- oder viertausend neue Voynixe kommen aus Richtung der Grabeskirche«, meldete Elian.

Daeman zog seine Kapuze über und biss sich auf die Lippe. Jetzt, wo die schweren Waffen nicht mehr da waren, würde es

schwerer sein, die Wesen zu töten. »In Ordnung«, sagte er auf dem Befehlskanal. »Hier ist Daeman. Faxt weg... jetzt sofort. Truppführer, erstattet Meldung, wenn eure Trupps fort sind.«

Greogi meldete, dass sein Trupp fort war, und faxte weg.

Edide machte Meldung und faxte von ihrer Stellung auf der Bab al-Hadid-Straße weg.

Boman meldete, dass sein Trupp die Stellung am Bab al-Ghawanima geräumt hatte, und dann war auch er fort.

Loes meldete sich aus der Nähe des Löwentors und verschwand.

Elle meldete sich vom Gartentor und war fort.

Kaman meldete, dass sein Trupp erfolgreich weggefaxt war – Kaman genoss dieses militärische Zeug zu sehr, fand Daeman –, und bat dann überflüssigerweise um Erlaubnis, nach Hause faxen zu dürfen.

»Schaff deinen Arsch hier raus«, funkte Daeman.

Oko meldete, dass ihr Trupp fort war, und folgte ihm.

Caul meldete sich von seinem Platz unterhalb der Al-Aksa-Moschee und verschwand.

Elian meldete sich – Trupp heimgefaxt – und faxte selbst fort.

Daeman rief seinen Trupp zusammen, einschließlich Hannah, und sah zu, wie sie einer nach dem anderen aus den zunehmenden Schatten des Platzes an der Westmauer verschwanden.

Er wusste, dass alle fort waren, dass das Strahl-Gebäude leer war, aber er musste nachsehen.

Mit dem Mittelfinger tippte er auf die Steuerung des Repeller-Tornisters in seiner Handfläche, stieg in die Höhe, umkreiste das leere Strahl-Gebäude, schaute durch den leeren Eingang in

die Leere dahinter, umkreiste den leeren Felsendom und den leeren Platz und flog dann niedrigere, größere Kreise, überprüfte alle Punkte in allen vier Vierteln der Altstadt, wo seine Trupps die Verteidigungslinie ohne einen einzigen Verlust gegen die Angriffe der Voynixe und *Calibani* gehalten hatten.

Er wusste, dass er verschwinden sollte – die Voynixe und *Calibani* strömten durch die alten, engen Straßen herbei wie Wasser in ein leckes Schiff –, aber er wusste auch, weshalb er noch blieb.

Der Stein, der auf ihn zugeflogen kam, riss ihm beinahe den Kopf ab. Das Radar des Kampfanzugs rettete ihn – es registrierte das geworfene Objekt, das im Halbdunkel der Dämmerung unsichtbar war, übernahm die Tornistersteuerung, ließ Daeman Hals über Kopf herabsausen und richtete ihn nur Meter über dem Pflaster des Tempelbergs auf.

Er landete, aktivierte seine Stoßpanzerung und hob sein Energiegewehr. Alle Sinne seines Anzugs und all seine menschlichen Sinne sagten ihm, dass die große, nicht ganz menschliche Gestalt, die im schwarzen Eingang des Felsendoms stand, kein bloßer *Calibani* war.

»Daemannnnnn«, stöhnte das Wesen.

Daeman ging mit erhobenem Gewehr näher heran, ignorierte den Feuerbefehl des Anzug-Zielsystems und bemühte sich, seine Atmung und seine Gedanken unter Kontrolle zu bringen.

»Daemannnnnn«, seufzte die übergroße amphibische Gestalt im Eingang. »Denkt, du willst Ihn dennoch täuschen. Und wenn nun dieser Caliban sich abmüht und ebenso leidet, möchtest du, dass ihm ein Leid geschieht?«

»Ich möchte, dass er *stirbt*«, rief Daeman. Er zitterte am ganzen Leib vor altem Zorn. Er hörte das Scharren und Kratzen Tausender Voynixe und *Calibani*, die unter dem Tempelberg dahinhuschten und dahinhasteten. »Komm heraus und kämpfe, Caliban.«

Der Schatten lachte. »Denkt, der Mensch hofft währenddessen, dass Schlechtes sich manchmal bessert, wie Warzen verschwinden und Wunden, mit Schleim behandelt, heilen, stimmt' sssssss?«

»Komm raus und kämpfe mit mir, Caliban.«

»Stellt sich vor: Wird er sein Gewehr weglegen und Seinen Diener in fairem Kampf treffen, Hand und Klaue gegen Hand und Klaue?«

Daeman zögerte. Er wusste, dass es keinen fairen Kampf geben würde. In zehn Sekunden würden tausend Voynixe und *Calibani* hier auf dem Tempelberg sein. Er konnte das Rascheln und Kratzen auf dem Platz an der Westmauer und auf den Stufen bereits hören. Er hob das Gewehr, schaltete die Zielvorrichtung auf Automatik und hörte den Ziel-bestätigt-Ton in seinen Kopfhörern.

»Denkt, Daemannnnnn wird nicht schießen, neeiin«, stöhnte Caliban in den Türschatten des Felsendoms. »Er liebt Caliban und seinen Herrn Setebos als Feinde zu sehr, um – Oh! Oh! – plötzlich einen Vorhang über ihre Welt zu ziehen, stimmt' sssss? Neeeiin? Daeman muss auf einen anderen Tag warten, um den Wind die Säule aus Staub schultern zu lassen, das bewegliche Haus des Todes zu treffen und...«

Daeman feuerte. Er feuerte erneut.

Vor ihm sprangen Voynixe auf die Mauern des Tempelbergs. Hinter ihm huschten *Calibani* die Stufen des Tempelbergs herauf. Es war jetzt dunkel in Jerusalem, selbst der Schein des blauen Strahls, der eintausendvierhundeinundzwanzig Jahre ununterbrochen geleuchtet hatte, war erloschen. Die Ungeheuer hatten die Stadt wieder in Besitz genommen.

Daeman brauchte nicht durch das Thermovisier der Waffe zu schauen, um zu wissen, dass er sein Ziel verfehlt hatte – dass Caliban fortgetobt war. Er würde dem Wesen an einem anderen Tag oder in einer anderen Nacht gegenübertreten müssen, in einer Situation, die für ihn weit weniger vorteilhaft war als die heutige.

Seltsamerweise war Daeman insgeheim, im tiefsten Innern, froh über diesen Gedanken.

Voynixe und *Calibani* sprangen über die alten Steine des Tempelbergs auf ihn zu.

Eine Sekunde, bevor ihre Klauen ihn erreichten, freifaxte Daeman heim nach Ardis.

91

Siebeneinhalb Monate nach Iliums Fall:

Alys und Ulysses – seine Freunde nannten ihn Sam – erzählten ihren Eltern, sie würden ins Lakeshore Drive-in fahren, um sich das Doppelprogramm anzusehen – *Wer die Nachtigall stört* und *James Bond jagt Dr. No*.

Es war Oktober, und das Lakeshore war das einzige noch geöffnete Autokino, weil es transportable Heizgeräte und Lautsprecher an den Standplätzen bot, und für gewöhnlich, oder zumindest in den vier Monaten, seit Sam seinen Führerschein gemacht hatte, war das Autokino für ihre Leidenschaft gut genug gewesen, aber in dieser Nacht, dieser ganz besonderen Nacht fuhren sie durch Felder voller erntereifem Mais zu einem abgeschiedenen Ort am Ende einer langen Straße.

»Was ist, wenn Mom und Dad wissen wollen, worum es in den Filmen ging?«, fragte Alys. Sie trug die übliche weiße Bluse, einen dunkelbraunen Pullover, der lose über ihren Schultern hing, einen dunklen Rock, Strümpfe und ziemlich konventionelle Schuhe für ein Autokino-Date. Ihr Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

»Du kennst doch das Buch *Wer die Nachtigall stört*. Sag ihnen einfach, dass Gregory Peck als Atticus Finch gut ist.«

»Ist er Atticus Finch?«

»Wer sollte er sonst sein?«, sagte Sam. »Der Farbige?«

»Was ist mit dem anderen Film?«

»Ein Spionagefilm über so einen Briten... James Bond, wie der Titel schon sagt. Der Präsident mag das Buch, auf dem der Film beruht. Erzähl deinem Dad, dass er spannend war, lauter Schießereien und so.«

Sam parkte den 1957er Chevy Bel Air seines Vaters am Ende der Straße, jenseits der Ruinen und mit Blick auf den See. Sie waren am Lakeshore Drive-in vorbei und um den etwas groß geratenen Teich herumgefahren, der den »See« für den Namen des Kinos lieferte. Weit jenseits des Wassers sah Sam das kleine weiße Rechteck der Leinwand des Autokinos, und dahinter den

Lichtschein der Lampen ihrer kleinen Stadt vor dem niedrigen Oktoberhimmel, und viel weiter dahinter den helleren Lichtschein der echten Stadt, zu der ihre Väter jeden Tag pendelten. Früher einmal, wahrscheinlich in der Zeit der Depression, hatte es eine Farm am Ende dieser Straße gegeben, aber jetzt war das Haus fort – nur überwucherte Fundamente waren noch übrig, und die Bäume, welche die Auffahrt säumten. Die Bäume verloren ihre Blätter. Es wurde kalt; Halloween rückte näher.

»Kannst du den Motor laufen lassen?«, fragte Alys.

»Klar.« Sam startete den Wagen erneut.

Sie begannen sich fast sofort zu küssen. Sam zog das Mädchen an sich, legte seine linke Hand an ihre rechte Brust, und binnen Sekunden waren ihre Münder warm und offen und feucht, ihre Zungen beschäftigt. Sie hatten dieses Vergnügen erst diesen Sommer entdeckt.

Er fummelte an den Knöpfen ihrer Bluse herum. Die Knöpfe waren zu klein, und sie gingen falsch herum auf. Sie ließ den losen Pullover fallen und half ihm beim schwierigsten Knopf, dem unter ihrem weichen, gebogenen Kragen. »Hast du heute die Fernsehansprache des Präsidenten gesehen?«

Sam wollte nicht über den Präsidenten sprechen. Sein Atem ging schnell. Er ließ die untersten Knöpfe zu, steckte die Hand in ihre offene Bluse und umfasste ihre Brust in dem ziemlich steifen kleinen Körbchen.

»Hast du?«, fragte Alys.

»Ja. Wir alle.«

»Glaubst du, es gibt Krieg?«

»Nee«, sagte Sam. Er küsste sie erneut, versuchte, ihre Aufmerksamkeit wieder auf die aktuelle Leidenschaft zu lenken, aber ihre Zunge hatte sich versteckt.

Als sie sich lange genug voneinander lösten, dass sie ihre Bluse aus ihrem Rock ziehen und hinter sich fallen lassen konnte – ihr Körper und BH hell im schwachen reflektierten Licht vom Himmel und im gelben Schein des Radios und der Anzeigen am Armaturenbrett –, sagte sie: »Mein Vater meint, es könnte Krieg bedeuten.«

»Es ist doch bloß eine lausige *Quarantäne*.« Sam hatte beide Arme um sie gelegt, seine Finger fummelten an den immer noch fremden Haken und Ösen ihres BHs herum. »Ist ja nicht so, als würden wir in Kuba *einmarschieren* oder so«, fügte er hinzu. Er bekam das verdammte Ding nicht auf.

Alys lächelte im weichen Licht, nahm die Hände auf den Rücken, und der BH löste sich auf wundersame Weise.

Sam begann, ihre Brüste zu streicheln und zu küssen. Es waren sehr junge Brüste – größer und fester als die kleinen, knospenden Brüste einer Heranwachsenden, aber noch nicht vollständig ausgeformt. Die Höfe waren so geschwollen wie die Nippel selbst; Sam bemerkte das im Licht der Radioskala, und dann senkte er sein erhitztes Gesicht, um sie wieder zu berühren und an ihnen zu saugen.

»Sachte, sachte!«, sagte Alys. »Nicht so grob. Du bist immer so grob.«

»Entschuldige.« Sam begann erneut, sie zu küssen. Diesmal waren ihre Lippen warm, ihre Zunge war da... und aktiv. Er spürte, wie seine Erregung wuchs, als er sie mit dem Rücken gegen die Beifahrertür des Bel Air drückte. Der Vordersitz war

breiter, tiefer und weicher als das große Sofa in ihrem Wohnzimmer daheim. Er musste sich unter dem riesigen Lenkrad herauswinden, und er musste vorsichtig sein – selbst hier am Ende von Millers Lane wollte er nicht versehentlich auf die Hupe drücken.

Er lag halb auf ihr, seine Erektion presste sich gegen ihr linkes Bein, seine Hände spielten eifrig an ihren Brüsten, seine Zunge suchte hektisch nach der ihren. Sams Erregung wurde so stark, dass er in dem Moment, als sie ihre langen Finger an seinen Schenkel unter dem Kordstoff legte, beinahe ejakuliert hätte.

»Aber was ist, wenn die Russen *doch* angreifen?«, flüsterte Alys, als er sein Gesicht einen Moment lang hob, um nach Luft zu schnappen. Es war viel zu heiß in dem verdammten Wagen. Er schaltete mit der linken Hand die Zündung aus.

»Lass das«, sagte er. Er wusste, was sie tat. Sie hatte eine Entscheidung über den weiteren Verlauf getroffen, und sie wollte, dass er darüber nachdachte, welche es sein mochte. Er wollte nur auskosten, was der kleine Sam dachte und fühlte.

»Autsch«, sagte Alys. Er hatte sie nach hinten gedrückt, so dass ihre Schultern an dem großen Türgriff lagen. Als er das Gesicht auf sie herabsenkte, um weiterzuknutschen, flüsterte sie: »Willst du auf den Rücksitz?«

Sam bekam kaum Luft. Dieser Satz war in den letzten Wochen ihr Signal dafür gewesen, dass es ernst wurde – dass es nicht nur wie schon mehrmals bis zum Strafraum ging, sondern ins Tor. Zweimal war es beinahe so weit gewesen, aber sie hatten es dann doch nicht ganz geschafft.

Alys ging auf ihrer Seite herum – sie zog sich prüde die Bluse an, knöpfte sie aber nicht wieder zu, wie er bemerkte –, und

Sam ging auf der Fahrerseite herum. Die Deckenlampe leuchtete auf, bis sie die hinteren Türen wieder geschlossen hatten. Sam kurbelte sein Fenster ein Stück herunter, damit er etwas Luft bekam – er schien immer noch Probleme zu haben, normal zu atmen –, aber auch, damit er hören konnte, wenn sich ein Wagen auf der Millers Lane näherte, falls Barney zufällig in seinem alten schwarz-weißen Streifenwagen hierher kam, der noch aus der Vorkriegszeit stammte.

Die beiden mussten noch mal ganz von vorn anfangen, aber kurze Zeit später hatte er sein Hemd offen, um ihre Brüste an seiner Brust zu spüren, und Alys lag lang ausgestreckt auf dem breiten Sitz, er halb auf ihr, halb herunterfallend, ihre Beine teilweise erhoben und seine merkwürdig abgeknickt, weil sie beide größer waren als der Rücksitz breit.

Er strich mit der rechten Hand ihr Bein hinauf, spürte, wie ihr warmer Atem an seiner Wange schneller ging, als er beim Küssen innehielt. Sie trug Strümpfe. Sam hatte noch nie etwas so Weiches berührt. Er fühlte eines der Bänder, mit denen die Nylonstrümpfe am...

»Also wirklich«, sagte Ulysses. Er lachte und sprach unwillkürlich durch den Jungen. »Das muss ein Anachronismus sein.«

Alys lächelte zu ihm herauf, und er sah die echte Frau durch die geweiteten Pupillen des Mädchens. »Ist es nicht«, flüsterte sie, gewährte ihm jetzt die volle Länge ihrer Zunge und ließ ihre Hand nach unten gleiten, rieb seine Erektion durch den leicht angefeuchteten Kordstoff. »Ehrlich«, sagte sie, während sie weiterrieb. »Was sie da trägt, nennt man Miederhöschen. Strumpfhosen waren noch nicht erfunden.«

»Sei still«, sagte Sam und schloss die Augen, während er sie küsste und seinen Unterkörper gegen ihre spielerische Hand presste. »Bitte sei still.«

Er bekam den Metallring nicht aus dem runden Schnappknopf des Strapses – so hieß das Ding, wie sie ihm später erklärte –, er rührte sich einfach nicht. Sam bewegte seine Hand immer wieder von der Stelle zwischen ihren Beinen – wo der Stoff feucht war, er war sicher, dass er durch den Stoff fühlen konnte, wie sie sich für ihn erwärmte – zu dem gottverdammten, vermaledeiten Strapsding zurück.

Alys kicherte. »Ich kann das ganze Ding ausziehen«, flüsterte sie.

Während sie es tat, merkte Sam, dass sie mehr Platz brauchten. Er öffnete die Hintertür auf der Fahrerseite – das Licht blendete ihn –

»Sam!«

Er langte nach oben und schaltete die Deckenlampe ab. Eine Minute lang bewegte sich keiner von ihnen, zwei Rehe, geblendet im Scheinwerferlicht, doch als der Wind in den spätherbstlichen Blättern sein Herzklopfen übertönte, beugte er sich wieder über sie.

Die Ablenkung hatte verhindert, dass er zu früh kam. Er schmeckte ihre Lippen, senkte das Gesicht auf ihre Brüste und leckte sie sanft. Sie zog seinen Kopf näher heran. Ihre Hand ging tiefer, löste geschickt seinen Gürtel, öffnete den obersten Knopf und zog den Reißverschluss so schnell herunter, dass ihm einen Moment lang die Luft wegblieb.

Er kam unversehrt und pulsierend heraus.

»Sam?«, flüsterte sie, als er sich über ihr in Position brachte. Ihre Strümpfe und die Unterhose lagen in einem Knäuel unter seinem Knie. Er keuchte beinahe, als er ihren Rock höher schob.

»Was ist?«

»Hast du... du weißt schon... was dabei?«

»Ach, scheiß drauf«, fauchte er durch die Jungenstimme, ohne auch nur so zu tun, als verhielte er sich rollengemäß.

Sie kicherte, aber ein Kuss mit offenem Mund ließ sie verstummen. Sein Herz drohte, durch seine Rippen zu brechen, als er das Gewicht verlagerte und sie die Beine für ihn öffnete. Er erhaschte einen Blick auf ihren dunklen Rock, der fast bis zu den bloßen Brüsten hochgerutscht war, ihre blassen Schenkel, dem eher senkrechten als dreieckigen dunklen Flaum zwischen ihren Schenkeln...

»Langsam«, flüsterte Alys, als sie nach unten langte und ihn fand. Sie umfasste geschickt sein Skrotum, fuhr mit den Fingern seinen Penis entlang, packte die Eichel mit den Fingerspitzen. »Langsam, Odysseus«, schnurrte sie.

»Ich bin... Noman«, flüsterte er zwischen keuchenden Atemzügen. Sie brachte ihn in Position. Das Vorsekret an der Spitze seines Penis befeuchtete ihre Schenkel, als sie ihn in den besten Winkel manövrierte. Er spürte die Wärme, die ihr entströmte.

Sie drückte ihn – fest genug, dass er keuchte, aber nicht so fest, dass sein sechzehnjähriges Ich kam. »Noman – kein Mann? Wie kannst du das sagen«, flüsterte sie in seinen Mund, »wenn *dies* hier das Gegenteil beweist?«

Alys legte den geschwellenen Kopf seines Penis an ihre weichen und straffen Schamlippen und hob ihre Hand dann an seine Wange. Sam fing den Geruch ihrer Erregung an ihren

Fingern auf, und allein das ließ ihn schon beinahe kommen. Er zögerte diese perfekte Sekunde, bevor er weitermachte.

Der Blitz flammte direkt vor dem Wagen auf, jenseits der Leinwand des Autokinos, und er war nicht heller als tausend Sonnen, er war heller als zehntausend Sonnen. Er verwandelte alles in der moschusartigen Dunkelheit in ein Fotonegativ – Tintenschwarz und reines Weiß. Es gab kein Geräusch, noch nicht.

»Das ist doch bestimmt ein Scherz«, sagte er, über Alys schwebend, als würde er Liegestützen machen. Nur die Spitze seiner Erektion berührte sie in diesem Moment.

»Die Stadt ist sechzig Kilometer entfernt«, flüsterte Alys, zog ihn herunter, versuchte, ihn in sich hineinzuziehen. »Wir haben viel Zeit, bis die Schockwelle hier ist. *Sehr* viel Zeit.« Sie ließ ihn ihre Lippen schmecken, legte ihre Hände fest an seinen Rücken und seinen Po und zog ihn näher heran.

Er erwog, sich zu wehren. Aber wozu? Dieser kleine Sam war so erregt, dass er wohl sowieso nicht mehr als zwei oder drei Stöße in die perfekte, jungfräuliche Fotze seiner Geliebten ertrug, bevor er explodierte. Die alles einäschernde Schockwelle und ihre jugendlichen Orgasmen würden wahrscheinlich zum selben Zeitpunkt kommen. Und genau so, erkannte er, hatte seine alterslose Geliebte es höchstwahrscheinlich auch geplant.

Das Licht schwand etwas, war aber immer noch hell, hell genug, um die dünne purpurne Lidschattenschicht der sechzehnjährigen Alys zu beleuchten, und dieser Anblick bewirkte, dass er sein Gesicht zu einem letzten heißen Kuss auf ihres herabsenkte, während er in sie hineinzustoßen begann.

Ein Jahr nach Iliums Fall:

Helena von Troja erwachte kurz nach Tagesanbruch mit einer Traum-Erinnerung an das Geheul von Luftschuttsirenen. Sie tastete über die Kissen ihres Bettes, aber ihr Liebhaber Hockenberry war fort – schon seit über einem Monat –, und es war nur die Erinnerung an seine Wärme, die sie jeden Morgen nach ihm suchen ließ. Sie hatte sich noch keinen neuen Liebhaber genommen, obwohl die Hälfte der verbliebenen Trojaner und Argeier hier im Neuen Ilium sie begehrten.

Sie ließ sich von ihren Sklavinnen, darunter auch Hypsipyle, baden und salben. Helena nahm sich Zeit. Diese Wohnungen in dem wiederaufgebauten Stadtteil in der Nähe des Säulenhauses beim eingestürzten skäischen Tor hielten keinem Vergleich zu ihrem früheren Palast stand, aber die Annehmlichkeiten des Lebens kehrten allmählich zurück. Sie benutzte das letzte kleine Stück ihrer rationierten parfümierten Seife im Bad. Heute war ein besonderer Tag. Der Gemeinsame Rat würde über die Expedition nach Delphi entscheiden. Sie ließ sich von den Sklavinnen in ihrem besten grünen Seidengewand und mit goldenen Halsketten für die morgendliche Ratsversammlung kleiden.

Es war immer noch seltsam, die Argeier, Achäer, Myrmidonen und anderen Invasoren im trojanischen Rathaus zu sehen. Sowohl der Athene-Tempel als auch der größere Apollo-Tempel waren an jenem Tag des Falls eingestürzt, aber die trojanischen und griechischen Maurer hatten auf den Trümmern des Athe-

ne-Tempels einen neuen Palast errichtet, gleich nördlich der Hauptstraße und nicht weit von der Stelle entfernt, wo Priamos' Palast mit seinen stolzen Veranden und Säulen gestanden hatte, bevor er von den Göttern in Schutt und Asche gelegt worden war.

Dieser neue Palast – sie hatten keinen anderen Namen für ihr zentrales Gemeindegebäude – roch immer noch nach frischem Holz, kaltem Stein und Farbe, aber an diesem Frühlingsanfangstag war er hell und sonnig. Helena schlüpfte hinein und nahm ihren Platz bei der Königsfamilie neben Andromache ein, die ihr ein kurzes Lächeln schenkte und ihre Aufmerksamkeit dann wieder auf ihren Gatten richtete.

In Hektors dunkelbraunem, lockigem Haar und Bart zeigten sich die ersten grauen Strähnen. Alle hatten es bemerkt. Helena wusste, dass die meisten Frauen ihn damit noch vornehmer fanden, falls so etwas überhaupt möglich war. Hektor hatte die Aufgabe, die Versammlung zu eröffnen, und das tat er nun; er begrüßte all die trojanischen Würdenträger und achäischen Gäste mit Namen.

Agamemnon war da; er benahm sich immer noch seltsam, bedachte jeden der Anwesenden hin und wieder mit diesem langen, unkonzentrierten Blick, der seine Miene nach dem Fall so viele Monate lang geprägt hatte, aber sein Verstand funktionierte mittlerweile wieder gut genug, dass man ihm in den Diskussionen des Gemeinsamen Rats Beachtung schenkte. Und seine Zelte waren immer noch voller Schätze.

Nestor war da, aber er hatte auf einen tragbaren Sessel von vier Sklaven zur Stadt geschleppt werden müssen – aus der Zeltstadt der Achäer, die nun ungeschützt am Strand stand.

Der kluge alte Nestor hatte nach den schrecklichen Kämpfen jenes letzten Tages am Strand die Herrschaft über seine Beine nicht wiedererlangt. Aus dem Achäerlager – sechzigtausend griechische Krieger lebten noch, genug, um eine Abstimmung zu verlangen – waren auch der kleine Ajax, Idomeneus, Polyxinos, Teukros und der anerkannte, wenn auch nicht öffentlich bestätigte Führer der Griechen – der gut aussehende Thrasy-medes, Nestors Sohn – gekommen. Zum griechischen Kontingent gehörten darüber hinaus mehrere Männer, die Helena nicht kannte, darunter ein hoch gewachsener, schlaksiger junger Bursche mit lockigen Haaren und Bart.

Als Thrasymedes von Hektor begrüßt und vorgestellt wurde, warf er einen kurzen Blick in Helenas Richtung, und Helena senkte sittsam den Blick, während sie sich gestattete, ein wenig zu erröten. Manche Gewohnheiten waren einfach nicht totzukriegen, nicht einmal hier auf einer anderen Welt und in einer anderen Zeit.

Schließlich stellte Hektor den Emissär aus Ardis vor – nicht Hockenberry, der noch nicht von seiner Reise nach Westen zurückgekehrt war, sondern einen hochgewachsenen, dünnen, schweigsamen Mann namens Boman. An diesem Vormittag waren keine Moravecs anwesend.

Nachdem er mit den Begrüßungen, unnötigen Vorstellungen und rituellen Einleitungsfloskeln fertig war, erläuterte Hektor die Gründe für diese Ratsversammlung und erklärte, welche Beschlüsse in dieser Sitzung gefasst werden mussten.

»Heute müssen wir also entscheiden, ob wir die Expedition nach Delphi durchführen wollen«, schloss der edle Hektor, »und wenn ja, wer an ihr teilnehmen und wer hier bleiben soll.

Außerdem müssen wir entscheiden, was wir tun sollen, wenn es möglich ist, den blauen Strahl dort abzuschalten und all diese vielen Angehörigen der Argeier zurückzuholen. Thrasymedes, deine Leute waren damit betraut, die Langschiffe zu bauen. Würdest du dem Rat berichten, wie weit diese Arbeit gediehen ist?«

Thrasymedes verneigte sich. Er hatte einen Fuß auf eine Stufe gestellt, und sein polierter Helm lag auf seinem Bein. Er sagte: »Wie ihr wisst, hat unser bester überlebender Schiffsbauer, Harmonides – wörtlich ›Sohn des Zimmerers‹ – die Leitung des Bauvorhabens inne. Ich gebe das Wort an ihn weiter.«

Harmonides, der junge Mann mit dem gelockten Bart, der Helena kurz zuvor aufgefallen war, trat nun ein paar Schritte vor und schaute dann rasch auf seine Füße hinab, als wünschte er, er hätte sich nicht so in den Mittelpunkt gestellt. Er sprach ein wenig stockend.

»Die... dreißig Langschiffe sind... fertig. Jedes kann... fünfzig Mann samt ihren Rüstungen und genug Proviant für... die Fahrt nach Delphi tragen. Wir sind auch kurz davor... die zwanzig anderen Schiffe... fertig zu stellen, wie es der... der Rat befohlen hat. Diese Schiffe sind... breiter als die Langschiffe und... und eignen sich perfekt für den Transport von Waren und Menschen, falls wir... solche Waren und Menschen finden.«

Harmonides trat rasch in die Gruppe der Argeier zurück.

»Sehr gute Arbeit, edler Harmonides«, lobte Hektor. »Wir danken dir, und der Rat dankt dir ebenfalls. Ich habe die Schiffe begutachtet, und sie sind sehr schön – wasserdicht, stabil, echte Präzisionsarbeit.«

»Und ich möchte den Trojanern danken, die wissen, wo man an den Hängen des Ida-Gebirges das beste Holz findet«, erklärte der errötende Harmonides, aber diesmal voller Stolz und ohne das geringste Stocken.

»Nun haben wir also die Schiffe für die Reise«, sagte Hektor. »Da die vermissten Familien auf dem Festland Achäer und Argeier sind, keine Trojaner, hat Thrasymedes sich freiwillig bereit erklärt, die Expedition nach Delphi anzuführen. Thrasymedes, würdest du uns deine Pläne für diese Reise erläutern?«

Der hochgewachsene Thrasymedes senkte das Bein und hielt seinen schweren Helm mühelos mit einer Hand, wie Helena bemerkte.

»Wir schlagen vor, nächste Woche aufzubrechen, wenn die Frühlingswinde unsere Reise begünstigen.« Thrasymedes' tiefe, kraftvolle Stimme trug bis in die hintersten Ecken des großen, mit Säulen versehenen Ratssaals. »Alle dreißig Schiffe und fünfzehnhundert ausgewählte Männer – trojanische Abenteurer sind immer noch eingeladen, wenn sie etwas von der Welt sehen wollen.«

Leises Gelächter ertönte. In dem Raum herrschte gute Laune.

»Wir segeln an der Küste entlang, vorbei am leeren Colonae«, fuhr Thrasymedes fort, »dann nach Lesbos und über dunkle Wasser nach Chios, wo wir jagen und frisches Wasser an Bord nehmen werden. Dann in west-südwestlicher Richtung übers Meer, vorbei an Andros, und in die Meerenge von Geraestus zwischen Carystos auf der Halbinsel und der Insel Keos. Hier trennen sich fünf unserer Schiffe von uns und segeln Richtung Nordwesten nach Athen; das letzte Stück Weges legen die Männer zu Fuß zurück. Sie werden dort nach menschlichem

Leben suchen, und wenn sie keines finden, marschieren sie zu Fuß nach Delphi, ihre Schiffe kehren um und fahren am saronischen Golf vorbei hinter uns her.

Die fünfundzwanzig Schiffe, die mir bleiben, fahren nach Südwesten, vorbei an Lakedämonien und um den ganzen Peloponnes herum, wobei sie der Meerenge zwischen Kythera und dem Festland trotzen, wenn es das Wetter erlaubt. Wenn wir an Backbord Zakynthos erblicken, nähern wir uns erneut dem Festland, dann geht es nach Ost-Nordost und wieder nach Osten tief in den Korinthischen Golf hinein. Kurz hinter dem ozolischen Lokris und bevor wir Böotien erreichen, laufen wir in einen Hafen ein, setzen unsere Boote auf den Strand und gehen zu Fuß nach Delphi, wo, wie die Moravecs und unsere Freunde aus Ardis uns versichern, der Blaustrahl-Tempel die lebendigen Überreste unserer Gattung enthält.«

Nun trat der Mann namens Boman ins Zentrum des freien Raums. Sein Griechisch hatte einen schrecklichen Akzent – sogar einen noch stärkeren als das des alten Hockenberry, dachte Helena –, und er klang genau wie der Barbar, als der er sich kleidete, aber er machte sich trotz syntaktischer Fehler verständlich, angesichts deren der Mentor eines Dreijährigen errötet wäre.

»Es ist eine gute Jahreszeit dafür«, sagte Boman, der hoch gewachsene Ardisier. »Das Problem ist: Wenn ihr die im blauen Strahl Gefangenen mit Hilfe unserer Prozeduren befreit habt, was macht ihr dann mit ihnen? Möglicherweise wurde die gesamte Bevölkerung der Ilium-Erde – bis zu sechs Millionen Menschen – darin kodiert, darunter Chinesen, Afrikaner, Indianer, Vorläufer der Azteken...«

»Verzeihung«, unterbrach ihn Thrasymedes. »Wir wissen nicht, was diese Worte bedeuten, Boman, Sohn von Ardis.«

Der hochgewachsene Mann kratzte sich an der Wange. »Wisst ihr, was ›sechs Millionen‹ bedeutet?«

Niemand wusste es. Helena fragte sich, ob dieser Ardisier wirklich seine fünf Sinne beisammen hatte.

»Stellt euch dreißig Iliums zu der Zeit vor, als die Bevölkerung der Stadt ihren Höchststand erreicht hatte«, sagte Boman. »So viele Menschen könnten aus dem Tempel des blauen Strahls kommen.«

Die meisten im Ratssaal lachten. Helena bemerkte, dass Hektor und Thrasymedes nicht dazugehörten.

»Deshalb werden wir dort sein, um euch zu helfen«, sagte Boman. »Wir glauben, dass ihr eure eigenen Leute – die Griechen – ohne große Probleme in ihre Heimat zurückbringen könnt. Die Häuser und Städte, Tempel und Tiere sind natürlich fort, aber es gibt dort viel Wild, sodass ihr in kürzester Zeit einen neuen Nutztierbestand heranzüchten könnt...«

Boman hielt inne, weil die meisten Anwesenden wieder lachten oder kicherten. Hektor gab dem Ardisier ein Zeichen, dass er fortfahren sollte, ohne seinen Fehler zu erklären. Der hochgewachsene Mann hatte ein Wort für »ficken« benutzt, das nur für Menschen galt, als er von der Aufzucht der Nutztiere gesprochen hatte. Helena war selbst belustigt.

»Jedenfalls werden wir dort sein, und die Moravecs werden den Heimtransport dieser... Fremden übernehmen.« Er benutzte das richtige Wort, »Barbaren«, obwohl er offensichtlich ein anderes gesucht hatte.

»Danke«, sagte Hektor. »Thrasymedes, wenn all eure vielen Völker dort sind – vom Peloponnes, von den vielen Inseln wie Odysseus' kleinem Ithaka, aus Attika, Böotien, Molossien, Chalkidike, Mykene, Thrakien und all den anderen Gebieten, die deine weit verstreuten Griechen als ihre Heimat bezeichnen –, was macht ihr dann? Ihr habt all diese Menschen an einem Ort, aber keine Städte, Ochsen, Häuser oder Herbergen.«

Thrasymedes nickte. »Unser Plan sieht vor, dass wir dann sofort fünf Schiffe zum Neuen Ilium zurückschicken, um euch von unserem Erfolg zu unterrichten, edler Hektor. Wir anderen werden bei denen bleiben, die aus dem blauen Strahl in Delphi befreit worden sind, die gefahrlose Rückkehr der Familien in ihre Heimatländer organisieren und einen Weg suchen, jedermann Nahrung und ein Obdach zu geben, bis die Ordnung wiederhergestellt ist.«

»Das könnte Jahre dauern«, sagte Deiphobos. Hektors Bruder war alles andere als begeistert von der Delphi-Expedition.

»Es könnte durchaus Jahre dauern«, stimmte ihm Thrasymedes zu. »Aber was können wir anderes tun, als den Versuch zu unternehmen, unsere Gattinnen, Mütter, Großväter, Kinder, Sklaven und Diener zu befreien? Es ist unsere Pflicht.«

»Der Ardisier könnte binnen einer Minute dorthin faxen und sie binnen zwei Minuten befreien«, kam die aufgebrachte Stimme von dem Sofa, auf dem er saß. Agamemnon.

Boman trat wieder vor. »Edler Hektor, König Agamemnon, Fürsten und Würdenträger dieses Rates, wir könnten es so machen, wie Agamemnon sagt. Und eines Tages werdet ihr ebenfalls faxen... nicht freifaxen wie wir... Ardisier, sondern mit Hilfe so genannter Faxknoten. Hier in der Nähe gibt es keinen,

aber in Griechenland werdet ihr den einen oder anderen entdecken. Aber ich schweife ab... ja, wir könnten nach Delphi faxen und die Griechen binnen Stunden und Tagen befreien, wenn nicht binnen Minuten, aber ihr werdet es verstehen, wenn ich sage, dass es nicht richtig wäre. Diese Menschen gehören zu *euch*. Ihre Zukunft ist *eure* Angelegenheit. Vor einigen Monaten haben wir gerade einmal neuntausend unserer eigenen Leute aus einem anderen blauen Strahl befreit, und obwohl wir für den Bevölkerungszuwachs dankbar waren, fiel es uns schwer, ohne große Vorausplanung selbst für so wenige zu sorgen. Auf dieser Welt schweifen zu viele Voynixe und *Calibani* herum, ganz zu schweigen von Dinosauriern, Terrorvögeln und anderen Kuriositäten, die ihr entdecken werdet, wenn ihr die sicheren Mauern des Neuen Ilium verlasst.

Wir und unsere Moravec-Verbündeten werden euch helfen, die nicht-griechische Bevölkerung fortzubringen, wenn es eine solche in diesem blauen Strahl gibt, aber die Zukunft der griechisch sprechenden Völker muss in euren Händen bleiben.«

Diese kurze Rede, obgleich barbarisch in ihrer Grammatik und Syntax, war eloquent genug, um dem hochgewachsenen Ardisier einen Beifallssturm einzutragen. Helena fiel in den Beifall ein. Sie wollte diesen Mann kennen lernen.

Hektor trat ins Zentrum des freien Bereichs, drehte sich einmal um die eigene Achse und schaute fast jedem Einzelnen in die Augen. »Wir werden jetzt abstimmen. Die einfache Mehrheit genügt. Wer dafür ist, dass Thrasymedes und seine Freiwilligen beim nächsten günstigen Wind nach Delphi aufbrechen, hebt seine Faust. Wer gegen die Expedition ist, streckt die Hand nach unten.«

Die Versammlung des Gemeinsamen Rates bestand aus etwas über hundert Personen. Helena zählte dreiundsiebzig erhobene Fäuste – einschließlich ihrer eigenen – und nur zwölf gesenkte Hände, darunter die von Deiphobos und – aus irgendeinem Grund – von Andromache.

Im Ratssaal wurde das Ergebnis der Abstimmung gefeiert, und als die Ausrufer es den Zehntausenden auf dem zentralen Platz und dem Marktplatz draußen verkündeten, hallten die Jubelrufe von den neuen, niedrigen Mauern des Neuen Ilium wider.

Draußen auf der Terrasse kam Hektor zu ihr. Nach ein paar Worten zur Begrüßung und einigen Bemerkungen über den gekühlten Wein sagte er: »Ich wäre so gern dabei, Helena. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass diese Expedition ohne mich aufbricht.«

Aha, dachte Helena, *das ist der Grund für Andromaches Nein-Stimme*. Laut sagte sie: »Du kannst unmöglich mitfahren, edler Hektor. Die Stadt braucht dich.«

»Pah«, machte Hektor, trank den letzten Schluck Wein und knallte den Pokal auf einen noch nicht eingesetzten Baustein. »Die Stadt ist nicht bedroht. Seit zwölf Monaten haben wir keine anderen Menschen gesehen. Wir haben diese Zeit damit verbracht, unsere Mauern wieder zu errichten – in bescheidenem Ausmaß –, aber wir hätten uns die Mühe sparen können. Da draußen *gibt* es keine anderen Menschen. Jedenfalls nicht in dieser Region der weiten Erde.«

»Umso mehr ein Grund, dass du hier bleibst und über dein Volk wachst«, sagte Helena mit einem leisen Lächeln. »Dass du

uns vor diesen Dinosauriern und Terrorvögeln schützt, von denen unser hochgewachsener Ardisier uns erzählt.«

Hektor bemerkte den Schalk in ihren Augen und lächelte zurück. Helena wusste, dass zwischen ihr und Hektor schon immer eine solch seltsame Verbindung bestanden hatte – sie neckten sich, sie flirteten miteinander, aber manchmal war es auch etwas Tieferes als bei einem vermählten Paar. Er sagte: »Meinst du nicht, dass dein künftiger Gemahl imstande sein wird, unsere Stadt vor allen Gefahren zu beschützen, edle Helena?«

Sie lächelte erneut. »Ich schätze deinen Bruder Deiphobos mehr als die meisten anderen Männer, mein lieber Hektor, aber ich habe seinen Heiratsantrag nicht angenommen.«

»Priamos hätte es gewünscht«, sagte Hektor. »Und Paris hätte sich über diesen Gedanken gefreut.«

Paris hätte bei diesem Gedanken gekotzt, dachte Helena. »Ja, dein Bruder Paris wäre glücklich, wenn er erführe, dass ich Deiphobos geheiratet habe... oder irgendeinen anderen edlen Bruder aus Priamos' Geschlecht.« Sie lächelte wieder zu Hektor hinauf und freute sich über sein Unbehagen.

Er beugte sich näher zu ihr. »Würdest du ein Geheimnis bewahren, wenn ich es dir erzähle?«, fragte er beinahe im Flüsterton.

»Natürlich«, antwortete sie ebenso leise und dachte: *wenn es in meinem Interesse ist*.

»Ich habe vor, mit Thrasymedes und seiner Expedition mitzufahren, wenn sie aufbricht«, sagte Hektor leise. »Wer weiß, ob einer von uns jemals zurückkehren wird? Du wirst mir fehlen, Helena.« Unbeholfen berührte er ihre Schulter.

Helena von Troja legte ihre glatte Hand auf seine raue Hand, drückte sie zwischen ihrer weißen Schulter und ihrer weichen Handfläche. Sie schaute ihm tief in die grauen Augen. »Wenn du auf diese Expedition gehst, edler Hektor, wirst du mir fast ebenso fehlen wie deiner liebeizenden Andromache.«

Aber nicht ganz so sehr wie Andromache, dachte Helena, weil ich bei dieser Reise als blinder Passagier dabei sein werde, und wenn es mich den letzten Diamanten und die letzte Perle meines beträchtlichen Vermögens kostet.

Sich an den Händen haltend, gingen sie zur Brüstung der langen Steinveranda des Ratspalastes. Die Menge auf dem Marktplatz unten war vor Freude ganz aus dem Häuschen.

Die betrunkenen Griechen und Trojaner, die wie Brüder und Schwestern durcheinander wuselten, hatten ein großes Holzpferd in die Mitte des Platzes gezogen, genau dorthin, wo jahrhundertlang der alte Brunnen gestanden hatte. Das Artefakt war so groß, dass es nicht durch das skäische Tor gepasst hätte, wenn dieses noch existiert hätte. Das niedrigere, breitere Tor ohne Türsturz, hastig in der Nähe der Stelle errichtet, wo die Eiche gestanden hatte, war weit aufgeschwungen und hatte die Holzplastik ohne weiteres passieren lassen.

Irgendein Witzbold in der Menge war auf die Idee gekommen, dass dieses Pferd das Symbol für Iliums Fall sein sollte, und heute, am Jahrestag dieses Falls, wollten sie das Ding verbrennen. Die Stimmung war ausgelassen.

Helena und Hektor sahen zu. Ihre Hände berührten sich immer noch leicht – obwohl sie schwiegen, fand durchaus eine Kommunikation zwischen ihnen statt –, während die Menge das riesige Pferd in Brand steckte. Das Ding bestand größten-

teils aus getrocknetem Treibholz, und es ging binnen Sekunden in Flammen auf und trieb die Menge zurück, sodass die Ordnungshüter mit ihren Schilden und Speeren angelaufen kamen und die Fürsten und Fürstinnen auf der langen Veranda und den Balkonen missbilligend murmelten.

Helena und Hektor lachten laut.

93

Sieben Jahre und fünf Monate nach Iliums Fall:

Moira quantenteleportierte auf die offene Wiese. Es war ein schöner Sommertag. Schmetterlinge flatterten im Schatten des Waldes, der die Wiese umgab, und Bienen summten über dem Klee.

Ein schwarzer Gürtelsoldat-Moravec näherte sich ihr vorsichtig, sprach sie höflich an und führte sie den Hügel hinauf, dorthin, wo ein kleines, offenes Zelt – eigentlich eher ein bunter Segeltuchpavillon mit vier Pfosten – sanft in der Brise aus Süden flatterte. Im Schatten des Segeltuchs standen Tische, und ein halbes Dutzend Moravecs und Menschen beugten sich über sie und studierten oder säuberten die zahllosen Scherben und Artefakte, die dort lagen.

Die kleinste Gestalt am Tisch – sie hatte ihren eigenen hohen Schemel – drehte sich um, sah sie, sprang herab und kam heraus, um sie zu begrüßen.

»Moira, was für eine Freude«, sagte Mahnmut. »Bitte komm doch aus der Mittagssonne herein und trink etwas Kaltes.«

Sie ging mit dem kleinen Moravec in den Schatten. »Euer Sergeant sagt, du hättest mich erwartet«, bemerkte sie.

»Ja, seit unserem Gespräch vor zwei Jahren.« Mahnmut ging zum Tisch mit den Erfrischungen hinüber und kam mit einem Glas kalter Limonade zurück. Die anderen Moravecs und Menschen dort sahen sie neugierig an, aber Mahnmut stellte sie nicht vor. Noch nicht.

Moira nippte anmutig an der Limonade, bemerkte das Eis, das sie von Ardis oder einer anderen Gemeinschaft jeden Tag herqten oder herfaxen mussten, und schaute nach unten und über die Wiese. Dieses Stück Land erstreckte sich anderthalb bis zwei hügelige Kilometer weit zum Fluss, zwischen dem Wald im Norden und dem rauen Land im Süden.

»Braucht ihr die Moravec-Soldaten, um Neugierige fern zu halten?«, fragte sie.

»Eher, um uns hin und wieder einen Terrorvogel oder einen jungen T-Rex vom Leib zu halten«, sagte Mahnmut. »Was in aller Welt haben sich die Nachmenschen bloß dabei gedacht, wie Orphu gern sagt.«

»Siehst du Orphu noch häufig?«

»Jeden Tag«, sagte Mahnmut. »Wir sehen uns heute Abend in Ardis bei der Aufführung. Kommst du auch?«

»Vielleicht. Woher weißt du, dass ich eingeladen bin?«

»Du bist nicht die Einzige, die hin und wieder mit Ariel spricht, meine Liebe. Noch etwas Limonade?«

»Nein, danke.« Moira schaute wieder auf die langgestreckte Wiese hinaus. Auf mehr als der Hälfte der Fläche waren die obersten Erdschichten entfernt worden – nicht planlos, wie von

einer Erdbewegungsmaschine, sondern sorgfältig, liebevoll, obsessiv –, die Grasnarbe war aufgerollt worden, Schnüre und winzige Pflöcke markierten jeden Einschnitt, überall kleine Zeichen und Nummern, Gräben von ein paar Zentimetern bis zu mehreren Metern Tiefe. »Du glaubst also, du hättest es endlich gefunden, Freund Mahnmutter?«

Der kleine Moravec zuckte die Achseln. »Es ist erstaunlich schwierig, in den Aufzeichnungen die genauen Koordinaten dieser kleinen Stadt zu finden. Es ist fast so, als hätte irgendeine... Macht alle Hinweise, GPS-Koordinaten, Straßenschilder und historischen Daten getilgt. Als wollte irgendeine... Kraft nicht, dass wir Stratford-on-Avon finden.«

Moira sah ihn mit ihren klaren graublauen Augen an. »Und weshalb sollte diese Macht... oder Kraft... nicht wollen, dass du findest, wonach du suchst, lieber Mahnmutter?«

Er hob erneut die Schultern. »Es wäre nur eine Vermutung, aber ich würde sagen, weil sie – diese hypothetische Macht oder Kraft – nichts dagegen hat, dass Menschen wieder frei und fröhlich auf dem Planeten herumlaufen und Nachkommen zeugen, aber alles andere als begeistert über die Rückkehr einer gewissen menschlichen *Schöpferkraft* wäre.«

Moira schwieg.

»Hier«, sagte Mahnmutter und zog sie mit geradezu kindlicher Begeisterung zu einem Tisch in der Nähe, »schau dir das an. Einer unserer Freiwilligen hat das gestern im Grabungsareal Drei-null-neun gefunden.«

Er hielt eine zerbrochene Steinplatte in die Höhe. Auf dem schmutzigen Stein waren seltsame Kratzer.

»Ich kann das nicht richtig erkennen«, sagte Moira.

»Das ging uns anfangs genauso. Hockenberry musste uns helfen, damit wir erkannten, was wir da vor uns hatten. Siehst du, wie diese Zeichen hier IUM formen, und hier unten US und AER und hier ET?«

»Wenn du meinst«, sagte Moira.

»Es ist so. Wir wissen jetzt, was das ist. Es ist ein Teil einer Inschrift unter einer Büste – einer Büste von *ihm* –, die unseren Aufzeichnungen zufolge einmal gelautet hat: ›JUDICO PYLIUM, GENIO SOCRATEM, ARTE MARONEM: TERRA TEGIT, POPULUS MAERET, OLYMPUS HABET.‹«

»Ich fürchte, mein Latein ist ein bisschen eingerostet«, sagte Moira.

»Wie bei vielen von uns«, erwiderte Mahnmut. »Übersetzt heißt es: ›DEN, DER AN URTEILSKRAFT EIN NESTOR, AN BEGABUNG EIN SOKRATES, AN KUNST EIN VERGIL, BEDECKT DIE ERDE, BETRAUERT DIE MENGE, BEHEIMATET DER OLYMP.‹«

»Der Olymp«, wiederholte Moira, wie in Gedanken versunken.

»Es war ein Teil einer Inschrift unter einer Büste, die die Stadtbewohner von ihm angefertigt hatten. Sie war im Chor der Trinity Church in Stein gemeißelt worden, nachdem er dort beigesetzt worden war. Möchtest du auch den Rest der Inschrift hören, Moira?«

»Natürlich.«

»WANDRER, VERWEIL, WARUM GEHST DU SO RASCH NUR VORBEI?

*LIES, WENN DU KANNST, WEN DER NEIDISCHE TOD
AN DIESE STÄTTE GEBRACHT: SHAKESPEARE, MIT DEM
GEIST
UND WITZ STARBEN, DESSEN NAME SEIN DENKMAL
MEHR ZIERT
ALS KOSTBARSTER SCHMUCK: DENN ALLES, WAS ER
VERFASST UND GESCHAFFEN,
WIRD DIE LEBENDEN DICHTER ZU SEINEN NACHAH-
MERN MACHEN.«*

»Sehr hübsch«, sagte Moira. »Und recht hilfreich für deine Suche, könnte ich mir denken.«

Mahnmut ignorierte den Sarkasmus. »Sie ist auf seinen Todestag datiert, den 23. April 1616.«

»Aber das eigentliche Grab habt ihr nicht gefunden.«

»Noch nicht«, gestand Mahnmut.

»Gab es da nicht auch einen Grabstein oder eine Inschrift?«, fragte sie unschuldig.

Mahnmut musterte einen Moment lang ihr Gesicht. »Ja«, sagte er schließlich. »In den eigentlichen Grabstein über seinen Gebeinen war etwas eingemeißelt.«

»Stand da nicht so was wie... äh... ›Haltet euch fern, Moravecs. Geht nach Hause?‹«

»Nicht ganz. Auf dem Grabstein stand angeblich zu lesen:

*MEIN FREUND, UM JESUS WILLEN LASS RUH
DEM STAUBE HIER IN DIESER TRUH.
WOHL DEM, DER SCHONET DIESEN STEIN*

FLUCH DEM, DER RÜHRT AN MEIN GEBEIN.«

»Macht dir dieser Fluch nicht ein wenig Sorgen?«, fragte Moira.

»Nein«, sagte Mahnmut. »Du verwechselst mich mit Orphu von Io. Er ist derjenige, der sich all diese Flachfilm-Horrorstreifen von Universal aus dem zwanzigsten Jahrhundert angesehen hat... du weißt schon, *Der Fluch der Mumie* und solche Sachen.«

»Trotzdem...«

»Willst du uns daran hindern, ihn zu finden, Moira?«, fragte Mahnmut.

»Mein lieber Mahnmut, du solltest inzwischen wissen, dass wir euch, den Altmenschen, unseren neuen Gästen aus Griechenland und Asien... euch allen keine Steine in den Weg legen wollen. Haben wir es bisher getan?«

Mahnmut schwieg.

Moira berührte seine Schulter. »Aber was dieses... Projekt betrifft: Kommst du dir nicht manchmal vor, als würdest du Gott spielen? Nur ein kleines bisschen?«

»Hast du Hockenberry schon kennen gelernt?«, fragte Mahnmut.

»Ja, natürlich. Ich habe erst letzte Woche mit ihm gesprochen.«

»Komisch, das hat er gar nicht erwähnt«, sagte Mahnmut. »Thomas beteiligt sich freiwillig mindestens ein oder zwei Tage pro Woche an dieser Ausgrabung. Nein, aber was ich sagen wollte: Die Nachmenschen und die olympischen Götter haben ganz bestimmt ›Gott gespielt‹, als sie Hockenberrys Körper,

Persönlichkeit und Erinnerungen aus Knochenstücken, alten Dateien und DNA wiedererschaffen haben. Aber es hat funktioniert. Er ist ein netter Mensch.«

»Den Eindruck habe ich auch«, sagte Moira. »Und wie ich höre, schreibt er ein Buch.«

»Ja«, sagte Mahnmut. Der Moravec schien den Faden verloren zu haben.

»Also, nochmals viel Glück«, sagte Moira und streckte ihm die Hand hin. »Und richte Hauptintegrator Asteague/Che meine besten Grüße aus, wenn du ihn das nächste Mal siehst. Sag ihm bitte, dass ich den Tee, den wir im Taj getrunken haben, sehr genossen habe.« Sie schüttelte dem kleinen Moravec die Hand und machte sich auf den Weg zum Waldrand im Norden.

»Moira«, rief Mahnmut.

Sie blieb stehen und schaute zurück.

»Hast du gesagt, dass du zu der Theateraufführung heute Abend kommst?«, rief Mahnmut.

»Ja, ich glaube schon.«

»Sehen wir uns dort?«

»Da bin ich nicht sicher«, sagte die junge Frau. »Aber *ich* sehe *dich* dort.« Sie ging weiter auf den Wald zu.

nen. Oder vielmehr, die Freunde, die mich vielleicht einmal so genannt haben – Hockenbush, ein Spitzname aus meiner Studentenzeit am Wabash College –, sind längst zu Staub zerfallen auf dieser Welt, auf der so vieles zu Staub zerfallen ist.

Auf jener ersten guten Erde habe ich über fünfzig Jahre gelebt, und in diesem zweiten Leben bin ich bisher schon mit etwas mehr als achtzehn ausgefüllten Jahren beschenkt worden – in Ilium, auf dem Olympos, der sich, wie ich erst in meinen letzten Tagen dort erfuhr, auf dem Mars befand, und jetzt wieder hier. Daheim. Auf der wunderschönen Erde.

Ich habe viel zu erzählen. Leider habe ich jedoch alle Aufzeichnungen verloren, die ich im Verlauf der letzten zwölf Jahre als Scholiker wie auch als Philologe angefertigt habe: die für meine Muse bestimmten Stimmsteine mit meinen täglichen Beobachtungen des trojanischen Krieges, meine eigenen hingekritzelten Notizen, selbst den Moravec-Recorder, mit dessen Hilfe ich die letzten Tage von Zeus und dem Olymp geschildert habe. Ich habe sie alle verloren.

Aber das macht nichts. Ich erinnere mich an alles. An jedes Gesicht. Jeden Mann und jede Frau. Jeden Namen.

Für Kenner gehört es zu den wundervollen Dingen an Homers *Ilias*, dass niemand in seinem Epos namenlos stirbt. Sie sind alle mit fliegenden Fahnen gefallen, diese Helden, diese brutalen Helden, und bei ihrem Sturz erbebt die Erde, denn sie gingen nicht nur mit all ihren Waffen und ihrer Rüstung zu Boden, sondern nahmen auch noch ihre Habseligkeiten, ihr Vieh, ihre Frauen und Sklaven mit. Und ihre Namen. Niemand starb namenlos oder ohne Gewicht in Homers *Ilias*.

Wenn ich meine Geschichte erzählen würde, würde ich es genauso machen.

Aber wo soll ich beginnen?

Wenn ich in dieser Geschichte schon freiwillig oder unfreiwillig als Chor fungieren soll, dann kann ich beginnen, wo ich will. Und ich will hier beginnen, indem ich Ihnen erzähle, wo ich lebe.

Ich habe meine Monate mit Helena im Neuen Ilium genossen, während diese Stadt sich selbst wieder aufbaute. Die Griechen halfen dabei, nachdem sie mit Hektor vereinbart hatten, dass die Trojaner ihnen im Gegenzug beim Bau ihrer Langschiffe helfen würden, sobald die Stadtmauern wieder standen. Sobald die Stadt wieder lebte.

Sie war nie gestorben. Ilium – Troja – war seine Bevölkerung, müssen Sie wissen... Hektor, Helena, Andromache, Priamos, Cassandra, Deiphobos, Paris... zum Teufel, sogar diese ekelhafte Hypsipyle. Manche von ihnen sind gestorben, aber einige haben überlebt. Die Stadt lebte, so lange sie lebten. Vergil hatte das begriffen.

Also kann ich nicht Ihr Homer sein, ich kann nicht einmal Vergil sein, dessen Geschichte mit Trojas Fall beginnt... es ist nicht genug Zeit verstrichen, als dass daraus schon eine richtige Geschichte hätte werden können, obwohl ich höre, dass sich das vielleicht ändert. Ich werde beobachten und zuhören, solange ich lebe.

Aber ich lebe jetzt hier. In Ardis Town.

Nicht in Ardis. Auf der weitläufigen Rasenfläche auf der Hügelkuppe zwei Kilometer vom alten Fax-Pavillon entfernt ist ein

großes Haus wiedererstanden, ganz in der Nähe der Stelle, wo früher einmal Ardis Hall gestanden hat, und Ada lebt noch dort mit ihrer Familie, aber dieser Ort heißt nun Ardis Town, nicht mehr Ardis.

Der letzten, erst fünf Monate zurückliegenden Steuerzählung zufolge haben wir jetzt etwas mehr als achtundzwanzigtausend Einwohner hier in Ardis Town. Oben auf dem Hügel, bei Adas neuem Heim – Ardis House – gibt es eine verstreute Gemeinschaft, aber der größte Teil der Stadt breitet sich hier unten an der neuen Straße aus, die vom Fax-Pavillon zum Fluss und an diesem entlangführt. Hier sind die Mühlen und der eigentliche Marktplatz, die stinkenden Bauten der Gerber, die Druckerpresse und die Zeitung, zu viele Kneipen und Bordelle, zwei Synagogen und eine Kirche, die man am besten als Erste Kirche des Chaos beschreiben könnte, ein paar gute Restaurants, die Viehhöfe – in denen es fast so stinkt wie in der Gerberei –, sowie eine Bibliothek (bei deren Aufbau ich mitgeholfen habe) und eine Schule, obwohl die meisten Kinder immer noch in Ardis House oder dessen Umgebung leben. Die Schüler in unserem Ardis Town sind zumeist Erwachsene, die lesen und schreiben lernen.

Ungefähr die Hälfte unserer Einwohner sind Griechen. Die andere Hälfte sind Juden. Sie kommen in der Regel ganz gut miteinander zurecht. Meistens.

Die Juden haben den Vorteil, dass sie mit sämtlichen Funktionen ausgestattet sind; das heißt, sie können freifaxen, wohin und wann sie wollen. (Ich kann das auch... nicht faxen, sondern qten. Es liegt in meinen Zellen und meiner DNA, wissen Sie, darin eingeschrieben von meinem wie auch immer gearte-

ten Schöpfer. Aber ich qte nicht mehr so oft. Ich ziehe langsamere Formen des Transports vor.)

Allerdings helfe ich Mahnmüt mindestens einmal pro Woche bei seinem Shakespeare-Suchprojekt, wenn ich kann. Davon haben Sie ja bereits gehört. Ich glaube nicht, dass er seinen Will jemals finden wird. Und er glaubt es vermutlich auch nicht. Es ist eine Art Hobby für ihn und Orphu von Io geworden, und ich helfe ihnen mit derselben Einstellung: Und wenn schon. Keiner von uns – wohl nicht einmal Mahnmüt – glaubt, dass Prospero, Moira, Ariel, irgendjemand von denen da oben – nicht einmal dieses Ruhige, von dem wir so viel hören – unserem kleinen Moravec erlauben wird, William Shakespeares Knochen und DNA zu finden und zu rekombinieren. Ich kann's ihnen nicht verdenken, dass sie sich bedroht fühlen.

Heute Abend wird in Ardis das Stück aufgeführt. Davon haben Sie ebenfalls schon gehört. Viele von uns in Ardis Town werden hingehen, obwohl ich gestehe, dass der Hügel steil ist, die Straße und die Treppen staubig sind, also werde ich vielleicht für ein paar Cent in einer der Dampfkutschen hinauffahren, die Hannahs Firma betreibt. Ich wünschte nur, die verdammten Dinger wären nicht so laut.

Wo wir gerade davon sprechen, jemanden zu finden oder nicht: Ich glaube, ich habe Ihnen noch gar nicht erzählt, wie ich meinen alten Freund Keith Nightenhelser gefunden habe.

Als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, war er bei einem prähistorischen Indianerstamm in der Wildnis gewesen, dort, wo später einmal Indiana sein würde – so ungefähr in dreitausend Jahren. Es war ein höllischer Ort für ihn, und ich fühlte mich schuldig, weil ich ihn dorthin gebracht hatte. Ich wollte

ihn während des Krieges zwischen den Helden und den Göttern in Sicherheit wissen, aber als ich zurückkam, um nach dem alten Nightenhelser zu schauen, waren die Indianer weg, und er auch.

Und Patroklos – ein stinksaurer Patroklos – streifte dort auch irgendwo herum, und ich vermutete, dass Nightenhelser nicht überlebt hatte.

Aber vor dreieinhalb Monaten freifaxte ich nach Delphi, als Thrasymedes, Hektor und ihr Abenteuerertrupp den blauen Strahl in Delphi abschalteten, und siehe da, nachdem rund acht Stunden lang benommene Menschen aus diesem kleinen Gebäude gekommen waren – es erinnerte mich an den alten Zirkustrick, bei dem ein winziger Wagen vorfährt und fünfzig Clowns aussteigen –, ungefähr nach acht Stunden also, in denen Menschen, vor allem Griechen, aus diesem Gebäude geströmt waren, kommt mein Freund Nightenhelser heraus. (Wir haben uns immer mit Nachnamen angedeutet.)

Nightenhelser und ich haben diesen Laden gekauft, in dem ich jetzt sitze und dies schreibe. Wir sind Partner. (Zur gefälligen Beachtung: Ich meine Geschäftspartner – und gute Freunde –, aber nicht *Partner* in der seltsamen Bedeutung dieses Wortes im einundzwanzigsten Jahrhundert, wenn es um zwei Männer ging. Ich meine, ich habe Helena von Troja nicht gegen Nightenhelser aus Ardis Town eingetauscht. Ich habe Probleme, aber nicht auf diesem speziellen Sektor der Konfusion.)

Was Helena wohl von unserem Wirtshaus halten würde? Es heißt Dombey & Son – der Name war Nightenhelsers Vorschlag, viel zu niedlich für meinen Geschmack –, und die Geschäfte laufen hervorragend. Es ist ziemlich sauber im Ver-

gleich zu den anderen Läden, die sich am Flussufer hier aufreihen wie Dachziegel, die über dem Rand eines alten Daches hervorstehen. Unsere Bardamen sind Bardamen und keine Huren (jedenfalls nicht hier oder in unserer Zeit oder in unserem Wirtshaus). Das Bier ist das beste, das es für Geld zu kaufen gibt – Hannah, Ardis' erste Millionärin der neuen Zeit, wie ich höre, besitzt noch eine weitere Firma, die das Bier braut. Offenbar hat sie das Brauen gelernt, als sie Bildhauerei und Metallguss studiert hat. Fragen Sie mich nicht, wieso.

Verstehen Sie jetzt, weshalb ich zögere, diese epische Geschichte zu erzählen? Ich verliere einfach immer wieder den Faden und schweife ab.

Vielleicht hole ich Helena irgendwann einmal hierher und frage sie, wie sie den Laden findet.

Aber wie man munkelt, hat Helena sich die Haare abgeschnitten, ist in die Kleidung eines Jungen geschlüpft und zusammen mit Hektor und Thrasymedes zu dem Delphi-Abenteuer aufgebrochen, und die beiden laufen ihr nun nach wie Hündchen einem Knochen. (Ein weiterer Grund, weshalb ich zögere, mit dieser epischen Geschichte zu beginnen: In Metaphern und Vergleichen war ich immer grottenschlecht. Wie Nightenhelser mal gesagt hat: Ich bin tropisch herausgefordert. Na, egal.)

Zum Teufel mit dem Gemunkel. Ich *weiß*, dass Helena bei der Delphi-Expedition ist. Ich habe sie dort gesehen. Sie sieht gut aus mit ihren kurzen Haaren und der gebräunten Haut. Richtig gut. Nicht wie meine Helena, aber gesund und sehr schön.

Ich könnte euch noch mehr über meinen Laden und über Ardis Town erzählen – wie Politik aussieht, wenn sie noch in den Kinderschuhen steckt (sie ist zu ebenso wenig zu gebrauchen

wie ein Kleinkind, und sie stinkt auch genauso), oder wie die Menschen hier sind, Griechen und Juden, mit Funktionen und ohne, Religiöse und Zyniker... aber das gehört nicht zu dieser Geschichte.

Außerdem bin ich nicht der wahre Erzähler, wie ich später an diesem Abend feststellen werde. Ich bin nicht der auserwählte Barde. Ich weiß, das ergibt keinen Sinn für Sie, aber warten Sie nur ein Weilchen, dann werden Sie sehen, was ich meine.

Diese letzten achtzehn Jahre waren nicht leicht für mich, vor allem nicht die ersten elf. Ich fühle mich emotional so zernarbt und zerfurcht wie die Schale des alten Orphu von Io. (Er lebt meistens oben auf dem Hügel bei Ardis. Sie werden ihn ein wenig später auch noch sehen. Er geht heute Abend zu der Aufführung, aber nachmittags hat er immer eine Verabredung mit den Kindern. Das war ein sanfter Wink für mich, dass auch all meine Jahre als Philologe und Scholiker mich nicht dazu prädestiniert haben, diese spezielle Geschichte zu erzählen, wenn es an der Zeit dazu ist.)

Ja, diese letzten achtzehn Jahre, vor allem die ersten elf, waren hart, aber ich glaube, ich fühle mich ihretwegen reicher. Ich hoffe, Ihnen geht es genauso, wenn Sie die Geschichte hören. Wenn nicht, ist es nicht meine Schuld – ich verzichte darauf, sie zu erzählen, obwohl meine Erinnerungen jedem zur Verfügung stehen, der sie sich ausborgen will.

Ich bitte um Entschuldigung. Ich muss Sie jetzt verlassen. Das Feierabendvolk kommt – die Tagschicht in der Gerberei ist gerade zu Ende, riechen Sie die Leute? Eine meiner Bardamen ist krank, eine andere ist gerade mit einem der jungen Athener durchgebrannt, die nach Delphi hierher gekommen sind, und...

na ja... ich habe zu wenig Personal. Mein Barmann kommt in einer Dreiviertelstunde zur Abendschicht, aber bis dahin muss ich wohl oder übel selber das Bier zapfen und das Roastbeef für die Sandwiches schneiden.

Mein Name ist immer noch Thomas Hockenberry, aber aus dem Dr. phil. ist ein Dr. füll geworden.

Verzeihung. Humor war noch nie meine Stärke, mal abgesehen von ein paar literarischen Wortspielen und bemühten Scherzen.

Wir sehen uns bei der nachmittäglichen Märchenstunde vor der Aufführung.

95

Sieben Jahre und fünf Monate nach Iliums Fall:

Am Tag der Aufführung hatte Harman im Trockental zu tun. Nach dem Essen schlüpfte er in seinen Kampfanzug und die Thermohaut, borgte sich eine Energiewaffe aus dem Waffenschrank von Ardis House und freifaxte dorthin.

Die Ausgrabung der nachmenschlichen Stasis-Kuppel machte gute Fortschritte. Harman lief zwischen den riesigen Ausgrabungsmaschinen herum und wich dem nach unten gerichteten Triebwerksstrahl einer Transporthornisse aus, die ihre Funde nach Norden brachte. Er konnte kaum glauben, dass er vor achteinhalb Jahren mit der jungen Ada, der unglaublich jungen Hannah und dem pummeligen Kindskopf Daeman auf der Suche nach Hinweisen auf die Ewige Jüdin – jene geheimnisvolle

Frau, die Savi hieß, wie er herausgefunden hatte – in dieses Trockental gekommen war.

Tatsächlich war ein Teil der blauen Stasis-Kuppel direkt unter dem Felsbrocken begraben gewesen, in dem Savi die eingeritzten Hinweise hinterlassen hatte, die sie in ihr Heim auf dem Mount Erebus führten. Schon damals hatte Savi gewusst, dass Harman der einzige Altmensch auf der Erde war, der diese Kritzeleien lesen konnte.

Die beiden Leiter der Stasis-Kuppel-Ausgrabung waren Raman und Alkinoos. Sie leisteten gute Arbeit. Harman ging die Checkliste mit ihnen durch, um sich zu vergewissern, dass sie wussten, welche Sachen für welche Gemeinschaft bestimmt waren – die Energiewaffen gingen in ihrer überwiegenden Mehrzahl nach Hughes Town und Chom; die Thermohäute nach Bellinbad; die Crawler waren Ulanbat und dem Loman-Anwesen versprochen; das Neue Ilium hatte ein starkes Gebot für die älteren Flechette-Gewehre abgegeben.

Harman musste darüber lächeln. Noch zehn Jahre, dann würden die Trojaner und die Griechen dieselbe Technologie benutzen wie die Altmenschen, würden sogar mittels der Pavillon-Knoten überallhin faxen. Einige Mitglieder der Delphi-Gruppe hatten den Knoten in der Nähe von Olympia bereits entdeckt.

Tja, dachte er, die einzige Lösung war, ihnen immer einen Schritt voraus zu sein – technologisch und in jeder anderen Hinsicht.

Es war an der Zeit, sich auf den Heimweg zu machen. Aber vorher wollte Harman noch einen Zwischenstopp einlegen. Er schüttelte Alkinoos und Raman die Hand und freifaxte fort.

Harman kehrte zur Golden Gate bei Machu Picchu zurück, an jenen Ort, wo ihm vor siebeneinhalb Jahren das Leben wieder geschenkt worden war. Er freifaxte nicht zur Brücke selbst, sondern auf einen Kamm – von der Brücke aus gesehen auf der anderen Seite des Tals, jenseits der hoch gelegenen Ruinen auf der Terrasse von Machu Picchu. Er konnte sich an dem uralten Bauwerk einfach nicht satt sehen; die grünen Wohnkuppeln waren aus dieser Entfernung kaum zu erkennen, aber er war nicht nur aus sentimentalen Gründen zurückgekommen.

Er wollte hier jemanden treffen.

Harman sah zu, wie die Frühnachmittagswolken aus Richtung des Wasserfalls über das Tal heraufzogen. Das Sonnenlicht färbte den Nebel eine Zeit lang golden und verbarg die Ruinen von Machu Picchu ein Stück weit, sodass sie nur wie vage sichtbare Trittsteine jenseits des Bogens der alten Brücke wirkten. Überall, wohin Harman schaute, gewann das Leben seinen anti-entropischen Kampf gegen das Chaos und den Energieverlust – das Gras auf den Hängen, das Blätterdach in dem nebelverhangenen Tal, die Kondore, die langsam in den thermischen Strömungen kreisten, die Fetzen von Flugmoos an den Hängekabeln der Brücke, selbst die rostfarbenen Flechten an den Steinen in Harmans Nähe.

Wie um ihn von seinen Gedanken über das Leben und dessen vielfältige Formen abzulenken, schoss ein höchst künstliches Raumschiff von Süden nach Norden über den Himmel; sein langer Kondensstreifen löste sich im Jetstream hoch über den Anden langsam auf. Bevor Harman die Bauart und das Modell des Schiffes genau erkennen konnte, war der leuchtende Punkt über dem nördlichen Horizont hinter den Ruinen verschwunden, gefolgt von einem dreifachen Überschallknall. Er war zu

groß und zu schnell für eine der Hornissen gewesen, die Ausrüstung aus dem Trockental nach Norden brachte. Harman fragte sich, ob es vielleicht Daeman war, der von einer ihrer gemeinsamen Expeditionen mit den Moravecs zurückkam, bei denen sie die abnehmenden Quantenstörungen zwischen dem Erdsystem und dem Mars registrierten und aufzeichneten.

Wir haben jetzt unser eigenes Raumschiff, dachte Harman. Er lächelte über seine Hybris, so etwas auch nur zu denken. Trotzdem wärmte ihn der Gedanke innerlich. Dann rief er sich ins Gedächtnis, dass wir zwar unser eigenes Raumschiff *haben*, aber noch keines *bauen* können.

Harman hoffte, dass er das noch erleben würde. Seine Gedanken wanderten zur Suche nach den Verjüngungsbottichen im Polar- und Äquatorialring.

»Guten Tag«, sagte eine vertraute Stimme hinter ihm.

Harman hob die Energiewaffe aus Gewohnheit und infolge des Trainings, ließ sie jedoch wieder sinken, bevor er sich ganz umgedreht hatte. »Guten Tag, Prospero«, sagte er.

Der alte Magier trat aus einer Nische in den Felsen. »Du trägst einen vollständigen Kampfanzug, mein junger Freund. Hast du erwartet, mich bewaffnet zu sehen?«

Harman lächelte. »Ich sehe dich nie ohne Waffen.«

»Wenn man die Intelligenz als Waffe betrachtet«, sagte Prospero.

»Oder die Arglist.«

Der Magier bewegte seine geäderten alten Hände, als gäbe er sich geschlagen. »Ariel hat gesagt, du wolltest mich sprechen. Geht es um die Lage in China?«

»Nein«, sagte Harman, »damit werden wir uns später befassen. Ich bin gekommen, um dich an die Aufführung zu erinnern.«

»Ah«, sagte Prospero, »die Aufführung.«

»Hast du es vergessen? Oder beschlossen, nicht zu kommen? Alle werden enttäuscht sein, wenn du nicht kommst – außer deiner Zweitbesetzung, natürlich.«

Prospero lächelte. »So viel Text zu lernen, mein junger Prometheus.«

»Nicht so viel, wie du uns gegeben hast«, erwiderte Harman.

Prospero öffnete erneut die Hände.

»Soll ich dem Ersatzmann sagen, dass er für dich einspringen soll?«, fragte Harman. »Er wird begeistert sein.«

»Vielleicht wäre ich doch gern dabei«, sagte der Magier. »Aber muss es als Schauspieler sein? Kann ich nicht auch als Gast kommen?«

»Bei diesem Stück musst du mitwirken«, sagte Harman. »Wenn wir *Heinrich IV.* auf die Bühne bringen, kannst du unser Ehrengast sein.«

»Eigentlich wollte ich schon immer mal Sir John Falstaff spielen«, erklärte Prospero.

Harmans Lachen hallte von den Felsenspitzen und der Felswand wider. »Also kann ich Ada sagen, dass du kommst und anschließend noch auf ein Gläschen und ein paar Gespräche bleibst?«

»Ich freue mich schon auf die Gespräche«, sagte das solide Hologramm, »wenn auch nicht auf das Lampenfieber.«

»Tja... Hals- und Beinbruch.« Harman nickte und freifaxte fort.

In Ardis House gab er seine Waffe und den Kampfanzug ab, schlüpfte in Canvas-Jeans, einen Kittel und leichte Schuhe und ging auf die nördliche Wiese hinaus, wo gerade letzte Vorbereitungen am Theater getroffen wurden. Männer brachten die bunten Lampen an, die über den Reihen frisch zurechtgesägter Holzsitze, über dem Biergarten und in den Pergolen hängen würden. Hannah stand auf der Bühne und war damit beschäftigt, die Lautsprecheranlage zu testen. Einige der Freiwilligen trugen eine letzte Farbschicht auf Kulissen auf, und jemand zog den Vorhang immer wieder auf und zu.

Ada sah ihn und versuchte, mit der zwei Jahre alten Sarah zu ihm hinüberzugehen, aber die Kleine war müde und zu quengelig, sodass Ada sie auf den Arm nahm und den grasbewachsenen Hang hinauf zu ihrem Vater trug. Harman gab beiden einen Kuss, und dann küsste er Ada noch einmal.

Sie schaute zur Bühne und den Sitzreihen zurück, zog sich eine lange Strähne schwarzer Haare aus dem Gesicht und sagte: »*Der Sturm*? Glaubst du wirklich, dass wir alle schon so weit sind?«

Harman zuckte die Achseln und legte ihr dann den Arm um die Schultern. »Es war als Nächstes dran.«

»Kommt unser Star wirklich?«, fragte sie und lehnte sich an ihn. Sarah winselte und verlagerte ihre Position ein wenig, sodass ihre Wange die Schultern beider Elternteile berührte.

»Er hat zugesagt«, erklärte Harman, der es selbst nicht glaubte.

»Es wäre nett gewesen, wenn er mit den anderen geprobt hätte.«

»Tja... man kann nicht alles haben.«

»Nein?« Ada warf ihm jenen Blick zu, dessentwegen Harman sie vor über acht Jahren für eine von der gefährlichen Sorte gehalten hatte.

Ein Sonie schoss in geringer Höhe über die Bäume und Häuser hinweg und tauchte zum Fluss und der Stadt hinab. »Hoffentlich war das einer der bescheuerten Erwachsenen und nicht einer der Jungs«, sagte Ada.

»Apropos Jungs«, sagte Harman. »Wo ist unserer? Ich habe ihn heute Morgen nicht gesehen, und ich möchte gern Hallo sagen.«

»Er ist auf der Veranda und bereitet sich auf die Märchenstunde vor.«

»Ah, die Märchenstunde.« Harman drehte sich um und wollte zu der Mulde in der südlichen Wiese gehen, wo die Märchenstunde normalerweise stattfand, aber Ada packte ihn am Arm.

»Harman...«

Er sah sie an.

»Mahnmut ist vor einer Weile gekommen. Er sagt, Moira komme vielleicht auch zu der Aufführung heute Abend.«

Er nahm ihre Hand. »Na ja, das ist doch gut... oder?«

Ada nickte. »Aber wenn Prospero hier ist, und Moira, und du hast gesagt, du hättest Ariel eingeladen, obwohl er die Rolle nicht spielen wollte... was ist, wenn Caliban kommt?«

»Der ist nicht eingeladen«, sagte Harman.

Sie drückte seine Hand, um ihm zu zeigen, dass sie es ernst meinte.

Harman deutete auf die Stätten in der Umgebung des Theaters, den mit Pergolen abgeteilten Biergarten und das Haus, wo die Wachen mit ihren Energiegewehren postiert sein würden.

»Aber die Kinder werden bei der Aufführung sein«, sagte Ada. »Die Leute aus der Stadt...«

Harman nickte. Er hielt immer noch ihre Hand. »Caliban kann jederzeit hierher qten, wenn er will, meine Liebe. Bisher hat er es noch nicht getan.«

Sie nickte leicht, ließ seine Hand jedoch nicht los.

Harman küsste sie. »Elian hat fünf Wochen lang für seinen Auftritt als Caliban geprobt«, sagte er. »*Fürchte dich nicht; die Insel ist voll Tönen, Klängen und süßen Weisen, die erfreuen und keinen Schaden tun.*«

»Ich wünschte, das wäre immer so«, sagte Ada.

»Ich auch, mein Schatz. Aber wir wissen beide – du noch besser als ich –, dass es nicht so ist. Wollen wir John bei der Märchenstunde zusehen?«

Orphu von Io war noch immer blind, aber die Eltern hatten keine Angst, dass er gegen etwas prallen oder mit jemandem zusammenstoßen könnte, selbst wenn sich die acht oder neun mutigsten Kinder von Ardis auf seiner riesigen Schale drängten; sie kletterten barfuss hinauf, um dort oben einen Platz zu finden. Für die Kinder war es mittlerweile Tradition, auf Orphu zur Märchenstunde in der Mulde zu reiten. John, mit etwas

über sieben Jahren einer der ältesten, saß am höchsten Punkt dieser Schale.

Der riesige Moravec bewegte sich auf seinen lautlosen Repeln langsam, beinahe feierlich voran – bis auf das wilde Gekicher der Kinder, die auf ihm ritten, und das Geschrei der anderen Kinder, die hinterherliefen –, trug sie von der Veranda an der alten Ulme vorbei zu der Mulde zwischen den Büschen und den neuen Häusern.

In der flachen Senke, die auf magische Weise außer Sichtweite der Häuser und der Erwachsenen war – mit Ausnahme einiger zuschauender Eltern –, stiegen die Kinder herunter und machten es sich auf der Böschung der grasbewachsenen Schüssel bequem. John saß, wie meistens, direkt neben Orphu. Er schaute sich um, sah seinen Vater und winkte ihm zu, kam jedoch nicht herüber, um Hallo zu sagen. Die Geschichte ging vor.

Harman, der immer noch mit Ada dastand – Sarah schnarchte jetzt in seinen Armen, nachdem Ada fast der Arm eingeschlafen war –, sah Mahnmut in der Nähe der Hecke stehen. Harman nickte ihm zu, aber die Aufmerksamkeit des kleinen Moravecs war auf seinen alten Freund und die Kinder gerichtet.

»Erzähl noch mal die Gilgamesch-Geschichte«, rief einer der mutigeren Sechsjährigen.

Das riesige Krebsmonster bewegte seinen Panzer langsam hin und her, als schüttelte es den Kopf. »Diese Geschichte ist fürs Erste beendet«, rumpelte Orphu. »Heute fangen wir mit einer neuen an.«

Die Kinder jubelten.

»Es wird lange dauern, sie zu erzählen«, sagte Orphu. Seine rumpelnde Stimme klang selbst für Harman beruhigend und einnehmend.

Die Kinder jubelten erneut. Zwei der Jungs purzelten und rollten gemeinsam den kleinen Hang hinunter.

»Hört gut zu«, sagte Orphu. Einer seiner langen, gegliederten Manipulatoren hatte die Jungen behutsam getrennt und sie sanft auf den Hang gesetzt, ein kleines Stück voneinander entfernt. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich sofort auf die dröhnende, hypnotisierende Stimme des großen Moravecs.

*»Zorn – Göttin, singe nun des Peleussohnes Achilles
unheilbringenden Zorn, jenen Zorn, der tausend Leid
den Achäern schuf, der so viele stattliche Seelen
der Heroen in den dunklen Hades hinabstieß, ihre Körper jedoch den
Hunden und Vögeln zur Beute machte,
selbst als Zeus Ratschluss in Erfüllung gegangen war.
Beginne damit, o Muse, wie beide zuerst sich in Streit und Hader
entzweiten, der griechische König Agamemnon, Herrscher der
Männer, und der edle, göttergleiche Achilles...«*

DANKSAGUNGEN

Ich möchte Jean-Daniel Breque für die Erlaubnis danken, die Details eines seiner Lieblingsspaziergänge auf der Avenue Daumesnil und dieser restlichen *Promenade Plantée* zu benutzen. Eine ausführliche Beschreibung dieses herrlichen Spaziergangs findet sich in Jean-Daniels Essay »Green Tracks« im *Time Out Book of Paris Walks*, erschienen bei Penguin.

Außerdem möchte ich Professor Keith Nighthenheller danken, der mich auf das Renoir-als-Schöpfer-Zitat in *Guermantes* aufmerksam gemacht hat.

Zu guter Letzt möchte ich Jane Kathryn Simmons für die Erlaubnis zum Abdruck ihres Gedichts »Still Born« danken, wie es auf S. 794 f. wiedergegeben ist.

DANKSAGUNG DES ÜBERSETZERS

Mein Dank geht ebenfalls an Jean-Daniel Breque, der »Olympos« etwa zeitgleich ins Französische übertragen hat. Jean-Daniel war mir eine unschätzbare Hilfe beim Aufspüren der zahllosen, teilweise versteckten Zitate und bei der Bereinigung einiger Unstimmigkeiten.

Auf Dan Simmons' Website hat Jean-Daniel einen Teil dieser Arbeit in seiner Kolumne »News from France«

<http://www.dansimmons.com/news/france/france-index.htm> unter dem Titel »Climbing Olympos« dokumentiert.

DEUTSCHE QUELLEN

Anonymus: *An Athene*. Übersetzung von Anton Weiher; in: A. Weiher (Hrsg.): *Homerische Hymnen*. Artemis-Verlag, München/Zürich 1986

William Blake: *Der kristallene Schrein*. Übersetzung von Thomas Eichhorn; in: ders. *Zwischen Feuer und Feuer*. Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 4. Aufl. 2003

ders.: *Die Pforten des Paradieses. Nachschrift (An den Satan, welcher der Gott dieser Welt ist)*. Übersetzung von Otto Freiherr von Taube; in: ders. *Die Ethik der Fruchtbarkeit*. Diederichs, Jena 1907

Robert Browning: *Caliban über Setebos*. Übersetzung von Carola Giese und Ulrich von Möllendorf; in: *Schauerfeld*, 14. Jahrgang 2001, Heft 1. Gesellschaft der Arno-Schmidt-Leser e.V. Wittlich.

Anthony Burgess: *Shakespeare – eine Biographie*. Übersetzung von Eugen Schwarz; Zitate übersetzt von Dieter Schamp. Ullstein, Frankfurt/Main u. a. 1984

George Gordon Lord Byron: *Don Juan*. Übersetzung von Otto Gildemeister; in: ders. *Werke* Bd.. 2. Winkler Verlag, München o. J.

Erich Fried: *Shakespeare*. 27 Stücke von William Shakespeare in der Übersetzung von Erich Fried. Herausgegeben von Friedmar Apel. Lizenzausgabe der Büchergilde Gutenberg, Bd.. 1-3. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1968-87, 1989

- Hesiod: *Theogonie*; in: ders. Werke in einem Band. Übersetzung von Luise und Klaus Hallof. Aufbau-Verlag, Berlin, Weimar 1994. In: Dichtung der Antike von Homer bis Nonnos. Digitale Bibliothek Bd.. 30, Directmedia Publishing GmbH, Berlin 2000
- Homer: *Ilias*. Übersetzung von Roland Hampe. Philipp Reclam jun. Stuttgart 1979
- Homer: *Odyssee*. Übersetzung von Roland Hampe. Philipp Reclam jun. Stuttgart 1979
- John Keats: *Der Fall von Hyperion*. Übersetzung von Mirko Bonne; in: ders. Werke und Briefe. Reclam, Stuttgart 1995
- John Keats: *Ode an eine Nachtigall*. Übersetzung von Werner von Koppenfels; in: W. v. Koppenfels u. M. Pfister (Hrsg.), englische und amerikanische Dichtung, Bd. 2. Verlag C. H. Beck, München 2000
- Lukian: *Der Hahn oder Der Traum des Micyllus*; in: ders. Werke in drei Bänden. Übersetzung von Christoph Martin Wieland. Herausgegeben von Jürgen Werner und Herbert Greiner-Mai. 2. Auflage. Aufbau-Verlag, Berlin, Weimar 1981; in: Dichtung der Antike, a. a. O.
- Orpheus. *Altgriechische Mysterien*. Übertragen und erläutert von J. O. Plassmann. Diederichs, Köln 1982
- Properz: *Die Elegien*. Deutsche Nachdichtung von Hermann Sternbach. Propyläen-Verlag, Berlin 1920; in: Dichtung der Antike, a. a. O.
- Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Bd.. 2: Im Schatten junger Mädchenblüte. Bd.. 3: Guermantes. Übersetzung von Eva Rechel-Mertens; revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmle. Suhrkamp, Frankfurt/Main 1995

Lucius Annaeus Seneca: *Die Trojanerinnen*; in: ders. Tragödien nebst den Fragmenten der übrigen römischen Tragiker. Übersetzt und mit Einleitungen versehen von Wenzel Alois Swo-boda. 1. – 3. Band. L. Haas, Wien, Prag 1825-1830; in: Dichtung der Antike, a. a. O.

William Shakespeare: *Die Sonette*. Übersetzung von Christa Schuenke. 3. Auflage. Deutscher Taschenbuch Verlag, Mün-chen 2002. Die lateinischen Zeilen von William Shakespeares Grabinschrift übersetzte Dieter Wuttke, die englischen Zeilen Hildegard Hammerschmidt-Hummel (s. <http://www.hammerschmidt-hummel.de/varia/gutachterliche.htm>)

Percy Bysshe Shelley: *An eine Dame mit einer Guitarre*. Überset-zung von Julius Seybt; in: Percy Bysshe Shelleys poetische Werke in einem Bande. Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig 1844

ders.: *Hellas*, a. a. O.

ders.: *Der entfesselte Prometheus*. Übersetzung von Albrecht Graf Wickenburg, Rosner, Wien 1876; in: Die Bibliothek der Weltli-teratur. Digitale Bibliothek Bd. 89, Directmedia Publishing GmbH, Berlin 2004

Alfred Lord Tennyson: *Tithonus*. Übersetzung von Adolf Strodtmann; in: Alfred Tennyson's ausgewählte Dichtungen. Verlag des bibliographischen Instituts, Hildburghausen 1867

ders.: *Ulysses*. Übersetzung von F. Freiligrath; in: W. v. Koppen-fels u. M. Pfister (Hrsg.) Englische und amerikanische Dich-tung Bd. 2. a. a. O.

Vergil: *Lied vom Helden Aeneas*; in: ders. Werke in einem Band. Herausgegeben und aus dem Lateinischen übersetzt von Diet-

rich Ebener. 2. Auflage. Aufbau-Verlag, Berlin 1987; in: Dichtung der Antike, a. a. O.